



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

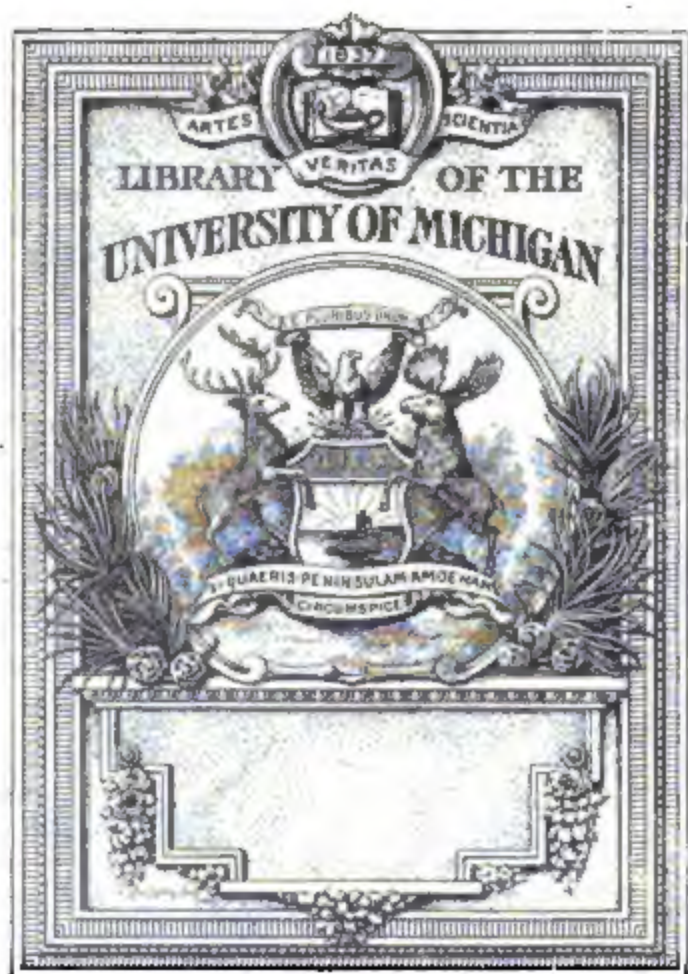
Über Google Buchsuche

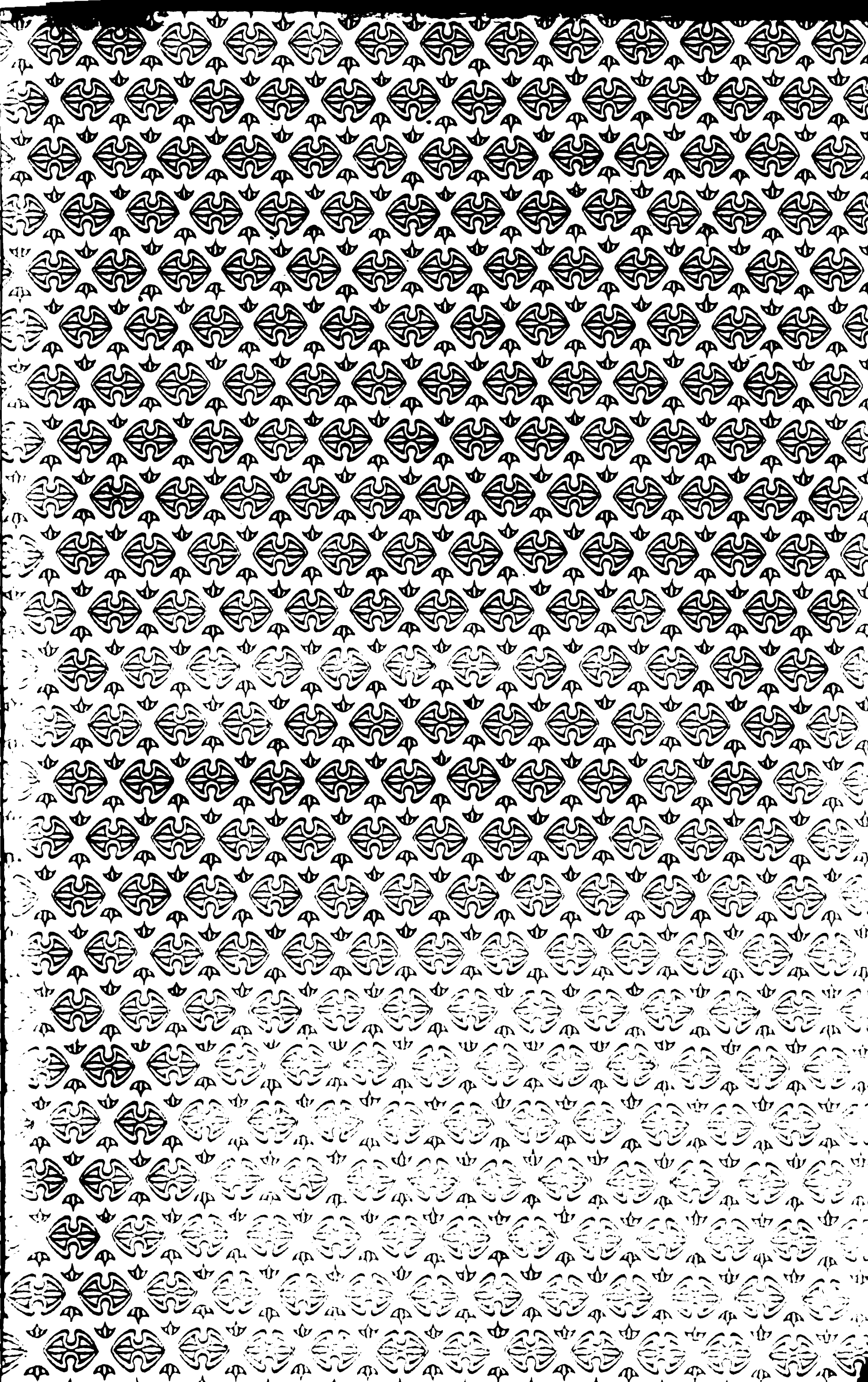
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



A 3 9015 00393 867 0

University of Michigan - BUHR





7. 5. 1906

Geschichte

des

Deutschen Zeitungswesens

von den ersten Anfängen
bis zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches

von

Ludwig Salomon.

~~~~~  
**Dritter Band.**

Das Zeitungswesen seit 1814.



1906.

Oldenburg und Leipzig.

Schulzische Hof-Buchhandlung und Hof-Buchdruckerei.

R. Schwarz.





## V o r w o r t.

Der vorliegende Schlußband ist etwas mehr angeschwollen, als es ursprünglich im Plane lag. Die Zeit der dreißiger und vierziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts mit ihren heißen Wünschen und vielen hochgespannten Hoffnungen verlangte eine breitere Darstellung; die außerordentlich große Menge von geistiger Arbeit, die in dieser Periode auf dem Gebiete des Journalismus, hauptsächlich im Interesse des deutschen Gedankens, geleistet wurde, mußte, wie sich bei der innigeren Vertiefung in den Stoff herausstellte, etwas ausführlicher geschildert werden, sollte dem unermüdlchen Streben, das sich allerwärts entwickelt hatte, Gerechtigkeit widerfahren. Dabei zeigte sich aber auch, was für ein ungeheurer geistiger Reichtum noch in den Zeitungen und Zeitschriften des neunzehnten Jahrhunderts lagert, was für eine Fülle von ungemünztem Golde der Erforscher der politischen Geschichte sowohl, wie der Kulturhistoriker in den Bänden der heute halb und ganz vergessenen Zeitungen und Zeitschriften zu schürfen ist. Ein jüngerer Historiker, Paul Holzhausen, hat allerdings begonnen, in diese Schächte hinabzusteigen, und da ist es ihm auch gelungen, für seine Studien „Der erste Konsul Bonaparte und seine deutschen Besucher“, „Napoleons Tod in der zeitgenössischen Presse und Dichtung“ und „Heinrich Heine und Napoleon I.“ eine überraschend große Menge interessanter Einzelheiten heraufzuholen; ja er hat sogar auf Grund bisher verschollen gewesener Zeitungsberichte höchst wichtige Tatsachen, über die man bisher nur ungenügend orientiert war, genauer feststellen können. Das legt aufs neue die Mahnung nahe, das Sammeln der Zeitungen und Zeitschriften gewissenhafter zu betreiben. Wiederholt mußte ich erfahren, daß selbst Staatsbibliotheken von wichtigen Zeitungen ihres Landes keine einzige Nummer besaßen. Das Richtige würde sein, wenn eine allgemeine große Sammelstelle für ganz Deutschland eingerichtet würde, in der mit Sachkenntnis die Erzeugnisse der gesamten besseren Zeitungsliteratur zur Aufstellung kämen. Doch müßte diese Zeitungs-Bibliothek das Reich errichten; die Kräfte eines Privatmannes würden nicht ausreichen. Man baut große, umfangreiche Bildergalerien und Museen der mannigfachsten Art, plant die Errichtung einer Reichsmusik-

bibliothek: eine Stätte für die systematische Aufstellung der Zeitungsbände, die den kommenden Geschlechtern so viele wichtige Dokumente aufbewahren, ist leider noch nicht geschaffen worden, eine Unterlassungssünde, die eine spätere Generation uns zum schweren Vorwurf machen wird.

Im übrigen kann ich bei diesem Schlußbände nur darauf hinweisen, daß die Grundsätze, die ich bereits in dem Vorworte zum ersten Bände dargelegt, mich auch hier geleitet haben. Ich suchte nicht durch die Aufzählung der Titel der ungeheuern Massen von Zeitungen ein möglichst genaues Verzeichniß aller erschienenen Blätter zu liefern, sondern ein treues Kultur- und Literaturbild zu geben und dabei ein lesbares Buch zu schaffen, in das sich der Freund vaterländischen Geistes und vaterländischer Kultur gern vertieft. Bei der sehr großen Mühe, die die lange Arbeit erforderte, möchte ich wohl wünschen, daß ich hinter meinem Ziele nicht allzuviel zurückgeblieben sei.

Elberfeld, Ende August 1905.

Der Verfasser.



# Inhalt.

## Erster Abschnitt.

### Von den Befreiungskriegen bis zu den Karlsbader Beschlüssen (1814—1819).

|                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                            | Seite |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| <b>Erstes Kapitel.</b> Die Erwartungen und Hoffnungen . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                            | 1     |
| 1. Einleitung. Die Stimmung nach den Befreiungskriegen. Allgemeine Hoffnungsfreudigkeit. Der Born gegen die ehemaligen Anhänger Napoleons. Allgemeiner Unmut über den ersten Pariser Frieden und die Kläglichkeit des Wiener Kongresses. Der zweite Pariser Friede. Die Hoffnung auf Preußen. Die antinationale Gesinnung der preußischen Bureaucratie. Auftreten des Geheimrats Schmalz. Friedrich Wilhelm III. und die Schwenkung der preußischen Regierung zur antinationalen Richtung. Die Folgen dieser Schwenkung. Die Nation wendet sich in ihrer Hoffnungslosigkeit Sonderbestrebungen zu. Die Kämpfe um die Verfassung. Das Wartburgfest. Die Ermordung Rugebues. | 1     |
| 2. Die Karlsbader Beschlüsse und die Ernennung einer Zentralkommission zur Untersuchung der demagogischen Umtriebe. Die allgemeine Trostlosigkeit über die Entwicklung der Verhältnisse. Hoffes Satire auf die Anebelung der Presse . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                              | 13    |
| <b>Zweites Kapitel.</b> Die Preßverhältnisse in Preußen . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                          | 24    |
| 1. Der Staatskanzler Fürst Hardenberg über die Presse. Wilhelm von Humboldt über die Preßfreiheit. Die Preßverhältnisse in den verschiedenen preußischen Landesteilen. Die preußische Kommission zur Ausarbeitung eines Preßgesetzes . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                             | 24    |
| 2. Der „Rheinische Merkur“, das bedeutendste Blatt der in Rede stehenden Periode. Sein Herausgeber Joseph Görres. Zeitstimmen über die Zeitung. Der Inhalt der Zeitung. Die fingierte Proklamation Napoleons an die Völker Europas. Die Zeitung tritt für die deutsche Gesinnung ein. Wird in Bayern, Württem-                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                             |       |
| <b>III.</b> Salomon, Geschichte des deutschen Zeitungswesens.                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                              | a     |

|                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                  | Seite     |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----------|
| berg und Baden verboten. Görres über die Unterdrückung von Zeitungen. Das Auftreten des „Merkur“ nach der Flucht Napoleons von Elba. Erste Verwarnung durch den Staatskanzler von Hardenberg. Blücher und Görres. Die Zeitung gegen den Wiener Kongreß und die Bundesakte. Keulenschläge auf das Haupt des Geheimrats Schmalz. Der „Merkur“ wird verboten. — Mallinckrodt's „Westphälischer Anzeiger“, ein gewisser Ersatz für den „Merkur“. Beschäftigt sich hauptsächlich mit national-ökonomischen Fragen. Legt die Mißgriffe der preußischen Beamten dar. Wird unterdrückt . . . . .                                                                                                                                         | 33        |
| 3. Die sonstigen preußischen Zeitungen des Westens. Des General-Gouverneurs Sach Grundzüge einer Zensur. Die Aachener Zeitungen. Friedrich Wilhelm III. mißbilligt die Haltung der Aachener Zeitungen. Beschränkung der Pressefreiheit. Verweis wegen zu großer Nachsicht gegen die Aachener Blätter. Die Auflagen der Aachener Zeitungen. Die Kölner Blätter. Der religiöse und volkswirtschaftliche Standpunkt der „Kölnischen Zeitung“. Die Blätter in Arefeld und Aleve. Die ärmliche Presse in Düsseldorf. Die Blätter in Elberfeld und Solingen . . . . .                                                                                                                                                                  | 59        |
| 4. Die Berliner Presse. Görres über die künftigen Aufgaben der deutschen Zeitungen. Die Spenersche und die Bossische Zeitung. Die Zensur. Blücher über die Zensoren. Die Gründung des „Preußischen Correspondenten“. Sein Leiter W. G. Niebuhr und dessen Eröffnungs-Artikel. Öftmaliger Wechsel in der Leitung (Götschen, Schleiermacher, Arnim, Arndt). Die echt patriotische Haltung des Blattes. Die kümmerlichkeit der Inserate. Das Ende des Blattes. Die Zensur wird verschärft. Die Berliner Presse wird immer kläglicher. Bildung eines Vereins zu Gunsten der Pressefreiheit. Gründung der „Allgemeinen Preußischen Staatszeitung“. Ihr Programm. Ihr Redakteur F. A. von Stägemann. Die Haltung der Zeitung . . . . . | 70        |
| 5. Die Presse der alten preußischen Provinzen. Die „Magdeburgische Zeitung“. Der Zensurdruck. Die pekuniäre Schädigung der Zeitung. Die Ansprüche des Intelligenz-Blattes. Der „Hallische Kurier“ und die „Zeitung für die königl. preuß. Provinzen zwischen Elbe und Weser“ in Halle. Die „Schlesische Zeitung“. Die Posener, Königsberger und Stettiner Zeitung . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                      | 85        |
| <b>Drittes Kapitel. Die Presse in den übrigen Staaten Mittel- und Norddeutschlands . . . . .</b>                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                 | <b>91</b> |
| 1. Das Zeitungswesen in Sachsen-Weimar. Geheimrat v. Voigt über die Pressefreiheit in Sachsen-Weimar. Pfeilschifter und die Gründung des „Oppositions-Blattes“. Bertuch's Programm für                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                           |           |

diese Zeitung. Der Historiker Mühs über das Projekt. Aufnahme Ludwig Wielands in die Redaktion. Der Charakter des „Oppositions-Blattes“. Wird der Regierung unbequem. Wird auf eine Woche verboten. Die Ermordung Kokebues und das Blatt. Die „Verschwörung“ der „Preussischen Staatszeitung“. Das neue Preßgesetz vom 20. September 1819. Der letzte Redakteur Fr. Aug. Müder. Die Zeitung wird unterdrückt. — Kleinere Verwandte des „Opp.-Bl.“. Die „Dorfzeitung“ in Hildburghausen und das „Grimmasche Wochenblatt“ . . . . .

91

2. Die Zeitungen in Hamburg und Bremen. Der „Hamburgische Korrespondent“. Die „Bremer Zeitung“. Der „Deutsche Beobachter“. Wird vom „Rhein. Merkur“ hervorgehoben. Cotta und der „Deutsche Beobachter“. Das Zeitungswesen in Hannover. Die Presse in Kurhessen. Die neue hessische Zensurordnung. Die „Kasselsche Allgem. Zeitung“. Die beiden sächsischen Zeitungen: die „Deutschen Blätter“ und die „Leipziger Zeitung“. Brodhaus' Programm für die „Deutschen Blätter“. Eintreten der „Deutschen Blätter“ für die deutsche Sache. Brodhaus' Klage über die Zensoren. Die „Deutschen Blätter“ gehen ein. Die neue Lage der „Leipz. Zeitung“. Wahlmanns Leitung der Zeitung. Die Verpachtung an Grieshammer. Niedergang der Zeitung . . . .

108

**Viertes Kapitel. Die Presse in Süddeutschland und Österreich**

128

1. Die Zeitungen in Baden. Die Frankfurter Zeitungen. Die „Ober-Postamtszeitung“; das „Journal de Francfort“; das „Reich der Toten“. Das „Ristretto“; erhält den Titel „Zeitung der freien Stadt Frankfurt“; bekommt Börne zum Redakteur; dessen Verhältnis zur Zensur; seine Beurteilung. Das „Journal“. Das Zeitungswesen im Herzogtum Nassau. Die „Rheinischen Blätter“ in Wiesbaden, gegründet von Johannes Weizel. Weizels Konflikte mit der preussischen Regierung. Hardenbergs Versuche, Weizel für sich zu gewinnen. Weizels politisches Glaubensbekenntnis. Sein Rücktritt von der Redaktion der „Rhein. Blätter“. Hardenberg stellt den Regenschirm in die Ecke. Die „Mainzer Zeitung“ und ihr Redakteur Fr. Lehne. Die sonstigen Zeitungen im Flußgebiete des Rheins. Von Görres verspottet. Der „Schwäbische Merkur“. Seine Situation im Verfassungskampfe; seine Haltung gegenüber der Burschenschaft. Die Zustände in Bayern. Das Edikt über die Preßfreiheit in Bayern. Ign. Rudhart über die bayr. Zeitungen und die Zensur. Seine Instruktion für die Zensoren. Die Augsb. „Allgemeine Zeitung“. Sie bürgert sich in Österreich ein. Genß und die „Allgem. Btg.“. Pilat. Die Zeitung stellt sich ganz in den Dienst der Metternich-

|                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                            | Seite |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| <p>schen Regierung. Die „Allgem. Ztg.“ in Preußen. Hardenberg und das Blatt. Barnhagen. Urndt. Die Zensurplackereien. Die sonstigen bayrischen Blätter . . . . .</p>                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                       | 128   |
| <p>2. Die Zeitungen in Oesterreich. Geringes politisches Leben. Die „Wiener Zeitung“. Ihre Pächter, die van Ghelenschen Erben. Genz setzt bestimmte Normen für das Blatt fest. Konrad Bartsch, der erste berufsmäßige Journalist Oesterreichs. Seine Leiden und Schicksale. Sein Gegner Genz. Die Leistungen der „Wiener Zeitung“. Der „Oesterreichische Beobachter“. Wird von Genz bevorzugt. Beschwerde des Pächters der „Wiener Ztg.“ über den „Beobachter“. Haltung des „Beobachters“. Adam Müllers „Bote in Tyrol“. Die „Prager Zeitung“ . . . . .</p>                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                | 158   |
| <p><b>Fünftes Kapitel.</b> Die Zeitschriften während der Periode von 1814 bis 1819 . . . . .</p>                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                           | 169   |
| <p>1. Die politischen Zeitschriften der ersten Jahre. Ihr Charakter. C. L. Welters Grundzüge, nach denen die vaterländischen Zeitschriften zu leiten seien. Ludens „Nemesis“. Goethes ablehnendes Verhalten gegen die „Nemesis“. Die Zeitschrift tritt für die Einheit Deutschlands ein; kritisiert die Bundesakte; wendet sich gegen Schmalz; sieht sich allerwärts gehemmt. Ludens Konflikt mit Kobebue. Gibt die „Nemesis“ auf. Die „Kieler Blätter“. Die Preßverhältnisse in Holstein und Schleswig. Die „Kieler Blätter“ über die Verfassungsfrage. „Die Zeiten“ von Chr. Daniel Boß. Betonen deutsches Volkstum und deutsches Recht; treten für die Hegemonie Preußens ein; wenden sich gegen Schmalz und Dabelow. Der „Hermann“, eine Zeitschrift für Westfalen. Widmet sich vorwiegend der Volkswirtschaft und dem Ausbau der Rechtsverhältnisse. Verlangt eine feste Verfassung, Handelsfreiheit und Preßfreiheit. Wird unterdrückt. Die bayrische Zeitschrift „Allemannia“. Organ des Ministers von Montgelas. Wendet sich fortgesetzt gegen Preußen. Verspottet den „Rhein. Merkur“; verdächtigt die nationalen Bestrebungen. Macht plötzlich eine Schwenkung und stellt dann sein Erscheinen ein . . . . .</p> | 169   |
| <p>2. Die politischen Zeitschriften der letzten Jahre. Orens „Jfis“. Orens Programm. Der Herausgeber behandelt mit Vorliebe politische Fragen. Mißstimmung in Weimar. Goethe über die „Jfis“ und die Preßfreiheit überhaupt. Karl August kann sich nicht entschließen, Goethes Ratschlägen zu folgen. Die „Jfis“ und das Wartburgfest. Orens Absetzung und die Unterdrückung der „Jfis“. Börne über die Tragödie der „Jfis“. Börnes Zeitschriften. Sein Einfluß. Die „Wage“. Ihre Ankündigung und ihr Programm. Börne bittet Goethe um Beiträge. Der Erfolg</p>                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                            |       |

|    |                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                |     |
|----|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
|    | der „Wage“. Ihre Theaterbesprechungen. Genz und Rabel über sie. Die „Zeitschwingen“. Börnes Ankündigung der Zeitschrift. Ihr Inhalt. Wird unterdrückt. Börnes Abschied von den Lesern.                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                         | 190 |
| 3. | Die kleineren politischen Zeitschriften. Cöllns „Neue Fackeln“. Rottecks „Teutsche Blätter“. „Das neue Deutschland“. Die „Germania“. „Der Europäische Aufseher“. Die „Freimüthigen Blätter für Deutsche.“ Das „Journal für Deutschland“. Arndts „Wächter“. Brans „Minerva“. „Der Teutschen Burschen fliegende Blätter“ von Fries. Delsners „Bundeslade“ . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                              | 208 |
| 4. | Die Zeitschriften für universelle Bildung und die Unterhaltungsjournale. Das Cottasche „Morgenblatt“, redigiert von Therese Huber. Deren Programm. Cottas eigenmächtige Eingriffe. Bevorzugung Frankreichs. Die Mitarbeiter Börne und Müllner. Goethe gegen Müllner. Müllner erhält die Redaktion des „Literaturblattes“. Goethes Mißmut darüber. Cottas Konflikt mit Müllner. Dieser legt die Redaktion des „Literaturblattes“ nieder. Therese Hubers Rücktritt von der Redaktion des „Morgenblattes“. Die „Wiener Zeitschrift“. Ihr Begründer Schick. Ihr Redakteur Hebenstreit. Die Mitarbeiter. Pflügt das literarische Leben in Oesterreich. Fördert Grillparzer. Die „Zeitung für die elegante Welt“. Müllner treibt sein Unwesen darin. Die „Abendzeitung“ von Winkler und Rind. Dient der leichten Unterhaltung und dem Klatsch. Der „Gesellschafter“ von Gubitz. Der Kühnsche „Freimüthige“. Weizels „Rheinisches Archiv“. Bäuerles „Wiener allgemeine Theaterzeitung“. Der „Wanderer“, der „Sammler“, die „Thusnelde“, die „Originalien“ zc. . . . . | 212 |
| 5. | Die literarisch-kritischen Journale. Das „Literarische Wochenblatt“ von Kopebue. Das Programm Kopebues. Sein Auftreten gegen die liberalen Bestrebungen, die Pressfreiheit und die Burschenschaft. Schreibt witzig und pikant. Das Blatt hat Erfolg. Geht nach dem Tode Kopebues an Brockhaus über. Der „Hermes“, von Brockhaus gegründet. Wird nach dem Muster der englischen Zeitschriften eingerichtet und anfangs von Prof. Krug, später von Brockhaus redigiert. Erhält mehr und mehr einen politischen Charakter. Die „Wiener Jahrbücher der Literatur“, begründet von Metternich. Bringen Genz' Abhandlung über die Pressfreiheit in England. Die übrigen Mitarbeiter. Das „Konversationsblatt“, die „Vaterländischen Blätter“. Heinrich von Treitschke, Karl Hagen und Heinrich von Sybel über die Presse von 1814—1819 . . . . .                                                                                                                                                                                                                      | 226 |



## Zweiter Abschnitt.

### Im Banne der Karlsbader Beschlüsse (1819—1848).

|                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                     | Seite.     |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|------------|
| <b>Erstes Kapitel. Die Zeit der Enttäuschung (1819—1830) . . .</b>                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                  | <b>239</b> |
| 1. Die Bundesstaaten und die Karlsbader Beschlüsse. Allgemeine<br>Trostlosigkeit. Sinneigung der großen Menge zur Oberflächlichkeit.<br>Das Theater absorbiert das ganze Interesse. Ein neues Zensur-<br>edikt für Preußen. Errichtung einer Ober-Zensur-Behörde in<br>Berlin. Die Pflichten des Kollegiums; dessen Tätigkeit. Harden-<br>bergs Verschärfung der Zensurvorschriften. Die Schöll'schen In-<br>struktionen für die Zensoren. Die vernichtende Wirkung dieser<br>Instruktionen. Die pekuniären Lasten der Zensur und der<br>Zeitungsstempel. Österreich und die Karlsbader Beschlüsse.<br>Metternichs Zensurverschärfungen. Sedlnitzky's Gewalttätigkeiten.<br>Castell's Bestrafung. Fäulhammer über die österreichische Zensur.<br>Bayerns Reservatrecht. König Ludwig I. und die Zensur . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                        | 239        |
| 2. Die Zeitungen unter dem Drucke der Karlsbader Beschlüsse. Die<br>preussischen Zeitungen. Werden durch das Herüberfluten der<br>Pariser Zeitungen geschädigt. Einrichtung eines Zeitungs-Kontors<br>in Berlin. Die beiden Berliner Zeitungen werden ermahnt.<br>Die „Spener'sche Zeitung“ das vornehmere Blatt, die „Bos'sische“<br>eine spezifisch-berlinische Zeitung. Der neue Besitzer der „Spener-<br>schen“, Dr. C. H. Spiker. Guxkow über ihn. Die Mitarbeiter<br>der „Spener'schen“. Der Verleger der „Spener'schen“ stellt die<br>erste Schnellpresse in Berlin auf. Die „Bos'sische Zeitung“ geht<br>in die Hände C. F. Lessings über. Die Mitarbeiter Gubitz und<br>Kellstab. Letzterer wird „die Seele der Zeitung“ und der Berliner<br>Muster-Journalist. Die „Breslauer Zeitung“. Ihr Gründer<br>Karl Schall. Laube über ihn. Seine Leitung der Zeitung.<br>Weitere neue Zeitungen im Osten. Der Grauböden „Gesellige“.<br>Die „Schlesische Zeitung“. Ihre hochkonservativen Grundsätze.<br>Ihre Beeinflussung. Die „Magdeburger Zeitung“. Ihr Kampf<br>gegen die Intelligenz-Kontore. Die Bevormundung durch Gou-<br>verneur und Oberpräsident. Die Zeitungen in Burg und Halle.<br>Die „Kölnische Zeitung“ und die übrigen Kölner Blätter. Die<br>Hamburger Zeitungen. Die Zeitungen in Bremen und Lübeck.<br>Die Frankfurter Presse. Karl Peter Berly. Das Zeitungswesen<br>in Baden. Der „Schwäbische Merkur“. Die „Allgemeine<br>Zeitung“. Ihre schwere Bedrückung. Cotta und der Minister<br>Graf Rechberg. Der österreichische und französische Einfluß. Or-<br>gane des Zensors. Starke Rückgang der Zeitung. Die öster-<br>reichischen Zeitungen . . . . . | 261        |

3. Die Zeitschriften der zwanziger Jahre. Brockhaus über die Reichtheit der Journale. Die alten Zeitschriften. Der „Hermes“. Er erhält mehr und mehr einen politischen Charakter. Sein Inhalt. Kotted über den „Hermes“; Müllner über ihn. Brockhaus' Antwort darauf. Der „Hermes“ unter R. E. Schmid. Die „Wiener Zeitschrift“; ihre Mitarbeiter. Grillparzer und das Blatt. Das „literarische Wochenblatt“ unter Brockhaus' Redaktion; dessen Konflikte mit der preußischen Regierung. Muß zweimal den Titel ändern. Das „Morgenblatt“. Heine über die Zähmheit des Blattes. Wilhelm Hauff übernimmt die Redaktion. Sein Konflikt mit Cotta. Sein Tod. Der „Gesellschafter“. Heinrich Heine und das Blatt. Bringt die „Harzreise“. Die „Abendzeitung“. Ihr kläglicher Inhalt. Verspottet von Hauff und Laube. Kleinere Journale. Die neuen Zeitschriften, das Mitternachtsblatt von Müllner und die „Berliner Schnellpost“ und der „Berliner Courier“ von Saphir. Der Saphirsche Witz. Heine und Holtei über ihn. Die sonstigen neuen Zeitschriften. Goethe über die Journalliteratur der zwanziger Jahre . . . . . 287

**Zweites Kapitel. Wiedererwachen des nationalen Geistes (1830—1848) . . . . . 311**

1. Die Bundesstaaten und der neue Geist. Die Maßregeln zur „Bändigung der deutschen Revolution“. Die „sechs Artikel“. Weitere Beschlüsse zur gründlichen „Säuberung“. Die allgemeine Demagogenheze. Reinigung der Zeitungsliteratur. Börne und Hoffmann von Fallersleben über die Öde der Zeitungen. Das Vorgehen gegen das Junge Deutschland. Der Kampf der jungen Geister gegen die Zensur. Gustav Freytag über die Zensur. Witz und Satire über die Preßverhältnisse . . . . . 311
2. Die Preßverhältnisse in den einzelnen Ländern. Das Zeitungswesen in Preußen seit 1830. Friedrich Wilhelms III. Erlaß gegen die „planmäßige Vergiftung des Zeitgeistes“. Das Oberzensur-Kollegium. Geh. Reg.-Rat von Rehsues und sein Organisationsplan für die Handhabung der Zensur. Sein Mißerfolg bei Friedrich Wilhelm III. Tschoppes Gutachten über die Maßregeln gegen die Presse. Das Vorgehen gegen das Junge Deutschland. Hofrat John, der Zensor des Jungen Deutschland. Die weiteren Zensurverhältnisse des Jungen Deutschland. Aufhebung des Oberzensur-Kollegiums und Errichtung eines Oberzensur-Gerichts. Die Magerkeit der preußischen Zeitungen. Arnold Ruge über den unwürdigen Zustand. Ein Süddeutscher über Berliner Blätter. Die Bedrückung der Zeitungs-Korrespondenten. Geringes Ansehen der Journalisten. Die „Allg. Preuß.“

Zeitung". Die „Spener'sche Zeitung". Neigt zur konservativen Richtung. Ihr Kunstreferent S. L. Rötischer. Die „Pössische Zeitung", das Organ des Berliner Bürgertums. Ihr Mitarbeiter Wilibald Alexis. Friedrich Wilhelm IV. mißbilligt dessen journalistische Tätigkeit. Die beiden Cholera-Zeitungen. Der mißglückte Versuch, ein christlich-konservatives Blatt zu gründen. Die „Schlesische Zeitung". Ihre Stellung zu den wirtschaftlichen und religiösen Fragen. Die „Breslauer Zeitung". Ihr neuer Besitzer Eugen von Baerst. Sein Programm. Die Redakteure des Blattes. Die Zeitung geht an S. Barth über und wird konservativ. Die „Allgem. Oder-Zeitung", der „Oberschlesische Wanderer". Die „Königsberger Zeitung". Das geistige Leben in Königsberg. Johann Jacoby über die Zensur. Georg Friedrich Hartung und sein politisches Testament. Bedeutung und Wert der „Königsberger Zeitung". Die sonstigen Blätter des Ostens. Die „Magdeburgische Zeitung". Ihre Zensurleiden. Der neue Besitzer Gustav Faber. Dessen Vater über die Situation der Zeitungen. Die „Magdeb. Btg." steht in keinem „guten Geruch" in Berlin. Ihre Weiterentwicklung. Der „Hallsche Courier". Sein Redakteur Gustav Schwetschke. Dessen Rencontre mit Friedrich Wilhelm IV. Das „Hallsche Volksblatt". Die „Kölnische Zeitung". Ihr Besitzer Joseph Du Mont. Einrichtung eines Feuilletons. Ankauf des „Welt- und Staatsboten". Verbesserte Verbindung zwischen Berlin und Köln. Die Redakteure der Zeitung: Hermes, Andree, Lewin Schücking und Brüggemann. Die drückenden Zensurverhältnisse. Versuch, eine zweite Zeitung in Köln ins Leben zu rufen. Der erste Versuch mißglückt. Gründung der „Rheinischen Zeitung". Das Blatt findet wegen seiner liberalen Tendenzen großen Beifall. Ein zeitgenössisches Urteil. Die Redakteure Rutenberg und Marx. Ihre Mitarbeiter. Der Zensor Dolleschall. Die Zeitung wird unterdrückt. Das burleske Nachspiel zur Tragödie. Die kleineren Blätter des Westens.

320

3. Die Presse in den übrigen norddeutschen Staaten. Die Zustände in Hannover. Die „Hannov. Zeitung" und ihr Redakteur Berk. Die Zensur wird nach dem Wunsche des Königs gehandhabt. Die sonstigen hannoverschen Blätter. Die Stände und die Zensur. Die Provinzpresse. Die Presse in Braunschweig, Oldenburg und Mecklenburg. Die Hamburgischen Zeitungen. Der „Hamb. unpart. Correspondent", die „Hamb. N. Zeitung", die „Börsenhalle" zc. Die Bremer journalistischen Verhältnisse. Die „Bremer Zeitung". Die Gründung der „Weser-Zeitung". Deren Redakteur Arens. Der „Bremer Courier". Die Presse in Lübeck. Das Zeitungs-

- wesen in Schleswig-Holstein. Die Wortführer für die deutschen Interessen und ihre Blätter. Die dänischenfreundliche Presse. Die kurhessischen Zeitungsverhältnisse. Sylvester Jordans Preßgesetz-Entwurf. Unrechtmäßige Beschränkungen. Die Kümmerlichkeit der hessischen Zeitungen. Achtung eines Zensors. Absperrungen der „ausländischen“ Zeitungen. Die Situation in Sachsen. Die sächsischen Zensoren. Die „Leipziger Allgem. Zeitung“. Ihre ersten Redakteure. Wird in Preußen verboten. Ändert den Titel in „Deutsche Allgem. Zeitung“ und wird wieder in Preußen zugelassen. Ist jetzt „weder kalt noch warm“. Die „Leipziger Zeitung“. Die kleineren sächsischen Zeitungen . . . 369
4. Die westdeutsche Presse. Die Frankfurter Zeitungen. Ihre Situation den 39 deutschen Regierungen gegenüber. Die „Ober-Postamtszeitung“. Ihr Redakteur Hofrat Berly. Seine Ansichten über die Haltung einer Zeitung. Sein Nachfolger von Röder. Otto Müller, der Redakteur des „Conversationsblattes“. Zensurnöte. Das „Frankf. Journal“. Vertritt liberale Tendenzen. Hält zu Ronge und wird darum öffentlich verbrannt. Das „Journal de Francfort“. Seine Schwärmerei für Rußland. Das „Intelligenzblatt“. Es offenbart sich in ihm der derb-drollige Volkscharakter. Die Zeitungen im Großherzogtum Hessen und in Nassau. Die Lage in Baden. Das politische Leben dort. Karl von Rotteck, R. Th. Welder, A. v. Jystein, Karl Mathy und Gervinus. Der Kampf gegen die Zensur. Mathys Rede für die Preßfreiheit. Die badischen Zeitungen. Die „Deutsche Zeitung“ von Gervinus. Ihre Bedeutung. Gustav Freytag über sie. Ihre Haltung. Ihre Mängel und Schwächen. Ihr Ende. Gesamturteil über die badische Presse der 40er Jahre. . . . . 400
5. Der Journalismus in Süddeutschland. Württemberg und die Zensur. Uhland über die Preßfreiheit. Die Regierung läßt die Eingabe der Kammer unberücksichtigt. Der „Schwäbische Merkur“ und die kleine Presse. Der „Hochwächter“, später „Beobachter“. Seine Klage über die „Nacht“. Sein Redakteur Fr. Seybold. Das „Neue Tagblatt“ und sein humoristischer Redakteur Corred. Die Situation in Bayern. Die Zensur-Verordnung von 1831. Der Kampf gegen sie. Ein neues Preßgesetz kommt nicht zu stande. Minister von Abel beschränkt die Preßfreiheit. Die allgemeine Korruption steigert sich. Wirths „Tribüne“. Siedelt von München nach Homburg in der Rheinpfalz über. Wird unterdrückt. Siebenpfeiffers „Westbote“. Eisenmanns „Volksbote“. — Die „Allgemeine Zeitung“. Steht unter bayrischem und österreichischem Einfluß. Heine schreibt für sie. Seine Klagen

|                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                            | Seite |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| über die Streichungen. Sonstige Mitarbeiter. Ihr Redakteur Dr. Kolb. Levin Schüding über ihn. Erkennt nicht die Mission Preußens. — Die sonstigen politischen Zeitungen Bayerns. . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                       | 431   |
| 6. Die österreichischen Presseverhältnisse. Metternichs Elaborat über die Presse. Die Eingriffe der Zensoren. Ein Bild von der Mäglichkeit der österreichischen Presse. Die Absperrung der ausländischen Zeitungen. Rückgang des Zeitungswesens. Versuche, eine etwas größere Pressefreiheit zu erlangen. Errichtung einer Zensur-Ober-Direktion. Gründung des „Abler“. Die „Wiener Zeitung“, der „Österreichische Beobachter“, die „Prager Zeitung“.                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                      | 463   |
| <b>Drittes Kapitel. Der neue Geist in der Zeitschriften-Literatur (1830—1848).</b> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                               | 473   |
| 1. Die rein politischen Journale. Die konservativen Zeitschriften. Fardes „Politisches Wochenblatt“. Verfißt die Legitimität. Ranke's „Historisch-polit. Zeitschrift“. Görres' und Philipps' „Histor.-polit. Blätter“. „Der Staat.“ Die liberalen Zeitschriften. „Das Vaterland“; die „Deutsche Monatschrift“ von Viedermann; der „Herold“. Felds „Lokomotive“. Ihre Schicksale in Leipzig und Halle. „Unser Planet“. „Der Wandelstern.“ „Die Sonne.“ Die „Rheinischen Jahrbücher“. Mathys „Vaterländische Feste“. Der „Deutsche Zuschauer“. Die „Konstitution. Jahrbücher“. Die „Grenzboten“. Ihr Herausgeber Ignaz Kuranda. Alfred Meißner über ihn. Die Zeitschrift vertritt die Interessen des jungen Österreichs. Wird an Grunow, Gustav Freytag und Julian Schmidt verkauft . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                | 473   |
| 2. Die Zeitschriften für die universelle Bildung. Die „Hallischen Jahrbücher“, gegründet von Ruge und Ecktermeyer. Stellen sich auf die linke Seite der Hegelschen Schule. Kritisieren die deutschen Universitäten, treten für Heine ein, bekämpfen die reaktionäre Richtung, heben Preußens großstaatliche Aufgabe hervor. Werden von Leo und dem „Politisches Wochenblatt“ angegriffen. Sollen sich unter preussische Zensur stellen. Siedeln als „Deutsche Jahrbücher“ nach Sachsen über. Werden unterdrückt. Können auch als „Deutsch-franz. Jahrbücher“ nicht bestehen. Das Cottasche „Morgenblatt“. Wagt sich nicht weit hervor. Gustav Schwab redigiert den poetischen Teil. Wolfgang Menzel gibt das „Literaturblatt“ heraus. Tritt in diesem als fanatischer Parteimann auf. Bekämpft Goethe und weiterhin das Junge Deutschland. Seine Angriffe auf Gutzkow und dessen „Wally“. Das klägliche Nachspiel der Gutzkow-Tragödie. Die „Wiener Zeitschrift“. Ihre Leiter Schick und Wittbauer. Ihre Mitarbeiter. Wittbauer über den schlechten Geschmack des Publikums. Der „Bhönix“, |       |



- redigiert von Duller und Guzkow. Sucht die Ideen der neuen Zeit zu vertreten. Mundts „Freihafen“. Engländer's „Salon“. Bäuerles „Theaterzeitung“. Guzkow's „Forum der Journal-Literatur“. Das Blatt soll eine „Aussicht auf den Strom der öffentlichen Meinung geben“. Besteht nur wenige Monate . . . 487
3. Die literarischen Journale. Sind zum großen Teil Tummelplätze des Jungen Deutschlands. Der „Telegraph“, herausgegeben von Guzkow. Entsteht in Frankfurt a. M. und siedelt dann nach Hamburg über. Seine Mitarbeiter. Wehl und Fontane über das Blatt. Guzkow über seine Tätigkeit am „Telegraphen“. Das Journal wird in Preußen verboten. Lewald's „Europa“. Guzkow über Lewald. Der Charakter der „Europa“. Wird von Gustav Kühne erworben. Mundts „Literarischer Zodiakus“, Wienbarg's „Literarische und kritische Blätter“, Jung's „Literaturblatt“, Marbach's „Literatur und Kunstberichte“. Die Berliner „Jahrbücher für wissensch. Kritik.“ Eine konservative „Literarische Zeitung“. Die „Blätter für literarische Unterhaltung“. Das „Magazin für die Literatur des Auslandes“. Sein Herausgeber Joseph Lehmann. Das Blatt ist ein Zentralorgan für die Bestrebungen auf dem linguistischen Gebiete. Seine mannigfachen Schicksale. . . . . 508
4. Die Unterhaltungsblätter. Ihre Oberflächlichkeit. Marggraff über sie. Herloßjohn's „Komet“. Dettinger's „Charivari“. Der Klatsch von ganz Europa gibt sich in ihm ein Stellbicheln. Der „Leuchtturm“, herausgegeben von Ernst Reil. Sucht einen nationalen Charakter zu gewinnen. Ist darum vielen Verfolgungen ausgesetzt. Die „Bohemia“. Tritt für das Deutschtum in Böhmen ein. Die „Sachsenzeitung“, die „Rosen“, die „Jahreszeiten“, die „Iduna“, der „Dorfbarbier“, der „Hans Jörgel“, der „Soldatenfreund“. Die „Zeitung für die elegante Welt“. Ihr Redakteur Heinrich Laube. Tritt leidenschaftlich für das Junge Deutschland ein. Wird ausgewiesen und verhaftet. Gustav Kühne an seiner Stelle. Übernimmt später nochmals die Redaktion. „Der Gesellschafter“, der „Freimüthige“, das „Berliner Conversationsblatt“. . . . . 517
5. Die illustrierten Journale. Das Austauchen der Illustrationen. Das Theatrum Europaeum, der erste Vorläufer der illustrierten Zeitungen. Die Wiederbelebung der Holzschnidekunst. Das „Pfennig-Magazin“, die erste deutsche illustrierte Zeitschrift. Die „Illustrierte Zeitung“ und ihr Gründer Johann Jakob Weber. Das Programm der „Illustrierten Zeitung“. Die Entwicklung der Zeitung. Die „Fliegenden Blätter“, die zweite illustrierte

|                                                                                                                                                                                    | Seite |
|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| Zeitschrift. Ihr Gründer Kaspar Braun. Haltung der „Fliegenden Blätter“. Ihr literarischer und ihr künstlerischer Wert. — Barnhagens Urteil über die „papierene Flut“ des Vormärz. | 528   |

## Dritter Abschnitt.

### Im Strudel der Pressefreiheit (1848 und 1849).

|                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                      |     |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| <b>Erstes Kapitel.</b> Das Zeitungswesen in Preußen . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                        | 543 |
| 1. Die Berliner Presse. Die Aufhebung der Zensur und die Verkündung der Pressefreiheit. F. H. v. Kirchmann über die freie Presse. Die alten Berliner Zeitungen. Die neuen Blätter. Die allgemeine Haltung der Zeitungen. Die Hilflosigkeit der Blätter gegenüber der Fülle der Ereignisse. Ihr enger Gesichtskreis. Die „National-Zeitung“. Ihre Gründer. Ihr Programm. Ihr Chefredakteur F. Babel; ihr geschäftlicher Leiter Bernhard Wolff. Ihr Mitarbeiter Rudolf Haym. Die übrigen Mitarbeiter. Wolffs Telegraphisches Bureau. Die „Urwähler-Zeitung“. Ihr Gründer A. Bernstein; ihr Mitredakteur H. Goldheim. Die „Neue Preussische Zeitung“ (die Kreuzzeitung). Ihr Gründer ist Bismarck. Dessen Stellung zur Presse überhaupt. Seine Aufforderung, eine konservative Zeitung zu gründen. Deren Programm. Die Gründung der Zeitung im Mai 1848. Ihr erster Chefredakteur Hermann Wagener. George Hefekiel. Die Haltung der „Kreuzzeitung“. Bismarcks „Kreuzzeitungs“-Artikel. Die „Constitutionelle Zeitung“, eine Gründung Hansemanns. Ihr Redakteur R. Weil hält keine bestimmte Richtung ein. Rudolf Haym übernimmt die Zeitung. Ende der Zeitung . . . . . | 543 |
| 2. Die Provinzpresse. Die Breslauer Zeitungen (die „Schles. Ztg.“, die „Bresl. Ztg.“, die „Oder-Ztg.“, die „Bresl. Morgen-Ztg.“). Die „Königsberger Hartung'sche Zeitung“. Die Stettiner Presse. Die „Magdeburg. Ztg.“. Mitarbeiter Bismarck. Die „Hallische Zeitung“. Die rheinische Presse. Die „Köln. Ztg.“. Ihre Haltung. Kleist-Regows Kampf gegen sie. Friedrich Wilhelms IV. Unwille über sie. Ihre öffentliche Erklärung. Sie muß sich beugen. Ihr Aufschwung. Die „Neue Rheinische Zeitung“. Ihr Redakteur Marx. Freiligraths „Abschiedsworte“. Die katholische „Deutsche Volkshalle“. Die „Rhein- und Ruhrzeitung“. Die Zeitungen von Arefeld, Trier und Koblenz . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                 | 569 |
| 3. Die Presse in den übrigen norddeutschen Staaten. Die Presseverhältnisse in Hannover. Die „Zeitung für Norddeutschland“. Die „Reichszeitung“ in Braunschweig. Die Hamburger Zeitungen.                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                             |     |

|                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                       | Seite |
|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| Die „Reform“. Ihr Gründer Richter. Die „Lübeckischen Anzeigen“. Die „Weser-Zeitung“. Die Presse in Schleswig-Holstein. Die Zeitungen in Kurhessen. Detkers „Neu-Hessische Zeitung“. Die „Hornisse“. Die „Kaffeler Zeitung“. Das politische Leben in Sachsen. Karl Biedermanns Adresse an den König. Der Kampf um die Pressfreiheit. Die „Deutsche Allgem. Zeitung“. Die „Leipziger Zeitung“. Das „Dresdner Journal“. Die „Constitutionelle Zeitung“ . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                         | 582   |
| 4. Die westdeutsche Presse. Das Zeitungswesen in Nassau. Die „Mittelrheinische Zeitung“ und die „Nassauische Allgem. Zeitung“. Die Zeitungen im Großherzogtum Hessen. Ludwig Bamberger und die „Mainzer Zeitung“. Die Frankfurter Presse. Das „Journal“; die „Ober-Postamtszeitung“; das „Journal de Francfort“; die „Reichstags-Zeitung“ und die Fürgensschen „Flugblätter“. Die Zeitungen in Baden. Fickers „Seebblätter“ und die Mannheimer „Abend-Zeitung“. Die konstitutionellen badischen Zeitungen . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                   | 602   |
| 5. Die Zeitungen in Süddeutschland. Die Pressverhältnisse in Württemberg. Der „Schwäbische Merkur“. Dessen Leitartikel von Fr. Vischer, David Friedrich Strauß, G. Rümelin u. a. Uhlands Erklärung über die Sprengung des Kumpfparlaments. Abels und Pfizers Mahnungen, zu Preußen zu halten. Das „Neue Tagblatt“. Der „Beobachter“. Sein Redakteur Hermann Kurz. Die übrigen württembergischen Zeitungen. Die Verhältnisse in Bayern. Lola Montez. Die „Constitutionelle Zeitung“. Die „Neue Münchener Zeitung“. Die „Münchener Neuesten Nachrichten“. Der Nürnberger Correspondent“. Die Cottasche „Allgem. Zeitung“. Hält zu Osterreich. G. Kolb. Heinrich Laube gegen die großdeutsche Richtung der Zeitung. Das Blatt behält die Richtung bis 1866 bei . . . . . | 613   |
| 6. Die Presse in Osterreich. Die Zustände bis zum Jahre 1848. Die Rufe nach Reformen. Der Ausbruch der Revolution. Die beiden alten Wiener Zeitungen. Die Kapriolen der „Wiener Zeitung“. Die Schicksale des „Beobachters“. Das „Fremdenblatt“. Die Hochflut der neuen Blätter. Der gesetzliche Boden und die neue Presse. Die bedeutenderen neuen Zeitungen. Die „Constitution“. Ihr Gründer Leopold Häfner. „Der Freimüthige“. Dessen Herausgeber Moriz Mahler. Die „Allgemeine österreichische Zeitung“. Ihr Leiter Ernst von Schwarzer. „Die Presse“. Ihr Gründer August Bang. Die „Ost-deutsche Post“, herausgegeben von Ignaz Kuranda. Das „Journal des Osterreich“                                                                                             |       |

|                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                 | Seite |
|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| reichischen Lloyd". Eduard Barrenß. Die Prager Presse. Die „Prager Zeitung“ und die „Bohemia“ . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                         | 623   |
| 7. Die Journalliteratur von 1848 und 1849. Die alten Zeitschriften. Die „Grenzboten“. Ihre neue Haltung unter Freitag und Julian Schmidt. Die neuen Zeitschriften. Es erscheint eine Masse von unbedeutenden Blättern. Der Unterschied der Stimmung zwischen Nord und Süd. Der „Kladderadatsch“. Sein Gründer Kalisch. Die erste Nummer des „Kladderadatsch“. Sein Zeichner Scholz. Sein Redakteur Ernst Dohm. Dieser gibt dem Blatte den literarischen Charakter. Rudolf Löwenstein, der Poet des Blattes. Die sonstigen Mitarbeiter. Der Verleger Albert Hofmann. Schlußbetrachtung über die Presse von 1848 und 1849 . . . . | 651   |
| Schluß. Ausblick in die fünfziger und sechziger Jahre . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                 | 666   |





**Erster Abschnitt.**

---

**Von den Befreiungskriegen bis zu den  
Karlsbader Beschlüssen.**

**(1814—1819.)**



# Erstes Kapitel.

## Die Erwartungen und Hoffnungen.

1. Einleitung. Die Stimmung nach den Befreiungskriegen. Allgemeine Hoffnungsfreudigkeit. Der Zorn gegen die ehemaligen Anhänger Napoleons. Allgemeiner Unmut über den ersten Pariser Frieden und die Kläglichkeit des Wiener Kongresses. Der zweite Pariser Friede. Die Hoffnung auf Preußen. Die antinationale Gesinnung der preussischen Bürokratie. Auftreten des Geheimrats Schmalz. Friedrich Wilhelm III. und die Schwankung der preussischen Regierung zur antinationalen Richtung. Die Folgen dieser Schwankung. Die Nation wendet sich in ihrer Hoffnungslosigkeit Sonderbestrebungen zu. Die Kämpfe um die Verfassung. Das Wartburgfest. Die Ermordung Kohebies.

Die Befreiungskriege hatten den Geist der Nation aufs tiefste erregt, und darum schlugen denn jetzt, nachdem der verhasste Tyrann endlich überwältigt worden war, die Flammen der vaterländischen Begeisterung allerwärts hell empor. Frohgemut blickte jeder in die Zukunft. Eine ganz neue Zeit müsse jetzt anbrechen, so meinte man. Geläutert durch das lange Unglück, würden jetzt Fürsten und Völker in steter Harmonie nur einzig und allein das allgemeine Wohl zu befördern suchen, und dabei würde dann das deutsche Volk wieder seinen früheren ersten Platz unter den Nationen Europas erhalten. Erfüllt von dieser Hoffnungsfreudigkeit rief denn auch Ernst Moritz Arndt in seinem hochgestimmten Pathos: „Wir leben in einer neuen Zeit, wir warten einer neuen Zeit, wir warten einer deutschen Herrlichkeit!“ Und Ph. Fr. Büschel führte in einer Schrift „Das große Friedensfest oder das neue Zeitalter“, die er 1814 erscheinen ließ, breiter aus: „Auf den Ruinen der Weltherrschaft verkündigt der Engel

des Friedens den gefesselten Geistern Freiheit, den niedergetretenen Völkern fröhliches Aufleben, den unterjochten Fürsten Unabhängigkeit und Ruhe. Die Toten stehen auf, und das große Klaghause ist in einen Schauplatz der Freude verwandelt. Aber so Großes geschehen ist, noch Größeres muß folgen, wenn wir der neuern, bessern Zeit würdig werden wollen. Vom Gefühle der Freiheit gehoben, laßt uns Geisteswürde, Geisteshoheit als die wohlthätige Sonne leuchten, welche die neue Welt bestrahlt, erwärmt und fruchtbar macht! Des Schwertes Siege sind errungen: die Herrschaft humaner, auf Völkerglück gerichteter Ideen feiert ihr goldenes Zeitalter! Die Fesseln der Weltdespotie sind zersprengt, die ruchlose Gewalt liegt im Staube; aus ihren Trümmern gestalte sich ein herrlicher Bau, wo der frevelnden Willkür keine Träne fließt und der wilden Herrschsucht kein Leben fällt. Und unsere herrlichen Fürsten, noch herrlicher in der Schule des Unglücks geworden, fühlen es gewiß, welche Schuld sie ihrer Völkern abzutragen haben. Für sie bluteten die Söhne des Vaterlandes und Vater- und Mutterherzen; für sie bewaffnete sich der Arm des Gatten, seines Weibes und Kindes vergessend: für sie gab der Untertan sein letztes Scherflein hin und erduldeten Lasten, Beschwerden, Sorgen, welche nur Gott zählt. Die erschöpften Völker, deren starker Arm die ihren Fürsten entrissenen Kronen, Länder, Gewalt und Herrlichkeit wieder eroberte, blicken auf die Erhabenen mit dem Vertrauen hin, daß ihre Weisheit und Gerechtigkeit auch Ersatz für langen Jammer leihen, und der Tränensaat der Väter eine reiche Ernte für Enkel und Kinder entkeimen werde."

Zunächst freilich mußte man erst seinem lange verhaltenen Groll Luft machen, sowohl gegen den gestürzten Tyrannen, wie gegen die vielen „Entarteten“, die sich zu „Schergen der Fremden“, oder wenigstens „zu ihren Lobhudlern“ hergegeben hatten. Napoleon wurde förmlich mit Spott und Hohn überschüttet; es erschienen Tausende von Flugblättern mit Zerrbildern des Entthronten und mit Karikaturen von den heimgejagten Franzosen: doch wurde wenig Geschmack und wenig Geist entwickelt. Die ehemaligen Freunde der Franzosen faßte Arndt in seinem „Geiste



der Zeit“ hart an. „Haben nicht“, sagt er dort, „deutsche Männer Napoleon Bonaparte, den hinterlistigsten, treulossten, herrschsüchtigsten und grausamsten aller Tyrannen, die je die Geschichte gemeldet hat, den Weltbefreier und Weltbeglücker, den Stifter und Wiederhersteller deutscher Freiheit und Glorie, den Verjünger und Träger des Zeitalters, den Heiland der Erde, das Rüstzeug der Vorsehung, den Anführer und Ausführer neuer Herrlichkeiten genannt? Die solches tun konnten, hatten kein deutsches Gefühl in ihrer Brust; sie fühlten den heiligen Zorn für die Gerechtigkeit und Freiheit nicht mehr in ihren geizigen und verödeten Herzen . . . . Ja, Verachtung und Fluch treffe alle Deutschen, die bonapartistisches und französisches Evangelium predigten! Kein Galgen ist zu hoch, und wäre es ein Hamansgalgen, woran ihre Schande sichtbar genug hänge!“

Diese Zorneswallungen traten aber bald zurück vor der Sorge um die Neugestaltung Deutschlands. Das alte deutsche Reich, so sagte man, müsse wiederhergestellt werden in seiner alten Herrlichkeit, aber fester gefügt. Dabei müsse allgemeine politische Freiheit herrschen. Ja, man träumte sogar davon, auch die konfessionellen Verschiedenheiten zu beseitigen und eine allgemeine deutsche Kirche ins Leben zu rufen. Alle diese Hoffnungen wurden schnell nach einander getrübt.

Zunächst brachte der erste Pariser Friede eine Menge Enttäuschungen. Mit aller Bestimmtheit hatte man in weiten Kreisen des Volkes erwartet, daß Elsaß-Lothringen jetzt wieder von Deutschland in Besitz genommen werde; allein die Diplomatie machte geltend, daß die verbündeten Regierungen nur gegen Napoleon und nicht gegen das französische Volk gekämpft hätten, daß man also auch nicht das französische Volk schädigen dürfe. Vergebens mahnte Arndt: „Mit Bonaparte sterben die Franzosen noch nicht; mit seinem Übermut und Troß ist der französische Übermut und Troß noch nicht gebändigt, noch die unruhige Ehrsucht des gaulischen Volkes eingeschläfert. Die Franzosen haben viel durch ihn gelitten, aber die Welt litt mehr durch die Franzosen, als durch ihn; er hat ihrer Vüberei und Treulosigkeit, womit sie immer nach den Ländern und Gütern ihrer Nachbarn gelüstete, nur die

Krone aufgesetzt. Sie werden auch nach ihm sein, die sie immer gewesen sind, und von dem vor ihm und mit ihm Geraubten freiwillig auch nicht das Geringste herausgeben wollen. Bonaparte wird fallen; aber töricht ist die Meinung derer, welche glauben, daß die Franzosen nach seinem Falle ruhig werden, ja, daß sie, was sie nie waren, ein mäßiges und gerechtes Volk sein werden. Nein, sie werden bleiben, die sie sind.“ Die Diplomatie verharrte aber bei ihren Anschauungen, und es wurde bei dem Friedensschlusse eine unerhörte Milde beobachtet.

Sodann blieb der Wiener Kongreß vollständig hinter den Hoffnungen zurück, die man auf ihn gesetzt hatte. Der Wunsch der Nation, Deutschland wieder zu einer politischen Einheit zusammengeschießt zu sehen, ging nicht in Erfüllung, der Traum von einer allgemeinen gleichen Justizverwaltung, einem allgemeinen deutschen Gesetzbuche, von der Gleichheit der Münzen, des Maße- und des Gewichtes, der Aufhebung der Mauten und Zölle im Innern von Deutschland, der Freiheit und Sicherheit des Handels gegen das Ausland hin, von einer allgemeinen Militäreinrichtung und vielen anderen zerrann. Statt dessen kam die klägliche Bundesakte, die einen förmlichen Sturm der Entrüstung im ganzen Volke hervorrief.

Der zweite Pariser Friede besserte zwar die Verhältnisse um ein wenig; Saarlouis und die Festung Landau kamen noch zu Deutschland, außerdem wurden die unter der französischen Republik und dem Kaiserreiche geraubten Kunstschätze von ihren Eigentümern zurückgenommen. Die allgemeine Situation blieb aber dieselbe: statt eines festgefügtten deutschen Reiches mußte man sich mit einem nur durch ein lockeres Band zusammengehaltenen deutschen Bund begnügen.

Trotzdem gab man im Volke die Hoffnung nicht auf, doch noch zu besseren staatlichen Verhältnissen zu gelangen. Von Oesterreich allerdings — das war ja allgemein klar geworden — konnte man nichts erwarten; das hatte sich in den letzten Kriegen gegen Napoleon fast ganz passiv verhalten, war während des Kongresses nur bemüht gewesen, die Konsolidierung des eigenen Staates zu fördern, und zeigte sich nun einer freihetlichen Ent-

wicklung des Staatslebens vollständig abgeneigt. Dagegen schienen die Verhältnisse in Preußen viel günstiger zu liegen. Dort hatte der nationale Gedanke so ziemlich die ganze Bevölkerung erfaßt, und auch die Regierung war von dem Bestreben erfüllt, die Staatseinrichtungen zeitgemäß umzugestalten. Auf dem Kongresse waren die preußischen Staatsmänner für eine festere Zusammenfügung des deutschen Bundes und für die Errichtung landständischer Verfassungen in den einzelnen Bundesstaaten eingetreten, und bald nachher, am 22. Mai 1815, erschien jene berühmte Kabinettsordre, die dem preußischen Volke eine Nationalrepräsentation schon für die nächste Zeit in Aussicht stellte. Ein solches Vorgehen mußte die lebhaftesten Sympathieen für Preußen wecken. Auch in Süddeutschland, wo die Regierungen von Bayern und Württemberg noch immer große Neigung für das napoleonische System, das Polizeiregiment der Willkür, zeigten, blickte die Bevölkerung vertrauensvoll nach dem Norden und erörterte sogar die Frage, ob nicht ein Schutzkönig, oder ein Bundeskönig der Deutschen zu erstreben sei, der dann dem deutschen Volke eine Gesamtverfassung geben müsse. Dieser Bundeskönig könne natürlich nur der König von Preußen sein.

Allein die Regierungen von Oesterreich, Bayern und Württemberg waren diesen nationalen Bestrebungen durchaus abhold. Metternich in Oesterreich und der leitende Minister Bayerns, Graf Montgelas, arbeiteten ihnen mit allen Kräften entgegen, und auch in Preußen gab es eine einflußreiche Partei, die solche freiheitlichen Bewegungen des Volkes nicht wollte. Es war dies die Partei der preußischen Bureaucratie, die in der napoleonischen Zeit nach und nach zu großer Macht gelangt war und nun ihre maßgebende Stellung einzubüßen fürchtete. Sehr bald trat diese antinationale Gesinnung der preußischen Bureaucratie in greller Weise durch die berüchtigte Schmalz'sche Denunziation des Tugendbundes in die Erscheinung. In einer Broschüre, mit der er, wie er angab, eine ihn selbst betreffende Stelle der Venturini'schen Chronik berichtigen wolle, die aber schon längst berichtigt war, wandte sich der Geheimrat Schmalz in Berlin zunächst gegen den Tugendbund und dann überhaupt gegen die geheimen politischen

Bereine, die nach seiner Meinung die ganze jetzige Bewegung hervorgerufen hätten und im höchsten Grade staatsgefährlich seien. Ohne alle Begründung schlenderte er die heftigsten Beschuldigungen gegen die nationalen Bestrebungen und suchte sie verächtlich zu machen. „Das Dasein solcher Verbindungen“, rief er aus, „verbreitet Furcht unter den Bürgern aller deutschen Lande und erfüllt den rechtlichen Bürger der preussischen Staaten mit Unwillen. Von solchen Bünden gehen aus jene pöbelhaften Schmähreden gegen andere Regierungen und jene tollen Deklamationen über die Vereinigung des ganzen Deutschlands unter eine Regierung (in einem Repräsentativsystem, wie sie das nennen), eine Vereinigung, welcher von jeher der Geist aller deutschen Völker widerstrebt, für welche aber jetzt die Anhänglichkeit an die besonderen Dynastien durch Hohn und Aufwieglung in jeder deutschen Provinz niedergedrückt werden soll.“ Weiter hieß es dann: „Wie vormals die Jakobiner die Menschheit, so spiegeln sie die Deutschen vor, um uns den Eid vergessen zu machen, wodurch wir jeder seinem Fürsten verwandt sind. Wenn Jahrtausende aus den Deutschen nicht ein Volk machen konnten, wenn von jeher Sachsen und Reich, Welfen und Waiblinger, Union und Ligue Deutschland zerrissen, so oft solche Art von Einheit zwischen Deutschland versucht wurde, so ist doch Geschichte und Pflicht von ihnen gleich gering geachtet; — ob vielleicht auch ihnen das Gouvernemen einer Provinz oder sonst eine Machtstelle zufallen möchte, und vor allem ein reiches Einkommen . . . . Diese Menschen wollen durch Krieg der Deutschen gegen Deutsche Eintracht in Deutschland bringen, durch bitteren gegenseitigen Haß Einheit der Regierung gründen und durch Mord, Plünderung und Notzucht altdeutsche Redlichkeit und Zucht vermehren.“ Schließlich bestritt er sogar, daß sich die patriotische Partei irgend welche Verdienste um die Erhebung von 1813 erworben habe; eine Begeisterung sei gar nicht vorhanden gewesen. Der ganze Krieg sei einfach vom Könige Friedrich Wilhelm organisiert worden. Wer etwas anderes behaupte, sage nur feck die Unwahrheit. Das ganze Volk habe vielmehr ruhig auf den Wink des Königs gewartet. „Keine Begeisterung“, schloß er, „überall ruhiges und desto kräf-

tigeres Pflichtgefühl — alles eilte zu den Waffen und zu jeder Tätigkeit, wie man aus ganz gewöhnlicher Bürgerpflicht zum Löschen einer Feuersbrunst beim Feuerlärm eilt. — Und nun wollen jene den Ruhm des Volkes sich zulügen.“

Diese Behauptungen und Anschuldigungen des Geheimrats Schmalz riefen ein ungeheures Aufsehen hervor. In so frecher Weise war noch niemals der Wahrheit ins Gesicht geschlagen worden. Entrüstet wiesen Niebuhr, Schleiermacher, Krug u. a. die Beschuldigungen zurück, und Niebuhr erklärte nachdrücklich, das Gerücht von geheimen politischen Vereinen sei weiter nichts als ein ices Märchen. Trotzdem erhielt sich der Erfolg der Schrift ungeschwächt und zog immer weitere Kreise.

Am tiefsten wurde von ihr wohl Friedrich Wilhelm III. berührt. Die Jakobiner waren in ihr heraufbeschworen worden; alle die Greuel der französischen Revolution mochten vor des Königs geistigem Auge wieder auftauchen. Entfesselte er jetzt nicht vielleicht alle jene wilden politischen Leidenschaften, die während der französischen Revolution so entsetzlich gewütet hatten, wenn er den nationalen Bestrebungen, die so laut nach Anerkennung rangen, die Zügel schießen ließ? Ängstlich suchte er die Schranken festzuhalten, in denen das Staatsleben sich zur Zeit bewegte, und alle Neuerungen, die ins Unsichere führten, fern zu halten. Damit aber hatte die Bureaucratie gesiegt. Der Staatskanzler Fürst Hardenberg mußte, um sich im Amte zu erhalten, die liberale Richtung, die er bisher verfolgt hatte, aufgeben, und dadurch gewann der reaktionäre Polizeiminister Fürst Wittgenstein die Oberhand. Die Folgen zeigten sich bald. Die Debatte über die Schmalzsche Schrift wurde, ohne daß die Anschuldigungen auf ihren Grund geprüft worden waren, einfach durch eine Kabinettsordre vom 16. Januar 1816 verboten und außerdem die Zensurvorschriften verschärft. Bald nachher erfolgte die Entfernung vieler bedeutender Männer, die zur nationalen Partei gehörten, aus ihren Stellungen, so die Niebuhrs, Bruners, Steins, Blüchers, Gneisenaus, Yorks, während der Geheimrat Schmalz den roten Adlerorden erhielt.

Diese Schwenkung der Berliner Regierung zur antinationalen



Richtung rief in ganz Deutschland bei allen Nationalgesinnten den heftigsten Unmut hervor; die bisherigen Sympathieen für Preußen schlugen in allgemeinen Haß um. Aber es traten auch noch andere Folgen zu Tage. Die Regierungen von Bayern und Württemberg suchten jetzt die Sympathieen, die Preußen verloren hatte, für sich zu erwerben, nahmen im Umsehen die Wiener einen nationalen Gesinnung an und begeisterten sich sogar für die deutsche Einheit, die sie bisher bekämpft hatten. Diese war auf einmal das allgemeine Bedürfnis aller deutschen Völker, und natürlich meinte man in München, daß nur Bayern den Mittelpunkt der deutschen Einheit bilden könne, während man in Stuttgart, wenn auch nicht so deutlich, auf Württemberg hinwies. Daß diese Deklamationen nur einen diplomatischen Schachzug darstellten, war natürlich jedem Einsichtigen klar. Eine weitere Folge der Schmalz'schen Schrift bestand darin, daß Metternich, der jetzt mit den Regierungsgrundsätzen Preußens harmonierte, bald mehr und mehr das Ohr Friedrich Wilhelms III. gewann und schließlich den König ganz beherrschte. Dabei ordnete sich Preußen in verhängnisvoller Weise Oesterreich unter.

Dieses Ergebnis der Befreiungskriege erfüllte alle Nationalgesinnten mit dem Gefühl bitterer Enttäuschung. Eine allgemeine Hoffnungslosigkeit trat allerwärts zu Tage. Die Nation gab den deutschen Gedanken auf, und in den einzelnen Ländern wandte man sich jetzt den Sonderbestrebungen zu. Es begannen die Kämpfe um die durch den Artikel 13 der Bundesakte in Aussicht gestellten Verfassungen in den einzelnen deutschen Ländern. Hierbei büßte die öffentliche Meinung mehr und mehr ihren großen Zug ein; es bildete sich sogar eine gewisse Eifersucht unter den deutschen Ländern heraus, bei der man sich gegenseitig zu hemmen und zu beschränken suchte.

Doch vollzog sich die Lösung der Verfassungsfrage nur sehr langsam, und bei verschiedenen Staaten blieb sie vollständig aus. Der erste, der sein gegebenes Wort erfüllte, war der Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar. Er eröffnete bereits am 7. April 1816 den ersten konstituierenden Landtag, worauf am 5. Mai 1816 das Grundgesetz über die landständische Verfassung

erschien. Die Verfassung entsprach auch den Erwartungen; nur in betreff der Presse enttäuschte sie. Der Preßfreiheit war in der Verfassungsurkunde mit keinem Worte gedacht, sondern sie war nur als „besonderes Geschenk“ von oben herab hinzugefügt worden. In Bayern wurde die Konstitutionsurkunde im Mai 1818, in Baden im August desselben Jahres verkündigt; in Württemberg kam erst nach langen unerquicklichen Kämpfen im September 1819 die neue Verfassung zu Stande; in Sachsen blieb es, da der König Friedrich August und der Hochadel sich wenig geneigt zeigten, bei einer ganz veralteten Schattenrepräsentation, die nur aus Prälaten, Rittern und den Vertretern der privilegierten Städte bestand. Ähnlich verhielt es sich in Hannover, doch schaltete hier die Willkür noch viel schlimmer. Dem Adel wurden wieder sämtliche Privilegien zuerkannt, die er in der westfälischen Zeit verloren hatte; die Bauern mußten also wieder alle Frohn- und Herrendienste und alle ehemaligen Abgaben an die Rittergutsbesitzer leisten; dabei wurden aber die Grundsteuern, die in der westfälischen Zeit statt der Herrendienste und sonstigen Abgaben eingeführt worden waren, keineswegs abgeschafft. Die Bauern mußten also jetzt doppelt zahlen. In Kurhessen entbrannte sehr bald ein äußerst heftiger Streit zwischen dem Kurfürsten Wilhelm I. und den nach Kassel einberufenen Ständen, besonders wegen der Trennung des Staatsvermögens vom Hausvermögen des Kurfürsten. Der Kurfürst suchte in ganz unerhörter Weise auf Kosten des Staates seine eigene Privatkasse zu bereichern und zeigte sich bei allen Verständigungsversuchen so halsstarrig, daß ein Grundgesetz nicht zu Stande kam. Daraus entwickelten sich die traurigsten Verhältnisse, so daß die Bauern am Diemelstrome in einer Adresse an die Deputierten klagend ausriefen: „Die Franzosenzeiten waren schlimm, aber die jetzigen sind, wenn man alle Gaben zusammenrechnet, noch schlimmer!“

Von den beiden Hauptmächten versank Österreich sehr bald wieder in jenes schwung- und begeisterungslose Genußleben, das es von jeher gekennzeichnet hatte, und Metternich tat alles, diese geistige Armut zu erhalten. Mit brutaler Zähigkeit bildete er eine „armselige Politik des Stillstandes und des Rückschritts“

heraus, bei der der Artikel 13 der Bundesakte jede Bedeutung verlor. Es blieb also bei den alten „Postulatenlandtagen“, die ein bloßes Scheindasein führten.

Ganz anders in Preußen. Hier herrschte von jeher ein reges geistiges Leben; von hier aus war der Kampf gegen die Fremdherrschaft ausgegangen; auch jetzt noch erfüllten die politischen Ideen das öffentliche Leben, und alles drängte zur weiteren staatlichen Entwicklung. Vor allem verlangte man die versprochene Verfassung. Aber der König Friedrich Wilhelm III. war durch die Verdächtigungen der Schmalz und Genossen so besorgt geworden, daß er schließlich in dem Wahn lebte, der preussische Staat stehe am Rande eines Abgrundes, und es könne nur die Gefahr vermehren, wenn ihm jetzt eine ständische Verfassung gegeben würde. Und als er schließlich ungestüm mit Adressen bestürmt wurde, in denen man ihn an sein Versprechen von 1815 erinnerte, erklärte er in erregtem Tone in einer Kabinettsordre: Weder in dem Edikte vom 22. Mai 1815, noch in dem 13. Artikel der Bundesakte sei eine Zeit bestimmt worden, binnen welcher die Verfassung des Staates eingeführt werden solle. Nicht jede Zeit sei die rechte, eine Veränderung in der Verfassung des Staates einzuführen. Wer den Landesherrn, der diese Zusicherung aus ganz freier Entschliebung gegeben, daran erinnere, zweifle freventlich an der Unverbrüchlichkeit seiner Zusage und greife seinem Urteile über die rechte Zeit der Einführung dieser Verfassungen vor, welches Urteil ebenso frei sein müsse, wie der erste Entschluß es gewesen sei. Er selbst werde den Zeitpunkt bestimmen, wann die Zusage einer landständischen Verfassung in Erfüllung gehen solle, und er werde sich durch unzeitige Vorstellungen im richtigen Fortschreiten zu diesem Ziele, worüber unlängst die nötige Erklärung bei dem Bundesvereine abgegeben worden und demgemäß die weitere Vorbereitung erfolgen werde, nicht übereilen lassen. Der Untertanen Pflicht sei es, im Vertrauen auf die freie Entschliebung, welche jene Zusicherung gegeben, und den betreffenden Artikel der Bundesakte veranlaßt habe, den Zeitpunkt abzuwarten, den er, von der Übersicht des Ganzen geleitet, zu ihrer Erfüllung geeignet finden werde.

Diesen „geeigneten Zeitpunkt“ hat er aber nie gefunden, denn alsbald traten zwei Ereignisse ein, durch die er seine Anschauungen und seine Beurteilung der Zeitverhältnisse wesentlich bestärkt sah: das Übersäumen der jugendlichen Begeisterung beim Wartburgfeste und die Ermordung Kobebues durch Sand.

Beide haben auf die staatliche und man kann sagen auf die ganze geistige Entwicklung Deutschlands einen ganz außerordentlich nachteiligen, tiefeinschneidenden Einfluß ausgeübt, doch nicht weil sie an sich hervorragende Taten waren, sondern weil die antinationale Partei sie für ihre Zwecke in der weitgehendsten Weise ausbeutete und ihnen dabei eine Wichtigkeit beilegte, die sie nie besessen haben. Wurden sie doch geradezu als die Vorboten der vor der Thür stehenden Revolution ausgerufen.

Wir wissen heute zur Genüge, daß die Feier auf der Wartburg von der edelsten Vaterlandsliebe, von tiefem sittlichen Ernst getragen war, daß eine hehre Begeisterung alle die deutschen Studenten erfüllte, die sich dort oben in der Feste versammelten.

Durch die Befreiungskriege war ein ernsterer Ton in die deutsche akademische Jugend gekommen. Viele Studenten hatten an den schweren Kämpfen gegen Napoleon teilgenommen und sahen sich nun, zu ihren Studien zurückgekehrt, von dem rohen „Komment der Landmannschaften“ angewidert. Da schlug Zahn, der alte Freund der Jugend, vor, die Verbände der Landmannschaften, die ja nur ein Abbild des zerstückelten Vaterlandes gäben, aufzulösen und an ihre Stelle eine einzige allgemeine Vereinigung, eine „Burschenschaft“, zu setzen, als deren oberster Grundsatz die sittlich-wissenschaftliche Ausbildung zum Dienste des gemeinsamen Vaterlandes gelten müsse. Dieser Vorschlag fand Beifall; auf vielen Hochschulen wurden Zweigvereine der Burschenschaft gebildet, und auf der Wartburg erfolgte sodann am 18. Oktober 1817, am Schlachttage von Leipzig, der Zusammtritt der einzelnen Vereine zu der allgemeinen Vereinigung. Aus Berlin, Erlangen, Gießen, Göttingen, Halle, Heidelberg, Jena, Kiel, Leipzig, Marburg, Rostock, Tübingen und Würzburg trafen Vertreter ein; außerdem nahmen an dem feierlichen Akt die Behörden von Eisenach und die Professoren Schweizer, Oken, Fries

und Kiefer aus Jena teil. Der Student Niemann, ein Ritter des Eisernen Kreuzes, hielt vor einem Altar die Weiherede, in der er zur Anhänglichkeit an das große deutsche Vaterland mahnte und in aller Namen gelobte, „zu streben nach jeder menschlichen und vaterländischen Tugend“. Weiterhin sprach noch, von den Studenten dazu aufgefordert, Professor Fries in gleichem Sinne und schloß mit den Worten: „So bleibe Euch und uns der Wahlspruch: Ein Gott, Ein deutsches Schwert, Ein deutscher Geist für Ehre und Gerechtigkeit!“

Damit schloß die offizielle Feier; doch wurde im Laufe des Tages noch manches begeisterte Worte gesprochen und auch am Nachmittage in Erinnerung an den Beginn der deutschen Reformation vor dreihundert Jahren in der Stadtkirche zu Eisenach ein Gottesdienst abgehalten. Aber es folgte am Abend auch noch eine Nachfeier, und diese zog alle die unseligen Folgen nach sich die sich alsbald an das Wartburgfest knüpfen sollten. Eine kleine Schar der Festteilnehmer hatte sich auf den der Wartburg gegenüberliegenden Wartenberg begeben, um dort zum Gedächtnis des Tages von Leipzig, wie es damals auf vielen Bergen Thüringens geschah, ein Freudenfeuer anzuzünden. Bald loderten denn auch die Flammen empor, und dabei kam einer der Studenten, Ködiger aus Jena, auf den Einfall, auch die Zeugnisse des rückwärtlichen Geistes, der jetzt nach Herrschaft ringt, hier mitzubrennen und sie dadurch der allgemeinen Verachtung preiszugeben. Darauf flogen die Schriften von Schmalz, Kampf, Cromm, Dabelow, Koberue und noch mancher anderer — meist nur in ihrem Titel — in das prasselnde Feuer, und schließlich folgten sogar noch einige andere Symbole veralteter Zustände: ein preussisches Gardeschnürleib, ein österreichischer Korporalstock und ein hessischer Zopf.

Diese Bosse blieb aber zunächst dem weitaus größten Teile der Festteilnehmer unbekannt; in der Überzeugung, eine schöne harmonische Feier begangen zu haben, zogen sie am anderen Morgen wieder in ihre Heimat. — Einige Zeit nachher jedoch erfuhren verschiedene der Geächteten etwas von dem Auto da-fest und erhoben nun großen Lärm; Herr von Kampf geriet in hef-

igsten Zorn; die reaktionäre Presse rief nach dem Strafrichter, und schließlich nahm die Diplomatie die Sache in die Hand. Eine Ambassade, die aus dem preussischen Staatskanzler Fürsten Hardenberg und dem österreichischen Bevollmächtigten Grafen Zichy bestand, begab sich mit gewichtiger Miene nach Weimar und Jena und beriet mit dem Großherzog die Maßregeln, die gegen diese höchst bedenklichen staatsgefährlichen Umtriebe zu treffen seien. Zugleich sandte das großherzogliche Ministerium ein Rundschreiben an die deutschen Höfe, in welchem es sich gewissermaßen entschuldigte, solchen freventlichen Übermut zugelassen zu haben. Dagegen war aber die Angelegenheit keineswegs erledigt, sondern es begann jetzt jene unglückselige Verfolgung jeder freiheitlichen Bewegung, jene schmachvolle „Demagogenriecherei“, die über Deutschland soviel Schmerz, soviel Dumpfheit und Stumpfheit gebracht hat. Verschärft wurde diese Situation durch die unselige Tat Sands im Frühjahr 1819. Kozebue hatte sich nach den Befreiungskriegen auf die Seite der Aristokratie gestellt und war zugleich in den Dienst der russischen Regierung getreten. Dieser berichtete er besonders über das politische Leben und vor allem über den Geist auf den Hochschulen. Dabei übergoß er alles, was sich dort regte, mit Spott und Hohn. Die Folge davon war ein ingrinniger Haß der gesamten deutschen akademischen Jugend gegen ihn, der sich in dem leicht erregbaren Sand schließlich so weit steigerte, daß er im März 1819 nach Mannheim wanderte, wo Kozebue damals lebte, und ihn mit den Worten: „Hier, Verräter des Vaterlandes!“ niederstach.

„Wie ein Blitz schlug die Tat ins Volk!“ schreibt Görres in seinem Buche „Deutschland und die Revolution“, und Hardenberg soll bei der Nachricht von der Tat ausgerufen haben: „Nun ist eine Verfassung in Preußen eine Unmöglichkeit!“

---

2. Die Karlsbader Beschlüsse und die Ernennung einer Zentral-Kommission zur Untersuchung der demagogischen Umtriebe. Die allgemeine Trostlosigkeit über die Entwicklung der Verhältnisse. Hasses Satire auf die Knebelung der Presse. In der Tat hatte der Fürst Hardenberg die neue Situation, die sich durch die Ermordung Kozebues ergab, sofort richtig



erkannt. Metternich nutzte die Stimmung eiligst aus, und der eingeschüchterte und des höchsten besorgte König Friedrich Wilhelm III. gab sich ihm ganz gefangen. Schon wenige Monate später brachte Metternich eine Ministerversammlung in Karlsbad zu stande, auf der die Gefahren, in die sowohl der Bund im ganzen wie die einzelnen Bundesstaaten durch die revolutionären Umtriebe und die demagogischen Verbindungen geraten seien, dargelegt und die Maßregeln, die zu ergreifen seien, beraten wurden.

Wir sind heute durch die von 1880 bis 1884 von seinem Sohne und A. von Rinkowström herausgegebenen hinterlassenen Papiere Metternichs genau über die maßgebende Rolle, die der österreichische Staatsmann schon lange vor den Karlsbader Beschlüssen und dann während der Ministerkonferenz selbst spielte, unterrichtet. Bei dem heftigen Widerwillen, den er gegen jede Volksvertretung hegte, malte er den preussischen Staatsmännern schon bald nach dem Wartburgfeste die Gefahren, in die der preussische Staat geraten würde, wenn das Land die verheißene Verfassung erhielte, in den schwärzesten Farben. „Eine Zentralrepräsentation durch Volksdeputierte,“ schrieb er mit der ganzen Überzeugung von seiner hohen staatsmännischen Weisheit, „ist die Auflösung des preussischen Staates. Sie ist es, weil sich eine ähnliche Neuerung in keinem großen Staate ohne Revolution einführen läßt, oder zur Revolution führt, weil der preussische Staat vermöge seiner geographischen Lage und seiner Zusammensetzung keiner Zentralrepräsentation im reinen Begriff fähig ist, weil derselbe vor allem einer freien und gediegenen militärischen Kraft bedarf und diese nie neben einem reinen Repräsentativsystem bestehen kann und wird.“ Weiterhin erklärte er dann, daß Hand in Hand mit den Vorkehrungen gegen die Volksvertretungen auch die geeigneten Maßnahmen gegen die Pressfreiheit getroffen werden müßten, damit besonders dem Geschrei der Professoren, „der größten deutschen Revolutionäre“, ein Ende gemacht werden könne. Er hatte daher schon 1818 Verhandlungen wegen Beschränkung der Presse mit Preußen angeknüpft; es war aber zu keinem Ergebnis gekommen. Jetzt nun aber, nach der Ermordung Robespieres, mußte das Eisen schnell geschmiedet werden, so lange es noch warm war.

Die erste Nachricht von der That erhielt der Fürst durch Genuß, der, nachdem er seinen Herrn von dem Ereigniß unterrichtet hatte, sofort die Folgerung zog, „daß die gewaltsamsten Katastrophen in der moralischen und physischen Welt, wenn auch nicht mehr für die, welche darunter erlagen, doch für die übrigen nützlich und sogar wohltätig werden können, wenn sie Entschlüsse wecken und Maßnahmen befördern, die sonst vielleicht nur viel später, vielleicht nie zur Wirklichkeit gekommen wären.“ Sicherlich werde, da das Attentat gegen einen russischen Staatsbeamten verübt worden sei, Kaiser Alexander ohne allen Rückhalt auf Preußen, auf Bayern, auf Deutschland einzuwirken suchen und dadurch aller Unentschiedenheit und Halbheit ein Ziel setzen. Besonders aber, des sei er überzeugt, werde nun auf eine Reihe von Jahren den Debatten über die Pressefreiheit ein Ende gemacht sein, denn es sei kaum glaublich, „daß irgend ein Bundesstaat unverschämt genug wäre, jetzt noch die Einführung der Pressefreiheit denjenigen Regierungen zuzumuten, die sie bisher nicht geduldet haben.“ Jedenfalls werde Oesterreich die erste Gelegenheit ergreifen, um mit Nachdruck zu erklären, „daß es den ewig unverzeihlichen Artikel der Bundesakte, der von gleichförmigen Verfügungen über diesen, die innere Landeshoheit und Souveränität in ihren allerwesentlichsten Rechten und Verpflichtungen berührenden Gegenstand spricht und träumt, ein für allemal als unausführbar und abgetan betrachtet und in keiner Diskussion darüber je wieder teilnehmen wird.“

Diesen Ansichten stimmte der Fürst vollständig bei. Er erwiderte, er sei entschlossen, „der Sache die beste Folge zu geben, die möglichste Partie daraus zu ziehen“; aber es beschlich ihn doch eine gewisse Angst, auch er könne einmal von dem „Dolche irgend eines Narren“ erreicht werden, darum möge man die Angelegenheit mit möglichster Ruhe und Kälte behandeln. Der ganze Feldzug dürfe kein Aufsehen erregen.

Die Beratungen in Karlsbad (von Ende August bis Anfang September 1819) wurden daher in aller Stille gepflogen. Bevor sie jedoch eröffnet wurden, nahm Metternich in Tepliz Gelegen-

heit, dem Könige von Preußen erst in der geschicktesten, aber auch intensivsten Weise seine Ansichten über die Lage darzulegen und ihn für die Maßregeln, die zu ergreifen seien, zu gewinnen. Die Verschwörung habe, erklärte er dem Könige rundweg, ihren Ursprung und ihren Sitz in Preußen; die unteren Verschwörer seien nunmehr bekannt, die oberen noch nicht; doch wisse man so viel von ihnen, daß sie in den höchsten Kreisen zu suchen seien. Und als der König den Wunsch aussprach, es möchten während Metternichs Anwesenheit gleich bestimmte Grundsätze festgesetzt werden, die sodann unverbrüchlich ausgeführt werden müßten, erwiderte Metternich, die ganze Sache beschränke sich auf einen Satz. Wenn Seine Majestät entschlossen sei, keine Volksvertretung in seinem Staate einzuführen, der sich weniger als irgend ein anderer hierzu eigne, so sei die Möglichkeit der Hülfe vorhanden. Sonst bestehe keine andere. „Dies war bereits meine Idee,“ entgegnete der König; „trachten Sie, die Leute schriftlich zu binden.“

Damit hatte Metternich seine Vollmacht. Der König gab ihm förmlich *plein pouvoir*, und er konnte daher in der Konferenz alles das durchsetzen, was er wollte. Er schilderte die Lage als im höchsten Grade bedenklich und erklärte schließlich falls der deutsche Bund sich nicht zur Bekämpfung der Revolution aufrufen wolle, Österreich sich im ärgsten Falle allein retten werde.

Darauf schlug Preußen einen Gerichtshof für Revolutionäre und Verschwörer vor; allein Metternich entgegnete, es sei doch nicht sicher, daß man schon in der nächsten Zeit eine größere Anzahl von Schuldigen, die man zu Kapitalstrafen verurteilen könne, herauszufinden vermöge. Würde nun aber eine so große Anstalt nur mit kleinen Resultaten zu tun haben, so wäre das eher kompromittierend, als heilbringend. Er befürwortete daher nur die Errichtung einer Untersuchungskommission; habe diese genügendes Material zu Tage gefördert, so könne man sich immer noch zur Errichtung des Gerichtshofes entschließen.

Dieser Vorschlag fand allgemeine Zustimmung, worauf das nähere in einer Reihe von geheimen Konferenzen festgestellt wurde.

Die Außenwelt erfuhr aber davon zunächst nichts; doch wurden die Beschlüsse sofort dem Bundestags-Präsidenten Grafen von Buol-Schauenstein mitgeteilt, worauf dieser am 20. September der Bundesversammlung zu Frankfurt in einem längeren Vortrage die Gärung in den Gemüthern, besonders der akademischen Jugend, und die bedenkliche Lage, in der sich die deutschen Staaten befänden, schilderte, bis er schließlich die Maßregeln nannte, die zur Bekämpfung dieser Gefahr zu ergreifen seien — es waren die Beschlüsse des Karlsbader Kongresses.

Es wurden folgende Punkte zu genauer Erwägung empfohlen: 1. die Ungewißheit über den Sinn und die daraus entsprungenen Mißdeutungen des Artikels 13 der Bundesakte; 2. die unrichtigen Vorstellungen von den der Bundesversammlung zustehenden Befugnissen und von der Unzulänglichkeit der Mittel, wodurch diese Befugnisse geltend gemacht werden könnten; 3. die unerkannten Gebrechen des Schul- und Universitäten-Wesens; 4. der Mißbrauch der Presse und insbesondere der von den Zeitungen und Flugschriften bisher getriebene Unfug, und endlich 5. die sträflichen Umtriebe zur Bewirkung einer Revolution in Deutschland.

Und darauf stellte der Präsidenten-Gesandte den Antrag: hinsichtlich des ersten Punktes baldigst eine angemessene, dem „monarchischen Prinzip“ entsprechende Auslegung und Erläuterung des fraglichen Artikels folgen zu lassen, vor dessen Erscheinen jedoch bei den in mehreren Bundesstaaten vorliegenden ständischen Arbeiten keine Beschlüsse gefaßt werden möchten; inbetreff des zweiten Punktes theilte er der Bundesversammlung den Entwurf einer Exekutions-Ordnung mit, deren Prüfung sofort vorgenommen werden sollte; gleiches geschah mit einem Plane, welcher die gegen die Universitäten zu ergreifenden Maßregeln enthielt; von ähnlicher Wichtigkeit war der Entwurf zu einem provisorischen Beschlusse, durch welchen die Preßmißbräuche, besonders in Beziehung auf Zeitungen und Flugschriften, verhütet werden sollten. Was endlich den fünften Punkt betraf, so schlug Graf von Buol die Ernennung einer Central-Kommission vor, die eine vom Bundestage ausgehende und unter dessen unmittelbarer

Aufsicht stehende Untersuchung der demagogischen Umtriebe in Deutschland einleiten und bis zur Gewinnung genügender Resultate fortführen sollte.

Dieser Antrag wurde sofort mit einer Eilfertigkeit, die die Körperschaft bisher nie gezeigt hatte, ohne alle Diskussion durch bloß summarische Abstimmung angenommen, und der Bundestag wählte außerdem noch einen Ausschuß, der darauf zu achten hatte, daß die auf die Eingaben, Berichte und Anträge hin gefaßten Beschlüsse auch zur Ausführung kamen. Würden, hieß es in der Instruktion dieses Ausschusses, die Beschlüsse in einem einzelnen Bundesstaate wegen Widerseßlichkeit der Staatsangehörigen oder Untertanen nicht vollzogen, und die betreffende Landesregierung wäre nicht vermögend, jene Widerseßlichkeiten zu heben, so habe der Bundestag den Vollzug durch militärische Assistenz der das besagte Staatsgebiet einrückenden Truppen zu bewirken, wobei auch der Bundestag sowohl die Zahl der Exekutionstruppen als die zu deren Stellung verpflichteten Bundesstaaten bestimmen werde. Liege dagegen der Grund der Nichtvollziehung des Bundestagesbeschlusses in einer Weigerung der betreffenden Bundesstaatsregierung, so solle die militärische Exekution gegen die Regierung jenes Bundesstaates gerichtet werden.

Weiterhin wurden die Grundzüge für eine Überwachung der Universitäten festgesetzt und die schärfsten Maßregeln gegen den Mißbrauch der sogenannten Preßfreiheit angeordnet. Nach diesem durften in keinem Bundesstaate weder periodische Blätter noch überhaupt Schriften, die weniger als 20 Druckbogen zählen, ohne vorhergegangene Genehmigung der Landesbehörde im Druck erscheinen. Jeder einzelne Bundesstaat ward für solche unter seiner Oberaufsicht erscheinenden Druckschriften der Gesamtheit des Bundes verantwortlich gemacht; überdies behielt sich die Bundesversammlung auch das Recht vor, Schriften unter 20 Bogen, die nach ihrer Meinung der Würde und Sicherheit des Bundes und der Bundesstaaten nachtheilig seien, aus eigener Machtvollkommenheit zu verbieten, ohne daß gegen ihren Spruch eine Appellation stattfinden könne; die betreffenden Regierungen aber sollten verpflichtet sein, diesen Spruch zu vollziehen. Sämtliche Bundes

mitglieder machten sich ferner anheischig, dem Bundestage, binnen zwei Monaten von Bekanntmachung dieser Beschlüsse an, zu berichten, durch welche Maßregeln sie die Ausführung des Beschlusses über die Zeitungen und kleinen Druckschriften zu bewerkstelligen gedächten. Übrigens sollten alle Druckschriften ohne Ausnahme von nun an mit dem Namen des Verlegers bekannt gemacht werden, der ganze Beschluß über die Presse aber für die Dauer von fünf Jahren, vom 20. September 1819 angerechnet, in Kraft verbleiben.

Betreffs des fünften Punktes endlich, der Ernennung einer Zentralbehörde zur Untersuchung der demagogischen Umtriebe, wurde beschlossen, die erforderlichen Kommissarien durch sieben mittelst Stimmenmehrheit gewählte Bundesmitglieder zu ernennen. Doch durften diese Kommissarien nur aus solchen Staatsdienern genommen werden, die in richterlichen Verhältnissen ständen, oder doch früher in solchen gestanden hätten. Ihren Präsidenten hätten die Kommissarien selbst zu ernennen. Der Zentralbehörde ward weiterhin die Oberleitung der in verschiedenen Bundesstaaten bereits angefangenen Untersuchungen über revolutionäre Umtriebe übertragen, und mithin sollten ihr auf Ersuchen unweigerlich und unverzüglich alle Akten zugesandt werden. Als Sitz der Behörde wurde Mainz gewählt, wo auch das entsprechende Gefängnis zur Verfügung war. Am 8. November 1819 konnte diese Inquisitionsbehörde bereits ihre erste Sitzung halten.

Alles, was Metternich vorgeschlagen hatte, war also angenommen, das ganze politische, ja das ganze geistige Leben Deutschlands in die schwersten Fesseln gelegt worden. Mit Stolz blickte denn auch der Fürst auf diesen ungeheuren Erfolg. Er kam sich vor wie ein Heros, der Deutschland, ja Europa von dem Sturz in den Abgrund gerettet hatte. „Eine neue Ära tut sich auf,“ schrieb er triumphierend an den Prinzregenten von England, und in einem anderen Briefe jener Tage erklärte er die „Karlsbader Epoche“ für eine der wichtigsten seines Lebens. Zugleich stimmten die Minister der kleinen Staaten, die nicht in Karlsbad vertreten waren, Hymnen auf den Drachentöter des Liberalismus an, und der Großherzog von Hessen fühlte sich nicht nur gedrungen, für



die weise Fürsorge und die tiefe Einsicht des Fürsten Metternich zu danken, sondern auch noch seine Freude darüber auszusprechen, daß seine gute Stadt Mainz zum Sitz der Untersuchungskommission gewählt worden sei.

Das deutsche Volk aber blickte bestürzt auf diese Beschlüsse des Bundestages; es konnte nicht fassen, daß der hehre Traum von der deutschen Herrlichkeit wirklich zerronnen sei. Als jedoch kein Zweifel mehr übrig blieb, als allerwärts die Verfolgungen begannen, zogen sich die Männer des Volkes aus dem öffentlichen Leben zurück, und der ganzen Nation bemächtigte sich eine tiefe Niedergeschlagenheit, eine allgemeine Trostlosigkeit. Denn sich aufzulehnen gegen diese unerhörte Beraubung ihrer Freiheit war ihr ja unmöglich; sie durfte nicht einmal öffentlich Klage erheben. Nur unter dem Schleier der Satire konnte hie und da einmal gewagt werden, die neugeschaffene Situation zu beleuchten. Am geistreichsten geschah dies in einer Broschüre, die Ende 1819 bei J. N. Brockhaus in Leipzig unter dem Titel „(Friedrich von Genß) Seiner Königlichen Majestät Friedrich Wilhelm dem Dritten bei der Thronbesteigung alleruntertänigst überreicht (Am 16. Nov. 1797). Neuer wörtlicher Abdruck nebst einem Vorwort über das Damals und Jetzt von einem Dritten geschrieben am 16. November 1819)“ erschien.

Der Wiederabdruck dieses berühmten Briefes, in welchem Genß den jungen Monarchen mit hinreißender Beredsamkeit um Gewährung der Pressfreiheit bat, wurde mit feiner Ironie in einem längeren Vorworte dahin begründet, daß, nachdem nun alle Verhältnisse geordnet seien, das Jahr 1820 dem Königreich Preußen die versprochene Verfassung und die Pressfreiheit bringen werde. Dann entwickelt der Verfasser hauptsächlich die Wichtigkeit des freien Wortes. Er erinnert daran, welche moralische Kraft dem preussischen Staate in den traurigen Jahren von 1807 bis 1815 die öffentliche Meinung gegeben habe. Jetzt nun, da die Idee der Freiheit des Gedankens mit der Idee des Vaterlandes aufs innigste verbunden sei, werde die öffentliche Meinung noch viel segensreicher wirken können. Darum sei die Pressfreiheit von höchster Wichtigkeit. Napoleon wollte das Schwertrecht an die Stelle des

Bernunftrechts setzen, aber „zu keiner Zeit wird irgend ein Verstand, eine Macht, oder ein Wille die Bernunft unterdrücken können, deren Wesen die Wahrheit ist. Das Leben der Wahrheit aber ist die freie Mitteilung. Aus ungehinderter Rede und Gegenrede, die jedoch darum so wenig, als die Tat des einzelnen, straflos sein soll, entspringt das Wahre; aus gehinderter Rede und Gegenrede dagegen entspringt auf seiten derer, die hören: — sind es die Befehlenden, Unwissenheit und Irrtum; — sind es die Gehorchenden, — Mißtrauen und Widerwille gegen das erlaubte, Vorliebe und Begierde zu dem verbotenen Druckvorte; auf seiten derer, die sprechen, entspringt daraus: leidenschaftliche Entstellung des Wahren, oder listige Umgehung des Verbots, oder jene sophistischen Erörterungen, die das Klare unklar machen, indem sie das Vorurteil mit der Wahrheit ausöhnen wollen. Die ernste, ruhige Prüfung schweigt, oder sie wird von dem Mißtrauen nicht gehört, weil sie verdächtig erscheint, wenn sie im Sinne der Regierung spricht.“ Wohl seien durch mancherlei ungeduldige und leidenschaftliche Äußerungen aber gewiß nur einzelne könne die Schuld und die Strafe hochverrätherischer Umtriebe treffen, nicht die ganze Nation!) die Ansichten von dem, was die Zeit zur Reife gebracht habe, verdunkelt, die Gemüter verwirrt und die Unbefangenheit gestört worden, noch habe die Einführung einer repräsentativen Verfassung in Württemberg, Bayern und Baden bewiesen, daß die Stiftung eines solchen Bundes, wie er dort zwischen Volk und Thron geschlossen, den Völkern einen größeren Festtag bringe, als je die Thronbesteigung eines ersehnten Fürsten herbeigeführt habe. Ebenso werde es sich mit der Preßfreiheit verhalten. Diese werde nicht nur die schnellste Verständigung zwischen Thron und Volk herbeiführen, sondern auch den Thron vor allen revolutionären Umtrieben schützen. Und sind die Preßfreiheit und die stellvertretende Verfassung gewährt, ist durch beide der allgemeine Wunsch der Völker und das Wiener Fürstenwort von 1815 erfüllt, so wird auch die bittre, oft ungestüme und vielen stets unbequeme Mahnung der Preßfreiheit an noch nicht gelöste Verbindlichkeiten von selbst erstummen.“ „Doch ferne sei es jetzt,“ schließt der Verfasser,

„mitten unter den neu entstandenen oder noch entstehenden liberalen Verfassungen das Obsiegen der Reaktion einer vergangenen Zeit, die sich selbst überlebt hat, im Kampfe mit der neuen, die sich in Frankreich, in den Niederlanden, in Scandinavien und in Polen, selbst in einem großen Teile von Deutschland schon lebenskräftig gestaltet hat, befürchten zu wollen . . . . Deutschland ist frei und einig; das Besitztum der Fürsten ist gesichert; Monarchen und Republiken haben sich durch den heiligen Bund und die Mächte Europas im Sinne jener Urkunde, durch die Aachener Deklaration, zur Befolgung der Grundsätze des Christentums und des Völkerrechts verbunden, und gerade jetzt sollte das Rad der Zeit umgedreht werden? Unmöglich!“

Die Broschüre erregte großes Aufsehen. Ganz besonders erbittert war Genz, der sein Sendschreiben an Friedrich Wilhelm III. als seine einzige politische Sünde ansah und sich bisher wohl in dem Glauben gewiegt hatte, daß sie so ziemlich vergessen sei. Über den Verfasser des Vorworts riet man hin und her und suchte ihn in Berlin; er befand sich aber in Dresden und war der Professor Friedrich Christian August Hasse (geb. 4. Juni 1773 in Rehfeld bei Herzberg a. d. E., gest. 6. Febr. 1845 zu Leipzig). Den Gedanken, den Genzschen Brief wieder hervorzuziehen, hatte der Buchhändler Brockhaus selbst gehabt. \*)

Irgend welchen bestimmenden Einfluß übte die Broschüre natürlich nicht aus. Hasse hatte ganz recht, wenn er an Brockhaus schrieb: „Genz wird nicht deshalb in sich gehen! Höchstens verdirbt sie ihm den Appetit zu einer Sauce, die ihm einer feiner drei Köche vorgesetzt hat.“

Die Reaktion brach von allen Seiten herein und suchte mit brutaler Faust alle Regungen des vaterländischen Geistes niederzuschlagen.

Tiefbekümmert begruben die Patrioten alle ihre Hoffnungen. „Ich weiß nicht“, klagte Arnim in einem Briefe an Wilhelm Grimm, „ob es mein wundes Gefühl ist, das mir die Grillen

---

\*) Heinrich Eduard Brockhaus, Friedrich Arnold Brockhaus. Leipzig 1876. 2. Teil, S. 322 ff.

nacht; aber je näher, ruhiger und sicherer ich das innere Leben der Staaten sehe, so lauter ruft es in mir, daß eine harte Zeit des Zwanges, der Willkür und Nachlässigkeit über uns eindringt, daß ich nirgends einen wahren Zusammenhalt gegen die Torheiten der (Hardenbergschen) Regierung und nirgends die Einleitung zu besserer Verfassung sehen kann“, und Prinz Wilhelm von Preußen, der nachmalige Begründer des neuen deutschen Reiches, schrieb in einem vertraulichen Briefe an einen Freund, den General von Mazmer: „Hätte die Nation Anno 1813 gewußt, daß von einer damals zu erlangenden und wirklich erreichten Stufe des Glanzes, Ruhmes und Ansehens nichts als die Erinnerung und keine Realität übrig bleiben würde, wer hätte damals wohl alles aufgeopfert solchen Resultates halber? Es ist dies eine wichtige, aber schmerzlich zu beantwortende Frage.“ \*)

---

\*) von Mazmer, Unter den Hohenzollern. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals Ludwig von Mazmer, Gotha. 1887. Teil I, S. 120.



## Zweites Kapitel.

### Die Presseverhältnisse in Preußen.

1. Der Staatskanzler Fürst Hardenberg über die Presse. Wilhelm von Humboldt über die Pressefreiheit. Die Presseverhältnisse in den verschiedenen preussischen Landesteilen. Die preussische Kommission zur Ausarbeitung eines Pressegesetzes.

Die ganze Skala der Gemütsbewegungen, die das deutsche Volk in dem kurzen Zeitraume von 1814 bis 1819 von der jubelnden Freude bis zur bitteren Enttäuschung durchmachen mußte, spiegelt sich auch in der Presse jener Zeit wider. Auch hier steigen wir von der flammenden Begeisterung der ersten Jahre nach und nach hinab bis zur tiefen, schmerzvollen Traurigkeit. Doch ist das allgemeine Bild der Zeitungslitteratur noch vielfach unausgeglichen; beständig empfindet man, daß man in einer Zeit des Überganges steht, der aus den Jahren der schweren Bedrückung noch manches anhaftet. In verschiedenen Theilen des Reiches, besonders im Süden, wo in der Rheinbundszeit jedwede geistige Regung erstickt worden war, vermochte man den freieren Blick so schnell noch nicht zu gewinnen, und im Norden, in Berlin, wachte nach wie vor ein ängstliches Polizeiregiment; dagegen entwickelte sich im Westen und in dem besonders erleuchteten kleinen Sachsen-Weimar mit großer Schnelligkeit eine bedeutende Zeitungslitteratur, aus der uns Zeitbilder entgegenstrahlen, die von wahrhaft genialem Griffel entworfen sind. Erfüllt von hehrer Begeisterung, treten diese Zeitungen mit hinreißender Begeisterung für den Aufbau des Vaterlandes ein.

Doch schwebten die meisten dieser Zeitungen beständig in der größten Gefahr. Nur in Sachsen-Weimar war, wie schon erwähnt wurde, die Pressfreiheit gewährt worden; im übrigen Deutschland sahen die Zeitungen ihre Existenz durch nichts gehindert; es herrschte in Betreff der Pressverhältnisse die größte Verwirrung. Zwar war in die Bundesakte als Artikel 18 die Bestimmung aufgenommen worden: „Die Bundesversammlung wird sich bei ihrer ersten Zusammenkunft mit der Abfassung gleichförmiger Verfügungen über die Pressfreiheit beschäftigen“, allein erst vier Jahre später, am 12. Oktober 1818, kamen die ersten Gesandten dazu, einen Ausschuss und einen Referenten zu ernennen, die der Frage der Pressfreiheit näherzutreten sollten. Der Ausschuss wandte sich darauf mit der Bitte um Rat und Vorschläge an die Einzelstaaten; von diesen scheint sich aber nur Preußen um das Anliegen gekümmert zu haben.

In Preußen lagen die Pressverhältnisse ganz besonders erwickelt. Durch die Beschlüsse des Wiener Kongresses waren allerlei Landesteile zu Preußen gekommen, in denen die verschiedensten Bestimmungen über die Presse galten. In den vormaligen rheinischen Herrschaften am Rhein waren durch das französische Willkürregiment die Bestimmungen ganz verwischt worden; man mußte nicht aus noch ein; in Schwedisch-Pommern hatte es gar eine beschränkende Gesetze gegeben. Der Staatskanzler Fürst Hardenberg ließ es daher alsbald seine Sorge sein, hier eine gewisse Ordnung zu schaffen. In einem Schreiben vom 22. September 1815 an den Justizminister von Kirchheim erklärte er, daß die bestehenden Zensurgesetze dem Geiste der Zeit nicht mehr angemessen seien, weshalb er sie einer sorgfältigen Revision zu unterziehen für nötig erachtet habe, und am 17. Dezember bat er denselben Minister, ihm einen Aufsatz von Suarez, dem berühmten Mitarbeiter am Landrecht, über Zensurgesetze und Pressfreiheit mitzuteilen. „Unsere Umstände machen es höchst dringend,“ bemerkte er dabei, „die von mir schon längst beabsichtigte Revision unserer Zensurgesetze und auf der einen Seite die Bewilligung einer durch angemessene Bestimmungen geregelten Pressfreiheit, auf der andern eine Beschränkung der hier und da überhand-



nehmenden Zügellosigkeit äußerst zu beschleunigen. Denn wenn einerseits die bisherigen Beschränkungen nicht mehr der liberalen Tendenz unsrer Regierung entsprechen, so darf von der andern Seite die gefährliche Lizenz nicht länger geduldet werden, in welcher seit einiger Zeit mehrere politische Schriftsteller und Journalisten das Publikum zum Mißvergnügen zu stimmen suchen. Es ist daher meine Absicht, diese Angelegenheit einer sorgfältigen Prüfung und Erwägung zu unterziehen.“

Weiterhin forderte Hardenberg ein Gutachten von Wilhelm von Humboldt über die Pressfreiheit ein, und dieser sandte unter dem 6. Januar 1816 aus Frankfurt a. M. einen längeren Bericht, in welchem er die Stellung der Regierung zur Pressfreiheit ausführlich beleuchtete. „Die Festsetzung dessen, was gesetzlich als Mißbrauch der Pressfreiheit gelten soll“, schrieb er, „muß jetzt einfach und ja nicht, weder in der Sache selbst, noch in der Ausführlichkeit der Bestimmung, zu ängstlich gemacht werden. Es ist hier wie überall sonst unmöglich, die Richter in Maschinen zu verwandeln, und es wäre furchtbar, wenn man ungerechte Beschränkungen der Pressfreiheit, die bei Zensurbehörden wenigstens noch durch Persönlichkeit und Zufall gemildert werden, zu gesetzlichem Zwang machen und sich des ehrwürdigen Namens der Gesetze und Gerichte bedienen wollte, ihnen ein geheiligtes Ansehen zu geben. Hiervon muß selbst der leiseste Verdacht vermieden werden. So schwierig auch auf den ersten Anblick die Bestimmung des rechtmäßigen Gebrauches der Pressfreiheit zu sein scheint, so wird man doch, wenn man auf der einen Seite sich Wert denkt, die irgend eine, auch das Staatenwohl sehr noch angehende Materie bloß theoretisch behandeln, und mit denen die Zensur billigerweise gar nichts zu tun hat, und auf der andern Seite eine Flugschrift, die zu einer bestimmten und zwar unerlaubten Handlung auffordert, die mehr ein gedruckter Aufruf als ein Buch genannt zu werden verdient, und mit dem wieder die Pressfreiheit nicht zu schaffen hat, nicht so gar schwer die Mittellinie finden, jenseits welcher ein Herausgeber vor aller Verantwortung sicher ist, und diesseits der er zur Rechenschaft gezogen werden kann. Die Mitteilung wahrer Tatsachen, welcher Art sie auch

u möchten, die Erwähnung selbst von Gerüchten, wenn nur e Absicht klar ist, dadurch der Wahrheit näher zu kom- en, ruhige, mit Gründen belegte, wenn übrigens auch ganz stimmte Kritik von vollendeten Maßregeln der Regierung oder einzelner Staatsbeamten, Äußerung von Wünschen, Rat und Warnung bei noch nicht vollendeten, würde der Staat immer nrecht haben, zu erschweren; über Fälle dieser Art dürfte da- r der Schriftsteller nie verantwortlich gemacht werden. In esen Dingen kann die Verantwortlichkeit erst angehen, wenn er egen besseres Wissen die Tatsachen entstellt, oder die Mittel, sich t unterrichten, versäumt, oder sich Tatsachen zu erzählen unter- ingt, deren Erforschung ihm nicht möglich ist, und deren Ver- reitung, wenn sie unrichtig wäre, gefährlich sein würde, wenn : dies Unerwiesene, ohne es als solches zu bezeichnen, hinstellt und sich, bei erfolgter Widerlegung, noch rühmt, zur Ausmitte- ung der Wahrheit beigetragen zu haben, wenn er die Maske des berüchtls nur gebraucht, um etwas Berunglimpfendes sagen zu dürfen, wenn Urteil, Rat und Warnung dem Ton und Vortrag ach die Absicht verraten, auch durch etwas anderes als ihren inneren Gehalt wirken zu sollen und sich daher als eine Art nrechtmäßiger Macht herandrängen. Gestattung großer Frei- eit, aber unverbrüchlicher Wachsamkeit über diejenige Grenze, welche zum Wohl aller und nicht am wenigsten zur Erhaltung er Würde der Schriftsteller selbst gezogen werden muß, sind ewiß das zuverlässigste Mittel, die Rechte des Staates und der Bürger von dieser Seite sicher zu stellen.“ Nach diesen Aus- führungen tut Humboldt dar, daß Preßprozesse in einer Instanz und zwar bei dem Obergerichte entschieden werden, daß die Regierung so selten wie möglich Klage erheben solle wegen Ver- eßung ihrer Rechte.\*) Als Strafe könnte, so führt er aus, nur

\*) Görres schlägt vor (Rh. Merk. Nr. 94), die Presse möchte, statt unter einen Zensor, unter eine Art von geschworenem Gericht gestellt werden, das, bei jedem bedeutenden Mißbrauch eigens berufen, nach Pflicht und Gewissen über einen Gegenstand entscheiden könne, der sich keineswegs durch Befeh zum voraus bestimmen lasse. Die Glieder dieses Gerichtshofes müßten urch die Art ihres Berufes alle die Freiheit und Unabhängigkeit erhalten, ie sie über erbärmliche Furcht und Schreckhaftigkeit erheben könnte.

angewendet werden: „Warnung vor Gericht, öffentlich bekanntgemachter Verweis, Geldbuße“; der höchste Grad der Strafe muß die Unterwerfung des Schriftstellers, Druckers oder Verlegers unter eine Zensur sein, die bei Schriftstellern nicht über drei, bei Verlegern nicht über ein Jahr dauern sollte.\*)

Diese letzteren Vorschläge waren allerdings recht seltsam; sie zeigen aber, wie angelegentlich man sich in diesen Jahren bemühte, ohne zu große Einengung zweckmäßige rechtliche Verhältnisse zu schaffen.

Um einen gewissen festen Boden unter die Füße zu bekommen, suchte man zunächst festzustellen, ob und wie weit die alten Zensurgesetze bindend waren, und da liefen nun nach erfolgter Umfassung sehr verschiedene Berichte ein. Von der Regierung in Cleve wurde gemeldet, daß seit der Wiedervereinigung von Sülich-Cleve und Mark mit dem preussischen Staate das „Zensur-Edikt“, d. h. früher bestanden habe, oder irgend ein anderes, nicht öffentlich bekanntgemacht worden sei. „Hieraus folge eine dormalen unbedingte Preßfreiheit, welche, wenn sie auch bei wissenschaftlichen Gegenständen von Nutzen sein könne, dennoch in Zeitungen, besonders bei politischen Artikeln, von unverkennbar nachteiligen Folgen auf die in den neuern Provinzen ohnehin durch mancherlei äußere Entwicklungen noch nicht befestigte öffentliche Stimmung sein könne.“

Dem gegenüber erklärte jedoch der Justizminister von Kirchhausen, von dem Fürsten Hardenberg um Rat befragt, daß das Zensur-Edikt vom 19. Dezember 1788 zwar in den neuen und wieder vereinigten Provinzen nicht schon vermöge der ergangenen Publikationspatente für eingeführt zu betrachten sei, weil diese sich bloß auf die das allgemeine preussische Landrecht abändernden, ergänzenden und erläuternden Ordnungen beschränken, und weil jenes Edikt als ein vor Einführung des allgemeinen Landrechts ergangenes, nicht namentlich angezogenes Gesetz zur Kategorie jener letztern nicht zu rechnen sei. Dagegen sei der hinsichtlich der alten Provinzen erhobene Zweifel von den Gerichts-

\*) Aus amtlichen Berichten Wilhelms von Humboldt im Jahre 1816 (Forschungen zur Brandenburgischen und Preussischen Geschichte. Leipzig 1894.

Hörden nie erhoben und erledige sich dadurch, daß das genannte Zensur-Edikt als eine für sich selbst bestehende Polizeivordnung selbst eingeführt gewesen sei und ununterbrochen gesetzliche Gültigkeit gehabt habe.

Dieser Auffassung schloß sich Fürst Hardenberg an und hütete es deshalb auch dem Polizeiminister Fürsten Wittgenstein gegenüber unter dem 17. Januar 1819 ab, das Zensur-Edikt in den wiedererworbenen Provinzen neu zu publizieren. „Wir sind jetzt damit beschäftigt“, fügte er seinem Schreiben hinzu, „behufs einer Beratung über die Freiheit der Presse auf dem Bundestage und in dieser Angelegenheit zu äußern. Es würde befremden und zu Mißdeutungen Anlaß geben, wenn wir in demselben Augenblicke besondere Anordnungen, die der Freiheit der Presse sehr ungünstig sind, publizieren wollten. Die Inkonvenienzen, die aus der Nicht-Publikation und Nicht-Anwendung dieser Gesetze in einigen Provinzen entstehen, sind wenig bedeutend, da schon die Vorschriften des allgemeinen Landrechts vollkommen hinreichen, ügellose Schriftsteller im Zaum zu halten und zu strafen, wenn sie durch den Mißbrauch der Presse dem Gemeinwesen schädlich werden. Ich wünsche daher, daß diese Angelegenheit für jetzt auf sich beruhen bleibe.“

Recht bedenklich sah es in den vormalig geistlichen Herrschaften am Rhein aus. Dort schätzte man sich sehr hoch ein und war recht wenig über die Verschmelzung mit Preußen erbaut, daß man nur als ein hartes Land mit kümmerlichen Reizen und öden Sandflächen kannte. „Jesus, Maria, Joseph! Do hirohde mer in n' ärm Famillige!“ rief jammernnd der alte Bankier Schaafhausen in Köln, als er die Nachricht von der beschlossenen Vereinigung seiner Vaterstadt mit Preußen erhielt.\*) Als ganz selbstverständlich sah man es an, daß man besondere Berücksichtigung erfahren, womöglich besondere Vorrechte, erhalten werde, und setzte es denn auch durch, daß das bisherige französische Gesetz beibehalten wurde.

Eine ganz besondere Enttäuschung erfuhr aber die Presse.

\*) Berger, Der alte Harfort. Leipzig. 1890, S. 148.

Durch einen Korpsbefehl des Generals von Thielmann an sämtliche Generale des dritten deutschen Armee-Korps, datiert zu Coblenz am 31. Juli 1814, in welchem das Vorgehen ein Hauptmanns gegen den Herausgeber des „Rheinischen Merkur“ verurteilt wurde, kam auch der Satz vor, daß sich die Militärbehörde nicht für befugt halten dürfe, der durch die allerhöchsten Behörden tolerierten Preßfreiheit Schranken zu setzen, „da die Preßfreiheit als das Palladium der Freiheit der Völker und als das schönste Kleinod der errungenen Sicherheit von jedem Vernünftigen angesehen werden muß.“ Die Aussprüche erweckte unbegrenzte Hoffnungen. Leider zerrannen diese sehr bald und schlugen in Enttäuschung um.

Allerlei Mißverständnisse und Mißgriffe der aus dem Rhein übergenommenen Beamten kamen noch dazu, die Situation weiter zu verschlimmern, sodaß die Verstimmung beständig wuchs und sich schließlich bis zur heftigen Gereiztheit steigerte.

So ungefähr lagen die Verhältnisse, als aus Frankfurt eine Aufforderung in Berlin eintraf, Vorschläge für ein Preßgesetz zu machen, und der König kam ihr auch offenbar sehr gern nach; mochte er doch hoffen, die Schwierigkeiten mit Hilfe des Bundestages am ehesten zu überwinden. Bereits zu Anfang des Jahres 1819 erteilte er seinem Staatsministerium die Anweisung, die Grundsätze näher in Erwägung zu ziehen, welche zu einer geordneten Bestimmung über Preßfreiheit für unsern Staat in Vorschlag zu bringen seien“, worauf der Fürst Hardenberg am 30. März 1819 das Staatsministerium zur Ernennung einer Kommission veranlaßte, welche die sowohl für Preußen, als auch für den Bundestag in Betracht kommenden Gesichtspunkte und Bestimmungen in einem Gesetzentwurf ausarbeiten sollte. „Preußen ist durch alle seine Verhältnisse berufen“, bemerkte er dabei, „in allen übrigen Staaten die Frage durch alle ihre höheren und tieferen Beziehungen auf sich selbst, auf das Verhältnis der deutschen Bundesstaaten zu ihm und unter einander und auf das Ausland zu verfolgen und zur Gewinnung eines umfassenden Resultates für ganz Deutschland in Erwägung zu ziehen; der Maß von Freiheit oder Beschränkung, welches es aus seinen

Standpunkt nötig finden wird, muß auf den Entschluß der Bundesversammlung von entscheidendem Einfluß sein. Damit die Beratung auf dem Bundestage nicht in einseitiger Richtung vorrücke und die Ansichten der übrigen Staaten früher zu einer Bereinigung sich hinneigen, ehe unsere Regierung über die von ihr anzunehmenden Grundsätze sich entschieden und mittelst einer eignen klaren Ansicht über Richtung und Ziel auf die noch weniger feste und dafür mehr bestimmbare Beratung bei dem Bundestage einwirken können, wird es nötig sein, daß die Arbeiten bald zu einem Resultate reifen mögen.“

Darauf ernannte das preußische Staatsministerium bereits am 6. April 1819 die von Hardenberg verlangte Kommission; sie bestand aus den Direktoren in den Ministerien des Unterrichts und des Innern, Nicolovius und Köhler, dem Geh. Ober-Justiz-Rat bei dem Ministerium der Gesetzgebung, Hagemeister, und dem wirklichen Geh. Legationsrate im auswärtigen Amte, Ancillon.

Die Ausarbeitung des Gesetzentwurfes ging aber nur langsam von statten. Zunächst bereitete der Polizeiminister Fürst Wittgenstein den Kommissären Schwierigkeiten, da er nur ein möglichst beschränkendes Polizeigesetz für die Presse haben wollte; sodann erforderte der Gegenstand selbst die eingehendste und sorgfältigste Prüfung. Das betonten die Kommissäre wiederholt, als sie von Hardenberg gedrängt wurden. Auf einen Mahnbrief des Fürsten vom 28. Mai 1819 erwiderten sie unter dem 8. Juni: „Wir sind von der Wichtigkeit des uns gewordenen Auftrags ebenso, wie von den Gründen, welche die möglichste Forderung desselben gebieten, auf das innigste überzeugt. Ernstlich werden wir es uns daher angelegen sein lassen, die Bearbeitung dieser Sache, insoviel es jedoch ohne Übereilung geschehen kann, zu beschleunigen.“ Auch das Staatsministerium verlangte eine „unverzügliche Beendigung der Arbeiten“, worauf die Kommissäre unter dem 20. August erklärten, sie hätten ihre Beratungen nunmehr soweit abgeschlossen, daß jetzt nur noch der Gesetzentwurf selbst redigiert werden müsse.

Der Entwurf war in sechs Abschnitte und fünfundvierzig Paragraphen geteilt. Der erste Abschnitt handelte in den Para-



graphen 1 bis 4 von den allgemeinen Vorschriften für die Preß-  
 der zweite in den Paragraphen 5 bis 15 von den polizeilichen Be-  
 stimmungen für die Buchdrucker, Verleger und Buchhändler, der  
 dritte in den Paragraphen 16 bis 27 von den Zeitungen und  
 Zeitschriften, der vierte in den Paragraphen 28 bis 39 von den  
 besonderen Gesetzesvorschriften, welche überall neben den Landes-  
 gesetzen galten, der fünfte in den Paragraphen 40 und 41 von  
 den Aufgaben der Aufsichtsbehörden und der sechste in den Pa-  
 ragraphen 42 bis 45 von dem Verhältnis der deutschen Bundes-  
 staaten unter einander, gegenüber dem zu erlassenden Gesetz.  
 Als allgemeiner Grundsatz war nicht Zensurzwang, sondern Preß-  
 freiheit aufgestellt.

Während aber die Kommission noch damit beschäftigt war,  
 die letzte Feile an ihr Werk zu legen, wurde der Fürst Harden-  
 berg bereits Ende August in Karlsbad von dem Fürsten Metternich  
 nicht aus dem Sattel gehoben, und unmittelbar darauf beeilte sich  
 auch der Bundesrat, die Karlsbader Beschlüsse einstimmig anzunehmen  
 (20. Sept.). Wittgenstein triumphierte; die Kommission  
 aber sprach, als sie schließlich am 9. November ihren „Vorschlag  
 zu einer gesetzlichen Bestimmung über Preßfreiheit“ dem Mini-  
 sterium überreichte, ihr Bedauern darüber aus, daß sie mit ihren  
 Entwürfen „leider doch zu spät“ gekommen sei. Er wurde jedoch  
 stillschweigend zu den Akten gelegt.\*)

Die Versuche Hardenbergs, die gesetzlichen Bestimmungen  
 über die Preßverhältnisse in Preußen auf einer in liberalen, d.  
 Anforderungen der Zeit entsprechenden Grundanschauungen fußenden  
 Basis aufzubauen, endeten also in tragikomischer Weise.

---

\*) Einen Auszug aus dieser Vorlage gibt Friedrich Kapp in seiner  
 Abhandlung „Die preußische Preßgesetzgebung unter Friedrich Wilhelm III.“  
 (Archiv f. Gesch. d. deutschen Buchhandels, Band VI, Spz. 1881.)

Der „Rheinische Merkur“, das bedeutendste Blatt der in Rede stehenden Periode. Sein Herausgeber Joseph Görres. Zeitstimmen über die Zeitung. Der Inhalt der Zeitung. Die fingierte Proklamation Napoleons an die Völker Europas. Die Zeitung tritt für die deutsche Befreiung ein. Wird in Bayern, Württemberg und Baden verboten. Görres über die Unterdrückung von Zeitungen. Das Auftreten des „Merkurs“ nach der Flucht Napoleons von Elba. Erste Verwarnung durch den Staatskanzler von Harburg. Blücher und Görres. Die Zeitung gegen den Wiener Kongress und die Bundesakte. Keulenschläge auf das Haupt des Geheimrats Schmalz. Der „Merkur“ wird verboten. — Mallinckrodt's „Westphälischer Anzeiger“, ein gewisser Ersatz für den „Merkur“. Beschäftigt sich hauptsächlich mit nationalökonomischen Fragen. Legt die Mißgriffe der preussischen Beamten dar. Wird unterdrückt.

Bei diesen verworrenen Preßverhältnissen während der Jahre 1814 bis 1819 mußten sich die preussischen Zeitungen von Fall zu Fall zurechtfinden, so gut es ging. Es kam in jeder Provinz, in jeder Stadt, darauf an, wie sich dort die Behörden augenblicklich zu den Zeitungen stellten, ferner, ob von früher her gewisse Freiheiten noch nachwirkten, und ganz besonders: was Geisteskind der Herausgeber einer Zeitung war. Das zeigte sich hauptsächlich bei den Zeitungen am Rhein, vor allem aber bei dem „Rheinischen Merkur“ in Koblenz, den Joseph Görres gleich mit dem Beginn des Jahres 1814 frisch und fröhlich und mit einem Wagemute, den wir noch heute bewundern müssen, herauszugeben begann.

Nachdem sein „Rübezahl“ unterdrückt worden war, hatte sich Görres eine zeitlang in Heidelberg niedergelassen und dort sein Wissen vertieft und seinen Gesichtskreis erweitert. Aber so sehr dabei die Politik auch in den Hintergrund getreten war, sein ungestümer Haß gegen die Franzosen war geblieben, und als er dann im Herbst 1808 seine frühere Stelle als Lehrer an der Sekundärschule in Koblenz wieder übernommen hatte, steigerte sich angesichts der Mißwirtschaft sein Ingrimm gegen die Fremden noch weiter. Es war daher ganz natürlich, daß er, als Blücher mit seinen Heermassen über den Rhein ging und somit die französischen

Hemmnisse fielen, mit seinem ganzen Zorn wie ein schäumendes Gebirgsbach hervorbrach, alles mit sich fortreißend.

Man sieht es den ersten Blättern deutlich an, mit welcher Hast sie zusammengestellt und gedruckt worden sind. Am Kopfe zeigt sich zunächst, außer dem Datum und der Nummer, nur der einfache Titel „Rheinischer Merkur“, nichts weiter. Der Name des Herausgebers ist nicht angegeben, doch heißt es hinten am Schluß: „Koblenz, gedruckt bey B. Heriot, Buchdrucker am Paradeplatz“. Am Kopfe der Nr. 4 ist dann vermerkt, daß die Zeitung wöchentlich viermal erscheint, nämlich Dienstags, Donnerstags, Samstags und Sonntags, und daß der Preis des Jahrganges auf 7 Gulden rheinisch, oder 4 Reichstaler Berl. Kur. festgesetzt ist, daß ferner die Insertionsgebühren mit 3 Kr. für die Zeile zu bezahlen sind. Das Fürstlich Thurn und Taxische Postamt habe die Expedition übernommen. Endlich in Nr. 8 (vom 5. Februar) erscheint unter dem Titel die Bignette, die dann der Zeitung ihr charakteristisches Äußere gibt: Rhein und Mosel liegen hingelehnt an wasserausströmenden Amphoren, zwischen ihnen ein aufstrebendes Felsenhorn mit Früchten. Mit der Nr. 18 (25. Febr. 1814) tritt dann noch einmal eine kleine Änderung in der Zeit des Erscheinens ein; die Zeitung kam von jetzt an „allemaal über den andern Tag“ heraus. Zugleich gab am Schluß von Nr. 18 der „Buchdrucker der Verwaltung des Rhein- und Moseldepartements“ Pauli bekannt, daß er der Verleger der Zeitung sei und nicht B. Heriot. Auch druckte jetzt Pauli das Blatt; immerhin kommt später noch wiederholt viele Nummern vor, die in der Druckerei von B. Heriot hergestellt wurden. Diese muß also des öfteren ausgeholfen haben.

Gleich in dem einführenden Artikel der ersten Nummer erklärte Görres, daß die Redaktion das Blatt „zu mehr als einer gewöhnlichen Zeitung“ erheben möchte, daß diese „eine Stimme der Völkerschaften diesseits des Rheins (also der linken Rheinseite) werden solle. Über diese Aufgabe wuchs der „Rheinische Merkur“ jedoch schnell hinaus. Als gewaltiger Rufer im Kampf um die deutsche Sache brachte er alsbald das Verlangen und die Wünsche des gesamten hoffnungsfreudigen Deutschlands zum Ausdruck, und

zugleich flog er wie ein Sturmvogel dem Kriegsheere voran, so daß Napoleon betroffen zusammensuchte und den geistigen Streiter am Rhein die fünfte Großmacht nannte, die gegen ihn in die Waffen getreten sei.

Und mit welchem einfachem Apparat wurde die Zeitung hergestellt! Ohne irgend welchen Beistand eines Amanuensis schrieb Görres das ganze Blatt neben seinen Amtsarbeiten, die sich alsbald wesentlich mehrten, da nach der Besiznahme der Rheinlande für Preußen der General-Gouverneur Justus Bruner an Görres die gesamte Direktion des öffentlichen Unterrichtswesens in den Rheinprovinzen übertrug. Doch besaß Görres die erstaunliche Fähigkeit, sich mitten im Kreise geselliger Freunde vollständig zu konzentrieren. „Kein Lärm brachte ihn außer Fassung“, schreibt Sepp nach Mitteilungen von Friedrich Christian Diez\*), „er nahm teil am Gespräch und schrieb dann wieder fort, gern sein Blatt Papier nach orientalischer Weise auf das Knie gelegt. Bei seinem wunderbaren Gedankenfluß und der eminenten Geistesbeherrschung ließ er sich durch nichts stören, und was so ungekünstelt entstand, setzte bald die ersten Geister der Nation in Bewegung.“

Freilich klagte er dann auch wohl einmal, wie in einem Briefe an Jakob Grimm unter dem 21. Februar 1815, daß ihm die Zeitung, von der er alles, selbst die Korrektur, machen müsse, viele Arbeit verursache. Doch überwand er alle Schwierigkeiten, und zwar um so leichter, je mehr Anerkennung ihm von allen Seiten zuflöß. Arndt, Berthes, Brentano, Arnim\*\*) begrüßten die Zeitung mit lautem Beifall. „Wir waren vor vierzehn Tagen recht betrübt“, schrieb Brentano an Görres; „wir fanden das allgemein hier versicherte Gerücht, dem Merkur sei das Maul verboten wegen seiner oft erschrecklichen Kurage, nicht unglaublich;

\*) Sepp, Görres, Nördl. 1877. S. 207.

\*\*) Später war allerdings Arnim mit der politischen Haltung Görres' nicht einverstanden. In einem Briefe an Wilhelm Grimm vom 4. Jan. 1819 abgedruckt bei Steig, Achim von Arnim, 3. Bd., Stuttgart 1904, S. 428) spricht er von Görres als von einem „politischen Lärmschläger“ und wirft ihm ganz mit Unrecht „gänzlichen Mangel an Kenntnis von Ländern, Menschen und Verhältnissen“ vor.

nun sind wir beruhigt und hören eure vulkanischen Predigten = Andacht“, und Joh. Schulze, der Herausgeber von Winkelmanns „Geschichte der Kunst des Alterthums“, brach in die Worte aus: „Sie haben mit Blitz und Donnerkeulen geschleudert!“ Am meisten aber bedeutete das Lob, welches der „Preussische Korrespondent“ in Berlin, der der preussischen Regierung nahe stand, in seiner Nr. 84 vom 28. Mai 1814 dem „Rheinischen Merkur“ spendete. Der „Korrespondent“ erklärte, er halte es für seine Pflicht, die neue Zeitung als ein wahrhaft deutsches Volksblatt dringend zu empfehlen. „Die Art“, heißt es dann weiter, „wie der Herausgeber die Ereignisse ansieht, ist so eigentümlich, wahr und vaterländisch, daß wir diesem Blatte den möglichst weitesten Wirkungskreis wünschen, damit diese kräftige Beredsamkeit die Schlechtigkeit niederdonnere, die Augen der Verblendeten öffne, die Schlaftrunkenheit aufrüttle. Es gereicht dem Herrn Staatsrat Bruner zur ungemein großen Ehre, daß unter seiner Ägide eine solche Schrift erscheint, die wir kühn den besten englischen Zeitungsblättern an die Seite stellen können.“ Leider durfte der „Korrespondent“ den Ton des „Merkurs“ nicht weiter mit einstimmen; er schloß daher seine Empfehlung mit den Worten: „Da es theils der Natur unseres Blattes, theils andere Umstände nicht erlauben, unsern Urtheil von der Vortrefflichkeit und dem gediegenen Geiste die „Rheinischen Merkurs“ durch Auszüge zu belegen, so können wir nur die Versicherung geben, daß niemand, der Ohren zu hören und ein Herz zu fühlen hat, ein Blatt aus der Hand legen wird, ohne irgend einen kurzen Wunsch lebendig ausgesprochen, die nächsten Betrachtungen, die man nicht überall dulden will, freimüthig angestellt zu haben, irgend eine neue, wenn auch nicht immer erfreuliche Beleuchtung auf das große Weltwirrwesen fallen zu sehen.“

Auch der Freiherr vom Stein, Gneisenau und Thielmann bezeugten dem kühnen Journalisten wiederholt ihre Achtung; selbst Goethe, der beim Beginn der Befreiungskriege, „als der Enthusiasmus losging“, sich die „Qual des politischen Geredes gleich „vom Halse geschafft“ hatte, machte ihm im Juli 1815 bei seinem Aufenthalt in Koblenz seinen Besuch. Und Geng war von der Beredsamkeit des jungen Titanen ganz geblendet. „Mit

icht hat jemand erhabener, furchtbarer und teuflischer geschrieben: „Görres“, rief er in einem Briefe an Rahel aus, und an Görres selbst richtete er ein längeres Schreiben, in welchem er a. sagte: „Unsere politischen Ansichten und Urteile weichen in vielen Punkten gewaltig von einander ab; dies hindert mich aber nicht, der Tiefe ihres Geistes, der Originalität und Kraft und Schärfe Ihres Blickes, dem Ernste und der Gründlichkeit Ihres politischen Charakters und Ihrer oft wundervollen Gewalt über die Sprache volle Gerechtigkeit angedeihen zu lassen. Vom ersten Blatte des Merkurs an hat es mir eingeleuchtet, daß diese Schrift mit einem ganz anderen Maßstabe gemessen werden müsse, als die gewöhnlichen Produkte unserer Tage; und wenn ich gleich oft gegen Sie gemurrt habe, hat doch das Übergewicht Ihres Genies mich ebenso oft wieder mit Ihnen ausgeföhnt.“

Und in der That war noch niemals eine Zeitung mit so hinreißender Begeisterung, mit so kühnem Freimute geschrieben worden. Gleich beim Beginn rief der Herausgeber stolz aus: „Ich habe nie Napoleons Brot gegessen, noch aus seinem Becher getrunken!“ Um so gewichtiger und rücksichtsloser konnte er seine Streiche gegen den Korsen führen. Es war, schreibt Görres Biograph Sepp, als ob Aolus seine Windschläuche öffnete, um das eilige Feuer der Vaterlandsliebe zu gewaltiger Flamme anzulassen.

Am 23. Januar 1814 erschien das erste Blatt. Es wurde mit einer Darlegung der allgemeinen politischen Verhältnisse und mit der energischen Betonung eröffnet, daß die „Völkerschaften am linken Rheinufer“ von jeher dem deutschen Stamme angehört hätten und auch herzlich wünschten, von Deutschland wieder aufgenommen zu werden. Hieran schloß sich ein Überblick über den „Stand der Armeen um die Hälfte des Jänners“, der fortgesetzt wurde, und für den der Herausgeber alsbald aus dem Felde viele direkte, wertvolle Mitteilungen erhielt.

Weiterhin folgten „Übersichten der neuesten Zeitereignisse“, in denen die Kämpfe in Frankreich und die Einnahme von Paris in lebendiger Weise geschildert wurden.

Als dann aber die Nachricht von der Abdankung Napoleons



und seiner Verbannung nach Elba eintraf, da ergriff den Herausgeber des „Rheinischen Merkurs“ eine so unbändige Freude, daß die simplen „Übersichten“ zur Würdigung dieses großen Ereignisses bei weitem nicht ausreichten. Hier mußte ein weithin schallendes Salali geblasen werden, und mit aristophanischem Humor schrieb Görres eine Proklamation Napoleons an die Völker Europas, eine groteske Verhöhnung des Gestürzten, in der noch einmal das Bild des einst so Gefürchteten, ins Ungeheuerliche verzerrt, gleichsam als gigantische Schattenfigur an die Wand geworfen wurde, ein Meisterstück politischer Satire.

Die „Proklamation“ erschien in den Nummern 51 bis 61 des „Rheinischen Merkurs“. Wir können sie hier leider nur in Auszügen wiedergeben.

„Ich, Napoleon Bonaparte“, begann sie, „einst Kaiser der Franzosen, jetzt in das Privatleben zurückgekehrt, will der Welt ein Zeugnis zurücklassen über meine Gesinnung und die Weise wie ich gehandelt habe. Die zu meinen Füßen im Staube sitzenden, lassen mich jetzt freche Reden hören. Nicht gegen sie will ich zu einer Verteidigung mich herablassen, noch ihre Schlechtigkeit ehren durch meinen Zorn. Wie ich über ihre Häupter hergeschritten bin, so gehe ich verachtend durch den Dunst ihrer Worte vor. Auch nicht zu der Nachwelt will ich reden; sie ist wie die Mitwelt aus Toren, Schwachköpfen und wenigen Bösewichten gemischt. Mir selbst und meinem Leben sollen die Worte die ich spreche, ein Denkmal sein; es mag in der Wüste der künftigen Zeiten stehen wie ein einsamer Fels, den erloschenes Feuer zerrissen.“

Den ersten Namen, die die Geschichte nennt, habe ich mich kühnlich beigezählt. Was die Römer Jahrhunderte gekostet, habe ich mit meiner eigenen Kraft vollbracht, und dreizehn Jahre lang mit meinen Fesseln gehalten. Daß keiner meiner Zeitgenossen mir bei dem Werke beigestanden, beweist, daß sie in der Entscheidung alle mich verlassen. Wenn andere mit ihrem Glück körperlich bis zu ihrem Ende haushalten, dann ist solche sparsame Geizigkeit ein Abscheu mir gewesen. Freigebig und kaiserlich habe ich verschwendet, was die Gestirne mir zugeteilt, und so ist

Es gekommen, daß all mein Reichthum ausgegeben war, als ich die Hälfte meiner Laufbahn überschritten. Ich habe nie lernen wollen, mein Bezeigen nach der Zeit zu ändern. Als ich jung gewesen, habe ich bei den Haaren sie gebunden, und sie hat mir wie ein Weib gehorcht. Als ich ihren Unbestand bemerkt, habe ich sie freigegeben ihrem eigenen Gelüste. Es schien mir größer, das Werk meines Lebens in verachtendem Stolze dem Untergange hinzuworfen, als mit schwacher demütiger Nachgiebigkeit es dem Verderben zu entziehen. Sie meinten, ich habe mein Herz daran gehängt, aber es war mir nichts als das eitle Spiel meiner Jugend, mir selbst zum Ekel und Überdruß geworden. Um ein gutes Wort hätte ich das leere Wesen hingegeben, aber man muß die halbe Welt in Aufruhr bringen, um es mir abzutroßen. Als sie recht weit zum letzten Streiche ausholten, trat ich ruhig auf die Seite, und sogleich war der Feind verschwunden, den sie zu zucken ausgezogen.

Der Anfang meiner Laufbahn ist in eine jener Zeiten gefallen, wo die Menschen übermütig sich nach einem Zustande der Dinge sehnen, dem ihre Erbärmlichkeit doch nicht gewachsen ist. Verfassungen sollten gegründet werden, die nie in der Welt gewesen. Wenn ich ihre Sprache geredet habe, dann war's, weil die verrückte Welt damals eine andere nicht verstand. Die Menschen sind so einfältig, daß, wer da betrügen will, immer Leute findet, die sich betrügen lassen. So blind und taub ist dieses Volk, daß sie das Natürlichste gar nicht begreifen und doch mit dem Tiefsinnigen sich abzugeben wagen. Wie Staubwolken treibt der Wind des Glücks sie vor sich her, das Unglück aber regnet sie schnell zu Not zusammen. Fast Böbel nur ist alles auf der Erde; die sich am meisten dünken, sind recht der Hefe gleich zu halten. Auch habe ich als Böbel sie geachtet, und wie ich in den Straßen von Paris mit Kartätschen sie geschmettert, so auf den Schlachtfeldern und überall sie wie den Wurm unter meinem Fuße zertreten.

Mir sagte ein innewohnender Geist, daß ich zu Großem aufbehalten sei. Schon alt und tief in der menschlichen Natur gegründet ist die Begierde nach Herrschaft. Ich erkannte bald,

daß diese Herrschaft und die Freiheit unverträglich seien, und nichts so schwach und hinfällig sich beweiße, als eine Macht, die nicht auf eigenem Grunde ruht. Darum muß ein Fürst selbst Feldherr sein und all seinen Fleiß und Verstand auf die Kunst des Krieges wenden . . . . Darum habe ich immerdar den Krieg gesucht, und der Friede hat zu allen Zeiten mir ein albern Ding vorgegeben. Die Schlawheit und Erbärmlichkeit mochten gern mit einander sich gütlich tun und gemächlich sich zur Ruhe strecken, aber ich habe mit der Skorpionengeißel sie aufgepeitscht. Für das läppische Volk habe ich den Frieden im Munde wohl geführt, aber nie ernstlich meinen Sinn zu ihm gewendet. Der Friede ist der Tod, der Krieg allein ist Leben . . . .

Wie ich mein Heer auf die Gewalt eingerichtet, so war meine Diplomatie auf List gestellt. Mit schönen Worten hab' ich sie mit rötlichen Beeren sie gelockt, und wenn sie darauf zugeflogen haben sie sich selbst erwürgt. Den Schaden hab' ich ihnen zugewendet und die Sünde geruhig auf mein Teil genommen. A Spott hat es nie gefehlt, wenn sie kläglich bei mir eingekommen, kleinen Verlust habe ich ihnen jedesmal mit größerem wieder gemacht. Treue und Glauben habe ich nie gehalten; der ist ein blöder Tor, der sich zum Sklaven seines eigenen Wortes macht. Lug und Verrat und falscher Eidschwur sind mir ein Spiel gewesen; dem wird die Welt zu teil, der am besten zu spielen weiß. Mir selber habe ich alles zugelassen, andern nichts erlaubt . . . . All ihr Selbstvertrauen habe ich mit starken Redensarten ausgetrieben, bis ihnen zuletzt nichts mehr gelang, weil sie sich nichts mehr zugetraut.

Gegen Deutschland habe ich vor allen Dingen zuerst den Blick gewendet. Ein Volk ohne Vaterland, eine Verfassung ohne Einheit, Fürsten ohne Charakter und Gesinnung, ein Adel ohne Stolz und Kraft, das alles mußte leichte Beute mir versprechen. Seit Jahrhunderten nicht verteidigt und doch in Anspruch genommen, voll Soldaten und ohne Herr, Untertanen und kein Regiment, so lag es von alter Trägheit einzig nur gehalten. Zwiespalt durfte ich nicht stiften unter ihnen, denn die Einigkeit war aus ihrer Mitte längst gewichen. Nur meine Neze durfte

stellen, und sie liefen mir wie scheues Wild von selbst hinein. Ihre Ehre hab' ich ihnen weggenommen, und der meinen sind sie drauf treuherzig nachgelaufen. Unter einander haben sie sich würgt und glaubten redlich ihre Pflicht zu tun. Leichtgläubiger kein Volk gewesen, und töricht toller kein anderes auf Erden. Bergglauben haben sie mit mir getrieben, und als ich sie unter einem Fuße zertrat, mit verhaßter Gutmütigkeit mich als ihren GOTT noch verehrt. Als ich sie mit Peitschen schlug und ihr Land zum Tummelplatze des ewigen Krieges gemacht, haben ihre Richter als den Friedensstifter mich besungen. Ihr mäßig gehrtes Volk hat bald als das ewige Schicksal, den Weltbeglücker, die sichtbar gewordene Idee mich verehrt. Lehrbücher haben sie auf mich gebaut und neue Weltssysteme. Ihre feine Welt, die immer um französische Leichtigkeit gebuhlt, hat an dem Stachel einer Rauheit so unermüdet geleckt und die Schärfe mit ihrem Schleim begossen, bis sie ihr als die glatteste Artigkeit erschien. Die Fürsten haben zaghaft meine stolze Haltung angestaunt, und das Volk hat mir Lebehoch gerufen. Wenn ich dem Wolf gleich unter sie gebrochen, haben sie wie die Schafe in irgend einem Winkel sich gedrängt und mit den Füßen stampfend albern mich angeblasen. Was sie jahrelang mit der größten Vorsicht überlegt, habe ich jedesmal an einem Tage zunichte gemacht, weil ich immer von der Seite über sie gekommen, wo sie mich nicht erwartet haben. Den höchsten Triumph ihrer Herrlichkeit haben sie damals gefeiert, als ich an ihre Spitze mich gesetzt und durch sie selbst ihr Reich gestürzt. Ihren eigenen Besitz hab' ich als Köder aufgestellt, um sie einzufangen, und, wenn sie ihre Seele mir verschrieben, ruhig die Rauffumme zu meinem Vorteil eingestrichen . . . . Alle Greuel des Despotismus haben sie mir abgelernt und es doch auch im Bösen nie zu mäßiger Vortrefflichkeit gebracht. In einem habe ich nur gefehlt, daß ich ihre Länder, die das Los der Waffen mir erworben, nicht ganz mir zugeeignet und ihre Städte verwüftet habe. Hätte ich ihre Fürsten fortgejagt, ihren Adel gänzlich ausgetilgt und all ihr Gut als Staatsgut dem Verkaufe ausgestellt, meine Gewalt wäre fest begründet, und nimmer wären sie von mir abgefallen. Weil sie

nicht zu fassen mich verstanden, hätt' ich nie auf ihre Tretzählen sollen!“

In ähnlicher Weise wurden die Spanier, Italiener, Engländer und Russen charakterisiert.

Diese „Proklamation“ machte ein ungeheures Aufsehen; die gesamte europäische Presse gab sie wieder — und hielt sie für echt; ja, die Franzosen erklärten sogar, daß diese Ansprache an die Völker Europas gleichsam das Testament des gestürzten Tyrannen und auch zugleich das beste sei, was er jemals veröffentlicht habe. Schließlich hatte sogar noch ein ehemaliger Sekretär des Kaisers die Frechheit, zu behaupten, daß der Kaiser ihm die Ansprache in die Feder diktiert habe und dabei wie ein gefangener Löwe zornsprühend auf- und abgeschritten sei.

Mittlerweile war der erste Pariser Friede geschlossen worden und Görres wandte sich nun in seinem „Merkur“ den inneren Angelegenheiten Deutschlands zu. Mit der ganzen Wucht seiner Beredsamkeit trat er für die Wiederherstellung eines großen und mächtigen Vaterlandes ein; seine edle, echt deutsche Gesinnung brach dabei oft wie Sturmgebraus hervor; mit rücksichtsloser Freimut wandte er sich gegen alles, was dem Emporblühen des Vaterlandes hinderlich sein mußte. Aber freilich, wie von jeher so war er auch hier durch und durch Romantiker, der sich seine glänzenden Phantasiegebilde aufbaute, aber mit der realen Wirklichkeit wenig rechnete; der sich am alten Glanze der karolingischen Zeit berauschte, aber mit den Verhältnissen, wie sie jetzt lagen, vor allem aber mit dem kaum noch deutsch empfindenden Österreich, nicht zu rechnen verstand; der immer aufs neue die Sehnsucht nach Kaiser und Reich Ausdruck lieh und dabei beständig nach Kaiser Franz hinübersah, dem nichts ferner lag, als sich für Deutschland zu begeistern, und auch gar nicht die geistigen Fähigkeiten für die Errichtung eines neuen deutschen Reiches besaß.

Doch indem Görres alle diese Wünsche und Hoffnungen in seinem „Merkur“ stürmisch zum Ausdruck brachte, sprach er nicht nur in seinem, sondern so ziemlich im Namen aller Patrioten, die allesamt nur aus ihrem Gemüte heraus, in dilettantischer Un-

kenntnis der wirklichen Verhältnisse, ein neues deutsches Reich aufzubauen suchten. Und darum wurde denn der „Rheinische Merkur“ das schärfste Spiegelbild des politischen Denkens und Empfindens der großen Menge der deutschen Patrioten unmittelbar nach dem Abschlusse der Befreiungskriege.

Zunächst waren es die Bestimmungen des ersten Pariser Friedens, die Görres lebhaft beschäftigten. Die unerhörte Milde empfand er mit Ingrim. „Wie die Vendomesäule ein fortwährendes Zeichen unserer Schande ist,“ schrieb er zornig, „so soll im „Rheinischen Merkur“ die fortwährende Protestation des Volkes gegen alles Halbe und Schlechte niedergelegt werden, damit die Nachwelt erkenne: die Zeitgenossen waren damit nicht inverstanden!“

Doch es hatte ja keinen Zweck, diese abgeschlossene Tatsache noch weiter zu erörtern; Görres wandte sich daher den inneren Angelegenheiten Deutschlands zu, die sich ebenfalls nicht in der Weise entwickelten, wie es die Nation gehofft hatte. „Man sieht sich allenthalben in seinen Hoffnungen getäuscht,“ schrieb er bereits im Juli 1814. Besonders waren die ehemaligen Rheinbundfürsten wenig geneigt, eine neue Ordnung der Dinge eintreten zu lassen. „Es zeigt sich ganz klar die noch fortbauernde Nachwirkung des alten Unfugs, und welche unseligen Folgen die französischen herübergepflanzten Regierungsmaximen und die vom Oberrhein eingeführten Formen ausgeübt haben“, erklärte daher der „Merkur“, „und wie schwer es ist, nachdem alles aufgelöst und zerrüttet worden, auch nur die Grundelemente der Völker wie der Staatsrechte noch vorzufinden. Das französische Heer ist wohl über den Rhein getrieben, aber ihr und ihres Herren Geist ist mit nichten weggezogen; er herrscht noch allmächtig und wird, so lange die, die ihm dienstbar und ergeben waren, noch über die Völker walten, manches deutsche Land so bald nicht verlassen . . . . Wohin ich um mich her schaue, jammert mich des guten Volkes, das so geduldig, so großmütig, so wahrhaft edel und erhaben an Fürst und Vaterland hängt, alles, was ihm lieb und teuer war und ist, darbringt — seine Söhne, seine Ruhe, seine Habe, und nun so wenig ernstlichen Willen sieht, ihm zu



vergelt, was es getan, und ihm zu leisten, was es so wohl verdient. Es ist wahrlich hohe Zeit, daß man dessen eingedenk werde, denn die Sünde schreit zum Himmel, und leicht möchte der Richter in der Höhe wieder furchtbar zu Gericht gehen, wenn die Menschen Gerechtigkeit zu üben unterlassen.“

Vor allem empörte ihn die undeutsche Haltung der bayrischen und württembergischen Regierung, und er brachte daher u. a. auch in Nr. 83 (7. Juli) den „Fall Zasmund“ zur Sprache, in dem sich allerdings die undeutsche Denkweise des Königs von Württemberg in sehr grellem Lichte zeigte.

Der König von Württemberg gab im Oktober 1813, als der Stern Napoleons zu erbleichen begann, dem Landvogt von Zasmund in Ellwangen den Auftrag, mit dem General Fresnel wegen der Zulassung zur Verbindung mit den drei Souveränen, dem Kaiser von Oesterreich, dem Kaiser von Rußland und dem König von Preußen, zu unterhandeln, worauf v. Zasmund im Überschwange seiner Freude, daß sich jetzt Württemberg der deutschen Sache zuwenden wolle, folgendes Schreiben an den König richtete:

„Ew. Königl. Majestät lege ich meinen alleruntertänigsten Dank ehrfurchtsvoll zu Füßen, daß Allerhöchstdieselben in einem der wichtigsten Augenblicke für das Schicksal Württembergs mich würdig gefunden haben, die ersten Schritte zu tun, um dies schöne Land wieder mit dem heiligen Interesse Deutschlands zu verbinden. Wenn es mir bisher nur erlaubt war, Wünsche für das Gelingen der allgemeinen guten Sache zu hegen, so geben mir Ew. Königl. Majestät durch diesen ehrenvollen Auftrag die schönsten Mittel an die Hand, meine Gesinnungen für die Befreiung Deutschlands von dem fremden Joch aufs herrlichste zu betätigen, und nie war ich stolzer auf diese Gesinnungen, als eben jetzt, wo sie mir das beneidenswerte Loß verschaffen, mir die Zufriedenheit meines Königs und den Beifall meines deutschen Vaterlandes zu erwerben. Mit diesem Gefühle beginne ich das große Werk, zu welchem mich das Vertrauen Ew. Königl. Majestät berufen hat; ich bin um so mehr eines glücklichen Erfolges gewiß,

als Dienstpflicht und eigene innere Überzeugung gemeinschaftlich alle meine Schritte dabei leiten werden.“

Aber der Landvogt hatte Seine Majestät durchaus falsch eingeschätzt; dessen sollte er sehr bald gewahr werden, denn er erhielt umgehend folgende offizielle Antwort:

„Ew. Hochwohlgeboren soll ich auf Allerhöchsten Befehl auf Dero Schreiben vom 14. Oktober erwidern: S. Kön. Maj. hätten dasselbe erhalten, müßten aber darüber ihr gerechtes Mißfallen äußern, indem es einen Geist verriete, welcher zwar entfernte und benachbarte Mächte ergriffen habe, welchen aber S. Kön. Maj. in dem ihrigen zu unterdrücken wissen würden; S. Kön. Maj. fordere von Ihren Dienern nur Interesse für Ihren König und sein Reich, und jedes allgemeine Interesse enthalte eine strafbare Einmischung in die Absichten des Gouvernements. Endlich sei es Pflicht eines jeden treuen Dieners, nur die Sache, für welche sein Souverain sich erklärt habe, als die wahre gute Sache anzusehen, und S. Maj. erteilten daher nicht nur dem v. Zasmund einen ernstlichen Verweis, sondern werden auch, da Sie jetzt von seinen Gesinnungen unterrichtet sind, ihn für die Zukunft dahin zu stellen wissen, wo dergl. überspannte Ideen unschädlich werden.“

Die Veröffentlichung dieser Briefe, wie überhaupt die Haltung der Zeitung den süddeutschen Regierungen gegenüber, erregte aber in München und Stuttgart einen solchen Unwillen, daß der „Merkur“ noch im Laufe des Juli in Bayern und Württemberg verboten wurde. Bald nachher folgte auch Baden nach.

Görres antwortete darauf, indem er zunächst das Urteil R. v. Börstles\*) über die Unterdrückung von Zeitungen anführte: „Ein Fürst, der den fremden Zeitungen den Eingang in sein Reich verwehrt, macht sich eines bösen Gewissens verdächtig und rüstet sich vielleicht gar zur frechsten Tyranney. Er will in Finsternis wohnen, wo sich unreine Geister um ihn her versammeln können, mit welchen er alle Keime freier oder vernunftmäßiger Gedanken, bis auf die letzten Äußerungen des guten Willens, vertilgen wird.“ Und er selbst fügte noch hinzu: „Diese prophetischen Worte hat

\*) Anthropologische Abhandlungen. Königsb. 1801.

Napoleon wahr gemacht. Daß kein deutscher Fürst ihm nachahmen werde, davor wird uns die Gutmütigkeit des deutschen Charakters und hoffentlich die künftige Verfassung sichern. Aber gewiß ist, daß eine Regierung gegenwärtig nicht gründlicher bei allem Volke sich gehässig machen kann, als wenn sie die freie Äußerung der Überzeugung, worauf die Deutschen von je so viel und jetzt am allermeisten gehalten haben, zu unterdrücken sucht.“

Dieser Ansicht stimmte auch der alte welterfahrene Geheimrat von Voigt in Weimar zu, indem er an Böttiger schrieb: „Das Verbot des „Rheinischen Merkurs“ in Bayern macht keine große Aussichten für die Pressfreiheit . . . . Mich verdriest, daß solche Verbote immer einen wunden Fleck argwöhnen lassen. Man muß sich lieber recht überzeugend verteidigen.“ \*)

Die innern Angelegenheiten traten jedoch bald wieder zurück vor einem gewaltigen Ereignisse, das wie ein Donner Schlag in das deutsche Volk fuhr, vor dem Wiedererscheinen Napoleons in Frankreich. Der „Merkur“ brachte die erste Meldung von der Entweichung des Kaisers am 15. März. „Als die Wächter geschlafen haben und die Herren um den Mantel stritten und würfelten“, rief Görres, „hat der böse Geist den Stein von seiner Höhle weggerückt und ist entronnen!“ Dann aber forderte er mit Flammenworten zum eiligen Kampfe gegen den Verhassten auf. Alles, was Waffen zu tragen vermöge, müsse aufstehen. „Es ist nicht gemeine Not, die andringt, auch ist sie nicht mit gemeinen Mitteln zu bezwingen!“ Und dann bestürmte er die Kabinette. „Haben die Räuber ihren kaiserlichen Hauptmann sich zurückgenommen“, schrieb er in dem Artikel „Auf Hat wehl, zur Tat eil!“ vom 30. März, „dann müßten die deutschen Fürsten von Gott verlassen sein, wenn sie noch einen Augenblick zögerten, sich ein oberstes Haupt zu setzen, das all ihre Anstrengungen zum rechten Ziel leite. Darum werde Franz als aller Deutschen Kaiser ausgerufen, aber nicht als ohnmächtiges Schattenbild hingestellt, sondern bekleidet mit der ganzen Würde der alten Kaiser und ihm die oberste Leitung aller Kriegsgewalt anvertraut. Und

\*) Ludwig Geiger, Aus Alt-Weimar. Berl. 1897, S. 225.

aller Hochmüt soll sich beugen vor dem selbstgewählten Oberhaupt, damit ihm nicht die Demütigung werden möge, zu knien vor dem fremden Räuberkönig . . . . Ihr Völker laßt durch den Wolf im Schafspelz in keiner Weise euch betören. Haltet fest an eurem Haß gegen dieses Volk, und seid sicher, daß aus dieser Mördergrube, von dieser ruchlosen Hauptstadt und dieser wilden Brut, die eine 25jährige Revolution aufgefäugt, der Menschheit nie ein Heil erwachsen. Ihr Fürsten, laßt durch die Stimmen eurer Völker euch beschwören, zerreißt die Netze, die euch verstricken . . . . Wie ein neues Heer geschaffen worden und ein frischer Geist im Felde jene Wunder hervorgebracht, so muß auch im Kabinett in den Kamarschendienst der Diplomatie endlich ein neues Leben kommen, die Politik muß sich verjüngen und der Quell frischer Jugendkraft nicht länger in die Wüste abgeleitet werden, daß er die Höfe tränke. — Wahrlich, das Herz blutet jedem in tiefer Brust, dem sein Vaterland wert ist . . . . Seht den Drachen, wie er mit seinem Schweif ein ganzes verblendetes Volk umschlingt und euch entgegenwirft — seht, wie sie Feuerbrände nach allen Seiten schleudern und eine Hölle in lichtem Brand entzünden!“

Aber diese Sprache wurde von den Höfen nicht gern gehört, und so erließ denn der Staatskanzler von Hardenberg unter dem 16. Mai 1815 eine Note gegen Görres, in der erklärt wurde, daß der „Rheinische Merkur“ zu den dringendsten Beschwerden Anlaß gegeben. Der Staat verabscheue zwar jeden Zwang, er könne aber solche „freimütigen Untersuchungen“ nur „in dazu gewidmeten besonderen Werken“ gestatten. Alle die verbündeten Regierungen seien zu schonen, und — „es darf der Krieg, den wir zu führen im Begriff sind, nicht als ein Krieg gegen das französische Volk, sondern bloß gegen Bonaparte und die ihm anhängen geschildert werden.“ Schließlich hieß es in der Note, der Herausgeber möge es unterlassen, „die Leidenschaften aufzuregen, z. B. die fortwährend erneuten Anregungen der Wiederbelebung der deutschen Kaiserwürde“ in das Publikum zu werfen.

Sicherlich hatte Hardenberg diese Note sehr wohl erwogen, denn in der nächsten Zeit mußte ja die deutsche Bundesakte

bekannt werden, und diese — das war ja vorauszusehen — konnte nur einen allgemeinen großen Unwillen hervorrufen. Der „Merkur“ vermochte denn auch die Mahnung der Note nur in geringem Maße zu berücksichtigen. Vor allem war er darüber entrüstet, daß Deutschland nur von einer Versammlung seiner Fürsten regiert werden solle, ohne daß das deutsche Volk durch Stellvertreter an der Bestimmung seines Schicksals teilnehmen durfte. „Wie?“ rief Görres aus, „haben unsere einzelnen Regierungen sich etwa so patriotisch gezeigt, daß in ihren Händen das Wohl des Ganzen von jeder Seite gesichert wäre? Werden sich nicht vielmehr ihre einzelnen verschiedenen Interessen also durchkreuzen, daß sie zu keinem Beschlusse werden gelangen können, der für das gesamte Wohl Deutschlands heilbringend sei?“

Die Schlacht bei Waterloo und die Ereignisse, die nun folgten, rückten darauf das Thema wieder etwas in den Hintergrund; im Herbst aber trat es naturgemäß aufs neue hervor. Görres hatte unterdessen eine Unterredung mit Blücher gehabt, und in dieser hatte ihm der alte Haudegen in seinem tiefen Groll gegen die „Diplomatiker“ den lebhaftesten Beifall über die Haltung des „Rheinischen Merkurs“ gezollt. „Schreiben Sie man immer zu,“ hatte er zu ihm gesagt, „gegen wen es auch sei; ich nehme alles uf mir. Wenn's man wahr ist, so mögen Sie alles drucken; aber das sage ich Sie, wahr muß es sind.“ Hierdurch ermutigt, ging Görres nun um so energischer vor. „Der Tag der Bergfeuer ist zum zweitenmale an uns vorbeigegangen“, schrieb er in Nr. 325 vom 6. November 1815, „und nach Möglichkeit festlich vom deutschen Volke gehalten worden. Es ist aber nicht der helle Silberblick der begeisterten Hoffnung vom vorigen Jahre gewesen; der innere Himmel der Nation war wohl viel getrübt und mit Nebel überlaufen. — Bei den lodernnden Flammen auf einsamen Bergeshöhen hat das Volk bedacht, was ihm von seinen Hoffnungen, die es vor dem Jahre an gleicher Stätte gesagt und gefaßt, wahr geworden, und es hat sich ihm gezeigt, daß es größtenteils taube Blüte gewesen, die abgefallen. Was der Kongreß von allem Versprochenen ihm geleistet: er hat den mit seinem Herzblut erkauften Besiß unter die Fürsten verteilt und ist darauf

fortgegangen, von dem rückkehrenden Kobold auseinandergesprängt. Wie die Tridentinische Kirchenversammlung in vielen Sitzungen mit eiteln leeren Spitzfindigkeiten sich geplackt und am Ende in den letzten Tagen von Zeit und Not gedrängt über das Wichtige und Bedeutende nur Notdürftiges mit hastiger Eile übereinandergeworfen, so ist es auch in jenem Staatsrate ergangen; seine Zangen- und Totgeburt, die Bundesakte, ist tot aus Tageslicht getreten und war gerichtet, ehe sie geboren war. Kein Verlaß, kein sicherer Grund, keine fröhliche Zuversicht für den Bau der Zukunft ist daraus hervorgegangen; alles schwebt lose und wankend, schwimmend auf den ewig bewegten Wässern dieser Zeit, und alle Hoffnungen sind auf einen neuen Kongreß verwiesen, den der alte nach seinem Ebenbilde gesetzt und mit gebundenen Händen hingestellt, daß er ein kunstreich Werk auf morschen Grundfesten erbaue. Wo über den einzelnen Landschaften des vielgetheilten Reiches nicht träge Stille brütet, da hat der erwachte Geist mit dem unglaublichsten Unverstande zu ringen, daß er seine klärlichsten Ansprüche geltend mache und seine gerechtesten Forderungen gegen blinde Selbstsucht durchsetzen möge. Die übermütige Macht, die bei Napoleon aus dem Taumelfelch getrunken, will nicht ablassen, sich in seinem süßen Weine zu berauschen; nachdem sie mit Gottes und der Völker Hülfe den Inhaber des Bechers, der den gefährlichen Trank gemischt, vertrieben, hat sie, statt den gefährlichen Zauber in Meerestiefe hinabzuschleudern, ihn lieber sich selber zugeeignet und läßt den Pöbel fleißig in die Kunde gehen und trinkt Wahnsinn in dem Gifte, das der Tyrann scheidend zurückgelassen, damit die Torheit sich in ihm verderbe. Und außen, wie drängen sich die Sorgen, was ist für die Sicherheit getan? Man weiß, daß die Räuber außen lauern, und hat Thor und Türen ausgehoben, kein Kiegel, der die jetzige Armut und künftigen Erwerb sichern möge. Der erste Pariser Friede hat als Sohn einen neuen Krieg geboren, aus diesem ist ein zweiter Friede als Enkel hervorgegangen, und schon steckt der Urenkel das kleine Schlangenhaupt sichtbar an den Tag hervor.“

Mittlerweile stieg die allgemeine Erbitterung noch weiter, und in Görres brodelte der Born immer heftiger. Mit seiner



ganzen gewaltigen Beredsamkeit und all dem prunkenden Pomp des Romantikers machte er seinem Ingrim in einem Artikel „Die Rückwirkung in Preußen“ in Nr. 347 bis 352 vom 20.—31. Dezember 1815 Luft. „Es wird gesagt in alten Legenden“, hub er an, „wenn der Teufel irgendwo ausgefahren, bleibe ein arger Schwefelstank zurück, der den Abzug des bösen Geistes verrät. Und gleichwie das Licht sieben Strahlen hat und sieben Quellgeister alles Guten die sittliche Welt durchwärmen, so sei das Böse siebenkräftig, so daß jener böse Dampf in sieben Ausflüssen geteilt erscheinen muß. Der erste Schwaden von denen, die als Rückstand der französischen und unserer eigenen Teufel durch Deutschland ziehen, ist die Mißgunst und der Neid, die alles Große, was geschieht, mit ihrem Geiser übergießen. Der zweite blaue Dunst ist die Hoffart und Eitelkeit, die nach Auszeichnung und sogenannter Ehre jagt und sich nicht zufrieden gibt, bis sie sich mit allen gleißenden Nichtswürdigkeiten der Welt behangen sieht. Der dritte Schwaden ist die Habsucht und ewig hungernde Gier, die um Geld und Gelbesgut ihre Seele mit Freuden der Macht verschreibt. Der vierte Gestank ist die Feigheit und Niedertracht, die vor dem Mächtigen im Staube sich beugt, die den Napoleon in ihrem Schoß großgezogen und, nachdem sie ihr Schoßkind verloren hat, ein neues aller Orten sucht, das sie adoptieren möchte. Der fünfte Dampf stinkt in der Heuchelei, die den sechsten, die Lüge und Unverschämtheit, zum Gefellen genommen, der wieder den Haß und die Feindschaft gegen alles Gute sich zugetan. Alle sieben sind in die Stänkereien zusammengetreten, die neuerdings in Preußen aufgegangen, und zu der die Schmalziche Schrift das erste Zeichen gegeben hat.“

Und nun gießt er die ganze volle Schale seines bitteren Hohnes und Spottes über Schmalz und seine Schrift aus. Jawohl, ruft er aus, als der kategorische Imperativ die Trommel geschlagen, da wurden „je nach den Kategorieen alle Stände des Volkes auf den Exerzierplatz geladen, und diese sind, seit Kant's Zeiten an blinden Gehorsam gewöhnt, schnell herzugelaufen und haben sich von ihm die Pflichten und ihre Schuldigkeit in wenig Worten explizieren lassen, und jeder hat darauf also gleich sein

Wässerlein ins Eimerlein getan und es zur großen Spritze hingetragen. So ist alles in Stille und Ehrbarkeit von Statten gegangen; die Bürger haben dem Staate sozusagen die ehrliche Pflicht geleistet, und dafür braucht dieser ihnen keinen Dank zu wissen, denn sie haben in ihren Ehepacten sich dazu anheischig gemacht. Der kategorische Imperativ darf nur, nachdem alles glücklich beendet worden, zu den Krüppeln sagen: Geseigne's euch Gott, ihr guten Leute; ihr hättet nicht sollen so nahe zum Brande gehen! Den Toten brauchte er nichts zu sagen, denn die bedürfen keines Lohnes; an die Gefunden aber mag nur die Rede -ergehen: Trippelt nur wieder sachte heim, ihr eifrigen Leute; laßt euch das Bewußtsein, euere Pflicht erfüllt zu haben, genügen; baut euern Wohl in Frieden; es schickt sich nicht, daß Bürger und Bauersleute sich in Staatsaffären mischen; höchstens die Polizei, die Ordnung und Ruhe beim Löschen gehandhabt, darf auf einigen Dank und Auszeichnung Ansprüche machen. Fragt man nun aber, wo denn der kategorische Imperativ in der Schlacht von Jena geblieben, so antwortet der, er habe es damals mit Napoleon gehalten, da dieser seinesgleichen zu achten gewußt; fragt man, warum die Pflicht so lange zu all der Schande geschwiegen, eben erwidert diese siegreich, sie habe damals das Gelübde des Stillschweigens abgelegt und sei überdem auch zu der Zeit verreist gewesen, gerade aber zur Schlacht von Lützen in gutem Wohlsein wieder eingetroffen und habe noch eben zur rechten Zeit die Begeisterung, die bei Jena zu schanden gegangen, davon gejagt und den nüchternen Gehorsam an die Stelle gesetzt, der jedoch erst bei Leipzig ganz Meister worden und darauf auch sogleich den Sieg davongetragen. Fragt man den eindügigen Cyklopen weiter, warum denn früher der Adel keine Männer, der Bürger keinen Patriotismus, die Kammern nicht Geld noch Pferde für den Dienst des Vaterlandes gehabt, dann erklärt er den Umstand gut durch den damaligen Verfall der kritischen Philosophie, wodurch das Pflichtgefühl ganz von Kräften kommen und gar sehr abgeschwächt worden.“

In diesem Ton geht es weiter. Wahrhaft vernichtend fallen die Keulenschläge auf Schmalzes Haupt. Aber der Satiriker wird auch

bitter ernst. Er schildert, unter welchen Verhältnissen einst tiefer Not der von Schmalz so schändlich verdächtige Bund zu Königsberg entstand. „Die Überzeugung war all Verständigen klar geworden,“ schreibt er, „daß in den ungewöhnlichen Zeitverhältnissen, die sich entwickelt hatten, die abgetriebenen alten Formen und die lahmen Triebfedern nicht mehr hinreichend wollten, und daß zu dem Ungemeinen gegriffen werden mußte und ein neues Samenkorn hineingelegt in den fruchtbaren Boden der aus der Auflösung der alten Eiche entstanden war, das sich aus ihm ein frisches junges Reis entwickeln möge, in dem sich die alte Kraft verjünge. In diesem Sinne war die Verfassung des neuen Bundes entworfen und dargestellt: die Ablehnung gegen die äußere Tyrannei war sein Geheimnis, die Gefahr gab den Geistern Spannung, die gemeinsame Not band die Gemüter enger, und der große Zweck erhielt die Herzen warm, daß alles nicht so bald in ein abgestandenes Formenwerk ausartete. Der Staat war in tiefer Bedrängnis und sah in Freuden den Geist erwacht, der tröstend und verheißend auf einmal in Mitte des Volkes aufgestiegen; eine königliche Kabinetsordre billigte und gewährte den neuen Bund.“ Dann schildert er die Tätigkeit des Bundes, der so wesentlich dazu beigetragen hat das Volk von der Tyrannei zu befreien, und ruft schließlich aus: „Was soll uns nun solch dummer Lärm und diese nichtswürdige Spiegelfechtereie? Ist's das, was Preußen jetzt zu tun geziemt, daß solch' ein Marktgeschrei in seiner Mitte aufgeht! . . . . So der gewaltige Geist, der das große Werk vollbracht, nun sie (die Schmalz und Genossen) es in ihrer blöden Kurzsichtigkeit beendigt glaubten, sich in ihre Dienstbarkeit begeben und in ihrem Spinnhause knechtische Arbeit tun? . . . . Aus der Mitte der Völker ruft eine Stimme unaufhörlich in denselben ernsten dunkeln, tiefen Tönen nach Recht und Verfassung; die Fürsten haben sie gehört und wohl verstanden und sind sogleich willig worden, nach ihrem gerechten Begehre zu tun; nur diese Augenbediener suchen sie unaufhörlich zu beschwären; aber die Stimme ruft fort und fort und wächst immer an und nimmt immer an Kraft und Stärke, und das Murren der Wenigen wird bald

gänzlich unhörbar werden.“ An Preußen sei es nun ganz besonders, auf diese Stimme des Volkes zu hören. „Ein festes standhaftes Vertrauen muß es sich erwerben, damit seine fiktiven Wechsel auf einen bloß idealen Besitz im gemeinen Verkehr wie bare Münze gelten. Dazu bedarf es von innen einer freien, festen Verfassung, auf Gerechtigkeit und ja nicht auf lügenden Scheine gebaut, die eine Gewähr geben, daß nicht Leichtsinns oder Gewalt in einem Tage niederreißt, was Vernunft in langer Frist gebaut; dann nach außen, daß es immerwährend strebe, in allen Verhältnissen sich zu einer deutschen Macht-hinaufzuheben und nicht, wie früher, aller Bestreben hingegangen, Deutschland zu einer preußischen Macht hinabzuziehen. Nur wenn dort die Gewalt sich selber bindet und hier alle Gewalttätigkeit unterlassen wird, kann Preußen in der Liebe des gesamten Volkes groß, stark und mächtig werden; anders wird es früher, als das Jahrhundert abgelaufen, in seinem Haffe untergehen. Die nur raten gut, die zum ersten stimmen; das aber sind die gefährlichsten Feinde der Regierung, die sie zum andern Unheil in blinder Betörung und Raserei zu treiben sich bemühen.“

Eine solche kühne Sprache wollte man aber in Berlin nicht hören, und so wurde denn das weitere Erscheinen des „Rheinischen Merkurs“ durch Kabinettsordre vom 3. Januar 1816 untersagt, angeblich, weil die Zeitung ganz gesetzwidrig und ungeachtet der ergangenen Warnungen die Zwietracht der Völker erregende Aufsätze verbreite und durch zügellosen Tadel die Gemüter beunruhige. Die letzte Nummer (Nr. 357) erschien darauf am 10. Januar 1816. \*) Das Aufhören der Zeitung bedeutete,

---

\*) Moriz Carrière behauptet in einem Artikel über Bettina in der „Allgemeinen Zeitung“ (1885, Nr. 356), daß der „Rheinische Merkur“ schließlich wegen eines freisinnigen Aufsatzes, den Achim von Arnim geschrieben hatte, unterdrückt worden sei. Er stützt sich dabei aber gewiß nur auf einen Brief Arnims an Görres vom 23. Januar 1816, in welchem es heißt: „Gerüchte gingen, der „Rheinische Merkur“ solle verboten werden wegen des Briefes aus Berlin, worin Lecoq vorgekommen . . . Ich sagte Stagemann, der viel beim Staatskanzler verhandelt, ich sei der Verfasser, sie müßten sich gegen mich wenden, aber ein Institut nicht stören, das für die

auch wie der Generalgouverneur der Rheinlande, Justus Bruner, in einem Briefe an Görres vom 18. März 1816 offen aussprach, einen unerseßlichen Verlust.

Auch für Görres selbst war die Unterdrückung des „Rheinischen Merkurs“ von den schwersten Folgen. „Seine bedeutendste Wirksamkeit war damit für sein ganzes Leben zerstört“, schreibt sein Biograph Sepp (S. 250), „zum Bedauern der besten Männer.“

Einen gewissen, wenn auch nur sehr mäßigen Ersatz für den unterdrückten „Rheinischen Merkur“ bot der „Westphälische Anzeiger“ von Arnold Mallinckrodt. Bekanntlich war dieses Blatt bereits 1798 in Dortmund gegründet worden, hatte aber in der französischen Zeit (1809) sein Erscheinen einstellen müssen (Vergl. Band II, S. 31). Nach der Abschüttelung der Fremdherrschaft nahm Mallinckrodt jedoch sein altes Unternehmen wieder

öffentliche Meinung so wichtig sei. Stagemann erwiderte: Veranlassung: russische Anforderung über ein paar Artikel gegen den Kaiser.“ In Wirklichkeit sind es aber wohl hauptsächlich die Artikel Görres' über die deutschen Verhältnisse gewesen, die in Berlin Unwillen erregt haben; sie paßten gar und gar nicht mehr zu der reaktionären Richtung, die Fürst Hardenberg, gedrängt von den Schmalz und Genossen, nach und nach einschlagen mußte. Es traf daher gewiß auch der Freiherr vom Stein das Richtige, als er zu Berthès, der ihn am 3. August 1816 in Nassau besuchte, äußerte: Görres ist ein Genie, ein gelehrter und rechtschaffener Mann, aber er habe sich nicht raten lassen, und der Staatskanzler habe keine Möglichkeit gehabt, ihn zu halten. — Sehr aufgebracht war Blücher über die Unterdrückung des „Merkurs“. In einem Briefe aus dem Jahre 1817 schreibt der Verlagsbuchhändler Reimer an Niebuhr, kürzlich sei bei Blücher Gesellschaft gewesen auf der dieser dem Oberpräsidenten von Koblenz, v. Ingersleben, wegen seiner Schritte gegen Görres heftig zugesezt habe. „Ich habe dem Mann erlaubt, gegen Kaiser und König zu schreiben,“ habe Blücher ausgerufen „gegen den Staatskanzler und gegen mich selbst, wenn es not täte, und halte ihn daher auf meinem Gewissen allein; ich bin unschuldig, Sie aber haben es zu verantworten.“ Es sei aber dabei zu bemerken (setzt Reimer hinzu) daß Ingersleben sein dem Görres angetanes Unrecht vollkommen anerkennen und in Berichten sowie in Reden jetzt der Apostel seiner Brauchbarkeit und Trefflichkeit sei. (Briefe Reimers an Niebuhr. Publik. der Berliner Literaturarchiv-Gesellschaft. 1903.)

uf und zwar fast auf den Tag zur selben Zeit, als der „Rheinische Merkur“ sein Erscheinen einstellen mußte. Mit der ganzen warmen Begeisterung einer echt vaterländischen Gesinnung trat er ganz wie ehemals wieder vor sein Publikum. In der ersten Nummer, die am 4. Januar 1816 ausgegeben wurde, entwarf er ein rosiges Zukunftsbild. „Großes Heil ist unserm Vaterlande Westfalen im Jahre 1815 widerfahren!“ rief er aus. „Uns allen verheißt das Jahr 1816: Aufhören des unglücklichen provisorischen Kriegszustandes — Verminderung der bis zum Grade der Erdrückung gediehenen öffentlichen Abgaben und Lasten — Wiederaufheben des allgemein gelähmten Erwerbs — eine wohlthätige Regierung nach festen Gesetzen und unter landständischer Verfassung — und die allmähliche Rückkehr des gegenseitigen Vertrauens, der Redlichkeit und des allgemeinen Strebens nach dem Guten an der Hand der Religion.“ Besonders in der verheißenen landständischen Verfassung liege, so fuhr er fort, für den Fürsten sowohl, wie für die Untertanen — neben einer bescheidenen Publizität — die sicherste, dauerhafteste Bürgschaft des öffentlichen Wohles. An die Verfassung werde sich „die Einführung der musterhaften neuen Städteordnung (der Steinschen von 1808) reihen, die Beseitigung aller Beamtenwillkür und des erdrückenden französischen Steuersystems, allgemeine Gewerbefreiheit, eifrigste „Förderung des Wegebau, Schiffbarmachung der Flüsse und Anlegung zweckmäßiger Kanäle. „Wohl uns!“ schließt er, „auf die vielen traurigen Jahre werden frohere, bessere folgen!“

Während sich also Görres hauptsächlich mit den großen staatsrechtlichen Fragen beschäftigt hatte, wandte sich der „Westphälische Anzeiger“ fast ausschließlich den nationalökonomischen zu und wurde noch mehr darauf hingewiesen, als 1816 und 1817 die entsetzlichen Hungerjahre eintraten, die Westfalen besonders schwer trafen, weil die neuen preußischen Beamten sich als recht unzulänglich erwiesen. Die Lebensmittelpreise stiegen infolgedessen dort höher als anderwärts. Das machte sich schon im August 1816 bemerkbar, in welchem Monat das 11pfündige



Schwarzbrot in Elberfeld noch 29, aber in Hagen bereits 34 und in Hörde schon 44 Stüber\*) kostete. Bald nachher schrieb denn auch der „Westphälische Anzeiger“: „Angst und Not ist vorhanden. Es wird den Menschen bange auf Erden. Bittern und Jagen ergreift ihn beim forschenden Blicke in die Zukunft.“ Mittlerweile verschlimmerten sich die Verhältnisse beständig; am einen ungünstigen Herbst folgte ein früher harter Winter, worauf der Preis des 11pfündigen Schwarzbrotens auf 63 Stüber stieg, so daß es in vielen Orten zu Unruhen und Gewalttätigkeiten kam. Und nun erst ließ sich die Regierung in Berlin, die der Rheinlanden schon längst zu Hülfe gekommen war, bereit finden, auch Westfalen durch staatliches Eingreifen zu unterstützen. Aber statt das in den Ostseehäfen für Staatsrechnung gekaufte Korn auf dem natürlichen Wege durch die Nordsee, den Rhein, die Ruhr und Lippe hinauf zu Wasser in das Herz Westfalens bringen zu lassen, beging man die Torheit, es auf der Weir nach Minden zu schaffen und von dort auf 20 Meilen langen schlechtem Landwege über Lippstadt nach Unna zu fahren. Dadurch kam die Fracht für den Transport eines Scheffels Roggen von Lippstadt nach Hagen auf 2 Taler g. G. (4 Mark 64 Pf. oder für den Zentner auf 5 Mark 57 Pf.) zu stehen\*\*), und die Kornpreise stiegen bis zur Mitte des Mai in Westfalen bis zu 10 Talern g. G. (23 Mark) der Scheffel, während sie jenseits der Elbe und Weser, wie der „Westphälische Anzeiger“ S. 674 feststellte, nur wenig mehr als die Hälfte betragen.

Ähnliche verhängnisvolle Mißgriffe folgten, so daß der „Westphälische Anzeiger“ wiederholt bittere Klage führte, was aber in Berlin sehr übel vermerkt wurde.

Doch verhielt sich die Zeitung keineswegs bloß negativ; sie suchte auch Positives durch die Klärung der großen national-ökonomischen Fragen der Zeit zu schaffen. Man bemühte sich

\*) 13 Stüber = 50 Pfennigen R. W.

\*\*) Heute beträgt die Eisenbahnfracht für einen Zentner Getreide von Lippstadt nach Hagen 24 Pfennige.

malß besonders heiß, festzustellen, ob Freihandel oder Schutz-  
 dem armen so schwer darniederliegenden Deutschland fromme,  
 nach der Aufhebung der Kontinental Sperre überflutete Eng-  
 land mit seinen Industrieerzeugnissen den ganzen deutschen Markt,  
 die durch die langen Kriege arg herabgekommene deutsche  
 Industrie sah sich außer Stande, die Konkurrenz zu bewältigen.  
 Wie sollte man sich da verhalten? Auch Mallinckrodt öffnete  
 dieser wichtigen Frage sein Blatt, und da entwickelte denn ein  
 unger, unbekannter Kaufmann in Aachen, namens David Hanse-  
 mann, die Angelegenheit in überraschend klarer und geistvoller  
 Weise. Innerhalb Deutschlands, führte er aus, müsse jede Zoll-  
 Schranke fallen, und ein das ganze Deutschland umfassender Zoll-  
 bund müsse hergestellt werden; dem Auslande gegenüber aber  
 müßten sowohl im finanziellen wie im Interesse der Erhaltung  
 der inländischen Gewerbe Zollschranten aufgerichtet werden. Also  
 der „Westphälischer Anzeiger“ war das erste Blatt, das den Ge-  
 danken des künftigen deutschen Zollvereins in die Welt trug.

Weiterhin betheiligte sich der „Westphälische Anzeiger“ auch  
 lebhaft an der Frage der Regulierung der gutsherrlich-bäuerlichen  
 Verhältnisse in Westfalen und verteidigte hierbei die Rechte der  
 Bauern. Dadurch zog er sich aber den Zorn verschiedener viel-  
 vermögender adlicher Herren zu, und da er auch ferner, obgleich  
 die Regierung immer entschiedener die reaktionäre Richtung ein-  
 schlug, den liberalen Grundsätzen treu blieb, so ward ihm als-  
 bald ein rasches Ende bereitet; im Januar 1818 wurde er kurz-  
 weg polizeilich verboten. In der Bevölkerung des westlichen  
 Deutschland rief diese Maßregel aber eine große Erbitterung her-  
 vor. Friedrich Hartort trat in der Zeitschrift „Hermann“ in  
 einem Artikel „Recht — und nicht mehr als Recht“ sehr ge-  
 wuchtig für Mallinckrodt ein. „Möge ihm,“ rief er aus, „die  
 Achtung derer, die von oben nichts erbitten, sich vor Titeln nicht  
 bücken und männlich nur ihr Recht begehren, ein Ersatz sein für  
 die oft niedrigen Anfeindungen seiner Gegner.“ Und der Frei-  
 herr vom Stein schrieb unter dem 2. Februar 1818 an Görres:  
 „Man spricht von Preßfreiheit im Preußischen; die existiert aber  
 keineswegs: die Zensur ist in den Händen des Polizei-Ministerii,

des nichtswürdigen Fürsten Wittgenstein und seines Gehilfen Herrn von Kampz, eines wahren Philisters — die von dem Polizei-Minister gegebene Instruktion an die Regierungen ist in dem Geiste derer, welche Figaro beschreibt. — Der Vorgang mit Mallindrodt's „Westphälischem Anzeiger“ ist wirklich skandalös.

Unter diesen Umständen hielt es Mallindrodt für zweckmäßig, sich einen neuen Wirkungskreis außerhalb Preußens zu suchen; er verkaufte seine Buchhandlung und Buchdruckerei an einen Dr. Heinrich Schulz in Hamm und siedelte nach Jena über, wo er eine Professur zu übernehmen und Görres' Zeitung unter dem Titel „Neuer Rheinischer Merkur“ fortzusetzen gedachte. Seine Bemühungen um Erlangung einer Professur waren aber vergeblich, und der „Neue Rheinische Merkur“ ging sehr bald, da er beim Publikum nicht die nötige Unterstützung fand wieder ein, worauf Mallindrodt nach Westfalen zurückkehrte, um sich auf seinem kleinen Gute zu Schwefe bei Soest der Landwirtschaft zu widmen. Doch starb er dort, verbittert und verbüßert, bereits 1825, noch nicht 58 Jahre alt.

Dr. Heinrich Schulz hatte mittlerweile bereits im Juli 1818 die Erlaubnis zur Wiederherausgabe des „Westphälischen Anzeigers“ erhalten, durfte ihn aber selbstverständlich nur im regierungsfreundlichen Sinne und unter strenger Zensur erscheinen lassen. Der Hauptsprecher darin war jetzt der Professor Johann Friedrich Benzenberg (gest. 1846.) Er führte fortan in dem Blatte über alles und jedes das große und gar häufig recht taktlose Wort. Ein entschiedener Anhänger Preußens, warf sich der sonst vollständig liberale Mann, berufen und unberufen, zum Verteidiger des Fürsten Hardenberg auf, ohne zu ahnen, daß der alte, längst in Marasmus verfallene Staatskanzler nur noch von der herrschenden Rückschrittspartei Wittgenstein-Kampz gehalten und geschoben wurde. Aus seinen volkstümlich und lebendig geschriebenen Aufsätzen hat sich übrigens mancher Ausspruch bis in unsere Tage erhalten, so z. B. der Satz „Zahlen beweisen!“, der heute noch ein geflügeltes Wort ist.\*) In der Beilage des „An-

\*) Berger, Der alte Harfort. Spz. 1896, S. 183.

eigers“, dem „Kunst- und Wissenschaftsblatte“, erschien der junge Heinrich Heine als Mitarbeiter; er veröffentlichte darin 1820 den Aufsatz „Die Romantik“ und 1822 zwei „Briefe aus Berlin“.

---

3. Die sonstigen preussischen Zeitungen des Westens. Des Generalgouverneurs Sack Grundzüge einer Zensur. Die Aachener Zeitungen. Friedrich Wilhelm III. mißbilligt die Haltung der Aachener Zeitungen. Beschränkung der Pressfreiheit. Verweis wegen zu großer Nachsicht gegen die Aachener Blätter. Die Auflagen der Aachener Zeitungen. Die Kölner Blätter. Der religiöse und volkswirtschaftliche Standpunkt der „Kölnischen Zeitung“. Die Blätter in Krefeld und Kleve. Die ärmliche Presse in Düsseldorf. Die Blätter in Elberfeld und Solingen.

Leider blieben der „Rheinische Merkur“ und der „Westphälische Anzeiger“ in der in Rede stehenden Zeitperiode die einzigen preussischen Blätter von besonderer Eigenart und von reichem geistigen Inhalt; alle übrigen vermochten sich aus ihrer bisherigen Gedrücktheit und Geistesarmut so bald nicht zu erheben. Auf den Zeitungen des Westens lastete noch immer ein gut Teil von dem Alpdruck der zwanzigjährigen Fremdherrschaft; verängstigt und verschüchtert, mußten sie einen neuen Ton zunächst nicht zu finden, und die Zeitungen des Ostens standen nach wie vor unter einer strengen Polizeiaufsicht. „Wenn so etwas,“ schrieb Arnim im Hinblick auf den „Rheinischen Merkur“ an Görres, „nur auch in der Mark gedruckt werden dürfte!“\*)

Von diesen Blättern sind aus dem westlichen Teile der Monarchie hervorzuheben die Zeitungen von Aachen, Köln, Krefeld und Kleve, die unter der Jurisdiktion des Generalgouverneurs Sack standen, der seinen Sitz in Aachen hatte, und weiterhin die Zeitungen von Düsseldorf, Elberfeld und Solingen, über die der schon wiederholt genannte Generalgouverneur Bruner zu Koblenz die Aufsicht führen mußte. Erfreulicherweise waren beide Generalgouverneure wohlwollende Männer, die den Zeitungen den Übergang in die neue Ordnung möglichst erleichterten

---

\*) Gepp, S. 224.

und in den Wirrwarr, den sie vörsanden, mit schonender Vorsicht eingriffen.

Zunächst hoben sie den von der französischen Regierung eingeführten drückenden Zeitungstempel auf, und dann stellte Sad die Grundzüge einer Zensur fest, über die der Gouvernementskommissar Boelling unter dem 24. Mai 1814 den Kreisdirektoren folgende Mitteilung machte: Die Zensur bezwecke, nicht zu dulden, daß etwas Anstößiges gegen Privatpersonen, öffentliche Beamte und Regierungen, eine Hintansetzung der Pflichten gegen Kirche und Staat, etwas die Ehrsamkeit und Sittsamkeit Verletzendes, oder eine Verbreitung von beunruhigenden, verführerischen oder falschen Nachrichten in den Zeitungen gedruckt werde. Alle öffentlichen Blätter müßten, ehe sie in die Druckerei gingen, nachgesehen und zensiert werden. In Aachen sei der Generalsekretär Rörfgen Zensor, anderwärts seien die Kreisdirektoren mit der Zensur beauftragt. Weiterhin wird dann noch in einer Verfügung vom 10. Oktober 1814 das konfessionelle Gebiet berührt. „Es ist bekannt“, so lautet der Erlaß, „welchen Eindruck auf das Volk diejenigen Nachrichten machen, welche die Gottesverehrung, die Verhältnisse der Geistlichkeit und dergleichen betreffen. Ich empfehle Ihnen daher angelegentlichst, die Artikel dieses Gegenstandes, welche für die öffentlichen Tagesblätter bestimmt sind, auf das sorgfältigste zu prüfen und bei der Zensur alles zu unterdrücken, was einen übeln Einfluß auf die Ruhe der Gemüter haben und die bestehende Verfassung irgendwie verletzen könnte.“

Von der Aachener Zeitungslitteratur erschien nach dem Abzuge der Franzosen, da mit diesen natürlich auch die „Präpekturakten“ und das „Journal de la Roer“ dahingegangen waren, nur noch die „Aachener Zeitung“, jetzt im Verlag von Matthias Weiß. Bald nachher erstand aber der „Aachener Wahrheitsfreund“, herausgegeben von Thomas Blickeß, wieder, der 1809 als „Aachener Merkur“ unterdrückt worden war (Vergl. Band II, S. 99), und weiterhin traten „Der Nouvelliste“, herausgegeben von Jos. Sak. Bovard, und das Wochenblatt „Aurora“, redigiert von dem berühmten Franz Theodor Matthias Bier-

gans, der einst den wutschnaubenden „Brutus, den Tyrannenfeind“ in die Welt geschleudert hatte (Vergl. Band II, S. 24), ins Leben; auch wurde von der Regierung ein amtliches Blatt, „Journal des Nieder- und Mittelrheins“, redigiert von Dr. Stein, gegründet. Es erschien vom 10. März 1814 ab in Quart und wurde bei Beaufort gedruckt.

Von allen diesen Zeitungen ging nur die „Aurora“ über die gesteckten Grenzen hinaus und wurde daher am 5. Febr. 1815 unterdrückt. Sie hatte zwei Artikel in ihrer Nummer vom 3. Februar 1815 gebracht, die Anstoß erregten. In einem dieser Artikel witzelte Biergans über den Wiener Kongreß und sprach unter anderem von Wiener Kaffeehausnachrichten, wobei er gleichzeitig den Herausgeber des amtlichen „Journal des Nieder- und Mittelrheins“ lächerlich zu machen versuchte; in dem anderen wendete er sich gegen den in den Regierungskreisen wegen seiner deutschfreundlichen Haltung sehr angesehenen Herausgeber der „Aachener Zeitung“, Matthias Weiß. Der Zeitungsdrucker Weiß, so wurde in der „Aurora“ gesagt, sei von den Franzosen zur Belohnung für die dem französischen Justiz- und Polizeiminister geleisteten heimlichen und öffentlichen Dienste den Aachenern aufgedrungen worden. Er sei ein geborener Ungar und tische seinen Lesern Pariser Lügen und „Moniteur“-Dummheiten in einer halb hunnischen, halb französisch-deutschen Sprache auf. Der Generalgouverneur Sacch verbot das Weitererscheinen des Blattes mit der Begründung, daß es „durchaus als ein Tummel-Platz anzüglicher und ärgerlicher Persönlichkeiten, welche selbst die liberalste Preßfreiheit niemals in Schutz nehmen kann“, angesehen werden müsse. In der Bevölkerung fand diese Maßregel nur allgemeine Billigung.

Die übrigen Aachener Zeitungen hielten sich sehr vorsichtig; lief ihnen aber dennoch einmal ein freies Wort mit unter, so war der Zensur sofort bei der Hand und tilgte den Satz. Solche Fälle kamen selbst bei dem amtlichen „Journal des Nieder- und Mittelrheins“ vor, ja diesem wurde am 29. November 1814 sogar eine ganze Seite gestrichen, die dann vollständig weiß zur Ausgabe kam. Trotzdem war die Königliche Regierung in Berlin



wenig mit den Aachener Blättern zufrieden, und Mitte Juni 1815 lief aus dem Kabinett Friedrich Wilhelms III. beim Generalgouverneur des Niederrheins eine Ordre ein, in der der König erklärte, er habe im „Rheinischen Merkur“ und anderweitig Aufsätze gelesen, die von einer „ganz unregelmäßigen Lizenz ihrer Verfasser“ zeugten.\*) Ein derartiger Artikel sei der in einer der letzten Nummern der „Aachener Zeitung“ gegen die bayerische Regierung erschienen, dessen Verfasser, Verleger und Verbreiter als Ruhestörer anzusehen seien, gegen die man nach der Strenge der Gesetze verfahren werde. Behörden, die aus Fahrlässigkeit oder Nachsichtigkeit solche Artikel durchgehen ließen, seien hierfür verantwortlich. Der König werde sich von jetzt ab lediglich an „die Mitglieder der Behörden halten, welche in ihrem Ressort solche Aufsätze oder irgend etwas aufkommen ließen, wodurch die Einigkeit der Verbündeten gestört, oder eine gegen die Regierungsformen gerichtete Stimmung auch nur entfernt hervorgebracht werden könnte.“ Hiernach habe sich das Generalgouvernement vom Niederrhein entschieden zu richten.

Diese Ordre des Königs gab der Generalgouverneur Sack ordnungsmäßig an den Gouvernements-Kommissar Boelling weiter mit der Anweisung, sich den königlichen Befehl bei der Aufsicht über die Zeitungen zur strengen Richtschnur dienen zu lassen. „Übrigens habe ich,“ fügte er aber hinzu, „wie ich Euer Hochwohlgeboren hierdurch vertraulich eröffne, um in den Stand gesetzt zu werden, mit dem pünktlichsten Gehorsam gegen Königliche Allerhöchste Immediat-Befehle die Handhabung der liberalen, auf

---

\*) Gemeint ist folgende Auslassung: „Nach dem „Rheinischen Merkur“ hat die Regierung in Bayern die deutsche Tracht — oder vielmehr alle besonderen Abzeichen, z. B. Kreuze von Metall auf Münzen u. s. w., durch eine Verordnung dd. Aschaffenburg, den 2. Mai dieses Jahres — verboten. (Wahrscheinlich fürchtet der Graf Montgelas, daß die Bayern zu deutsch für einen Montgelas werden möchten, oder er kann kein anderes Kreuz leiden, als das, welches er den bayerischen Untertanen auflegt).“ Der Artikel war aus dem „Rheinischen Merkur“ in das amtliche „Journal des Nieder- und Mittelrheins“ (Nr. 59 vom 18. Mai 1815) und von dort in die „Aachener Zeitung“ übergegangen.

Preßfreiheit bezogenen preußischen Staats-Maximen auch ferner vereinbaren zu können, in einem heutigen Berichte an des Herrn Fürsten Staats-Ranzlers Durchlaucht diesen Gegenstand umständlicher erörtert und eine genauere Instruktion mir erbeten. Vom Resultate werde ich Euer Hochwohlgeboren demnächst in Kenntniß setzen; unterdessen aber muß des Königs deutlich erklärter Wille streng befolgt werden, und ich kann nicht umhin, dafür, daß dieses innerhalb Ihres Verwaltungsbezirkes geschehe, die von Sr. Majestät mir auferlegte persönliche Verantwortlichkeit auf Euer Hochwohlgeboren wiederum pro rata zu übertragen."

Darauf verdoppelte Boelling seine Aufmerksamkeit; er war aber doch ziemlich unsicher, wie weit er in der Beschränkung der Presse gehen solle, und fragte daher unter dem 23. Juli, als die Aufregungen über die Schlacht bei Waterloo vorüber waren, bei dem Generalgouverneur an, ob denn, da der König den „Rheinischen Merkur“ speziell genannt habe, Abdrücke aus diesem künftighin vollständig vermieden werden müßten. Allein der Generalgouverneur konnte sich zu solcher Härte nicht entschließen. Im allgemeinen, antwortete er bereits am 25. Juli, könne kein Grund vorhanden sein, den im „Rheinischen Merkur“ enthaltenen Aufsätzen die Aufnahme in Aachener Tagesblätter zu versagen; immerhin sei es gewiß, daß der unter seiner persönlichen Verantwortlichkeit schreibende Herausgeber des „Rheinischen Merkurs“ nicht selten Dinge sage, die dem gebildeten und verständigen Publikum seines litterarischen Wirkungskreises zwar ohne Bedenken zur Beurteilung überlassen werden könnten, die man aber doch nicht durch Tagesblätter einer niederen Sphäre auch unter den großen Haufen verbreiten lassen dürfe. Nach diesen Grundsätzen werde also der Zensur solcher Tagesblätter vorkommenden Falls mit Umsicht zu verfahren haben.

Solchen liberalen Anschauungen huldigte man aber in Berlin keineswegs. Bekanntlich wurde der „Rheinische Merkur“ schon zu Neujahr 1816 verboten, und dem „Oberpräsidenten der Königlich Preussischen Provinzen am Rhein“ (diesen Titel hatte Sadt mittlerweile erhalten) wurde zugleich mit der Mitteilung dieser Maßregel eine Rüge für seine Nachsicht, die er der Presse gegenüber

geübt habe, erteilt. Dieser Tadel berührte Sack offenbar nicht unangenehm, und er sah jetzt davon ab, fernerhin irgend welche Nachsicht zu üben. Seinem Gouvernements-Kommissar Boelling schrieb er am 9. Januar 1816, Seine Majestät habe ihn bei der Mitteilung von der Unterdrückung des „Rheinischen Merkurs“ zugleich benachrichtigt, daß ein Gesetzentwurf über die Preßfreiheit zur Zeit im Ministerium beraten werde, und ihm, unter Mißbilligung der bisher gestatteten Freiheit, zur Pflicht gemacht, zum Erscheinen dieses Gesetzes „die Zeitungen und Journale im Zaum zu halten“. Er weise ihn (den Boelling) daher hiermit an, die Strenge der Zensur dergestalt zu verdoppeln, daß durchaus keine Stelle passiere, in welcher beleidigende Ausfälle gegen eine fremde Regierung oder unbefugte Kritiken und Urteile über Handlungen der preußischen Regierung oder über Gegenstände des preußischen Staatshaushaltes oder des Verhältnisses Preußens zum Auslande enthalten seien. „Für die genaue Befolgung dieser Vorschrift,“ schloß er, „muß ich Euer Hochwohlgeboren ebenso persönlich verantwortlich machen, als ich Seiner Majestät dafür verantwortlich bin.“\*)

Damit war den Zeitungen am Niederrhein und im Generalgouvernement Berg jedes freie Wort abgeschnitten. Doch bedeutete das — seit dem „Rheinischen Merkur“ der Garauß gemacht worden war — im Grunde nicht sehr viel, da sich unter all den Blättern der weiten Landschaft kein einziges von einer gewissen Bedeutung befand. Sie boten alle nur einen ärmlichen Inhalt und besaßen auch nur eine außerordentlich geringe Auflage. Zufällig sind wir über diese ganz genau unterrichtet, da Sack Ende Dezember 1815 über die im Gebiete des ehemaligen Rorddepartements und der Provinz Berg erscheinenden Zeitungen eine Statistik aufnehmen ließ, und dieses Aktenstück sich im Düsseldorfer Staatsarchiv erhalten hat. Danach erschien die „Aachener Zeitung“, die dreimal wöchentlich herauskam und 15 Franks jähr-

---

\*) Die hier angeführten Schriftstücke befinden sich im Königl. Staatsarchive zu Düsseldorf, Rorddepartement, Gouvernements-Kommissariat, 4. Division Nr. 13.

), kostete, in 800 Exemplaren, „Der Nouvelliste“ (viermal wöchentlich; 16 Franks) in 300 Exemplaren, der „Aachener Wahrheitsfreund“ (viermal wöchentlich; 15 Franks) ebenfalls nur in 100 Exemplaren; von dem amtlichen „Journal des Nieder- und Mittelrheins“ wurde die Höhe der Auflage nicht angegeben. In der amtlichen Bemerkung werden diese Aachener Blätter außerdem noch flüchtig charakterisiert. Es heißt da: Gegen die „Aachener Zeitung“ nichts zu erinnern, höchstens nur, daß ihre Nachrichten selten neu sind. Beim „Nouvelisten“ ist die gute Auswahl zu loben. Der „Aachener Wahrheitsfreund“ ist die mittelmäßigste der in Aachen erscheinenden Zeitungen. Die Auswahl ist nicht die beste, die Artikel werden spät geliefert. Der Verfasser ist der französischen Sprache nicht mächtig, was in-akurrate Übersetzungen zur Folge hat.

In Köln waren nach dem Abzuge der Franzosen auch der „Beobachter im Roer-Departement“, die „Gazette de Cologne“, der „Mercure du département de la Roër“ und die „Feuille publique“ verschwunden, dagegen aber die drei 1809 unterdrückten Blätter: die „Kölnische Zeitung“, der „Welt- und Staatsbote“ und der „Verkündiger“ wieder erstanden. Doch wurden diese sofort unter die Zensur der verbündeten Heerführer gestellt, was ihnen der Maire der Stadt, Wittgenstein, unter dem 14. Februar 1814, in folgendem amtlichen Schreiben mitteilte:

„In Gefolge eines Schreibens des Herrn Stadt-Kommandanten, welches ich soeben erhalte, muß von heute an der Inhalt aller hier ausgehenden Zeitungen einen Tag vor ihrer Erscheinung im Publikum an den Herrn Aswerdson, Obrist, Kommandeur der Leibgarde zu Pferde, Chef des Hauptquartiers Sr. H. H. des Kronprinzen von Schweden, der unter Sechszehnhäuser bei Madame Keil einquartiert ist, eingereicht werden und nach dessen Erlaubnis und Unterschrift auf dem Bureau des Herrn Stadt-Kommandanten visiert werden.“

Nach dem Einmarsch des Heeres in Frankreich übernahm dann Sach die Oberaufsicht über die Presse.

Die „Kölnische Zeitung“ begann bereits am 16. Jan. 1814 wieder zu erscheinen und nahm dann unter der umsichtigen Leitung

von Marcus Du Mont bald einen lebhaften Aufschwung. Sie bei ihrer Unterdrückung 1809 nur 326 Abonnenten gewesen, so konnte sie bei der Aufstellung der Statistik im Dezember bereits eine Auflage von 1500 bis 2000 Exemplaren ansetzen. Sie kostete jetzt 5 Reichstaler 20 Stüber das Jahr, erschien noch wie ehemals, als das Jahresabonnement bloß 2 $\frac{1}{2}$  Reichstaler betrug, nur in klein Quart und auch nur einmal wöchentlich. Der Inhalt war daher auch jetzt noch sehr spärlich. Längere Berichte konnten bei so beschränktem Raum nur in mannigfachen Unterbrechungen veröffentlicht werden. Die Herausforderung der am 15. Mai 1815 vollzogenen Subdignation des Aachen, dem amtlichen „Journal des Nieder- und Mittelrheins“ entlehnt, bedurfte zu ihrem vollständigen Abdruck mehrere Bände vom 21. Mai bis 15. Juni, und schließlich mußte sich die Redaktion an dem letzten Tage noch zu einer in kleinerer Größe gedruckten Beilage bequemen, um sich des Berichtes endlich zu entledigen. Auch mit der Schnelligkeit der Übermittlung von Meldungen hatte es noch immer seine großen Schwierigkeiten. Die Nachrichten aus Frankfurt brauchten nach wie vor vier Tage, um nach Köln zu gelangen, und die aus Paris sogar eine Woche. Außergewöhnlich schnell erhielt dagegen die Zeitung Kunde von der Schlacht bei Waterloo, die am 18. Juni abends entschieden ward. Der preussische Oberst von Thielack, am 19. Juni vom Fürsten Blücher aus dem Hauptquartier bei Charleroi abgefertigt, brachte am 20., nachmittags 2 Uhr den ersten vorläufigen Siegesbericht nach Köln, worauf die „Kölnische Zeitung“ die frohe Botschaft sofort durch ein Extrablatt verbreiten ließ. Die gut-deutsche Gesinnung, die hier und auch an andern Gelegenheiten in der Zeitung zum Ausdruck kam, veranlaßte denn auch Görres gelegentlich (Rh. Merk. Nr. 80) dem Urtheil: „Die „Kölnische Zeitung“ hat öfter, auch in der Gefahr, guten Geist bewahrt und sich nicht minder ihr eigenes Urtheil gebildet.“ Im weiteren Verlaufe der Jahre trat bei der Zeitung mehr und mehr eine streng-katholische Tendenz hervor, die sich u. a. bei der Wiedereinführung der Fronleichnamsperegrination im Jahre 1818 in begeisterten Worten äußerte.

Heutige ganz entgegengesetzte Richtung werden wir erst weiter zu berichten haben. Ebenso wie ihre religiösen, so waren er in Rede stehenden Periode auch ihre volkswirtschaftlichen Ansichten genau die entgegengesetzten von heute. Mit großem Eindruck wandte sich die Zeitung besonders gegen den Gebrauch von Maschinen. „Eine Maschine macht“, schrieb sie 1818 in einem Zeitartikel über das englische Maschinenwesen, „oft die Arbeit von tausend Menschen entbehrlich und bringt den Gewinn, sonst alle diese Arbeiter theilten, in die Hände eines einzigen . . .“

„Bei jeder abetmaligen Vervollkommnung werden neue Familien los; jede neu erbaute Dampfmaschine vermehrt die Zahl der Bettler, und es steht zu erwarten, daß sich bald alles Vermögen in den Händen einiger tausend Familien befinden und der übrige Theil des Volkes als Bettler in ihre Dienstbarkeit geraten werde. Es ist nicht jeder Menschenfreund schmerzlich ergriffen worden von dem Gedanken, daß es dahin kommen kann und aller Wahrscheinlichkeit nach dahin kommen muß? Wir sind der Meinung, daß der Schaden, den unser Gewerbe durch das englische Maschinenwesen erleidet, obwohl er sehr fühlbar ist, bei weitem leichter ertragen werden kann, als der Druck, der aus dem Flor der zu uns durch Maschinen vervollkommeneten Fabriken erwachsen würde, wenn Deutschland mit drei bis vier Millionen Bettlern bevölkert werden würde.“ Glücklicherweise wurde die Entwicklung der rheinischen Industrie durch solche irrigen Ansichten nicht aufgehalten, und der Wohlstand des Westens wuchs rasch, wenn auch nicht gerade in der Stadt Köln selbst, wo noch in den zwanziger Jahren eine solche Armut herrschte, daß, wie der Erzbischof Graf Spiegel an den Freiherrn von Stein schrieb, „im Durchschnitt der dritte Mann Unterstützung bedürfe.“\*)

Auch der „Welt- und Staatsbote“ entwickelte sich nach seinem Wiedererscheinen günstig. Er hatte bei seiner Unterdrückung 1809 nur 708 Abonnenten gehabt, konnte aber bei der statistischen Aufstellung im Dezember 1815 eine Auflage von 1400 Exemplaren angeben. Er erschien, redigiert vom Gerichtsschreiber

\*) Berg, Leben Steins, Bd. VI, S. 553.



Weber, viermal wöchentlich und kostete 5 Reichstaler 20 Stüber jährlich.

Kümmertlich sah es dagegen mit dem Inseratenblatte „Der Verkündiger“ aus, das der Buchdrucker Heberle „in Verbindung mit mehreren Litteraten“ zweimal in der Woche herausgab; es wurde nur in 400 Exemplaren aufgelegt.

In Krefeld erschien auch in der neuen Zeit das „Krefelder Wochenblatt“ der Witwe Schüller nur wöchentlich einmal\*) und brachte auch nach wie vor neben den Privatanzeigen nur Verfügungen der Behörden und Bekanntmachungen. Mitteilungen politischen Inhalts waren streng untersagt, und der neue energische Kreisdirector Wilhelm Bene hielt sehr streng auf die Beobachtung dieses Verbotes. Besonders wichtige Nachrichten, wie die Verbannung Napoleons, die Einnahme von Paris u. s. w. wurden von Amtswegen mitgeteilt. Das Jahresabonnement belief sich auf 2 Reichstaler; die Auflage war Ende 1813 220 Exemplare. Und auch in Kleve entwickelte sich zunächst kein neues Leben. Der „Courier des Niederrheins“, zweimal wöchentlich von dem Gerichtsschreiber Koch herausgegeben, konnte auch fernerhin nur in 150 Exemplaren gedruckt werden.

Ebenfalls in ihren bisherigen bescheidenen Verhältnissen verblieben in der in Rede stehenden Periode die Zeitungen des General-Gouvernements Berg, die Blätter in Düsseldorf, Elberfeld und Solingen.

Trotz seiner günstigen geographischen Lage vermochte sich Düsseldorf doch nur langsam aus der allgemeinen Zerrüttung zu erholen. Die 26600 Einwohner hatten weder Unternehmungsgelust, noch führten sie ein regeres geistiges Leben. Es florirte daher auch nur das vom Gouvernements-Buchdrucker Hofkammerat Stahl herausgegebene „Intelligenzblatt“, das wöchentlich einmal erschien und eine Auflage von 1200 Exemplaren besaß. Es kostete jährlich in Düsseldorf 1 Reichstaler 30 Stüber und konnte

\*) Wir möchten hier einmal gelegentlich bemerken, daß Wochenblätter auch zweimal und noch öfter wöchentlich erschienen; man behielt, wenn sich die Blätter auswuchsen, doch den alten Titel gern bei.

„Lande“ postfrei für 2 Reichstaler und 10 Stüber bezogen werden. Neben dem „Intelligenzblatt“ gab Stahl auch jetzt noch ein politisches „Abendblatt“ dreimal in der Woche heraus, das aber nur in 600 Exemplaren erschien, und zwar bei einem Abonnementspreise von 4 Reichstalern für Düsseldorf und 5 Reichstalern 20 Stübern auswärts, durch die Post bezogen. Damit scheint das Bedürfnis der Stadt gedeckt gewesen zu sein, denn die beiden politischen Blätter, die noch außerdem und sogar täglich herauskamen, die „Düsseldorfer Zeitung“, redigiert von Kauscheid, gedruckt von Boyemann, und die „Niederrheinischen Blätter“, redigiert von dem Freiherrn von Kerz, gedruckt von Stahl, verachteten kaum ihr Leben zu fristen. Das erstere hatte (bei einem Abonnementpreise von 5 Reichstalern) nur 340 und das letztere (das 1 Reichstaler kostete) sogar bloß 300 Abnehmer!

Etwas besser lagen die Verhältnisse der beiden Zeitungen in dem betriebsamen Elberfeld. Dort konnte sich die Büschler'sche „Allgemeine Zeitung“ unter der sorgfältigen Leitung des Dr. Schicholz bei täglichem Erscheinen einer Auflage von 1600 Exemplaren erfreuen, ebenso das „Elberfelder Intelligenzblatt“, eine Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“, die zweimal in der Woche herausgegeben wurde. Das Abonnement für die „Allgemeine Zeitung“ betrug 5 Reichstaler bergisch; das „Intelligenzblatt“ wurde den Abonnenten der Zeitung gratis verabreicht. Das zweite Elberfelder Blatt, die „Provinzial-Zeitung“, mit der wöchentlichen Beilage „Niederrheinischer Anzeiger“, das auch jetzt noch im Verlage des Buchhändlers Mannes erschien, stand zwar nicht mehr auf der Höhe, die es beim Ende des 18. Jahrhunderts eingenommen hatte (Vergl. Band II, S. 33), immerhin belief sich die Auflage doch noch auf 500 Exemplare. Der Preis war ebenfalls 5 Reichstaler bergisch.

Der in Solingen von dem Buchdrucker Siebel zweimal wöchentlich zum Preise von 1 Reichstaler herausgegebene „Verständiger, ein gemeinnütziges Volksblatt“ (Aufl. 250 Expl.) war bedeutungslos.

4. Die Berliner Presse. Görres über die künftigen Aufgaben der deutschen Zeitungen. Die Spenersche und die Vossische Zeitung. Die Zensur. Görres über die Zensoren. Die Gründung des „Preussischen Korrespondenten“. Sein Leiter B. G. Niebuhr und dessen Eröffnungs-Artikel. Öftmahliger Wechsel in der Leitung (Götschen, Schleiermacher, Arnim, Arndt). Die patriotische Haltung des Blattes. Die Kümmerlichkeit der Inserate. Die Haltung des Blattes. Die Zensur wird verschärft. Die Berliner Presse wird immer flüglicher. Bildung eines Vereins zu Gunsten der Pressfreiheit. Gründung der „Allgemeinen Preussischen Staatszeitung“. Ihr Programm. Ihr Redakteur F. A. von Stagemann. Die Haltung der Zeitung.

Noch weniger, als von den eben geschilderten Zeitungen des preussischen Westens ist von der Zeitungslitteratur des preussischen Ostens während der Jahre 1814 bis 1819 zu sagen. Dort, in den sogenannten alten Provinzen, waren auch während des Krieges die Einrichtungen des Staates nicht aus den Fugen gewichen, und die Regierung hatte die Zügel fest in der Hand behalten. Daraus erfuhr denn auch, obgleich die Rücksichten auf Napoleon gefallen waren, die Aufsicht über die Presse nicht die geringste Milderung. Das trat besonders grell in Berlin hervor.

Nach dort blickte wohl Görres hauptsächlich, als er im Sommer 1814 in einem Artikel des „Rheinischen Merkurs“ darlegte, wie sich nunmehr die großen deutschen Zeitungen zu entwickeln hätten. „Da Deutschland endlich wieder eine Geschichte gewonnen“, schrieb er, „da es in ihm zu einem Volke gekommen zu einem Willen und zur öffentlichen Meinung, wird es sich wohl auch also fügen, daß es Zeitungen erhält, die mehr sind als der magere geist- und kraftlose Index dessen, was geschehen. Wenn ein Volk teilnimmt am gemeinen Wohl, wenn es sich darüber zu verständigen sucht, was sich begibt, wenn es durch Taten und Aufopferungen sich wert macht, in den öffentlichen Angelegenheiten Stimme und Einfluß zu gewinnen, dann verlangt es nach solchen Blättern, die, was in allen Gemütern treibt und drängt, zur öffentlichen Erörterung bringen, die es verstehen, im Herzen der Nation zu lesen, die unerschrocken ihre Ansprüche zu verteidigen wissen, und die dabei, was die Menge dunkel und bewußtlos in sich fühlt, ihr selbst klar zu machen und deutlich auszusprechen.“

wachen ihr wiederzugeben verstehen. So weit hat sich Deutsch-  
 land jetzt entwickelt, daß sollen die Zeitungen verstehen, sie sollen  
 würdig machen, daß das Volk als seine Stimmführer sie  
 anerkenne, und sie werden ein ehrenvoll und gesegnet  
 Amt verwalten. Auch die Regierungen sollen das erkennen, keine  
 Furcht soll sie antreiben, daß sie in diese heilsame Geistes-  
 erregung im Innern der Völker störend eingreifen; keine ängst-  
 liche Zensur soll den allgemeinen Umlauf der Ideen hindern.  
 Sobald die Gedanken einmal erst entbunden, hat sich sogar, wie's  
 im Falle der Fall ist, das freimütige Wort schon dazu ge-  
 wagt, wie ist es töricht, noch zuletzt den Buchstaben zu fesseln,  
 wenn man weiß, wer kann den süßen, saden Most aufhalten, wenn er zu  
 saure Zeit gekommen, daß er zu Weine wird. Keine Regierung  
 soll bei den Deutschen, die so viel halten auf den freien geistigen  
 Verkehr, sich gründlicher verhaßt machen können, als jene, die es  
 versucht hätte, dem freimütigen Wahrheitsfinne in diesen  
 neuen Banden zu bereiten und im Reiche der Gedanken die ver-  
 altene Sperre und die gesprengten Mautlinien anzulegen.“ Er  
 wendet dann einen Blick auf die französischen und englischen Zei-  
 tungen, die er unbedeutend und einseitig findet, und meint, die  
 deutschen Zeitungen könnten wohl zu etwas Höherem gedeihen.  
 „Aber vorerst soll es uns genügen.“ fährt er fort, „sind wir nur  
 so weit gekommen, daß unsere Zeitungen wahre Volksblätter  
 geworden sind, Stimmen, durch welche die Völker zu einander  
 und zu den Fürsten sprechen. Recht eigentlich soll es die ehren-  
 volle Bestimmung solcher Blätter sein, ständisch zu werden; sie  
 sollen in Zucht und Maß, wie sich geziemt, aber auch äußerlich  
 frei und ungefesselt, das Wort für die öffentliche Meinung führen;  
 die Tribunen, sollen sie die große Mehrheit vertreten, sie sollen  
 der Mund des Volkes und das Ohr des Fürsten sein.  
 Was alle wünschen und verlangen, soll in ihnen ausgesprochen  
 werden; was alle drückt und plagt, darf nicht verhohlen bleiben;  
 wer muß sein, der da die Wahrheit zu sprechen verbunden ist,  
 nicht abwenden, ohne Vorbehalt und Hinderniß. Denn nicht ge-  
 lobdet, nein geboten muß die Freimütigkeit in guter Verfassung  
 sein; der Redner soll als eine geheiligte Person dastehen, so lange,

bis er durch eigene Schuld und Lüge sein Recht eingebüßt. In solcher Freiheit entgegenarbeiten, machen sich verdächtig, daß das Bewußtsein einer großen Schuld sie drückt: wer recht handelt scheut nicht die offene Rede; sie kann am Ende nur dazu führen, daß Ehre werde, wem Ehre gebührt; die aber auf Unrat und Dunkel angewiesen sind, lieben freilich die Heimlichkeit. Die Deutschen haben aber gar wohl verdient, da sie ihr Recht erstritten, daß man ihnen auch ihr Recht angebeihen lasse. Unschädlicher wie bei ihnen kann nirgend die freie Erörterung jein heilbringender gleichfalls in keinem Lande, da gutes Wort nirgend bessern Boden findet, gehäßiger jeder Zwang unter keinem Volke. Die Regierung, die sich diesem allgemein herrschenden Sinne fügt, wird schon dadurch allein populär und gewinnt ein Übergewicht gegen jene, die mit scheuer Furcht alles zu verhüllen und zu bedecken strebt. Es ist einmal so die Stimmung aller Geister, daß jeder Zwang sie hart verfehrt und empört; eher noch lassen sie sich eine verletzende Tat gefallen, als daß sie das Reich des Gedankens irgend einer Beschränkung unterwürfen. Darum sollen die Zeitungen ihr Recht sich nehmen, und die Regierungen und jene, die zu Aufsehern gesetzt sind, sollen es nicht verwehren. Die ganze Regierungskunst besteht einzig darin, die Zeichen der Zeit zu verstehen und zu handeln, wie sie gebieten.“

Aber dieser Appell an die Regierungen zu Gunsten einer freien Presse verhallte ungehört, besonders auch in Berlin. Die beiden alten Zeitungen der Hauptstadt, die „Spener'sche“ und die „Rössische Zeitung“, die auch noch weiterhin im kümmerlichen Quartformat erschienen, wurden nach wie vor in schweren Banden gehalten. Hatten sie schon über die Befreiungskriege nur sehr knappe Berichte bringen dürfen, so war ihnen über die Kongreßverhandlungen erst recht jede Mitteilung, etwa aus irgend welchen Aktenstücken, streng verboten. Nur was ihnen hier und da aus dem Kabinette des Fürsten Hardenberg zugesandt wurde, durften sie veröffentlichen, und das war herzlich wenig. Die „Spener'sche Zeitung“ brachte solch einen Bericht aus der Hardenberg'schen Kanzlei, z. B. am 16. und 18. Februar 1815; es wurden dort aber nur die Länder aufgezählt, die Preußen um

Es lieben Friedens willen hatte opfern müssen. Besonders geangt wurde um den Verlust von Bayreuth und Anspach, jedoch nicht bargelegt, welche zwingenden Gründe es nötig gemacht hatten, daß Preußen solche Opfer brachte. Ein anderes, aber weit wichtigeres Altenstück, das ihr von Hardenberg zugeing, konnte die „Spenerische Zeitung“ am 21. März 1815 veröffentlichen; es war die Auktserklärung, die am 13. März die auf dem Wiener Kongreß versammelten Fürsten gegen den von Elba entflohenen Napoleon Bonaparte erlassen hatten.

Für diese Zuwendungen hatten sich die Zeitungen aber auch dankbar zu erweisen; sie mußten spaltenlange verherrlichende Artikel über die Monarchen und ihre Minister bringen und ausführlich die prächtigen Feste schildern, die sich die hohen Herrschaften in Wien gaben, alles im Tone höchster Ehrfurcht und Bewunderung. Ja, die „Spenerische Zeitung“ mußte sich sogar bereit finden lassen, ihren Lesern die berüchtigte Schmalzische Broschüre zu empfehlen, und der Redakteur der „Vossischen Zeitung“, Professor S. H. Catel, sah sich gezwungen, verschiedene Artikel des reaktionären Herzogs Karl von Mecklenburg, die sich gegen das auf den deutschen Universitäten herrschende „Unwesen“ richteten, aufzunehmen, ferner gehässige und beleidigende Artikel von Kampf gegen Jahn.

Jeder Tadel des unerhörten Schlendrians auf dem Kongresse, jede auch noch so leise Bemängelung der schamlosen Wöllerei und Brasserei in Wien war natürlich ganz ausgeschlossen, und als Friedrich Förster, der bekannte Kampfgenosse Theodor Körners, ein Sonett „Blücher, bei der Nachricht von der Heimkehr Napoleons von Elba“ drucken lassen wollte, in dem die Reilen vor- kamen:

Wie werden nun die Herrn in Wien geschmeidig,  
Ihr stumpfer Federwisch taugt nicht zum fegen,  
Sie sehen bang sich um nach einem Degen!

da strich der Zensur, der Geheime Rat Krenfner, das ganze Sonett. Förster wollte sich aber so kurzer Hand nicht abfertigen lassen; er eilte zu Blücher und bat um dessen Intervention. Der alte Häudegen wehrte jedoch ab und sagte: „Ne, mit die Zensoren



hier mag ich mir nicht befassen; über die hat der Teufel Gewalt aber ich nicht. Machen Sie man Ihre Schriften ein, und nehmen Sie sie mit nach Paris; da hab' ich zu befehlen, hier nicht.“ Das tat denn auch Förster, worauf Blücher einige Monate später sein Wort einlöste und das Sonett in Paris in der deutschen Feldzeitung drucken ließ.\*)

Unter diesen Verhältnissen vermochte sich denn auch ein neues Blatt, das unter sonst ganz günstigen Auspizien ins Leben gerufen wurde, „Der Preussische Korrespondent“, nicht zu einer größeren Zeitung zu entwickeln. Doch ist das Blatt trotz alledem für die damalige Epoche eine so charakteristische Erscheinung, daß es ausführlicher betrachtet werden muß.

Als im Frühjahr 1813 die Befreiungskämpfe vorbereitet wurden, hatten die Leiter der Bewegung, besonders Scharnhorst den Wunsch, es möchte ein von echt vaterländischer Gesinnung getragenes, in frischem Tone geschriebenes Blatt die patriotische Begeisterung weiter anfachen, um, wie sich Achim von Arnim

\*) Auch später äußerte Blücher des öfteren seinen Unwillen über die Unterdrückung der Pressefreiheit. In einem Briefe aus dem Jahre 1817 schreibt der Verlagsbuchhändler Georg Andreas Reimer an Niebuhr: „Der alte Blücher . . . predigt allenthalben und vor allen Menschen: Pressefreiheit. Er hat er jüngst beim Prinzen August an der Mittagstafel gesagt: Weber ist noch ich erfahren ja, wenn wir dumme Streiche gemacht haben, wenn es nicht durch dieses Mittel bekannt wird.“ (Briefe Reimers an Niebuhr. Publik. der Berliner Literaturarchiv-Gesellschaft. 1903.)

Die „Deutsche Feldzeitung“ war ein Unternehmen des Buchhändlers Bartholomäus Herder aus Freiburg i. Br. Auf Veranlassung Metternichs errichtete Herder im Sommer auf einem Wagen eine Felddruckerei und folgte mit dieser dem österreichischen Hauptquartier nach Frankreich. Die erste Nummer der „Deutschen Feldzeitung“ erschien am 24. Juni 1815 im österreichischen Hauptquartier zu Heidelberg. Endlich gelangte die Felddruckerei bis Paris und gab dort wahrscheinlich verschiedene Nummern einer „Deutschen Feldzeitung aus Paris“ heraus. In Briefwechseln wird sie öfter erwähnt. Der Herbersche Verlag in Freiburg i. Br. besitzt indessen außer der Heidelberger Nummer nur eine Pariser Nummer vom 1. August. Jene Bedeutung erlangte die Zeitung nicht; sie kann nur als Kuriosum gelten. Neben dieser „Deutschen Feldzeitung“ erschien dann noch eine „Preussische Feldzeitung“, redigiert von Hofrat Heun.

mal später ausdrückte (Nr. 17, 1814), „bei den nahen zweifelhaften Kriegseignissen durch Zutrauen einige Haltung den Weisern, einiges Behagen den Gläubigen mitzuteilen, die Schrecken der Furcht mit Träumen guter Ahnung zu bekämpfen und in einer geräuschvollen, zerstreuten Außenwelt auf die notwendige Sammlung und Stimmung des Innern hinzudeuten.“

Zum Leiter des neuen Unternehmens wurde der gelehrte B. Niebuhr gewonnen, der 1806 von Stein nach Berlin berufen worden war, längere Zeit an der Spitze der preussischen Finanzverwaltung gestanden und in den beiden Wintern von 1810 und 1811 unter großem Beifall Vorlesungen über römische Geschichte gehalten hatte, und dessen Umsicht und Energie gelang es, bereits am 2. April 1813 mit der ersten Nummer des neuen Blattes hervortreten. Allerdings sah diese, der Dürftigkeit der Zeit entsprechend, außerordentlich kümmerlich aus. Sie erschien auf sehr grobem Papier in Quart und zweispaltig, und von den sechs Seiten, die sie darbot, war die letzte zu dreiviertel weiß geblieben. Den nur zwei Finger breiten Kopf bildeten bloß drei Zeilen: der Titel, die Angabe von Nummer und Datum und der Vermerk „Im Verlage der Realschul-Buchhandlung“.\*) Der Name des Herausgebers fehlte. Die Zeitung kam sodann viermal in der Woche (Montags, Mittwochs, Freitags und Sonnabends) heraus und kostete im ersten Quartale 16 Groschen Kurant, weiterhin bei Vorausbestellung vierteljährlich 22 Groschen Kurant, nach Beginn des Quartals 1 Taler 2 Groschen Kurant. Dazu kamen noch 6 Groschen Stempelsteuer für das Vierteljahr. Die Insertionsgebühren betrugen anfangs 1 Groschen 6 Pf., später nur 6 Groschen für die Zeile.

Der Eröffnungs-Artikel, der aber keine Überschrift trägt, gibt zunächst der Freude Ausdruck, daß die Zeit der Knechtschaft vorüber sei. „Die Freiheit der Rede und der Schrift ist uns wiedergegeben“, heißt es, „wie die des Handelns. Das Handeln leiten die Gesetze des Königs: die Verwirklichung weiser Ent-

\*) Der Besitzer der Buchhandlung war der bekannte Verlagsbuchhändler Georg Andreas Reimer.

würfe des Monarchen, von unerschütterten und auf Gott vertrauenden Feldherren durchdacht und vorbereitet, während die Menge die Erscheinung freier Tage eine leichtblütige Täuschung und nichts als ein Pfad in den immer grundloseren Abgrund der Knechtschaft vor uns zu liegen schien. Das Gefühl der Noth, das Beispiel erhabener Völker, der Anblick der Gerichte Gottes erweckte auch in der ganzen Nation den Instinkt der Rettung; es kam den Verordnungen des Königs entgegen, und die Gesetze des Monarchen waren wie einmütig angenommene Beschlüsse einer Volksgemeinde.“ Dann wirft der Verfasser einen Blick zurück in die traurige Vergangenheit, auf die „faule Feigheit“ der Väter, die „wohlthätige Züchtigung Gottes“, die die Nation erfahren, und erklärt dann, daß jetzt nur der Arm mit den Waffen retten könne, daß aber auch die Feder nicht nutzlos sei. „Wir müssen uns befehlen“, fährt er fort, „wir müssen das lange entwöhnte Schwert wieder gebrauchen lernen, und um so mehr, da wir es in den früheren Zeiten des äußeren Glückes nicht zu gebrauchen wußten. Der Deutsche muß klar einsehen, was er zu tun hat, er bedarf der Reflexion und des Begriffs. Wir müssen wie Erlöser denken und handeln, nicht wie die, welche ihre Fesseln wild gesprengt haben. Wir müssen noch nicht genießen wollen, sondern nur siegen und unser Vaterland befreien und seine Freiheit fest begründen!“

Dann folgen Kriegsnachrichten, Aufrufe, Bekanntmachungen und Mittheilungen aus anderen Zeitungen, aber es fehlt zunächst jedes System; die einzelnen Notizen werden nur ganz dilettantisch aneinander gereiht, stets durch einen durchgehenden Strich von einander getrennt. Erst im Jahrgange 1814 tritt eine Gliederung des Stoffes ein. Diese unzulängliche Redaktion hatte hauptsächlich darin ihren Grund, daß Niebuhr schon am 27. April ins preussische Hauptquartier berufen wurde, und nun die Leitung des Blattes von einer Hand in die andere ging. Zunächst übernahm Professor Göschen die Redaktion; dieser theilte aber bereits Ende Juni den Lesern mit, daß nunmehr Herr Professor Schleiermacher sich bis zur Rückkehr des Herrn Geheimen Staatsrates Niebuhr dem Geschäfte der Redaktion unterziehen werde. Allein Schleier-

cher hielt nur bis zum 1. Oktober aus; an diesem Tage über-  
 ihm Arnim von Arnim die Redaktion, ohne daß jedoch dem  
 Verkeife davon Mitteilung gemacht wurde. Mittlerweile kehrte  
 Niebuhr im Spätherbst aus dem preussischen Hauptquartiere nach  
 Berlin zurück, hatte aber den Entwurf zu einer Verfassung Hol-  
 lands auszuarbeiten und konnte sich daher dem „Korrespondenten“  
 zunächst nur in seltenen Fällen widmen. „An der Zeitung habe  
 ich seit meiner Rückkehr so wenig Anteil genommen“, schrieb er  
 am 11. Januar 1814 an seine Schwägerin Dora Henseler,  
 daß es kaum der Mühe lohnen wird, sie Dir um meinetwillen  
 zu senden. Sie wird jetzt von Arnim redigiert. Unser Geschmack  
 ist entgegengesetzt, obgleich ich ihn sonst wohl leiden mag.“\*) Am  
 1. Februar war er aber wieder im Stande, die Redaktion zu  
 übernehmen, und kündigte dies den Lesern in einem längeren Ar-  
 tikel an, in welchem er auch die Behörden und die Freunde in  
 der Armee um Unterstützung bat. Im Blatte selbst führte er  
 eine bessere Gliederung des Stoffes ein. Leider mußte er aber  
 in der Nummer vom 19. Februar 1814 schon wieder Abschied  
 von seinen Lesern nehmen, da er den Auftrag erhielt, sich nach  
 Holland zu begeben, um dort mit englischen Kommissarien betreffs  
 der ferneren Subsidiengeschäfte zu unterhandeln, und nun kehrte  
 er nicht wieder zu dem Blatte zurück. Als er im Herbst 1814  
 wieder nach Berlin kam, wurde er Lehrer des Kronprinzen, und  
 1816 ging er als preussischer Gesandter nach Rom. Wer die  
 Redaktion am 21. Februar 1814 übernahm, sagte er in seinem  
 Abschiedsworte nicht; wahrscheinlich war es Ernst Moritz Arndt.  
 Das Äußere der Zeitung blieb unverändert.

Der Inhalt des Blattes war bei dem öftmaligen Wechsel in  
 der Leitung natürlich wenig einheitlich, aber die mächtige Er-  
 regung der Zeit, der Gedanke der Befreiung, der alle befeelte,  
 prägte doch jeder Nachricht, jeder Notiz einen ganz bestimmten

\*) Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr. Hamb. 1838. Bd. 1,  
 S. 577. — Auch Reimer klagt in einem Briefe an Niebuhr über Arnims  
 mangelhafte Redaktion und meint, „ein Teil der Schuld des schlechten Fort-  
 gangs“ sei auf Rechnung der ungenügenden Leitung zu setzen (Briefe Reimers  
 an Niebuhr. Publik. der Berliner Literaturarchiv-Gesellschaft. 1903.)

Charakter auf, und so erscheinen die Zeitungsbände bei aller dilettantischen Unzulänglichkeit wie ein großer allgemeiner Appell an die Nation, die Fremdherrschaft abzuschütteln und dem deutschen Volke eine glückliche Zukunft zu sichern. Der Ton ist immer würdig und ernst, auch dem gestürzten Titanen gegenüber. Bisweilen werden Gedichte eingestreut, um die allgemeine Begeisterung zu schüren; so wird in Nr. 36 des Jahrganges 1813 das zornsprühende Lied Arndts „Der deutschen Freiheit Waffenschmied“ zum Abdruck gebracht. Wo sich Zaghaftigkeit, Eigennutz oder gar undeutsche Gesinnung zeigen, erhebt das Blatt energisch seine warnende Stimme. Der Herzog von Dessau, der sich nicht geneigt zeigt, Truppen zu liefern, wird nachdrücklich zur Rechenschaft gewiesen (Nr. 74, 1813), und der Bischof von Münster, Ferdinand August Spiegel, Freiherr zum Diefenberg, der ein Teedeum zur Feier des Sieges Napoleons bei Dresden singen ließ, wird in Nr. 3 von 1814 gleichsam an den Pranger gestellt. Die ganze das Teedeum betreffende Bekanntmachung kommt zum Abdruck, und auch der Schlußsatz des Bischofs, in dem es zuletzt heißt: „Wir bewundern, wir staunen ob der großen Thaten, wir beten an die göttliche Vorsehung, wir vertrauen, daß in der göttlichen Obhut unser Monarch einen glorreichen Frieden erkämpfe, auch mit dieser großen Wohlthat die zahlreichen Völker seines großen Kaiser-Reichs baldigst beglücken werde!“

Nicht ohne Humor berichtet die Zeitung die prahlerischen französischen Siegesnachrichten, wie z. B. in Nr. 101 von 1813, wo sie feststellt, daß die Meldung, Napoleon habe am 3. September den General Blücher bei Lauban gänzlich geschlagen, eitel Flunkerei sei. Blücher habe sich damals gar nicht in Lauban, sondern in Görlitz befunden.

Die großen Siegesnachrichten bringt die Zeitung ziemlich schnell. Bei der Schlacht bei Großbeeren befand sie sich aber in derselben Lage, wie die „Spenerische“ und die „Vossische Zeitung“; auch sie durfte nur den gefälschten Bericht Bernadottes veröffentlichen, und zwar erst am 27. August. Am 23. August war vor den Toren Berlins die Schlacht gewesen! (Vergl. Band 2, S. 199.) Am 18. Oktober kann die Zeitung bereits über Blüchers

reiche Gefechte am 16. Oktober in der Gegend von Leipzig, dann am 20. Oktober über die Treffen bei Möckern und Gohlis am 17. Oktober berichten, und am 22. Oktober meldet sie schon die Siegesnachricht von der großen Völkerschlacht. „Die Freiheit der Deutschen ist auf Jahrhunderte wieder begründet!“ ruft sie aus. In Nr. 148 vom 15. Dezember 1813 bringt sie eine Schilderung des Einzuges des Kurfürsten von Hessen in Kassel von Wilhelm Grimm, dessen Name aber natürlich nicht genannt wird. \*) Die Urkunde, welche Napoleons Absetzung ausspricht (Verbot des Senats vom 2. April) wird dagegen erst in Nr. 62 vom 20. April veröffentlicht, die Abreise Napoleons von Fontainebleau nach Elba am 20. April in der Nr. 71 vom 6. Mai gemeldet.

Neben den politischen Nachrichten bringt die Zeitung nur sehr wenig andere Mitteilungen; hier und da einige Meldungen über Naturereignisse, einige sehr kurze Notizen über Goethes Reise nach dem Rhein und einmal das Rätsel „Welche Zeitungsschreiber sind die unglücklichsten?“ (in Nr. 170, 1814). In der nächsten Nummer erfolgt dann aber die Antwort: „Über das Rätsel im vorigen Stück haben wir mehrere Auflösungen erhalten; sie sind aber sämtlich von der Art, daß wir sie nicht aufnehmen können. Der Herausgeber.“ Ganz wahrscheinlich sitzt dem Herausgeber der Schall im Nacken.

Außerst kümmerlich sieht es fort und fort mit den Inseraten aus. Obgleich die Realschulbuchhandlung bei jedem Quartalswechsel in „Erinnerung bringt“, daß das Blatt Anzeigen aller Art aufzunehmen bereit ist, erscheint doch nur sehr selten eine solche, und darum bleibt sehr oft die Hälfte oder Dreiviertel der rechten Seite weiß. Die Familien-Anzeigen sind nur durch eine einzige vertreten, und der Inserent ist — der Redakteur des Blattes, Achim von Arnim, der die Geburt eines Sohnes bekanntgibt. Weiterhin zeigt Friedrich Baron de la Motte Fouqué seinen „sämtlichen Freunden und Bekannten“ an, daß seine Gesundheit, durch die Anstrengungen des Feldzuges von 1813 erschöpft,

\*) Reinhold Steig, Achim von Arnim, 3. Bd. Stuttg. 1904, S. 287.



ihn genötigt habe, aus den Königl. Preuß. Kriegsdiensten zurückzutreten; dann wird das Porträt des verstorbenen Professors Fichte angeboten und in Nr. 19 von 1814 (4. Febr.) von der Nicolaischen Buchhandlung die „soeben fertig gewordene“ Gedichtsammlung „Leier und Schwerdt, von Theodor Körner“ angezeigt. Mehrmals bittet eine Frau von Schickfuß die Soldaten im Felde, ihr Kunde von ihrem 16 Jahre alten mit den Brandenburgischen Husaren ausgezogenen und jetzt verschollenen Sohne zu geben. Dazwischen erscheint von Zeit zu Zeit eine Wein-Offerte, nach der u. a. von Geisenheimer 1788ger und Hochheimer 1798ger „die Rheinweimbouteille“ zu 1 Rtlr. 8 Gr. verkauft wird.

Nach dem Abschluß des Krieges sah der „Preussische Korrespondent“ seinen Lebenszweck erfüllt und stellte mit dem Schlusse des Jahres 1814 sein Erscheinen ein. Doch versuchten Ernst Moritz Arndt und Friedrich Lange eine Fortsetzung der Zeitung, der sie den Titel „Tagesblatt der Geschichte“ gaben. Das neue Blatt sollte fünfmal erscheinen und 1 Rtlr. 8 Gr. kosten, aber es ist wohl kaum ins Leben getreten, denn im Sommer 1815 war Arndt schon in Köln, wo er die Zeitschrift „Der Wächter“ herausgab.

Offenbar verspürten die Herausgeber sehr bald keine Lust mehr, gegen eine Macht zu kämpfen, die täglich rücksichtsloser auftrat. Denn die Berliner Zensur wurde beständig verschärft. Es bildete sich eine wahrhaft erschreckende Engherzigkeit heraus, die sich bis zur fanatischen Verfolgungssucht steigerte. So wurde einem von Clemens Brentano zu Ehren Blüchers verfaßten Gedichte, wie Streckfuß in seiner Geschichte Berlins erzählt, nur aus dem Grunde von Ancillon die Erlaubnis zur Veröffentlichung in den Zeitungen versagt, weil es auf die Melodie „Heil Dir im Siegerkranz“ gesungen werden sollte, und weil diese Melodie nur für den König und das königliche Haus bestimmt sei. Mit bitterem Sarkasmus schrieb denn eines Tages Stägemann an Warnings: „Welche Skandale hier vorgehen, wissen Sie zum Teil aus den Zeitungen, aber doch streicht Krenner das Beste, z. B., daß wir keinen Epimenides, sondern ‚S, wie nennen Sie des‘ (oder mit Lewzons Nachtrag ‚S, wie gemene is des‘) und keinen

„Verdienst-Orden, sondern einen Zuviel-Verdienst-Orden zu geben.“

Und ein angeblicher Engländer sah sich in Ludens „Memefis“ (Bd. XII, S. 109) zu folgenden Herzensergießungen veranlassen: „Die preussischen Zeitungen weiß ich nicht zu bezeichnen. Sie sind miserable Papiere. Das Beste in ihnen sind die Anzeigen den Fremden, die angekommen oder abgegangen sind; dann Mitteilungen unter dem Strich, von Erfindungen — etwa Reinigung und Beleuchtung der Straßen — von Feuersteinen und Schiffbrüchen; endlich die Bekanntmachungen der Reisewirte, Sattler und Silberarbeiter. Ich begreife nicht, warum diese Papiere nicht lediglich auf solche Anzeigen, Mitteilungen und Ankündigungen beschränkt werden.“

Angesichts dieser kläglichen Zeitungsliteratur beschuldigt die Kritik in seiner Deutschen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts die Publizisten, daß sie zu viel ins Blaue hinein politisiert haben; die „unfindbare Größe des deutschen Gesamtstaates“ sei ein bequemes Versuchsfeld für dilettantische Schrullen und willkürliche Willkür gewesen, so daß sich eine große Verworrenheit der öffentlichen Meinung entwickelt habe. „Niemand hat sich“, schreibt er (1. T. S. 677), „ein hochbegabtes und hochgebildetes Volk schlecht in so kindlich unklaren politischen Vorstellungen befangen; alles, was diese Zeit über den Staat dachte, kam aus dem Gemüte, aus einer innigen, überschwänglichen Sehnsucht, die ihre Ideale nach Belieben bald in der Vergangenheit, bald in der Zukunft suchte.“ Aber den innersten Kern dieser politischen Stimmung bildete doch immer das innige Verlangen nach einem feststehenden Gesamtstaate, und es hätte nur eines verständigen, energiegelassen Leiters bedurft, um die sehnsüchtig Suchenden zu führen. Niemand wäre eine Nation dankbarer gewesen. Allein den Regierungen fehlte dafür vollständig das Verständnis; sie taten gerade das Gegenteil von dem, was nötig war, sie schlossen in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit das Volk von allem politischen Leben ab, unterdrückten in den Zeitungen alle politischen Erörterungen und schlugen die Irrenden unbarmherzig nieder. Dadurch wurde die Verworrenheit in der öffentlichen Meinung nur noch gesteigert;

die ganze Nation wurde irre an sich selbst und versank in Trägheit, Dumpfheit und Stumpfheit.

Um dieser höchst bedrohlichen allgemeinen Verstimmung wenigstens einigermaßen zu begegnen, bildete sich in Berlin 1817 ein Verein zu Gunsten der Pressfreiheit, welchem später viele hervorragende Schriftsteller und Beamte beitraten, und der gleich in seiner ersten Verhandlung über eine Adresse an den König „wegen der schlechten Beschaffenheit der Berliner Blätter“ beriet.<sup>\*)</sup> Diese Adresse hat aber den gewünschten Erfolg nicht gehabt, doch hat sie ganz wahrscheinlich den Staatskanzler Fürsten Hardenberg auf den Gedanken gebracht, für sich ein eigenes amtliches Publikationsorgan zu gründen, ein politisches Blatt, das geeignet sei, „die öffentliche Meinung in politischen Dingen richtig zu stellen und die Absichten der Staatsregierung aufzuklären.“ Als Programm wurde für dieses neue Blatt, dem man den Namen „Allgemeine Preussische Staatszeitung“ gab, das Folgende festgestellt: die Zeitung sollte in dem amtlichen Teile über alle Ereignisse am Hofe und im Staate (Beförderungen, Ehrenbezeugungen, Feste u. s. w.) berichten und amtliche Verordnungen und Bekanntmachungen der höheren Behörden, soweit sie ein allgemeineres Interesse hätten, veröffentlichen. Der nichtamtliche Teil sollte alle wichtigeren Begebenheiten des In- und Auslandes zusammenfassen. Inbezug auf das Ausland sollte die Zeitung in der Regel nur erzählend sein; nur da, wo die Verhältnisse „diesseitiger Untertanen“ in Frage kämen, z. B. bei Gegenständen des Handels, sollten auch Betrachtungen und Urteile aus dem diesseitigen Standpunkte beigelegt werden. Die Artikel über das Innland sollten, „je nachdem der Inhalt es mit sich bringt, auch räsonnierend sein“, Erzählungen und Urteile fremder wie einheimischer Blätter aus und über Preußen sollten berichtigt, „die eifertigen Urteile der Geschwindschreiber des Tages entkräftet“ werden. Von Inseraten sah man zunächst ab.

Mit der Bearbeitung von besonders wichtigen politischen

<sup>\*)</sup> Karl Hagen, Über die öffentl. Meinung in Deutschland (Raumer's Hist. Taschenb. N. Folge, 8. Jahrg., Spg. 1847) S. 639.

Artikel wurde der vortragende Rat, Geheime Ober-Regierungs-  
 Schoell beauftragt; die allgemeine Leitung des Blattes über-  
 ging der Staatskanzler dem Geheimen Staatsrate Friedrich August  
 Stägemann. Dieser war mit den Intentionen Hardenbergs  
 innigste vertraut. Geboren 1763 zu Bierraden in der  
 Mark, hatte er die Rechte studiert, war dann schnell zum  
 Kriminalrat, Landschaftshudikus, Oberfinanzrat, Mitglied des  
 Generaldirektoriums und Hauptbankommissarius in Berlin und  
 1809 zum Staatsrat emporgestiegen, worauf ihn Hardenberg mit  
 einer Reihe bedeutender Geschäfte beauftragt hatte. Und 1815  
 war er der Begleiter des Staatskanzlers auf dessen diplomatischen  
 Reisen nach Paris, nach London und zum Wiener Kongreß ge-  
 gangen. Doch auch noch aus einem anderen Grunde schien sich  
 Stägemann zum Redakteur der neuen Zeitung besonders zu eig-  
 nen, denn er gehörte auch mit zum literarischen Berlin, hatte in  
 den Befreiungskriegen „Kriegsgefänge“ veröffentlicht und galt darum  
 in weiteren Kreisen für freisinnig, oder doch wenigstens als Gegner  
 der „Schmalzgesellen“. Dennoch eignete sich Stägemann durch-  
 aus nicht für den Posten, zunächst, weil er dem Zeitungsgeschäfte  
 bisher vollständig fern gestanden hatte, und ferner, weil er als-  
 bald Ansichten in dem Blatte vertreten sollte, denen er nicht zu-  
 stimmen konnte. Er ahnte sein Schicksal schon im voraus, als er  
 unter dem 12. Dezember 1818 seinem Freunde Warnhagen von  
 dem Plane Hardenbergs Mitteilung machte. „Der Herr Staats-  
 kanzler hat“, schrieb er, „die Herausgabe einer allgemeinen preu-  
 ssischen Staatszeitung mit dem 1. Januar beschlossen und zugleich  
 bestimmt, daß ich die obere Leitung übernehmen soll. Ich würde  
 nichts dagegen haben, wenn ich irgend etwas von der Sache ver-  
 stände. Da die Kabinetts-Ordre aber da ist, so muß ich mich  
 schon unterwerfen und fürs erste nur dahin sehen, daß ich mich  
 nicht zu arg prostituire. Vielleicht, daß es mit der Zeit geht.  
 Denken Sie, welche Schwierigkeiten aller Art dabei zu überwinden  
 sind, namentlich die Persönlichkeit des Königs, der sich jetzt mehr  
 als je an Kleinigkeiten stößt.“

Das „erste Stück“ der neuen Zeitung erschien am 2. Ja-  
 nuar 1819 in Kleinfolio im Umfange von nur vier Seiten; da-

rauf kam das Blatt wöchentlich zweimal zum Jahrespreise von fünf Talern heraus. Doch machte es kein Glück und hatte keine finanziellen Erfolge.\*) Am wenigsten war wohl der Redakteur selbst mit ihm zufrieden. Durch verschiedene Artikel, die er abdrucken gezwungen wurde, zog er sich den heftigen Unwillen der liberalen Partei zu, während er den Wittgenstein-Kampf bei weitem noch nicht genug tat. Der Berliner Witz behauptete sehr bald, daß in dem Titel „Allgemeine Preussische Staatszeitung“ viel zu viel gesagt sei, die Wörter „All“, „Preussisch“ und „Staats“ seien überflüssig, es müsse bloß heißen: die „Allgemeine Zeitung“. Bald wurden aber die Verhältnisse noch

---

\*) In ihrer ersten Periode (1819—1853) hatte die Zeitung nur 20 Jahre mit Überschüssen, die insgesamt nur 4262 Taler betrugten. In 30 Jahren standen Zuschüsse von insgesamt 157 129 Talern gegenüber. Heute sind natürlich die Erträgnisse ganz anders. Hierbei sei zugleich bemerkt, daß auch die Post eine nicht unbedeutende Schuld an dem geringen pekuniären Erfolg der Berliner Zeitungen trug. Das Verhältnis der Zeitungen zur Post war damals noch nicht so klar festgelegt wie heute. Die Preise, welche die Post den Zeitungen zahlte, und die, welche sie dann dafür vom Publikum wieder erhielt, bestimmte die Post vollkommen selbständig und, wie es scheint, nach festen Grundsätzen. Eine grelle Illustration hierzu gibt ein Brief von Johann Carl Spener vom 24. Juni 1816 an Friedrich Faber in Magdeburg (mitgeteilt in Alex. Fabers Gesch. der Faberschen Buchdruckerei, S. 157), in welchem Spener bitter über die Willkür der Postämter klagt und den folgenden Fall erzählt: „Bei dem hohen Preise, zu welchem in dem ganzen nachbarten Potsdam das dortige Postamt unsere Zeitung debitierte (1 Tl. 12 ggr. vierteljährlich) glaubte ein dortiger Kaufmann seine Rechnung nicht zu finden, wenn er sie zu 1 Tl. 8 ggr. verkaufte, und fing seit Neujahr 1816 an, einhundert Exemplare von jeder Zeitung morgens durch einen expressen Boten von uns abholen zu lassen. Dies konnte, der Gewerbefreiheit wegen, das Postamt nicht hindern; das hiesige (Berliner) Postamt aber, um die Konkurrenz mit einemale niederzuschlagen, ließ unsere Zeitung durch eine Staffette nach Potsdam gehen und setzte die vierteljährliche Bezahlung ebenfalls auf 1 Tl. 8 gg. herab. Die Interessenten erhielten sie auf diese Weise um einige Stunden früher, als durch den Boten des Kaufmanns, und nun schläft dieser ein, und die Post ist nach wie vor im alleinigen Besitz des Debitors, folglich Meister, im nächsten Vierteljahr wieder den früheren hohen Preis eintreten zu lassen.“ Zur weiteren Verbreitung der Zeitung trug diese Preistreibung natürlich nicht bei.

, als die Verfolgungen der „Demagogen“ begannen, Sahn  
 r Nacht vom 13. zum 14. Juli 1819 verhaftet und in einen  
 r von Spandau gesetzt wurde, Görres sich der Verhaftung  
 durch eine Flucht nach Frankreich entziehen konnte, die Pa-  
 von Ernst Moriz Arndt, Karl Theodor Welcker und Gott-  
 Welcker gerichtlich untersucht wurden und schließlich die  
 „Staatszeitung“ die Eröffnung machte, es sei ein großer Ver-  
 bruchungsplan zum Umsturz des gegenwärtigen Zustandes von  
 schland entdeckt worden. An die Stelle des deutschen Bundes  
 eine republikanische Verfassung nach dem Muster von Nord-  
 ita treten. Zum Glück seien es nur einige schlechte oder  
 geleitete Schriftsteller und Jünglinge, die sich des Verrates  
 dig gemacht; auf die ruhigen, besonnenen und gutgesinnten  
 wohner habe die Sache nicht den mindesten Einfluß geübt.

Den Beweis für die Existenz dieses Verschwörungsplans ist  
 „Staatszeitung“ natürlich schuldig geblieben

Diese allgemeine Verhezung, die immer leidenschaftlicher wurde,  
 nlastete Stagemann, schon 1820 die Redaktion wieder nieder-  
 gen. An seine Stelle trat der Geheime Hofrat Karl Heun,  
 bereits während der Feldzüge von 1813 und 1814 als Se-  
 ar des preussischen Hauptquartieres die „Preussische Feldzei-  
 g“ redigiert hatte, aber als Verfasser vieler schlüpfriger No-  
 en, die er unter dem Pseudonym H. Claren herausgab, keinen  
 anders guten litterarischen Ruf mitbrachte.

---

Die Presse der alten preussischen Provinzen. Die „Magdeburgische Zei-  
 g“. Der Zensurdruck. Die pekuniäre Schädigung der Zeitung. Die Un-  
 äche des Intelligenz-Blattes. Der „Hallische Kurier“ und die „Zeitung  
 die königl. preuß. Provinzen zwischen Elbe und Weser“ in Halle. Die  
 „Schlesische Zeitung“. Die Posener, Königsberger und Stettiner Zeitung.

Vermochten sich nicht einmal die Blätter der Hauptstadt nach  
 r Abschüttlung der Fremdherrschaft aus ihrer Lethargie zu er-  
 ben, so war dies noch viel weniger bei den Zeitungen in den  
 genannten alten Provinzen der Fall, da diese ja noch weit mehr



der Kurzsichtigkeit und Willkür der Beamten preisgegeben war als die Berliner Zeitungen. Das zeigte sich zunächst recht deutlich bei der „Magdeburgischen Zeitung“. Diese hatte unterm westfälischen Regiment schwer gelitten, und ihr intelligenter Besitzer Friedrich Faber hatte nach der Rückkehr der preussischen Verwaltung gewiß gehofft, daß nun auch für ihn bessere Zeiten kommen würden. Schon sehr bald aber sollte er sich bitter enttäuscht sehen, denn die preussische Verwaltung zeigte sofort ganz energisch die Neigung, „die Wege der französischen Unterdrückung weiter zu wandeln“, wie Alexander Faber, der Geschichtsschreiber der Zeitung, sich ausdrückt (S. 125). Das trat zunächst bei der Zensur in die Erscheinung. Diese wurde eben so peinlich gehandhabt, wie von den Franzosen. Mit ganz besonderer Angewandtheit sah der Zensor auf alles, was beim königlichen Hause stoßen könnte, und trotzdem kam es zu Kollisionen. Eines Tages hatte die Zeitung die Mitteilung gebracht, es seien Wiesen an der Pfaueninsel verkauft worden; das wurde aber allerhöchster Orts sehr übel vermerkt, und der Zensor schrieb einen Klage- und Sammer-Brief an die Zeitung, er habe sich den Unwillen des Königs selbst zugezogen, daß er diese Notiz habe passieren lassen. Fernerhin möge die Zeitung solche den König und seine Familie betreffenden Nachrichten nur bringen, wenn sie bereits in Berliner Blättern gestanden hätten. Auch den befreundeten Mächten Preussens gegenüber war die größte Rücksicht zu nehmen. So hat die Zeitung ein- oder zweimal den Lesern angezeigt, daß die Petersburger Posten und Nachrichten ausgeblieben seien. Darauf kam sofort vom Zensor ein Brief an den Besitzer Friedrich Faber, er solle sich doch ja in acht nehmen, er, der Zensor, habe schon verschiedene Fingerzeige dieser Notiz wegen erhalten. Die Zeitung solle daher das Ausbleiben der russischen Posten ganz unberührt lassen. „Überall ist es ratsam, sich jetzt mit den Mitteilungen aus Rußland möglichst in acht zu nehmen“, schloß der Brief.\*) Aber auch nach der pekuniären Seite hin sah sich die Zeitung bedrückt und behindert. Die französische Verwaltung

\*) Alexander Faber, Die Fabersche Buchdruckerei. Magdeb. 1897.

te in ihrer rücksichtslosen Art so ziemlich für alle Insertionen Behörden kostenlose Aufnahmen in der Zeitung beansprucht, darauf trat nun auch die preußische Verwaltung mit demselben Ansinnen an Faber heran, ja, sogar der Magistrat und die Polizei beanspruchte Gratis-Aufnahme ihrer Anzeigen. Vermuthlich erhob Faber gegen diese Zumutung Einspruch. „Ich kann nicht möglich glauben,“ sagte er in einer Beschwerde, „daß der hiesige Magistrat eine Ungerechtigkeit der westfälischen Regierung dazu benutzen wollen, um einem Bürger nach sieben drückenden Jahren auch jetzt noch einen Teil seines rechtmäßigen mühevollen Werbes zu entziehen. Ich meine theils halte noch immer an dem Glauben, daß die Zeit der Ungerechtigkeit und der regellosen Gewalt einzig noch in der gehässigen Erinnerung bestehe, seitdem wir unserm rechtmäßigen gerechten Könige, der gewiß nur Gerechtigkeit ausgeübt sehen will, wieder angehören.“ Diese Beschwerden blieben jedoch ohne jedes nennenswerte Ergebnis, ja, die Verhältnisse verschlechterten sich sogar noch; denn 1817 verzögerte auch das Konsistorium die Bezahlung seiner Anzeigen, und 1818 stellte das Inquisitoriat des Oberlandesgerichtes plötzlich das Verlangen an die Zeitung, künftighin die Steckbriefe umsonst aufzunehmen. Faber wehrte sich energisch gegen diese abermalige Beeinträchtigung; es kam zu langen, unerquicklichen Verhandlungen, bis endlich die Regierung dahin entschied, daß, wenn der Schuldige zu bezahlen in der Lage sei (was ja meistens nicht der Fall war), das Gericht die Insertionskosten von diesem für die Zeitung einzuziehen habe. Auch viele andere Fälle führten zu langen Streitigkeiten mit der Regierung, bis endlich als Grundgesetz festgestellt wurde, daß bei Ausschreibungen von Verpachtungen, Licitationen, Entreprisen u. die Zeitung dann keine Zahlung erhalten solle, wenn diese Termine fruchtlos verlaufen seien, und ferner auch dann nicht, wenn die Regierung u. aus irgend einem Grunde einen ausgeschriebenen Termin nicht habe abhalten können. Auch mit dieser Entscheidung konnte Faber natürlich nicht zufrieden sein, und er fragte bei seinem Freunde Spener in Berlin nach, ob er nicht den Rechtsweg beschreiten solle. Aber der kluge Spener riet, davon abzustehen und lieber die Zeit abzuwarten,

um die Sache gelegentlich an höchster Stelle vorzubringen und sie dort „nach der Billigkeit“ entscheiden zu lassen. Dabei blieben aber die Mißstände auch fernhin bestehen.

Neben diesen Lasten der Frei-Inserate sah sich die Zeitung jedoch in ihrer Entwicklung noch weiter beeinträchtigt, und zwar durch das in Preußen eingeführte sogenannte Intelligenzweiser. Bekanntlich hatte König Friedrich Wilhelm I. von Preußen durch eine Kabinetts-Ordre vom 6. September 1727 und dann noch weiterhin durch eine Verfügung vom 17. Juli 1728 die Gründung von Intelligenzblättern in allen größeren Städten Preußens befohlen, damit künftighin zu Gunsten des Staates nur einzig und allein in diesen Blättern alle Anzeigen über Ankauf und Verkauf von Mobilien und Immobilien veröffentlicht werden sollten (Vergl. Band I, S. 131). Durch dieses willkürliche Dekret sahen aber die Zeitungsbesitzer ihre oft mit hohen Geldsummen erkauften Privilegien angetastet und erhoben Einspruch. Auch der Besitzer der „Magdeburgischen Zeitung“ reichte Eingaben ein, doch erst im Jahre 1747 wurde dem Gabriel Gotthilf Faber für seine Zeitung nachgelassen, daß auch sie derartige Anzeigen annehmen könne, wenn nur auch die Intelligenz-Kontoire befriedigt würden. Es sollte eine einmalige Aufnahme im Intelligenz-Blatte genügen, auch wenn das Inserat in der Zeitung häufiger erscheinen sollte; außerdem wurden Familien-Nachrichten und Bücher-Anzeigen vom „Intelligenz-Zwange“ vollständig befreit. Während der Fremdherrschaft lockerte sich dann der sog. Intelligenz-Zwang etwas; nach der Wiederaufrichtung der preussischen Herrschaft wurden aber die alten Vorschriften wieder scharf betont, und da die Verwalter der Intelligenz-Kontore den achten Teil der Einnahme erhielten, so suchten sie aus dem Geschäfte noch mehr herauszupressen, als gesetzlich erlaubt war. Der Verwalter des Magdeburgischen Intelligenzblattes erhob sehr bald den Anspruch, daß alle Anzeigen eben so oft im Intelligenz-Blatte erscheinen müßten, wie sie in der Zeitung inseriert würden, was doch dem Erlasse vom 1747 direkt widersprach. Es kam zu Beschwerden, und schließlich wurde der Verwalter unter dem 23. Februar 1816 in seine Schranken zurückgewiesen. Aber er trat immer wieder

feinen Ansprüchen hervor und sollte schließlich, wie wir im nächsten Abschnitte zeigen werden, auch wirklich mit ihnen Erfolg haben.

Unter dieser mannigfachen Hemmnissen und Erschwerungen des Betriebes konnte sich die Zeitung nur langsam entwickeln; erschien denn auch noch immer nur dreimal in der Woche in ein-Quart zum Preise von 27 $\frac{1}{2}$  Sgr.

In Halle kränkelte der „Hallische Kurier“, der 1809 von der westfälischen Regierung unrechtmäßig dem Professor Johann Heinrich Tieftrunk zugesprochen worden war, und von diesem ganz ungenügend redigiert wurde. Infolgedessen entschloß sich das für die vorläufige Regelung der Verhältnisse gleich nach der Schlacht bei Leipzig ins Leben gerufene „Königlich Preussische Militärgouvernement für die Preussischen Provinzen auf dem linken Elbufer“, kurzerhand eine eigene Zeitung für seine Bedürfnisse herauszugeben. Sie führte den Titel „Zeitung für die Königl. preussischen Provinzen zwischen Elbe und Weser“ und wurde am 16. November 1813 zum erstenmale ausgegeben. Weiterhin erschien sie bis ins Jahr 1814 hinein. Naturgemäß enthielt sie meistens Verordnungen, u. a. in Nr. 8 vom 11. December 1813 die von Halle mit großer Freude begrüßte Königliche Kabinettsordre aus Frankfurt a. M. vom 15. November, durch welche die aufgehobene Univerſität wieder hergestellt wurde; doch brachte sie auch Kriegsberichte.

Die „Schlesische Zeitung“ in Breslau schloß sich möglichst eng an die Regierung an, doch brachte auch ihr gegenüber die „Regierungsweisheit“, wie ihr Geschichtsschreiber Carl Beigelt klagt (S. 174), „das System ängstlicher Bevormundung nach der Theorie des beschränkten Untertanenverstandes“ zur Geltung. Auch sie mußte über die deutschen Angelegenheiten möglichst kurz hinweggehen, doch konnte sie hier und da umfangreicheres wertvolles Material bringen, wie z. B. 1815, Nr. 78 ff., den Vortlaut der Wiener Bundesakte. Den Bestrebungen der Bürgerschaft und dem Wartburgfeste stellte sie sich — ob gezwungen oder freiwillig, sei dahingestellt — scharf abweisend gegenüber. Über die Dürftigkeit ihrer deutschen Nachrichten suchte sie da-

durch hinwegzutäuschen, daß sie lange Artikel über Athen, Rom, den Escurial, Jerusalem, Ägypten und seine Altertümer, die Esquimos, die Vulkane Cotopaxi und Pichincha in Südamerika zc. brachte.

Mit der „Posener Zeitung“ ging eine kleine Veränderung vor. Als der westliche Teil des ehemaligen Südpreußens nach den Bestimmungen des Wiener Traktates wieder an Preußen zurückfiel und dabei zu einem Großherzogtum erhoben wurde, erhielt die „Posener Zeitung“ mit der Nr. 49 vom 21. Juni 1815 den Titel „Zeitung des Großherzogtums Posen“. Inbezug auf ihren Inhalt blieb sie dieselbe; auch erschien sie nach wie vor nur zweimal wöchentlich.

Dasselbe Schicksal, wie die Blätter in Magdeburg, Breslau und Posen, hatten auch die „Königlich Preussische Staats-, Kriegs- und Friedenszeitung“ in Königsberg, die heutige „Königsberger Hartungsche Zeitung“ und die „Königlich privilegierte Stettinische Zeitung“. Auch hier unterdrückte die harte Zensur jedes freie Wort.

Die ganze preussische Presse war also schon wenige Jahre nach den Befreiungskriegen mundtot gemacht worden und bot nur noch das traurige Bild eines vollständig geknechteten Volksgeistes.



## Drittes Kapitel.

### Die Presse in den übrigen Staaten Mittel- und Norddeutschlands.

Das Zeitungswesen in Sachsen-Weimar. Geheimrat v. Voigt über die Pressfreiheit in Sachsen-Weimar. Pfeilschifter und die Gründung des „Oppositionsblattes“. Bertuchs Programm für diese Zeitung. Der Historiker Rühser über das Projekt. Aufnahme Ludwig Wielands in die Redaktion. Der Charakter des „Oppositions-Blattes“. Wird der Regierung unbequem. Wird auf eine Woche verboten. Die Ermordung Kokebues und das Blatt. Die „Verschwörung“ der „Preuß. Staatszeitung“. Das neue Preßgesetz vom 20. September 1819. Der letzte Redakteur Friedr. Aug. Rüder. Die Zeitung wird unterdrückt. — Kleine Verwandte des „Opp.-Bl.“: Die „Dorfzeitung“ in Hildburghausen und das „Grimmasche Wochenblatt“.

**N**icht ganz so ungünstig wie in Preußen sah es in den übrigen Staaten Mittel- und Norddeutschlands aus. Besonders bekundete die Regierung in Sachsen-Weimar durchaus liberale Grundsätze. Karl August hatte seinem Lande schon im Mai 1816 eine Verfassung gegeben und in dieser auch die vollständige Pressfreiheit gewährt. Darauf sproß in Weimar und Jena eine üppige Journalliteratur empor; in Weimar entstand eine politische Zeitung großen Stils, während in Jena verschiedene politische Zeitschriften gegründet wurden, und hier wie dort loderte alsbald die nationale Begeisterung so lebhaft auf, daß der alte Geheimrat von Voigt in einem Briefe an seinen Freund Böttiger beklommen ausrief: „Jetzt will alles die Welt regieren helfen!“ und bald nachher sogar meinte: „Mit der unbedingten Pressfreiheit ist viel Unrat in die Hexenküche zu Jena eingezogen!“

Die Zeitschriften von Jena werden wir erst im fünften Kapitel dieses Abschnittes zu betrachten haben; es beschäftigt uns also hier nur die in Weimar ins Leben gerufene Zeitung.

Seit der Unterdrückung des „Rheinischen Merkurs“ wurde es offenbar von allen Patrioten als ein großer Mangel empfunden daß in ganz Deutschland keine einzige große liberale Zeitung mehr erschien. Die Gründung einer solchen ist daher gewiß in den liberalen Kreisen des öfteren erörtert worden. In Preußen aber war für sie kein Boden. Da mußte denn der Blick besonders auf Weimar fallen, wo eine liberale Regierung eine freie Bewegung gestattete, wenn auch die kleine thüringische Stadt im übrigen für eine große Tageszeitung wenig geeignet erschien.

Es vollzog sich also nur eine natürliche Entwicklung der Dinge, als eines Tages ein junger Journalist durch einen nach Weimar gerichteten Brief die direkte Anregung zur Gründung des ersehnten Blattes gab. Dieser war der Mitredakteur der „Narauer Zeitung“, Johann Baptist Pfeilschifter, der den lebhaften Drang in sich fühlte, sich am politischen Leben nachdrücklicher zu beteiligen. Frisch und frei schrieb der erst 23 Jahre alte junge Mann unter dem 20. Oktober 1816 an den bekannten betriebssamen Verleger Friedrich Justus Bertuch in Weimar:

„Ich wage Ihnen einen Vorschlag zu machen. Könnte sich das Industrie-Komptoir nicht entschließen, eine politische Zeitung zu etablieren? Mich dünkt, Weimar sei jetzt zu einem solchen Unternehmen in der günstigsten Lage. Ich lege Ihnen einen Plan bei. Wollen Sie ihn akzeptieren, so kündigen Sie diese neue Erscheinung sogleich an, da die Zeit dazu bereits drängt. Für Korrespondenten werde ich besorgt sein. Ich wünsche, daß sie in Rücksicht äußerer Form Schoffes „Miscellen“ einigermaßen ähnlich sehe, ein Format, das sehr wohlgefällig ist. Die Verhältnisse mit mir werden sich leicht bestimmen lassen, wenn der Antrag geneigtes Gehör findet.

### Entwicklungen zur Zeitgeschichte.

#### Ein politisches Tageblatt.

In den Tagen, wo aus den Zerrüttungen einer zerstörenden



ergangenheit, aus dem Chaos widerstreitender Meinungen und aus den heiligen Wünschen der Freunde der Menschheit sich eine neue ruhigere, segensvollere Zeit gebähren und aus neuen Ordnungen eine glücklichere Zukunft begründen soll, wo alle geistige Thätigkeit sich auf diese Entwicklung bezieht, wo die Nationen mit viel Eifer an den neuen Schöpfungen teilnehmen und teilnehmen sollen: in diesen Tagen muß ein Tageblatt, das die Gewalt des Lebens und der Zeit klar aufzufassen, besonnen zu würdigen und in die Entfaltung ernst einzugreifen sucht, höchst willkommen sein.

Mit diesen An- und Absichten haben wir das neue Institut begründet, das sich der Mitwirkung einsichtsvoller und möglichst unbefangener Männer erfreut. Unsere Lage, im Mittelpunkte des deutschen Vaterlandes, in einem Lande, wo freisinnige Ideen heimisch sind und kein Prekzwang die Prüfung der Wahrheit beschränkt und manches andere wird wohlthätigen Einfluß auf dieses Tageblatt haben, das überdies politische Neuigkeiten nach verschiedenen Richtungen am geschwindesten verbreiten kann.

Der Inhalt wird folgender sein:

1. Politische Nachrichten und Auszüge aus den vorzüglichsten deutschen, englischen und französischen Zeitungen nebst eigenen Korrespondenznachrichten.

2. Abhandlungen und Ansichten aus dem Gebiete der Zeitgeschichte.

3. Auszüge aus den neuesten politischen und historischen Schriften und Broschüren der deutschen, englischen und französischen Literatur.

4. Biographische Skizzen ausgezeichneter Staatsmänner, Feldherren, Gelehrten und anderer merkwürdiger Personen.

5. Mannigfaltigkeiten aus den Hauptstädten Europas, als London, St. Petersburg, Paris, Wien, Berlin u. s. w.

Die Redaktion dieses Tageblattes wird sich durch edle Freimütigkeit und ruhige Besonnenheit auszeichnen, und so werden diese Blätter, das Wahre, Edle und Gute immer zum Zweck, es überall freudig beachtend und dem Irrtum und der Täuschung, soweit beide dem beschränkten Blicke des ewig irrenden Men-

schen erkennbar sind, ernst belegend, gewiß freundliche Aufnahme finden.

Weimar, im Okt. 1816.

Großh. sachsenweimarisches Industriekomptoir.\*)

Dieses so resolut entwickelte Programm sprach den geschäftsklugen Bertuch an; er ging auf das Projekt ein und baute sich den Plan noch weiter aus; zudem änderte er den Titel. Den damaligen liberalen Anschauungen gab er einen bestimmteren Ausdruck, und dem ganzen Entwurfe verlieh er von vornherein dadurch einen energischeren Charakter, daß er ihn zum großen Teil im Tone einer Ankündigung abfaßte. Das Programm lautete nun:

„Oppositions-Blatt

oder

Weimarische Zeitung.

Mit Groß-Herzogl. gnädigst. Privilegio.

Est modus in rebus, sunt certi denique fines.

Diese Zeitung könnte, von Neujahr 1817 an, vom Landes-Industrie-Komptoir unternommen werden.

Der Ausdruck Oppositionsblatt wurde in Beziehung auf Politik und Literatur gewählt, wo in den neuesten Zeiten der Egoismus, unter den verschiedenartigsten Formen, mehr als je-mals, und in einem für den Unbefangenen unerträglichen Grade herrschend zu werden sucht.

Diesem Egoismus entgegen zu wirken, er möge nun als Despotismus oder als Aristokratismus erscheinen, oder unter der Maske des Patriotismus sich einschleichen, oder als Sanskulottismus sich eindringen wollen — in der Politik, wie in der Literatur — ist die Tendenz des neuen Blattes. Man denke also bei unserem Oppositionsblatte nicht etwa bloß an eine den Regierungen feindselige Opposition: Nein, unsere Opposition könnte ebensooft gegen die gewöhnliche Opposition selbst gerichtet sein.

---

\*) Mitgeteilt aus dem Bertuch-Froriep'schen Archive von Ludwig Geiger in dessen Buche „Aus Alt-Weimar“ (Berl. 1897, S. 315), dem wir hier zum Teil auch noch weiter folgen. Einiges Wenige wurde auch aus H. Feldmann, Friedrich Justin Bertuch, Saarbrücken 1902, entnommen.

Wir wollen uns nicht anmaßen, entgegengesetzte Parteien be-  
ren oder vereinigen zu wollen! Denn dies ist meist vergeb-  
es Beginnen! —

Wir wollen auch nicht unsere Ansichten als die einzig rich-  
en aufstellen, denn solche Anmaßung muß unausbleiblich selbst  
e Opposition hervorrufen.

Sondern wir wollen uns nur erlauben, jedem Überschreiten  
differ Grenzen unser Blatt entgegen zu stellen und, mit voller  
ziehung auf die Sache, ohne alle Rücksicht auf Persönlichkeiten,  
er mit allen schuldigen Rücksichten auf Personen und Verhält-  
se, unsere Meinung und Ansicht äußern.

Unser Oppositionsblatt erscheint in einem Lande, wo der  
erst die gänzliche Freiheit der Presse gesetzlich ausgesprochen  
t. Aber eben deshalb werden wir uns selbst um so sorgfältiger  
chränken, um jener Freiheit nicht unwürdig zu erscheinen. Da-  
r sei unser Wahlspruch:

Freimütig, wahr und bescheiden.“

Dieses Programm wurde schließlich als bestimmte Richt-  
nur angenommen und gelangte auch, nur hier und da unwesent-  
h abgeändert, in der öffentlichen Ankündigung des „Oppositions-  
blattes“ zum Abdruck. Des weiteren wurde dabei bekannt ge-  
ben, daß der Inhalt des Blattes nicht nur der Politik, son-  
ern auch der Litteratur und den Unterhaltungsgegenständen ge-  
dmet sein werde. Der politische Teil solle aus Nachrichten be-  
nderer Korrespondenten und aus Exzerpten ausländischer Zeitungen  
stehen, sodann Reflexionen über die Geschichte des Tages, ihre  
rsachen und Wirkungen, Abhandlungen über diese Gegenstände und  
u Geist der neuesten politischen Zeit- und Flugschriften enthalten.  
n den beiden anderen Teilen beabsichtigte man besonders die Bio-  
graphie, die Sittenschilderung, sowie die Plauderei über Kunst  
nd Litteratur zu pflegen. Dabei war ein tägliches Erscheinen  
vier Quartseiten (acht Spalten) vorgesehen.

Die Nachricht von dem neuen journalistischen Projekte ver-  
reitete sich rasch in den politischen und literarischen Kreisen  
deutschlands und wurde überall freudig aufgenommen. Vertuch  
hielt eine ganze Anzahl zustimmender Briefe, von denen wohl

der des Historikers Fr. Rühß, des Verfassers des damals sehr geschätzten „Handbuchs der Geschichte des Mittelalters“, die wichtigste war, sowohl wegen der darin an dem Programme geübten Kritik, wie auch wegen der Aufführung einer großen Anzahl von literarischen Persönlichkeiten, die als Mitarbeiter in Betracht kommen könnten.

Rühß schreibt unter dem 3. Dezember 1816 aus Berlin:

... „Daß Sie eine Zeitung herausgeben wollen, ist ein kühnes Unternehmen: es ist, wie ich glaube, schwer in Deutschland, so etwas durchzusetzen. Doch glaube ich, daß bei einer vollkommenen Pressefreiheit wohl etwas Gutes zustande kommen kann; sie ist aber auch die notwendige Bedingung: unser „Preussischer Korrespondent“ wird von der Zensur zu Tode gebissen oder gesogen.

So weit ich gehört habe, scheint man sich hier doch eine andere Vorstellung von dem Oppositionsblatte gemacht zu haben, als die Ankündigung erwarten läßt: man dachte sich wohl darunter eine Opposition der kleinen deutschen Fürsten gegen die großen Mächte, und eine solche wäre gewiß sehr an der Zeit. Ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, daß mir die Ankündigung nicht recht gefällt: was ist der Egoismus, dem man sich widersetzen will? Mir scheint das eine ganz vage Idee zu sein, und dann zweitens ist der Ton, den die Redakteure, die sich nicht einmal genannt haben, annehmen, doch wahrlich zu anmaßend. Wer sind sie, wird man fragen, die es sich beikommen lassen, über die ganze politische und gelehrte Welt die Zensoren zu machen? Selbst Männer von entschiedensten und ausgemachtesten Ruf dürfen sich, wie mich dünkt, das nicht erlauben. Übrigens glaube ich wohl, daß es so schlimm nicht gemeint ist, als es aussieht, aber ich fürchte sehr, daß es einen ungünstigen Eindruck machen wird. Ich selbst werde Ihnen wenige Mitteilungen machen können, da ich in so wenigen Verhältnissen lebe, mir das, was um mich vorgeht, auch so unbedeutend erscheint, daß ich mich nicht darum bekümmere; doch werde ich, was mir vorkommt, gern mitteilen. Hüten Sie sich nur vor dem literarischen Geschmeiß der v. Held, v. Cölln, Saul Ascher, Gubitz, Merkel und wie sie weiter heißen,

von hier aus die Zeitungen mit Abgeschmacktheiten füllen. den Sie Bahn ein, der wohl im stande ist, allerlei zu erproben. Ich werde mit Krug reden, ob er Ihnen nicht eine regelmäßige Chronik aller neuen Gesetze und Preßveränderungen der preussischen Monarchie liefern kann. Darf er es tun, so werden Sie dadurch gewiß einen guten Artikel für die Zeitung halten.

Für Dänemark hatten wir einen trefflichen Korrespondenten in einem gewissen Schirach in Kopenhagen; diesen würde ich Ihnen ganz besonders empfehlen, dann in Kiel die Professoren Ahlmann und Hegewisch. In Schweden weiß ich jetzt keinen Korrespondenten: ich kann Ihnen jetzt nur den königl. Bibliothekar Wallmark und den Herrn Granberg vorschlagen, die beide sich wohl dafür qualifizieren. Für Polen kann ich Ihnen nur den Hrn. Banda in Krakau empfehlen, an den ich allenfalls selbst schreiben will. In Livland ist ein gewisser Dr. Bidder, jetzt in Dorpat, der sich wohl dazu eignete. In Petersburg wüßte ich diesem Augenblicke niemand, wenn Sie nicht etwa Hrn. Krug anladen wollten. In Rom habe ich jetzt ein paar treffliche Freunde, die vielleicht Beiträge liefern würden, Hrn. Brandes und Hrn. Dr. Bunsen. Auch hoffe ich Ihnen einen Korrespondenten in Rio Janeiro auszumitteln, nämlich Hrn. Olfers, der von Hrn. v. Flemming als Sekretär begleitet, einen Arzt und Naturforscher.“

Die Ausstellungen des Professors Mühs werden Vertuch wenig berührt haben; er ging mit großem Eifer ans Werk und nahm neben dem jugendlichen Pfeilschifter besonders Ludwig Wieland in die Redaktion auf, den begabten Sohn des Dichters des „Oberon“. Nach einem ziemlich unruhigen Wanderleben war Ludwig Wieland 1813 nach Weimar zurückgekehrt und stand jetzt in vierzigsten Lebensjahre. Ein gereifter Mann also ergriff die Zügel der Leitung. Pfeilschifter scheint über die Heranziehung Wielands mißgestimmt gewesen zu sein, denn er verließ schon im Herbst 1817 Weimar wieder, nachdem er in Jena noch eine neue

Zeitschrift „Die Zeitschwingen“ gegründet hatte, die später Böttcher in weiteren Kreisen bekannt machte.\*)

Bereits am 1. Januar 1817 war Bertuch in der Lage, die erste Nummer seiner Zeitung unter dem Titel „Oppositions-Blatt, Weimarische Zeitung“, herauszugeben. Der Preis des Blattes war vierteljährlich 2 $\frac{1}{2}$  Tlr. säch. oder 4 $\frac{1}{2}$  fl. rheinl. Die Beilage stand „als Intelligenzblatt für Bekanntmachungen aller Art, gerichtliche und außergerichtliche, besonders für den Buch- und Kunsthandel“ offen. Die Insertionsgebühren beliefen sich auf 1 Gr. säch. oder 4 $\frac{1}{2}$  Kr. Reichsgeld die Zeile.

Das Programm des „Oppositions-Blattes“ wurde ab dem Anfang gleich von vornherein nicht genau eingehalten. Der literarische Teil trat mehr und mehr zurück, während die Politik fast vollständig dominierte, und zwar die allgemeine deutsche, denn für die allgemeine freiheitliche Entwicklung Deutschlands trat die

---

\*) Von Weimar ging Pfeilschifter nach Leipzig, wo ihn Brockhaus in der Redaktion seines „Kunstblattes“ beschäftigte. Dann unternahm er eine Reise nach Frankreich und Spanien und korrespondierte für die Augsburg. „Allgem. Btg“. Mittlerweile wechselte er seine politischen und religiösen Anschauungen und schloß sich der streng konservativen und noch strengeren katholischen Richtung an. In diesem Sinne redigierte er auch die 1822 in Frankfurt a. M. gegründete Zeitschrift „Der Staatsmann“, die seit 1831 als „Betrachter am Main“ bis 1838 in Aschaffenburg erschien. Irgend welchen Einfluß gewann die Zeitschrift jedoch nicht. Im Jahre 1829 wurde Pfeilschifter von dem Herzog Friedrich von Anhalt-Köthen geadelt. Erst im Jahre 1857 im Alter von 81 Jahren, starb er zu Regensburg. Er hat sich also wieder über die große Menge erhoben. In Erinnerung an sein Auftreten in Weimar widmete ihm Goethe (Sophien-Ausg., Band V, 1. Abt. S. 183) den Stachelvers:

Es hatte ein junger Mann  
Pfeile geschifft,  
Dann, wie er konnte und kann,  
Flügel gelüftet:  
Doch im dädalischen Flug,  
Kam er zu Sinnen;

Er hatte Zeit genug,  
Land zu gewinnen.  
Da sieht er, gelassen und nah  
Verworrene Taten,  
Und kann dem lieben Papa  
Bemünftiges raten.

Papa Bertuch wird aber schwerlich den Rat Pfeilschifters irgend einmal eingeholt haben.

**Blatt** vor allem ein. Von dem weimariſchen Ländchen war nur höchſt ſelten die Rede.

Der alte Bertuch war Feuer und Flamme für dieſen Kampf. „Es freut mich“, ſchrieb er ſchon am 11. Januar 1817 an Böttiger, „daß dieſe Batterie (das Oppositions-Blatt), die von mehreren Seiten gut bedient wird, gehörig wirkt und in manche ſchlechte Baſtion eine heilsame Breſche ſchießen wird!“

Das Hauptthema bildeten der Bundestag, die Verfaſſungen der verſchiedenen Bundesſtaaten, die ökonomiſche Lage in Deutschland und die Freiheit der Preſſe. Durch die ſachgemäße und freimütige Behandlung dieſer brennenden Fragen wurde das „Oppositions-Blatt“ raſch eines der bedeutendſten Organe der öffentlichen Meinung.

Über den untätigen Bundestag klagt die Zeitung bereits 1817. Die Verfaſſungsangelegenheiten in den einzelnen Bundesſtaaten beſchäftigten ſie fortdauernd. Zu Gunſten der Holſteiner tritt ſie lebhaft für eine neue Verfaſſung ein, entgegen der holſteinischen Ritterschaft, die die Wiederherſtellung der alten landſtändiſchen Verfaſſung verlangt, welche viele Privilegien für ſie einſchließt. In dem großen württembergiſchen Verfaſſungsſtreit ſpricht ſie ſich ebenfalls für die neue Verfaſſung aus und tabelt das ſtarre Feſthalten an dem Alten, Hergebrachten, bei dem ſich der unverkennbare Einfluß des ariſtokraſtiſchen Elements geltend mache. Die Beſtrebungen in Baden zur Einführung von Landſtänden unterſtützt ſie eifrig, und als die badische Verfaſſung endlich am 24. Auguſt 1818 gegeben worden iſt, erklärt ſie freudig, daß die neue Verfaſſung unter den biſher erſchienenen die beſte ſei (1818, Beil. Nr. 80). Sehr energiſch tritt ſie den innerhalb der Regierungen in Preußen und Öſterreich ſich entwickelnden reaktionären Beſtrebungen entgegen, um die Regierungen der mittleren und kleineren Staaten zu einem Einſchreiten gegen ihre Stände zu bewegen; lebhaft weiſt ſie auf die Gefahr hin, die damit der freiheitlichen Entwicklung der Staaten drohe (1819, S. 1308).

Mit aller Wärme nimmt ſich das „Oppositions-Blatt“ ferner auch der Beſſerung der ökonomiſchen Lage Deutschlands an.



Durch die vielen Kriege war der Wohlstand des gesamten Volkes zerrüttet worden, aber man hatte gehofft, daß nach ihrem Abschluß sich bessere Verhältnisse entwickeln würden. Allein man sah sich enttäuscht; die Engländer hatten die allgemeine Stimmung nach dem Frieden benutzt, mit großer Schlaubeit äußerst günstige Handelsverträge abgeschlossen und überschwemmtten nur ganz Deutschland mit ihren Waren. Dadurch schädigten sie die deutsche Industrie auf das empfindlichste. Eine Menge von Fabriken, die zu Napoleons Zeiten gegründet worden waren, gingen ein, viele Arbeiter kamen außer Brot und verfielen in Armut. Da verlangte denn das „Oppositions-Blatt“ nachdrücklich Schutz für den deutschen Gewerbesleiß, namentlich gegen England, und die Hinwegräumung aller Schranken im Innern Deutschlands, welche hier die Freiheit des Verkehrs erschwerten (1817, S. 1713 fg.).

Diese für die damalige Zeit sehr offene Sprache wurde aber den Regierungen sehr bald unbequem, und Karl August erhielt daher gewiß von verschiedenen Höfen die Aufforderung, der Preßfreiheit seines Landes die Zügel nicht allzusehr schießen zu lassen. Es wurde infolgedessen bereits unter dem 3. Mai 1817 (vgl. Oppositions-Blatt vom 23. Mai) eine Regierungsverordnung erlassen, in der es als die Pflicht eines jeden Untertanen erklärt wird, Vorsicht in der Beurteilung von Regenten und Regierungen zu beobachten. Bei der herrschenden Preßfreiheit sei dies ganz besonders nötig. Es werde daher bestimmt: 1. Die politischen Schriftsteller, „die Individuen, welche sich mit journalistischer oder Zeitungsschriftstellerei abgeben“, sollen gewarnt werden, „durch unvorsichtige oder verunglimpfende Urteile über Regenten und Regierungen Beschwerden derselben gegen sie zu veranlassen oder die freundschaftlichen Verhältnisse des Regentenhauses zu anderen Regenten und Staaten zu unterbrechen.“ 2. Ein Zuwiderhandeln gegen dieses Verbot würde Beschlagnahme oder Unterdrückung der betreffenden Schrift zur Folge haben.

Diese Warnung nützte aber nicht so radikal, wie es die Regierungen wünschten, und eines Tages fand man sich in Wien durch eine „Korrespondenz aus Oesterreich“ dermaßen verletzt, daß der österreichische Gesandte Graf Zichy sich sehr nachdrücklich über

die „höchst anstößigen Bemerkungen“ des Artikels beklagte, der es versuche, „Staats Einrichtungen eines anderen Staates zu verleumdern, Völker zu beschimpfen und Aufruhr zu predigen“.

Der beanstandete Artikel war der „Allgemeinen Zeitung“ entnommen worden und brachte nur die Mitteilung, daß die österreichischen Landtage nach der Bestätigung der Grund- und Naturalsteuer wieder aufgelöst worden seien. Aber die Redaktion hatte noch folgende Bemerkung angefügt: „Da die Landstände innerhalb ein paar Stunden über die Anträge oder Postulate des Hofes unmöglich sich weder bedenken noch beraten konnten, so kann man in der That nicht sagen, daß sie dieselben annahmen, wozu doch Überlegung und Entscheidung gefordert wird. Haben sie aber nur anzuhören, was die Regierungen in Landes sachen beschlossen, so sind sie keine Vertreter des Volkes. Sie sind auch keine Ratgeber des Fürsten, denn zum Ratgeber wäre doch mehr Zeit erforderlich. Man kommt oft in Verlegenheit, unter welche Kategorie man sie bringen und welchen Zweck man sich dabei denken soll. Verlangt aber das österreichische Volk wirklich keine andere und zweckmäßigere Einrichtung, desto schlimmer! Das Volk, das keine geistigen Bedürfnisse kennt, muß noch sehr zurück sein.“

Solche „fürwitzigen Bemerkungen“ fand man jedoch in Wien äußerst verderblich. Man drang also so energisch auf Karl August ein, daß dieser sich entschließen mußte, das „Oppositions-Blatt“ am 23. Dezember 1817 zu verbieten. Am 2. Januar 1818 durfte es dann zwar wieder erscheinen, allein ohne den bisher gebrauchten Zusatz „mit Großherzoglich Sächsischem Privilegio“.

Natürlich erregte dieses Vorgehen gegen die Zeitung in ganz Deutschland großes Aufsehen. Die Liberalen waren für den ersten Augenblick ganz betroffen, blickten aber bei dem Wiedererscheinen des Blattes doch aufs neue hoffnungsvoll in die Zukunft. Professor H. C. G. Paulus in Heidelberg, der bekannte Rationalist, schrieb unter dem 13. Januar 1818 an Bertuch: „Sehr hat mich der glückliche Kampf gefreut, den Sie für das „Oppositions-Blatt“ bestanden haben . . . Ich hatte über die Unterdrückung des „Oppositions-Blattes“ so sehr getrauert, als ob sie mir selbst

begegnet wäre. Für Preß- und Druckfreiheit sollen und sollten noch weit mehr, als bisher geschah, alle Köpfe in Deutschland zusammenhalten. Retten wir diese nicht, so kommt aristokratischer Sultanismus und Barbarei. Unsterblich hat sich Ihr teurer Großherzog gemacht . . . ., daß er gegen alles Verstoßene der konstitutionellen Freiheit als Fels stand. Hätte man sie dort niedergestoßen, so wäre überall der Mut gesunken. Jetzt, da in großen Gewalten der rechtliche Sinn eines minder Mächtigen durch Wahrheit und Beständigkeit widerstand und die Hauptsache erhielt, kommt überall schon mehr Mut vor.“

Allein bereits wenige Wochen später stellte sich heraus, daß der Optimismus des Professors Paulus nicht gerechtfertigt war. Der Eingriff Österreichs bildete nur ein Vorspiel für die Tragödie, zu der sich das Schicksal des „Oppositions-Blattes“ bald zuspitzen sollte.

Zunächst fand sich der Landtag des Großherzogtums bewogen, den Spuren Österreichs zu folgen. Er wies darauf hin, welche arge Rechtsverletzungen sich die Presse zu schulden kommen lasse, und bat um den Erlaß eines Preßgesetzes, damit nach diesem die Vergehen geahndet werden könnten (1. Februar 1818), worauf die Regierung versprach, ein derartiges Gesetz vorzulegen, wenn nicht etwa vorher ein solches durch den deutschen Bund bestimmt wäre. Sie entwickelte dabei die seltsame Ansicht, daß die Befreiung von der Zensur feincwegs „ein mit der politischen Mündigkeit der Staatsgenossen in wesentlicher Verbindung stehendes Unrecht der Bürger eines Staates sei.“

Diese Grundanschauung erhielt dann gleichsam ihre Sanktion durch die Ermordung Kobzebues (23. März 1819). Durch die Aufhebungen der Presse, durch das zügellose Treiben auf den Universitäten sei es nunmehr bis zum politischen Mord gekommen! riefen jetzt die Männer des Rückschritts in Wien und Berlin. Die schärfsten Maßregeln gegen diese Auswüchse unserer Kultur seien zu ergreifen!

Das „Oppositions-Blatt“ trat diesen maßlosen Übertreibungen ernst entgegen. Es verurteilte die Tat durchaus, aber es mahnte auch, man solle wegen des einen nicht viele, besonders nicht die

niversitäten verantwortlich machen. Weiterhin legte die Zeitung einem sehr ausführlichen Artikel „Betrachtungen, veranlaßt durch die Ermordung des Herrn von Kozebue“ (4 Nummern, Mai 1819) des längeren dar, daß, bei aller Mißbilligung des Todes, es doch nicht angebracht sei, Jena deswegen zu strafen, weil Sand dort gewelt habe. Sie warnte davor, alles patriotische Schreiben den Studenten zu verbieten, und wies nach, daß die Studenten, „groß geworden in der Periode der Erniedrigung und Befreiung des Vaterlandes, an nichts anderes als an Deutschland denken könnten.“ \*)

Mittlerweile veröffentlichte die „Preussische Staatszeitung“ die verächtliche Entdeckung von einem großen Verschwörungsplane um Umsturz des gegenwärtigen Zustandes von Deutschland, um an dessen Stelle eine republikanische Verfassung treten zu lassen, und es erfolgte die Verhaftung einer ganzen Reihe von patriotischen Männern. Diesem ungeheuerlichen Vorgehen trat das „Oppositions-Blatt“ mit großer Entschiedenheit entgegen. „Wie kann ich Ihnen das Erstaunen über das neue Schreckenssystem, das von Berlin aus durch alle deutsche Staaten seine Verzweigung ausstreckt, mit Worten schildern?“ heißt es in einem dieser Artikel. \*\*) „Frage drängt sich auf Frage. Welches sind die Tathandlungen, die ermächtigen, eine ganze Generation in Anklagestand zu versetzen und Maßregeln zu ergreifen, wie öffentliche Blätter sie gemeldet haben? Sind es die in Zeitungen zu Tage geförderten Phrasen einiger exaltierter Jünglinge? Allein diese Phrasen waren in Preußen schon seit 1817 im Umlauf, ohne daß man sie für etwas anderes, als wilde Ausbrüche einer noch nicht geregelten

\*) Goethe war der ganzen nationalen Strömung abhold und fühlte sich daher in jener Zeit zu folgendem Stachelvers angeregt (Sophien-Ausgabe, Bd. V, S. 197):

Jenas Philister und Professoren  
Sagen, es habe keine Not;

Sie hoffen an den schönen Pfänden  
Doch vor wie nach den Herd zu  
zünden,

Kozebue sei zwar mausetot,  
Doch niemand habe sich verschworen.

Diweil des Sodoms-Apfelbri  
Gesunde Jugendspeise sei.

\*\*) 1819, S. 1507.

Vaterlandsliebe angesehen hätte, und muß nicht des jungen Mannes Kopf eine Gärungszeit haben, wie der Wein? — Hat man verräterischen Briefwechsel entdeckt? Man mache wenigstens einige Urkunden dieser Art bekannt, sollte man selbst auf ungewöhnlichem Wege dazu gekommen sein. So machte es wenigstens Napoleon und benahm durch die Öffentlichkeit seiner Staatspolizei das Gehässige einer venetianischen Staatsinquisition. Will man die Gelehrten, die wirklichen und die angehenden, ihren Regierungen verdächtig machen, will man insbesondere die liberalen Schriftsteller überhaupt einschüchtern, damit sie nie mehr von der herrlichen Gottesgabe, der freien Rede, Gebrauch machen, nie mehr zur Abwendung des Unrechts, zur Bezähmung der Willkür ihre Stimme erheben, nie mehr die Regierungen erinnern sollen, daß auch sie Pflichten haben? — Ist die angebliche Verschwörung ein Werk der feudalen und theokratischen Interessen gegen die Institutionen, welche das neue Menschengeschlecht zur Sicherung seiner bürgerlichen Interessen unabweisbar fordert? Oder ist sie eine Wirkung des Unmuths, daß diese bürgerlichen Interessen noch nicht überall die gesetzlichen Unterpfänder, Verfassung und Stände, gefunden haben?“

Diesen Vorstellungen gegenüber, zu denen auch noch ein Protest des Berliner Kammergerichts kam, sah sich dann aber doch die preussische Regierung schließlich veranlaßt, bei den fremden Höfen zu erklären, die Verschwörung sei allerdings gar nicht vorhanden, die Verhaftungen seien nichts weiter, als Vorsichtsmaßregeln gegen eine gewisse Tendenz zu Angriffen, die durch Meinungsäußerungen und Schriften statthaben könnten, keineswegs gegen wirkliche, bestehende Verbrechen.

Nichtsdestoweniger wurde der Verschwörungslärm in ganz Deutschland fortgesetzt, und es kam darauf sowohl zu den Karlsbader Beschlüssen, wie auch zu den Bundestagsbeschlüssen vom 20. September 1819, die den Untergang der Pressfreiheit bedeuteten. „Wir erkennen es als eine sonderbare Fügung an“, bemerkte das „Oppositions-Blatt“ (S. 1428) sarkastisch, „daß diese revolutionäre Verschwörung so glücklich und zwar gerade im Zeit-

unkte vor Eröffnung des Karlsbader Kongresses zur Entdeckung kommen.“

Den Entwurf des neuen Preßgesetzes, der mit unter den Bundestagsbeschlüssen vom 20. September 1819 enthalten war (vergl. S. 18), teilte das „Oppositions-Blatt“ bereits am 5. und 6. Oktober (Nr. 236 und 237) mit; doch erst in einem vom 10. Oktober datierten Patente, das in Nr. 262 des „Oppositions-Blattes“ vom 4. November zum Abdruck kam, machte die Großherzoglich Weimarische Regierung von den Beschlüssen des Bundestages amtliche Mitteilung. Es trat daher auch erst in dieser Nr. 262 der Redakteur mit seinem Namen hervor, den anzugeben das neue Preßgesetz zur Pflicht machte. Er nannte sich Friedrich August Rüder. Ludwig Wieland, der dem alten Bertuch oft zu Hülfe aufgetreten war, hatte mit dem Ende des Jahres 1817 die Redaktion niedergelegt, dann war der Kurländer J. G. L. Lindner (geb. 1772, gest. 1845) vorübergehend an dem Blatte tätig gewesen, worauf schließlich Rüder, ein norddeutscher Jurist in älteren Jahren, die Redaktion übernommen hatte. Geboren 1762 zu Eutin, war er längere Zeit (1792—1811) Beamter in Oldenburg und 1813 Maire in Hamburg gewesen. Nach der Aufhebung der Belagerung Hamburgs hatte er bis zu seiner Übersiedelung nach Weimar schriftstellernd in Holstein gelebt.

Die neuen Vorschriften für die Presse wirkten geradezu lähmend. Bertuch trat tief verstimmt von seinem Unternehmen zurück und überließ die Weiterführung seinem Schwiegersohne Friedrich Ludwig Froriep. Aber auch dieser konnte bei den Hemmungen, die sich überall entgegenstellten, kein richtiges Interesse für die Zeitung gewinnen, zumal auch die Auflage immer mehr, bis auf 1300 Exemplare, herabsank. Und die Redaktion sah sich in der peinlichsten Verlegenheit. Sie brachte lange Zeitartikel über die englisch-ostindische Kompagnie, die nordamerikanischen Freistaaten, die Volksbewegung in England, nur nichts über das, was ganz Deutschland beschäftigte und erregte — die Bundestagsbeschlüsse. Doch endlich in der Nummer vom 18. Oktober wagte sie ein „Eingefandt“ abzudrucken, das die schüchterne Frage auf-

warf: „Darf ich laut zu meinen Mitbürgern sprechen oder nicht?“ und wo dann darauf hingewiesen wurde, daß die Presse doch das einzige Mittel sei, welches dem freien Manne ermögliche, zu der Volks-, zu den Fürsten, zu dem einzelnen zu sprechen. „Um aller dieser Zwecke willen,“ hieß es dann am Schluß, „muß es daher höchst bedenklich sein, die Presse einem solchen Zwange zu unterwerfen, wodurch ein göttliches Geschenk für alle in eine politische Maschine für nur wenige verwandelt werden kann. Die Presse ist des Menschen zweite Zunge, sie ist seine zweite Stimme, damit wir zu einander auch aus weiter Ferne sprechen sollen.“ Aber die Situation änderte sich nicht, der Nebel wurde eher noch schärfer angezogen, und als die Zeitung dabei einmal besonders lebhaft zusammenzuckte, wurde ihr die Kehle vollends zugeshnürt. Mit der Nr. 282 vom 27. November 1820 mußte sie ihr Erscheinen einstellen.

Froriep war empört über diese jähe Unterdrückung und beklagte sich in einem Briefe an Böttiger bitter, daß man ihn nicht veranlaßt habe, das Blatt in einer weniger auffälligen Form eingehen zu lassen; am schlimmsten aber war der plötzlich brotlos gewordene Redakteur Rüder betroffen. „Der arme Rüder dauert mich herzlich“, schrieb Luden an Bertuch. „Ich fürchte, man wird vor der Hand nichts für ihn tun.“ Und diese Vermutung erwies sich auch als richtig, worauf Rüder 1821 nach Leipzig ging und dort bis zu seinem erst 1856 erfolgten Tode noch vielseitig schriftstellerisch tätig war. Unter anderem schrieb er verschiedenes über Holstein, die Türkei, den Freiheitskampf der Griechen zc.

Das „Oppositions-Blatt“ war die Zeitung für die große politische Welt; doch auch der sogenannte kleine Mann wollte jetzt fortlaufend von den Weltbegebenheiten unterrichtet werden, und diesem Verlangen kam in ganz origineller Weise in einer thüringischen Nachbarstadt Weimars ein anderes Blatt entgegen: die „Dorfzeitung“ in Hildburghausen. Sie wurde 1818 von Dr. Karl Ludwig Nonne gegründet und erschien im Kesselringschen Verlage, später im Verlage von Johannes Nonne. Dr. Karl Ludwig Nonne wurde am 6. Dezember 1785 in Hildburghausen geboren, studierte Theologie, stieg dann zum Oberpfarrer und



konstistorialrat in Hildburghausen empor und starb am Juli 1854. Bei seiner großen geistigen Regsamkeit, seinem klaren und gesunden Urteil über bürgerliche und bäuerliche Verhältnisse, seinem stark ausgeprägten Gerechtigkeitsfönn und seinem scharfsinnigen Witz mußte er seinem Blatte sehr bald Beachtung zu verschaffen, und rasch gewann er sich auch einen großen Leserkreis. Schon nach wenigen Jahren ging die „Dorfzeitung“ weit über Thüringer Wald hinaus. Dadurch wuchs auch ihr Einfluß, und in weiten kleinbürgerlichen Kreisen wurde sie eine öffentliche Meinung. Infolgedessen war das Blatt auch manchen Angriffen ausgesetzt, und der Herausgeber erlitt mancherlei Unbill und Verhöhnung. Aber Nonne war keine Lammsnatur; er wußte sich zu wehren, und dabei stand die Würde seines Amtes hinter ihm. Bei seinem Hinscheiden wurde die Eigenart, die er dem Blatte zu geben gewußt hatte, von Dr. C. Kühner in einer Gedächtnisrede in der „Dorfzeitung“ (Nr. 154 vom 18. August 1854) treffend charakterisiert. Es offenbart sich hier, schrieb Kühner, der Schalk, der in der Maske des Bauernverbandes den Weisen auf die Nase tippt, der gemächlich plaudernd über den Markt geht und dabei unversehens mit einem „Nicht gern geschehen!“ einen von den andern seinen Herrn auf die Füße tritt, der sich anstellt, als ob er vom Staats-Regimente eben gar wenig verstehe, und ihm dabei in seinem Unverstand immer eins abgibt, — der frohe Mut, der überall an der Weltverbesserung hämmert und den Nagel immer auf den Kopf trifft, — der unverwüßliche Humor, der die Wahrheit lachend sagt, — der Kobold, der alle unsauberen Ecken fegt, wieder wie ein Kind im Glück des Stilllebens sich sonnt, der in seinem Born alles Flitterwesen, alle Falschheit und Ungerechtigkeit geißelt, wohl nebenbei auch den besten Freund unversehens auf die Finger trifft, aber auch wieder von jedem Zuge des Edelmutcs sich rühren läßt.“

Nachdem die „Dorfzeitung“ so großen Erfolg errungen hatte, entstand nach und nach ein ganzer Schwarm solcher populär-humoristischen kleinen Tagesblätter, von denen aber keins sein Vorbild erreichte. Zu nennen ist allenfalls das Grimmasche „Wochenblatt“, das Georg Joachim Göschen (geb. 1752, gest.

1828), der bekannte Verleger Wielands, Schillers und Goethes herausgab. Doch suchte Göschen mehr den biedermännischen als den feines Freundes Zacharias Becker, des Herausgebers der „*Annal-Zeitung der Deutschen*“ in Gotha, als den originell-humoristischen Mannes zu treffen; auch war er zu sehr in den politischen Ansichten und Verstimmungen seines kleinen Heimatlandes verfangen, um allgemeinere Urteile über die Wege und Ziele Deutschlands entwickeln zu können.\*)

---

2. Die Zeitungen in Hamburg und Bremen. Der „*Hamburgische Korrespondent*“. Die „*Bremer Zeitung*“. Der „*Deutsche Beobachter*“. Wird: „*Rheinischen Merkur*“ hervorgehoben. Cotta und der „*Deutsche Beobachter*“. Das Zeitungswesen in Hannover. Die Presse in Kurhessen. Die Zensurordnung. Die „*Kasselsche Allgem. Zeitung*“. Die beiden sächsischen Zeitungen: Die „*Deutschen Blätter*“ und die „*Leipziger Zeitung*“. Brocks Programm für die „*Deutschen Blätter*“. Eintreten der „*Deutschen Blätter*“ für die deutsche Sache. Brocks Klage über die Zensoren. Die „*Deutschen Blätter*“ gehen ein. Die neue Lage der „*Leipz. Zeitung*“. Wilmanns Leitung des Blattes. Die Verpachtung an Grieshammer. Niedergang der Zeitung.

Nur mit großer Mühe und nur sehr langsam richtete sich das Hamburger Zeitungswesen wieder auf. Die barbarischen Schläge, die es während der Fremdherrschaft hatte erdulden müssen (Vergl. Bd. II, S. 103), waren ihm bis ins Lebensmark gegangen. In der letzten Hälfte der Davoutschen Schreckensherrschaft, als Bennigsen mit 40 000 Russen die Stadt eingeschlossen hatte, war schließlich vom 11. Dezember 1813 bis 17. Mai 1814 keine einzige Zeitung mehr in Hamburg erschienen.\*\*)

---

\*) Georg Joachim Goschen, publisher and printer, by his grandson Viscount Goschen. In two volumes. London. Murray. 1903.

\*\*\*) Während dieser Zeit der vollständigen Abgesperrtheit Hamburgs gelangten nur ab und zu einmal einige Zeitungsblätter von auswärts in die Stadt, und die Nachrichten, die diese enthielten, erschienen dann den Bürgern so unglaublich, ja so ungeheuerlich, daß der Marschall Davout unter

n die Franzosen abgezogen waren, wagten von den fünfzehn  
 tungen und Zeitschriften, die vor der Fremdherrschaft in Ham-  
 g bestanden hatten, nur noch vier wieder hervorzutreten, und von  
 en vier konnte nur eine, der „Hamburgische Unparteiische  
 rrespondent“, als eine wirkliche politische Zeitung gelten.

erschien zum ersten Male wieder am 18. Mai, und dieses Blatt  
 g die Nr. 1 des Jahrganges 1814. Der wiedererstandene  
 orrespondent“ war aber nur noch der Schatten seiner früheren  
 öße. Zwar rühmt der „Rheinische Merkur“ (1814 Nr. 80),  
 B das Blatt nicht vergebliche Anstrengungen mache, wieder zu  
 ner früheren Bedeutsamkeit zu gelangen; aber die allgemeine  
 :mattung, die nach den ungeheuren Aufregungen des Krieges  
 amburg ergriffen hatte, und die große Verstimmung in allen  
 reisen über die unerquickliche Entwicklung der politischen Ver-  
 :hältnisse ließen die Zeitung nicht zu einem tieferen Aufatmen  
 rinnen. Zudem war sie wohl noch immer sehr verschüchtert und  
 :t an einer nervösen Ängstlichkeit, die jedes energischere Wort  
 nterdrückte. Darum konnte sie sich auch mit dem Feueereifer des  
 Rheinischen Merkurs“ nicht einverstanden erklären und nannte  
 Görres einen verkappten Napoleonisten, der dem Kaiser recht nach  
 :erzenslust diene. Durch die Acht und Aberacht, die Görres  
 ber das französische Volk verhängte, wende er dem Kaiser wieder  
 ie Gemüter der Franzosen zu, der nun diesen als der einzige  
 rscheine, der sie vor der angedrohten Ausrottung erretten könne.  
 leitender Redakteur war in dieser schweren Zeit der Legationsrat

---

am 21. April 1814 gegen die „lügnerischen Zeitungen“ folgenden  
 Tagesbefehl erließ:

„Der Marschall macht seinem Armee-Korps hierdurch bekannt, daß der  
 Feind fortfährt, seine Zeitungen mit unzusammenhängenden Neuigkeiten anzu-  
 füllen, und daß er Bekanntmachungen ergehen läßt, gegen welche man nicht  
 genug auf der Hut sein kann.

Alle Neuigkeiten, die er aufstöhet, sind voll von Widersprüchen, und sie  
 sind von solcher Art, daß es auch nicht einen französischen Soldaten gibt,  
 der ihnen könnte Glauben beimessen.

Der Herr Marschall beschränkt sich nur darauf, hier der vermeinten Ab-  
 dankung des Kaisers Napoleon zu erwähnen; eine solche unwahrscheinliche  
 Begebenheit würde doch wohl bekannt gemacht werden.“ u. s. w.

Dr. Stöver aus Verden, der 1794 den Redakteur F. J. Leister abgelöst hatte und die Zeitung noch bis 1822 redigierte.

Die drei übrigen Blätter Hamburgs waren die „Adreß-Komptoir-Nachrichten“, das „Abend-Blatt der Börsehalle“ und die „Wochentlichen gemeinnützigen Nachrichten von und für Hamburg“. Die „Adreß-Komptoir-Nachrichten“ hatten bis 1811 Viktor Ludwig Klopstock, dem Bruder des Dichters, gehört und waren dann eingegangen. Darauf bewarb sich Johann Christian Leisching um das Privilegium und erhielt es unter dem 5. April 1813 auf Supplik vom Senate zugesprochen. Doch erst am 4. Juli 1814 konnte er seine erste Nummer herausgeben. Das „Abendblatt der Börsehalle“, das seit 1805 bestand, bot fast nur Handelsnachrichten. Die „Wochentlichen gemeinnützigen Nachrichten“, die seit 1813 mit dem „Relations-Kurier“ vereinigt waren, enthielten neben spärlichen politischen Nachrichten hauptsächlich Anzeigen und Ankündigungen von Privatpersonen. Alle die drei Blätter konnten also nicht den geringsten Anspruch auf irgend welche Bedeutung machen.

Einen ganz unerwarteten Aufschwung, wenn auch nur vorübergehend, nahm das Zeitungswesen unmittelbar nach der Abschüttelung der Fremdherrschaft in Bremen. Dort hatte es bisher (seit 1743) nur ein kümmerliches Anzeigebüttchen, die „Wochentlichen Nachrichten“, und 1812 und 1813 ein ganz unbedeutendes französisches Amtsblatt gegeben (Vergl. Bd. II, S. 100), aber unmittelbar nach der Vertreibung der Franzosen durch den russischen General von Tettenborn im Spätherbst 1813 erschienen gleich zwei neue Zeitungen, die „Bremer Zeitung für Staats-, Gelehrten- und Handelsfachen“ und „Der deutsche Beobachter“.

Die „Bremer Zeitung“ trat bereits am 28. Oktober 1813 ins Leben. Sie wurde von dem Verlagsbuchhändler Johann Georg Heyse herausgegeben und erschien zunächst viermal in der Woche, aber bereits vom 1. Jan. 1814 ab täglich, mit Ausnahme der Sonntage, allerdings nur in kleinem Quart-Format, zum Jahresabonnement von fünf Talern Gold (5½ Tlr. Kur.) Ihr Hauptgewicht legte die Zeitung auf die Handelsnachrichten;

ie politischen Korrespondenzen erhielten die Leser nur eben auf dem Laufenden.

Ganz anders bei dem „Deutschen Beobachter“. Dieser war ein durch und durch politisches Blatt, die erste Bremische Zeitung großen Stils. Auch erschien er in Folioformat, wenn auch nur viermal wöchentlich (Sonntag, Dienstag, Donnerstag und Freitag) zum Abonnementspreise von 1 Rtlr. 36 Grote, oder 1 Rtlr. 12 gGr. für das Quartal. Merkwürdigerweise ist er aber nicht von einem Bremer gegründet, sondern von einem Fremden nach Bremen hincingetragen worden, und darum hat sich auch Bremen einer nur kurze Zeit erfreuen können. Niemand anders, als der Sekretär des russischen Generals von Tettenborn, ein gewisser B. Daewel, war sein Herausgeber. Dieser hatte bereits im April 1813, als Tettenborn Hamburg besetzte, den Versuch gemacht, dort in Hamburg eine Zeitung herauszugeben, aber schon Ende Mai wurde Tettenborn wieder aus Hamburg vertrieben und das Daewelsche Blatt mit ihm. Wie viel Nummern des Blattes während der Tettenbornschen Herrschaft in Hamburg erschienen, läßt sich nicht mehr feststellen, weil nur noch einige wenige Nummern der Zeitung vorhanden sind (Vergl. die Fußnote S. 115); es können ungefähr fünfundzwanzig gewesen sein. Als dann aber Tettenborn Bremen genommen hatte, ging Daewel sofort daran, sein Blatt in Bremen wieder aufleben zu lassen, und er entwickelte dabei mitten im Kriegstrubel eine solche Umsicht und Energie, daß er bereits am 2. Januar 1814 mit seiner ersten Nummer hervortreten konnte. Die Bignette im Kopfe des Blattes zeigte das Hamburgische und darunter, mit dem oberen eng verbunden, das Bremer Wappen. Später erhielt der Titel noch die Ergänzung „Hanseatische Zeitung von Staats- und Gelehrten-Sachen“. Aus den Berichten über die mannigfachen Kriegsope-rationen spricht beständig eine tiefe Erregung. „Neben der Darlegung der politischen Verhältnisse“, heißt es gleich in dem einleitenden Artikel der ersten Nummer, „wird die Zeitung auch, so viel es der Raum gestattet, kurze Nachrichten und auffallende Beispiele liefern von den Schandtaten, die von der französischen

Tyrannei im In- und Auslande verübt worden sind. Wahrheit- und kurze Berichte hierüber werden der guten Sache förderlich sein und mit Dank aufgenommen werden.“ Bei der Berichterstattung der politischen Ereignisse zeigt sich die Zeitung sodann immer gut unterrichtet, und stets tritt sie mit großem Eifer für die Sache der Verbündeten ein. Die flammende Beredbarkeit des „Rheinischen Merkurs“ geht ihr allerdings ab; immerhin rühmt Görres selbst (Rh. Merk. Nr. 80), daß der „Deutsche Beobachter“ in Bremen den besten deutschen Blättern zugezählt werden müsse, und der „Preussische Korrespondent“ (1814, Nr. 3) hebt hervor, daß der „Beobachter“ „aus den gewöhnlichen Zeitungsmaschinerien“ herausgetreten sei und besonders zuverlässige Nachrichten aus Holland und England bringe. Inbezug auf Bremen betont die Zeitung gern die freie Hansestadt, und als sie berichtet, daß dem General von Tettenborn „als Zeichen der Dankbarkeit und Verehrung unserer durch ihn wieder befreiten und zur glücklichen Selbständigkeit zurückgerufenen Stadt“ das große Bürgerrecht von Bremen verliehen worden sei (Nr. 18), knüpft sie an diese Mitteilung noch folgende charakteristische Bemerkung: „Wir können uns bei dieser Gelegenheit nicht enthalten, die Verleihung des Bürgerrechts, womit jetzt verschiedene Städte diejenigen Männer auszeichnen, welchen sie am meisten Verehrung und Zuneigung zu bezeugen wünschen, als eines der erfreulichsten Sinnbilder dessen zu betrachten, wovon unsere Zeit belebt und erfüllt ist. Daß Männer, aus den höchsten Ständen und mit den höchsten Staatsämtern bekleidet, eine Ehre darin finden Bürger genannt zu werden und einem Stande mit angehören, der sonst von ihresgleichen in den Zeiten der Torheit und der Unmaßung geringer geachtet wurde, tut unwiderleglich dar, daß diese Zeiten vorüber, und die Versöhnung der Stände auf die herrlichste Weise begonnen ist.“ Dieser hoffnungsfreudige Blick in die Zukunft sollte allerdings schon durch die Ereignisse der nächsten Jahre stark getrübt werden. Der Inseratenteil war auch hier wie bei allen politischen Blättern der damaligen Zeit, äußerst unbedeutend, obgleich die Zeile nur 3 Grote oder 1½ Groschen sächsisch kostete. Doch findet sich manche charakteristische Annonce.

a nimmt ein Freiwilliger öffentlich Abschied. „Ich gehe,“ sagt er, „um mit für Deutschlands gerechte Sache zu kämpfen; ich hoffe, viele, recht viele von euch jenseits des Rheins als meine Kameraden zu umarmen!“ Ein Bürger Boelken bittet um Gaben für die Verwundeten der Leipziger Schlacht, „deren Elend gewiß sehr groß ist“. Ein aus Hamburg vertriebener Mann sucht eine Anstellung, um sich auch ferner mit Ehren ernähren zu können, und endlich wird, was uns heutzutage sehr seltsam anmutet, der älteren Reisegeellschaft gesucht, da „jemand, der seinen eigenen Namen hat“, in 10 bis 12 Tagen nach Wien fährt, ein anderer nach Amsterdam reisen möchte und einen Begleiter wünscht, um mit diesem die Fahrt auf gemeinschaftliche Kosten zu machen etc. Leider blieb, wie schon angedeutet wurde, der „Deutsche Beobachter“ der Stadt Bremen nicht lange erhalten; Mitte Juni 1814 verließ das Blatt wieder nach Hamburg über; am 15. Juni erschien die letzte Nummer in Bremen, am 18. Juni die erste Nummer wieder in Hamburg. Beim Wirrwarr des Umzuges wurde die Angabe der Nummerzahl vergessen; es würde Nr. 92 gewesen sein. Der Charakter des Blattes blieb in Hamburg natürlich ganz derselbe wie bisher, doch erschien von Nr. 107 im Titel noch die Angabe „Mit Privilegio eines Hochedelen und Hochweisen Rats der freien Hansestadt Hamburg“. Der Hamburger Boden erwies sich dem Blatte aber wenig förderlich; es vermochte sich nicht auf der Höhe zu erhalten, die es in Bremen eingenommen hatte, und darum wandte sich Daewel alsbald an Cotta, um mit dessen pekuniären Mitteln und weitreichenden Einflüssen ein größeres Terrain zu gewinnen. Bei seiner Vorliebe für journalistische Unternehmungen war Cotta auch zunächst nicht abgeneigt, dem Blatte seine Unterstützung zu leihen, doch fragte er erst bei dem Staatskanzler Fürsten Hardenberg an, ob sich die Zeitung, wenn er sich an ihr beteilige, wohl der Förderung und Unterstützung der preussischen Regierung zu erfreuen haben würde, worauf ihm Hardenberg unter dem 13. Januar 1815 aus Wien antwortete:

„Ich habe mit vielem Vergnügen die näheren Angaben des von Ihnen in Gemeinschaft mit Herrn Daewel in Hamburg beab-



sichtigten Zeitungs-Unternehmens vernommen und Ihre mir bei dieser Gelegenheit geäußerten Wünsche in Erwägung gezogen. Die Zeitung ‚Der deutsche Beobachter‘ hatte während ihres früheren Bestehens durch den mutigen Eifer und die nachdrückliche Kraft, mit welchen sie die Sache des Vaterlandes wirksam emportragen half, ein unleugbares Verdienst um dieselbe und den ausgezeichnetsten Beifall erworben; ihre Fortsetzung muß ein desto lebhafteres Interesse erwecken, als Ihre Teilnahme der Anstalt eine ebenso glückliche Ausdehnung, als sorgfältige, von den besten Grundsätzen ausgehende Leitung verspricht. Von Seiten Preußens kann die Entstehung eines solchen würdigen Organs der öffentlichen Meinung im nördlichen Deutschland nicht anders als gerne gesehen werden, da jede Pflege liberaler Gesinnung und freien Geistesverkehrs demjenigen Staate, der den Geist der Liberalität unter seine ersten Grundrichtungen aufgenommen, nur heilsam und ersprießlich sein kann. In diesem Betracht und in Betracht Ihrer persönlichen Verdienste werde ich mit besonderem Vergnügen die Verfügungen treffen, welche Sie zur Förderung und Begünstigung Ihres gemeinnützigen Unternehmens von Seiten der preussischen Behörden wünschen. Sie können neben der Zusicherung des unmittelbaren Schutzes und der tätigen Verwendung für dieses neue Unternehmen zugleich jede anderweitige Unterstützung erwarten, welche die Umstände erlauben und das Interesse Preußens rechtfertigen wird. Ihrem Wunsche gemäß ist bereits der königliche bevollmächtigte Minister in Hamburg, Herr Graf von Grote, von mir veranlaßt worden, dem dortigen Senate zu erkennen zu geben, daß jede Begünstigung Ihres Unternehmens in Hamburg der preussischen Regierung wünschenswert sein und mit besonderem Wohlgefallen angesehen werden würde. Desgleichen ist das königliche Staatsministerium benachrichtigt worden, daß bei vorfallenden Bekanntmachungen und Anzeigen, deren Einrückung in auswärtige Blätter nötig befunden werde, dem ‚Deutschen Beobachter‘ aus angeführten Gründen vor andern Zeitungen billigerweise der Vorzug zu geben sei.“

Trotz dieser Versicherungen Hardenbergs hat dann aber Cotta doch schließlich von einer Beteiligung an dem Unternehmen abge-

en, worauf sich der „Beobachter“ mühselig noch bis zum September 1819 erhielt. Offenbar hatte Daewel während dieser Zeit aber nicht nur mit Geldverlegenheiten, sondern auch mit ersten Zensurschwierigkeiten zu kämpfen. Eine Notiz im Kataloge der Hamburger Stadtbibliothek besagt zwar, der „Beobachter“ dürfe wegen Insolvenz des Eigentümers auf zu erscheinen; auf dem Titelblatte des in der genannten Bibliothek aufbewahrten ersten Jahrganges des Blattes heißt es dagegen, daß dem Eigentümer nicht erlaubt worden sei, über das Eingehen des Blattes zu sprechen.“ \*)

Nach wie vor höchst kümmerlich blieben die Zeitungsverhältnisse in Hannover. Neben den „Hannoverschen Anzeigen“ (dem Courant-Blatte, das seit 1789 bestand) trat 1815 nur ein sehr geringes politisches Blättchen, das sich „Hannoversche Nachrichten“ nannte und zweimal wöchentlich, am Mittwoch und Sonnabend, erschien, ins Leben und blieb auch fort und fort so unbedeutend, daß es kaum erwähnt zu werden verdient.

Ein recht bewegtes politisches Leben entwickelte sich alsbald nach dem Sturze der westfälischen Regierung in Kurhessen, wo der gewalttätige Kurfürst Wilhelm I. in heftigen Streit mit den Ständen und den westfälischen Domänenkäufern geriet, und man konnte nun annehmen, daß dadurch auch eine bedeutende Zeitungsliteratur in Kassel hervorgerufen worden wäre. Dem mußte aber der Kurfürst von vornherein zu begegnen. Er ließ sofort eine neue Zensurordnung ausarbeiten, die bereits 1816 in Kraft trat und das Folgende bestimmte: Es wurde verboten, irgend eine Art von Büchern und Schriften ohne vorherige Zensur zu drucken, und die im Auslande erschienenen, den kurhessischen Staat be-

---

\*) Gültige Mitteilungen des Herrn Dr. J. Spiser, Bibliothekar der Hamburger Stadtbibliothek. — Die Exemplare des „Deutschen Beobachters“ sind heute sehr selten. Die Hamburger Stadtbibliothek besitzt von der ersten Hamburger Periode des Blattes (1813) nur eine unvollständige Reihe von Nummern, die mit Nr. 3 vom 15. April beginnt und mit Nr. 18 vom 1. Mai schließt. Die Bremer Stadtbibliothek besitzt den Jahrgang 1814 ziemlich vollständig. Von der zweiten Hamburger Periode sind in der Hamburger Stadtbibliothek die beiden Jahrgänge 1814 und 1815 unvollständig.

treffenden Bücher an das Publikum ohne Erlaubnis der Zensurkommission auszugeben. Die Kommission aber mußte dafür sorgen, daß nichts gedruckt wurde, was den Lehren der christlichen Religion, den Sitten und der Staatsverfassung Nachteil verursachen oder den Absatz fremder Druckschriften solchen Inhalts untersagen und auch diejenigen Tagesblätter und Zeitschriften mit Beschlagen versehen, deren Herausgeber und Teilnehmer die Absicht offenbarten, „schädliche Ideen in Umlauf zu bringen, Unzufriedenheit bei den Untertanen gegen die bestehenden Staatseinrichtungen zu erwecken, anmaßliche Urteile und Kritiken über Handlungen der Fürsten und des Staatshaushaltes zu verbreiten und überhaupt auf die Gesinnungen der Menschen zum Nachteil der allgemeinen Wohlfahrt bösslich einzuwirken.“\*) Diesen dehnbaren Bestimmungen gegenüber war es unmöglich, irgend eine andere Ansicht, als die der kurfürstlichen Regierung zu äußern, und so konnte denn auch kein anderes politisches Blatt in Kassel erscheinen, als die offizielle „Kasselsche Allgemeine Zeitung“, die im Oktober 1811 den „Moniteur westphalien“ abgelöst hatte und nur in Quart erschien. Ein „Bote aus Kassel. Eine Zeitung für die Bürger und Landmann“ (1814—1863), herausgegeben von Herrat N. Niemeier, kann wegen seiner vollständigen Bedeutungslosigkeit nicht in Betracht kommen. Während der Einrichtung der „Kasselschen Allgemeinen Zeitung“ offenbarte sich übrigens der ehemalige Redakteur des „Moniteur“, Friedrich Wurhard (Vergl. Bd. II, 145), noch einmal in seiner ganzen kläglichen Gesinnungslosigkeit. Er, der bisherige fanatische Franzosenschwärmer, nahm keinen Anstand, sich auch um die Redakteurstelle bei der „Kasselschen Allgemeinen Zeitung“ zu bewerben, und als sich der Kurfürst nicht geneigt zeigte, ging er noch weiter und erklärte, auf die Geldgier des Kurfürsten spekulierend, in einer Eingabe, er mache sich anheischig, falls man ihm die Leitung des offiziellen Blattes überlasse, dem Kurfürsten aus dem Unternehmer jährlich 10 000 Taler Einkünfte zu verschaffen. Aber selbst dieser

---

\*) C. W. Wippermann, Kurhessen seit dem Freiheitskriege. Kassel 1850 S. 96.

erführerische Köder verfang nicht, worauf Murhard Kassel ver-  
 f. \*) Redakteur wurde nun Dr. J. Pinhas.

Der Inhalt der „Kasselschen Allgemeinen Zeitung“ war aber  
 oballem doch nicht ganz so kläglich, wie der so manchen ande-  
 en Regierungsblattes jener Zeit. Von dem, über das sie reden  
 urfte, brachte sie manches Wertvolle, so daß Görres in seinem  
 Rheinischen Merkur“ (Nr. 80) von ihr sagen konnte: „Ihr Her-  
 usgeber scheint tüchtige Mitarbeiter sich zugesellt zu haben, die  
 n von Zeit zu Zeit mit bedeutenden Aufsätzen unterstützen, wie  
 leich jüngst der über Spanien gewesen.“ Wo es aber galt, die  
 usschauungen des Kurfürsten zu vertreten, da trat das Blatt  
 allerdings mit brutaler Rücksichtslosigkeit auf. Als die Adresse  
 der Bauern am Diemelstrome erschien (Vergl. S. 9), behauptete  
 die Zeitung ohne weiteres, die meisten Bauern hätten unter-  
 schrieben, ohne zu wissen, was eigentlich in der Adresse stünde.  
 Und in dem Kampfe des Kurfürsten gegen die Stände und weiter-  
 hin in der verfassunglosen Zeit verwandte sie immer nur das  
 größte Geschütz.

Das Zeitungswesen in Sachsen trieb während der Be-  
 freiungskriege ein sehr lebenskräftiges Reiz, das zu den besten  
 Hoffnungen berechtigte. Es erschienen vom 14. Oktober 1813 ab  
 zunächst in Altenburg, dann vom 21. Oktober ab in Leipzig die  
 schon im zweiten Bande (S. 257) erwähnten „Deutschen  
 Blätter“, herausgegeben von Friedrich Arnold Brockhaus. Um  
 ihnen von vornherein ein gewisses Ansehen zu geben, erwirkte sich  
 der geschäftskluger Brockhaus für sie folgenden „Befehl“:

„Dem Buchhändler Herrn Brockhaus von hier wird hiermit  
 befohlen, alle von seiten der Hohen Alliirten teils schon er-  
 schienenen, teils in der Zukunft noch zu erscheinenden Nachrichten  
 und offiziellen Schriften durch den Druck bekannt zu machen und  
 sie mittelst eines periodischen Blattes, welches jedoch der Zensur

---

\*) U. Bötkel, Eines heß. Gelehrten Lebenserinnerungen (Zeitschr. d.  
 Vereins f. heß. Gesch. u. Landesk. N. Fl., 9. Bd. Kassel 1882) S. 318. Auch  
 in den „Briefen J. und W. Grimms aus der Jugendzeit“. Weim. 1881, S. 224,  
 wird der Fall erwähnt.

des jedesmaligen Herrn Platzkommandanten unterliegt, dem Publikum mitzuteilen.

Sig. Hauptquartier Altenburg, den 13. Okt. 1813.

Auf Befehl seiner Durchlaucht des k. k. en chef kommandierenden Herrn Feldmarschalls Fürsten von Schwarzenberg.  
Langenau.“

In Wahrheit waren aber die „Deutschen Blätter“ nach dem Titel und ganzem Plan eine Schöpfung von Brockhaus selbst. Vom 14. Oktober 1813 ab erschienen sie zuerst täglich im Umfange von einem halben oder einem ganzen Bogen in 4. Weiterhin kamen sie viermal wöchentlich heraus und später noch dreimal. Die Nummern 1—54 bildeten den ersten Band mit einem Titeltupfer (Plan zu den Schlachten bei Leipzig); 1 Tlr. 10 Ngr. kostete; den zweiten Band bildeten die Nummern 55—94, den dritten die Nummern 95—134, den vierten die Nummern 135—174, den fünften die Nummern 175—214. Band 2—5 kamen 1814 heraus; 1815 erschienen der sechste Band (Nr. 215—254) und neue Folge erster (Nr. 1—34; Tagesgeschichte Nr. 1—6) und zweiter Band (Nr. 1—31; Tagesgeschichte Nr. 7—16) und 1816 noch neue Folge, dritter Band (Nr. 1—40). Auch hiervon kostete jeder Band 1 Tlr. 10 Ngr.

Nachdem die großen Ereignisse, die sich um Leipzig abgepielt hatten, einigermaßen in den Hintergrund getreten waren, entwickelte Brockhaus in Nr. 31 den Hauptgedanken, der ihn bei der Herausgabe der „Deutschen Blätter“ leiten sollte. Er wünschte ein Volksblatt zu geben, das in allen Ländern Deutschlands gelesen werden könne. Das Hauptthema für ein solches müsse zunächst der Kreuzzug gegen die fremden Unterdrücker sein. Des weiteren sollten sich die „Deutschen Blätter“ der ganzen neueren Zeitgeschichte zuwenden, dabei fort und fort den Gemeinfinn der Deutschen erwecken, ihren Patriotismus anfeuern und den großen Zweck der verbündeten Mächte, in welchem jeder einzelne Deutsche der Ehre und Charakter habe, seinen eigenen wiederfinde: Die

\*) Heinrich Brockhaus, F. A. Brockhaus in Leipzig. Lpzg. 1872, S. 41.

Wiederherstellung und Befestigung der Freiheit, Unabhängigkeit, Selbstständigkeit und Wohlfahrt unseres gemeinsamen Vaterlandes fördern.

Die Mitarbeiter wurden nicht genannt, doch ist bekannt, daß Senken in Jena viel für das Blatt schrieb und natürlich auch Köttiger in Dresden, der überall mit dabei sein mußte.

Sehr früh schon regte sich in der Zeitung die Besorgnis, daß die Friedensverhandlungen sich nicht in der gewünschten Weise entwickeln möchten, und als dann die Preußen in einer Proklamation der französischen Hauptstadt verkündeten, daß sie nur gegen Napoleon und nicht gegen die Franzosen kämpften, da schäumte es in den „Deutschen Blättern“ heftig auf. Es erschien ein zornsprühender Artikel „Auf einmal Preußen und Franzosen Freunde!“, der großes Aufsehen erregte, worauf die betreffende Nummer konfisziert wurde. Des weiteren traten die „Blätter“ lebhaft mit für die Rückgabe von Elsaß und Lothringen ein. Ja, sie gingen noch weiter und wünschten alles wieder mit Deutschland vereinigt, was sich nach und nach von ihm getrennt hatte, so namentlich Belgien und Holland. Selbst die Schweiz sollte sich wieder mit dem Reiche verbinden. Auch Dänemark sollte sich bedenken. Es sei zu schwach, um sich allein halten zu können; über kurz oder lang müsse es sich doch an einen größeren Staat anschließen: bei keinem würde es aber so viel gewinnen, als bei Deutschland, denn die Dänen seien ja doch ein germanischer Stamm (1814, IV, S. 329). Ja, selbst über die Düna hinaus wagte man den Blick schweifen zu lassen, denn auch die russischen Ostseeprovinzen, Kurland, Liefland, Esthland, ehedem unter deutscher Herrschaft, sollten wieder unter diese gelangen. „Wo deutsche Familien aneinander wohnen und Stämme sich berühren“, rief der Verfasser dieses Artikels aus, „vom Elsaß bis Liefland, von Bünden bis Schleswig, verlangt die Sprache, der Geist des Volkes eine gemeinschaftliche bürgerliche Form, die sich innerhalb des kurischen Haffs und der Niederweichsel bis zur Nordsee oder dem deutschen Meere ausbreitet . . . . Innerhalb dieser Schranken herrsche eine Sprache und ein politischer Zweck!“

Diesen aussichtslosen Wünschen geboten aber natürlich die

„Deutschen Blätter“ sehr bald Schweigen; sie wandten sich den inneren Angelegenheiten zu und traten gegen jene Partei auf, die sich jetzt anschickte, die Ergebnisse der Befreiungskriege für ihre persönlichen Interessen auszunutzen. „Sie möchten das Alte gar wieder einführen“, heißt es in einem solchen Artikel (1814, V, S. 172), weil es für ihre Privatverhältnisse so am dienlichsten erscheint. Und doch haben die Völker nicht gekämpft, um das Alte wieder herzustellen mit allen seinen Mängeln (denn eben weil es der Mängel so viele hatte, war es zu schwach, auszuhalten in den großen Prüfungsstunden der Umwälzungszeiten; sondern das verbesserte Alte soll hergestellt werden, erneuert, verjüngt und geläutert, wie es billig hervorgehen sollte aus der Schmelztigel der gewaltigen Zeit, die das Gold von den Schlacken sondert. Jene Partei möchte gern die Begriffe verwirren und die Verhältnisse umkehren, wie Napoleon es getan; sie möchte gar alles nach ihrem Eigennutz einrichten und Verhältnisse, Verfassung, Verwaltung des Staats nach innen und außen anordnen, wie es ihren eigennützigen Zwecken zusagt — dafür haben die Völker nicht gefochten.“ Weiterhin erklärten die „Deutschen Blätter“ direkt, die alten Dynastien, die alten Aristokraten und die große Sekte der Obskuranten seien es, die jene reaktionäre Partei bilden, welche den alten Wust, den Schlendrian und die Beschränktheit von ehemals wieder einführen möchte, um sich dann „über die Gutmütigkeit und Einfalt derjenigen, die sich hintergehen ließen, lustig zu machen.“ Und sie geben dann folgende Punkte als dasjenige an (Bd. V, S. 511), was den Völkern von den Machthabern zu gewähren sei: „Anerkennung des großen Grundsatzes, daß der in einer gleichmäßigen und unabhängigen Repräsentation ausgesprochene Nationalwille die Grundlage aller Verfassung sei — Vernichtung des Feudalismus und aller barbarischen Institutionen des Mittelalters, die der Kultur eines aufgeklärten Volkes unwürdig sind — Vernichtung der Einschränkungen der Gewerbefreiheit — eine einfache, klare, konsequente innere Verfassung — Vernichtung der Prerogative einer geschlossenen Aristokratie — Publizität, vorzüglich in den Budgets — Absonderung des Staats-



alles von der Zivilliste — und das Palladium von allem diesem: Preßfreiheit.“ Des weiteren weisen sie auf die Notwendigkeit der Einheit Deutschlands hin (Bd. IV, S. 34) und heben die schmachvollen Folgen der Vereinzelnung, die erbärmliche Lage der sogenannten souveränen Fürstentümer, hervor, und darum könne deren Anerkennung auf die Dauer keine Rede sein. „Als die deutschen Fürsten zum Reiche gehörten“, heißt es unter anderem, „fühlten sie sich mächtiger, freier, geachteter und ihre Völker glücklicher. Seit sie Souveräne wurden, Königskronen tragen, treten sie bald vor Frankreich, bald vor Österreich, bald vor Rußland . . . . Aber lieber winden sie sich ängstlich, furchtsam, nachgiebig, mit zweideutiger und eben daher unwürdiger Politik zwischen den großen fremden Mächten hin und her, stoßen bald hier, bald dort an, werfen sich oft dem Würgebold selbst in die Arme, ehe sie dem brüderlichen Nachbar die Bundesrechte auf Leben und Tod mit männlicher Freiheit und Würde zu geben sich entschließen.“ Endlich ruft der Verfasser: „Ein Kaiser, ein Reich, ein Rat, ein Arm, ein Recht im Welthandel!“

Eine solche Sprache mußte natürlich bald Anstoß bei den Regierungen erregen, denen nichts ferner lag, als Opfer im Interesse der Allgemeinheit zu bringen. Es liefen infolgedessen allerlei Beschwerden über die „Deutschen Blätter“ ein, worauf die Zensur immer strenger wurde. „Der Zensor chikaniert mich außerordentlich“, schrieb daher Brockhaus eines Tages an den vaterländischen Schriftsteller J. A. Roethe, „und wenn's so fortgeht, muß der Druck hier aufhören . . . . Um sich über den Verdruß, den der Zensor (über verschiedene Beschwerden) hat, zu rächen, streicht er nun alles, was ihm nur einigermaßen frei und dreist erscheint. Insbesondere ist er Ofens Aufsätzen gram. Ich weiß noch nicht, wie das werden soll.“ Und einige Zeit später (4. Nov. 1815) meldete er demselben Freunde: „Die „Deutschen Blätter“ werde ich bestimmt mit dem vierten Bande zu Ostern schließen. Die Bedingungen der Zensur, die ängstliche Rücksicht, die allenthalben genommen wird, der Mangel an Einsicht in den politischen Interessen Deutschlands, die hinkende Teilnahme des

Publikums, jetzt, wo die Hauptfragen entschieden sind, und die ungeheure Schererei bei geringer Belohnung veranlassen mich dazu.“ Zugleich teilte er seinem Drucker Bierer in Altenberg mit, daß er die Auflage, die anfangs 4000 Exemplare betragen hatte, nunmehr auf 1100 ermäßigen solle. An Professor Oken in Jena schrieb er unter dem 9. März 1816: „Auch mit tut mir herzlich leid, daß allerdings interessante und mir selbst unendlich lieb gewesene Institut der „Deutschen Blätter“ eingehen lassen zu müssen. Ich sehe mich aber dazu gezwungen. Aus der Überzeugung, daß bei ihrem sehr verminderten Absatz ihre Wirklichkeit in dieser Form nicht von der Art ist, als sie auch bei den möglichsten Ansprüchen sein sollte. Die Erscheinung eines so verringerten Absatzes müssen jedem allerdings auffallend sein, der das deutsche Publikum nicht aus Erfahrung in dieser Hinsicht kennt, und der nicht weiß, daß der Wert, besonders eines politischen Blattes, für den Absatz in Deutschland nie entscheidend ist. So z. B. wenn ich Ihnen versichere, daß von der „Allgemeinen Zeitung“, die ich in der Offizin derselben erfahren habe, nicht mehr als 2000 Exemplare gedruckt werden, während der „Nürnberger Korrespondent“ (ein gegen jene elendes Blatt) gewiß das Doppelte absetzt und nur Cottas große Kapitale, sein Stolz und seine Konsequenz, auch ohne Vorteil ein Institut fortzusetzen, dessen Nützlichkeit er einmal erkannt hat — eine Konsequenz, die aber nur einem Manne wie ihm möglich ist —, bestimmt denselben, dieses Institut, das ihn ungeheure Summen kostet, und bei welchem es meinem Urteile nach, wenig oder nichts verdient, nicht untergeben zu lassen . . . . Von sämtlichen Journal-Instituten in Deutschland gedeiht überhaupt keins mit eigentlichem Glück, und die meisten derselben erhalten sich nur dadurch, daß die Redakteure und Herausgeber derselben zugleich die Haupt- oder einzigen Ausarbeiter derselben sind, daß sie also nicht an andere etwas zu bezahlen nötig haben und sich mit einer kleinen Ausbeute begnügen können.“

So mußte denn Brockhaus bereits 1816 das mit so vielen Hoffnungen begonnene und mit aller Hingabe gepflegte Unter-

men wieder einstellen; die unseligen politischen Verhältnisse ten ihm allen Boden entzogen.\*)

Neben den „Deutschen Blättern“ erschien natürlich nach wie die offizielle „Leipziger Zeitung“ (Vergl. Bd. II, S. 154). Sie war während der französischen Herrschaft schwer bedrückt worden; jetzt, unter den neuen Verhältnissen, so trüb diese sich zunächst für Sachsen gestalteten, atmete sie wieder freier auf. Von jeher daran gewöhnt, sich in den engsten Grenzen zu halten, liebte sie sich sowohl unter dem russischen, wie unter dem preu-

\*) In ihrem Verhalten der Presse gegenüber stützte sich die sächsische Regierung in der Zeit von 1814 bis 1819 im großen und ganzen auf ein Gutachten des Professors Krug in Leipzig. Nachdem im 18. Artikel der Urkunde des deutschen Bundes die Zusage gemacht worden war, „die Bundesversammlung wird sich bei ihrer ersten Zusammenkunft mit Abfassung gleichmüthiger Verfügungen über die Pressfreiheit beschäftigen“, hatte ein königlich sächsisches Reskript vom 4. März 1816 von der Universität Leipzig die Abgabe eines Gutachtens gefordert: „was in Ansehung der Pressfreiheit zu bestimmen räthlich sein möchte, um danach den bei der Bundesversammlung anwesenden Gesandten mit Instruktionen zu versehen,“ worauf zur Ausarbeitung dieses Gutachtens von der Universität eine Kommission bestellt worden war, die nun wiederum den Professor Krug mit der Abfassung dieses Schriftstückes beauftragt hatte. Professor Krug ging darauf aber weit über seine Aufgabe hinaus; er legte einen ganzen Entwurf zu einer allgemeinen Gesetzgebung über die Pressfreiheit in Deutschland vor und machte diesen weiterhin auch öffentlich bekannt (im 4. Hefte von A. Müllers deutschen Staatsanzeigen, wie auch durch einen besonderen Abdruck). In diesem Gutachten erklärt er, „daß in ganz Deutschland, oder wenigstens in allen zum deutschen Bunde wirklich gehörenden Staaten, Pressfreiheit stattfinden, diese Freiheit aber gleichförmigen gesetzlichen Schranken unterliegen soll, um einerseits dem Mißbrauch der Presse möglichst vorzubeugen, ohne doch andererseits der geistigen Entwicklung und Ausbildung des deutschen Volkes Abbruch zu tun.“ Um nun diese allerdings schwierige Aufgabe zu lösen, wird unter dem Namen eines Pressfreiheitsgesetzes eine bedingte, für gewisse Personen, Gesellschaften und Schriften gestattete Zensurfreiheit mit einer allgemein geltenden nach bestimmten Regeln zu handhabenden Zensurpflichtigkeit verbunden. Die Zensurfreiheit soll durch eigenes Verdienst der Schriftsteller erworben und durch eigene Schuld derselben verloren werden. Es werden dann bestimmte Sätze formuliert, in denen es inbezug auf die Zeitungen heißt:

4. Die Zensur tritt in allen Fällen, wo die Unschädlichkeit einer zu druckenden Schrift nach ihrem Inhalt und Zweck nicht mit überwiegen-

bischen Regiment leicht zurechtzufinden: Unter russischer Zensur erschien sie von Ende Oktober 1813 bis Mitte November 1814 von da ab bis Mitte Juni 1815 unter preussischer und dann seit der Rückkehr des Königs Friedrich August, wieder unter der sächsischen.

Eine wesentliche Beeinträchtigung erlitt die amtliche Zeitung naturgemäß durch die Teilung Sachsens, bei der das Land auf zwei Fünftelle seines früheren Umfangs reduziert wurde. Es trat eine Einbuße von Abonnenten und Inseraten ein, zugleich verringerte sich der Gewinn aus der Expedition auswärtiger Zeitungen, die dem Pächter als Nebengeschäft übertragen war, und endlich wurde auch die Portofreiheit des Pächters wesentlich beschränkt, da 89 Postämter und Posthaltereien an Preußen übergingen. Der Pächter, August Mahlmann, der jährlich 10 000 Taler Pacht

---

der Wahrscheinlichkeit sich voraussetzen läßt, und es darf dann der Druck nicht ohne vorgängige Berechtigung von dem Zensor mit dessen Namen unterschrieben geschehen.

Näher bestimmt wird die Zensurpflichtigkeit:

a. für Schriften ungenannter Verfasser, oder für solche, die nicht mit ihren wahren oder doch bekannten Namen sich genannt haben,

b. für alle blattweise herauskommenden Schriften, politische Zeitungen, Intelligenz- und andere für das Lesepublikum bestimmten Nachrichtenblätter, ohne weitere Rücksicht auf die Person des Herausgebers.

Diesen Ansichten Krugs trat Prof. Niemann in Kiel entgegen. Er stellte den Hauptsatz auf: „Die freie Mitteilung dessen, was ich redlich wahr und recht erkannte, ist mein Recht, denn die Forschung nach Wahrheit und Recht ist meine Pflicht. Die Hinderung dieser Mitteilung ist ein Unrecht und ein Übel zugleich, denn sie hemmt die Berichtigung meiner und anderer Erkenntnis, die Förderung und Verbreitung der Wahrheit.“ Und darum verwarf er auch ganz energisch die Zensur der Zeitungen. „Werden diese unter solchen Verhältnissen ihren großen wohlthätigen Einfluß auf die staats- und völkerrechtlichen Verhältnisse Europas und deren Ausbildung dann weiterhin behaupten können?“ fragte er. „Ist das Unwesen, das unter dem Weltprogramm mittelst der Zensur geübt ward, die Zeit der Lüge als die Zeitungen nur die Diktate des Gewaltigen verbreiteten, die Schmach und der Druck, den besonders Deutschland dadurch erlitten, schon vergessen. Zeitungen und Zensur — in dem Augenblicke, da einem Volke freie Verfassung verkündigt wird — wie mögen Britten und Amerikaner zwei so ungleichartige Dinge zusammenreimen!“

zahlen hatte, wurde daher bei der Regierung dahin vorstellig, möge ihm eine angemessene Entschädigung gewährt werden. Bei berechnete er den ihn voraussichtlich treffenden Verlust auf ein Viertel des zeitherigen Einkommens. Die Finanzen des Landes befanden sich durch die langen Kriege aber in so schlechten Verhältnissen, daß die Regierung nicht so ohne weiteres auf das Erlangen Mahlmanns einging. Er wurde dahin beschieden, daß vorerst noch abzuwarten sei, wie sich die Verhältnisse gestalten; erst dann würde man eine genauere Unterlage zur Verteilung seiner Einbußen erlangen. Zugleich wurden bei der preussischen Regierung mit Erfolg Schritte getan, um die Fortwahrung der dem Zeitungspächter eingeräumten Vergünstigungen den abgetretenen Landesteilen bis zum Schlusse der Mahlmannschen Pachtzeit sicher zu stellen. Unterdessen hob sich bei dem wieder erwachenden Handel und Verkehr die Zeitung rasch aufs neue, so daß Mahlmann schließlich auf seine Entschädigungsansprüche verzichtete.

Zu dem Wiedererblühen der Zeitung trug neben den günstigeren Zeitungsverhältnissen allerdings auch Mahlmanns geschickte Leitung viel bei. Mahlmann war ein hochgebildeter Mann, der viele Verbindungen in der Schriftstellerwelt und den höheren Gesellschaftskreisen besaß und sich dadurch manche Quellen eröffnen konnte, die anderen Zeitungen verschlossen blieben. So war es ihm möglich, die Kunde vom Einzuge der Verbündeten in Paris am 31. März 1814 bereits am 10. April durch ein Extrablatt zu verbreiten und tags darauf schon einen offiziellen Bericht des Herzogs von Sachsen-Weimar, unter dessen Oberbefehl damals die sächsische Armee stand, über diesen welthistorischen Vorgang zu veröffentlichen. Die offizielle Nachricht von der Einnahme von Paris war in der Nacht vom 9. zum 10. April durch eine Staffette der Großfürstin Erbprinzessin von Weimar an den Kommandanten von Leipzig, den kaiserlich russischen Obersten Brendel, gesandt worden, und dieser hatte sie sofort an Mahlmann weitergegeben. Die erste Nachricht von der Flucht Napoleons von Elba brachte die Zeitung am 15. März 1815. Die Meldung lautete: „Mehreren in Leipzig eingegangenen Nachrichten

zufolge hat Bonaparte nebst einem Teil seiner Garden die Insel Elba verlassen. Mayländer Briefe führen an, die Schiffe wärd auf vier Tage mit Proviant versehen und der Ort ihrer Bestimmung Antibes gewesen. Andere geben Neapel als ihren Bestimmungsort an.“ Die nächsten Tage brachten bereits die bestimmter lautende Bestätigung dieser Kunde.

Nach der abermaligen Niederwerfung Napoleons hatte die Zeitung natürlich durchweg die Grundanschauungen zu vertreten, die vom Wiener Kongreß proklamiert worden waren; dazu erhielt die Redaktion noch die besondere Anweisung, „alles, was dem Sr. Maj. dem Könige von Frankreich zu erweisenden Achtung nicht entspricht, oder sonst dem Königlichen französischen Hofe mißfällig sein könnte, sorgfältigst zu vermeiden.“\*)

Von den Inseraten jener Zeit erregt noch heute die Anzeige vom Tode Theodor Körners in Nr. 223 vom 20. November 1813 unsere Teilnahme, welche lautete:

„Am 26. August d. J. fiel unter Kämpfen für Deutschland: Rettung mein Sohn Karl Theodor Körner, Leutnant bei dem v. Lützowschen Freikorps in einem Gefechte zwischen Schwertau und Gadebusch, nachdem er in seiner kurzen Laufbahn — er hatte das 22. Jahr noch nicht vollendet — die Freude und der Stolz der Seinigen gewesen war. Ungeachtet einer Todesanzeige in den Berliner Zeitungen blieb mir nach späteren Nachrichten noch immer einige Hoffnung übrig, bis ich gestern die traurige Gewißheit erhielt. Diese Bekanntmachung darf daher nicht länger anstehen, und ich rechne dabey auf das Mitgefühl aller, die den Verstorbenen gekannt haben. Einen solchen Verlust zu überleben findet der Vater Kraft in den Trostgründen der Religion und in dem herzerhebenden Gedanken an den nunmehrigen Sieg der guten Sache, für die so mancher Tapfere Blut und Leben geopfert hat. Gott wird auch die Mutter und Schwester trösten.

Großenhahn, am 9. Nov. 1813.

Dr. Christian Gottfried Körner,  
Kgl. Sächs. Appellationsrat.“

\*) G. D. v. Witzleben, Gesch. d. Leipziger Zeitung, Spz. 1860, S. 122.

Mit dem Schlusse des Jahres 1817 trat leider eine ver-  
gnisvolle Wendung in der Entwicklung der „Leipziger Zeitung“  
die Pachtzeit Mahlmanns lief ab, und da Mahlmann nur  
Pachtgeld von 11000 Talern bot, wurde die Pacht dem  
Händler Georg August Grieshammer auf sechs Jahre zuge-  
prochen, der ein Pachtquantum von jährlich 16000 Talern und  
eine Kaution von 8000 Talern geboten hatte. Zwar engagierte  
Grieshammer zunächst Methusalem Müller (geb. 1771, gest. 1837),  
den gewandten und beliebten Schriftsteller, dann Dr. J. C.  
Fetschel als Redakteur, bezahlte beide aber so erbärmlich (400 Tlr.  
jährlich, während der Zeitungsbote 300 Tlr. bekam), daß sie bald  
jeder ihren Dienst quittierten, worauf die Zeitung von unzu-  
rüglichen Kräften so gut, oder so schlecht es eben ging, herge-  
stellt wurde. Für Korrespondenzen gab er dabei nicht einen  
Roschen aus. Einzig und allein war er auf rasche Bereicherung  
bedacht und soll denn auch jährlich einen Reingewinn von nahezu  
10000 Talern erzielt haben, eine für die damalige Zeit ganz  
außerordentlich hohe Summe. Der innere Gehalt der Zeitung  
lief unter diesen Umständen, wie sich v. Witzleben ausdrückt, bis  
unter den Nullpunkt. Das Blatt geriet nach und nach in einen  
alltäglichen Mißkredit, der sich dann eine lange Reihe von  
Jahren in der öffentlichen Meinung behauptete, auch dann noch,  
als wieder lebhafteste Anstrengungen zur Hebung der Zeitung ge-  
macht wurden.





## Viertes Kapitel.

### Die Presse in Süddeutschland und Österreich.

1. Die Zeitungen in Baden. Die Frankfurter Zeitungen. Die „Oberpostamtszeitung“; das „Journal de Francfort“; das „Reich der Toten“. Das „Ristretto“; erhält den Titel „Zeitung der freien Stadt Frankfurt“; bekommt Börne zum Redakteur; dessen Verhältnis zur Zensur; seine Verurteilung. Das „Journal“. Das Zeitungswesen im Herzogtum Nassau. Die „Rheinischen Blätter“ in Wiesbaden, gegr. von Johannes Weitzel. Weitzels Konflikte mit der preussischen Regierung. Hardenbergs Versuche, Weitzel für sich zu gewinnen. Weitzels politisches Glaubensbekenntnis. Sein Rücktritt aus der Redaktion der „Rh. Blätter“. Hardenberg stellt den Regenschirm in die Ecke. Die „Mainzer Zeitung“ und ihr Redakteur Fr. Lehne. Die sonstigen Zeitungen im Flußgebiete des Rheins. Von Görres verspottet. Die „Schwäbische Merkur“. Seine Situation im Verfassungskampfe; seine Haltung gegenüber der Burschenschaft. Die Zustände in Bayern. Das Edikt über die Pressefreiheit in Bayern. Ign. Rudhart über die bayr. Zeitungen und die Zensur. Seine Instruktion für die Zensoren. Die Augsb. „Allgemeine Zeitung“. Sie bürgert sich in Österreich ein. Genty und die „Allgem. Stg.“ Pilat. Die Zeitung stellt sich ganz in den Dienst der Metternichschen Regierung. Die „Allgem. Stg.“ und Preußen. Hardenberg und das Blatt in Varnhagen. Urndt. Die Zensurplackereien. Die sonstigen bayrischen Blätter.

Die Presse Süddeutschlands war durch die Keulenschläge Napoleons fast ganz vernichtet worden. Bei der Rückkehr zu den früheren Verhältnissen konnte daher nur erst langsam und mühevoll neues Leben geweckt werden; in einzelnen Ländern, wie in Baden, vergingen zunächst noch Jahre, ehe sich die vollständig zerstretene Zeitungsliteratur auch nur einigermaßen wieder erhob.

Verhältnismäßig schnell stiegen dagegen die Frankfurter Zeitungen aus der Versenkung wieder empor, in die sie am

Dezember 1810 vom Fürst-Primas Karl von Dalberg ge-  
 leudet worden waren (Vergl. Band II, S. 116). Man muß  
 um so mehr darüber wundern, als der Fürst-Primas bis  
 zu den letzten Augenblicke seiner Herrschaft auch nicht die geringste  
 Censur eines der alten Frankfurter Blätter gestattete, und  
 die offizielle „Zeitung des Großherzogtums Frankfurt“ bis zu  
 seinem letzten Atemzuge in tiefster Unterwürfigkeit vor Napoleon  
 sich auf den Knien lag. Leistete sie doch kurz vor dem  
 Tode Napoleons noch das Möglichste in Überschwenglichkeit,  
 als sie über die Einweihung des Hafens von Cherbourg berichtete  
 und nach der Schilderung, wie die Kaiserin Marie Luise den  
 Hafen durchschritten habe, schloß: „Man ließ so viel Wasser ein-  
 strömen, daß niemand mehr den Ort betreten konnte, welchen  
 der Kaiserhöchstdieselbe mit ihren Fußtapfen beehrt hatte.“

Das Wiedererscheinen der alten reichsstädtischen Blätter wurde  
 durch Beschluß des Generalgouvernements vom 22. Dezember 1813  
 gestattet, und darauf traten sie alle wieder ans Tageslicht: die  
 „Oberpostamtszeitung“, das „Journal de Francfort“, das „Reichs-  
 anzeiger der Toten“ („Der Neuwieder“), das „Ristretto“ und das „Frank-  
 furter Journal“, und es kam sogar noch eine neue Zeitung, das  
 „Bürgerblatt“, hinzu.

Die „Oberpostamtszeitung“ erwarb sich schnell wieder  
 ihre frühere dominierende Position, suchte aber dabei den neuen Ver-  
 hältnissen und Anschauungen möglichst gerecht zu werden und sich  
 auch auf eine etwas höhere Warte zu stellen. „Sie scheint mehr  
 und mehr mit jedem Tage dem herrschenden Geiste sich zu öff-  
 nen“, schrieb Görres (Rh. M. 1814 Nr. 80), „und einzusehen,  
 daß es in jetziger Zeit mit dem bloßen Zusammenscharren von  
 Neuigkeiten ohne Zweck, Kritik und Zusammenhang keineswegs  
 getan ist. Die große und allgemeine Verbreitung dieses Blattes  
 macht es seinem Herausgeber zur Pflicht, nicht mit Fahrlässigkeit  
 und Ungeschick das Werkzeug zu handhaben, das ihm in die  
 Hände gegeben ist; er wird sich weniger als viele andere mit dem  
 Drucke der Censur entschuldigen können.“ Immerhin wurde auch  
 der „Oberpostamtszeitung“ streng auf die Finger gesehen. Als  
 sie einmal von drei Protektoraten zu berichten mußte, die in

Deutschland aufgestellt werden würden (1814 Nr. 313), fuhr die württembergische „Hofzeitung“ erregt auf und sprach die Ermahnung aus, daß der Redakteur wegen dieser „ebenso abgeschmackt als lächerlichen Nachrichtserteilung“ die „nötige Zurechtweisung erhalten werde. Zugleich erging sie sich, wohl in Erinnerung an die schönen französischen Zeit, in der nichts dergleichen gesagt werden durfte, in Klagen darüber, daß sich die Preßverhältnisse offenbar verschlechtert hätten. „Es gehört zu den sonderbaren Erscheinungen der jetzigen Zeit“, schrieb sie, „daß öffentliche, unter Zensur unterworfenen Blätter sich erlauben, fahrlässig alle Nachrichten aufzunehmen und zu verbreiten, welche ebenso sehr von der Wahrheit entfernt als beleidigend sind.“ Die Karlsbader Beschlüsse warfen hier schon ihre Schatten voraus.

Auch das „Journal de Francfort“ wußte sich nicht zu behaupten. Görres rühmt von ihm, daß es noch sorgfältiger als die „Oberpostamtszeitung“ redigiert sei (Rh. Merk. Nr. 313). „aber es muß doch befremden“, fügt er hinzu, „daß, während Deutschland alles, was französisch ist, ausstößt, sich noch ein Blatt in dieser Sprache in seiner Mitte behaupten kann. Es könnte allerdings eine wichtige Bestimmung erlangen, wenn dem Auslande, das die deutsche Sprache nicht versteht, durch die Zwischenkunft der seinigen einen Begriff von der Stimmung der Nation mitteilte und den Verkehr zwischen ihr und den anderen Völkern einleitete; aber es sind wenig Spuren zu bemerken, daß es sich dies zu seinem Berufe gemacht. Davon abgesehen, daß sie das Gute nicht wirkt, was sie erreichen könnte, ist der Zeitung sonst nichts Böses nachzureden.“ Im übrigen wußte sich das Blatt zu akkommodieren. Hatte es früher Napoleon verherrlicht, so trat es jetzt für Ludwig XVIII. ein. „Mit Vergnügen nehmen die Freunde der Ordnung in Frankreich wahr,“ hieß es in der Nummer vom 19. Juli 1814, „daß seit einiger Zeit die Gemüter merklich ruhig werden, daß man sich wieder um den Thron vereinigt, und der König tagtäglich eine große Anzahl neuer Anhänger gewinnt. Es folgt dann ein großes Lob an die französische Regierung und den König, und schließlich heißt es: „In der Masse der Nation herrscht ein allgemeines Gefü-

Glück, dem kein anderes die Wage halten kann.“ Mehr konnte ja Ludwig XVIII. nicht verlangen.

Einen antiquierten Eindruck machte das Blatt „Reich der Boten“ (ehedem „Der Neuwieder“). Es schlug seinen früheren moralistisch-vollstümlichen Ton wieder an, der aber in die neue Zeit nicht recht paßte und auch vom Zensor sehr oft nicht verstanden und gewürdigt wurde. Der allmächtige Rotstift wüsthete darum meist so entsetzlich in den Spalten, daß das Blatt stets ganz jämmerlich mit Durchschußlinien gezeißelt und zerrissen vor dem Publikum treten mußte. Unter diesen Verhältnissen konnte von einer fröhlichen Entwicklung keine Rede sein.

Etwas besser stand es um das „Ristretto“. Die Zeitung fand auch jetzt wieder einen gewissen Leserkreis, besonders unter der protestantischen Bevölkerung, allein die frühere Verbreitung, bei der sie bis nach Kopenhagen und Stockholm gelangt war, vermochte sie doch nicht wieder zu erreichen. Die Sauerländerische Verlagsbuchhandlung, die das Blatt 1816 erworben hatte, veränderte daher zunächst (1817), ihm durch einen zeitgemäheren Titel aufzuhelfen und nannte es fortan „Zeitung der freien Stadt Frankfurt“; aber diese Neuerung machte weiter keinen Eindruck, worauf die Verlagsbuchhandlung zu einem wirksameren Mittelgriff und für bessere Redaktionskräfte sorgte. Dabei traf sie auf einen geringeren als Börne. Zwar genoß Börne damals noch nicht den glänzenden Ruf seiner späteren Jahre, aber er hatte sich doch bereits durch die Herausgabe seiner Zeitschrift „Die Wage“, von der noch später die Rede sein wird, einen Namen gemacht, der auch der Zeitung zugute kommen mußte; zudem setzte er sofort in seiner geistreichen Weise mit seinem sprühenden Witz ein, so daß die Zeitung mit einem Schlage weit über ihr bisheriges Niveau emporgehoben wurde. Allein sehr bald schon sollte ihr die Blüte geknickt werden. Zunächst betrachtete der damalige Polizeigewaltige der freien Reichsstadt Frankfurt, der Senator Thomas, diese freiere journalistische Regung von vornherein mit Mißvergnügen und hemmte sie, wo er konnte; noch weit hindernder aber griff fortwährend der Zensor Johann Joseph Severus ein. Dieser war zu Dalbergs Zeiten Amtsgenosse

Börnes im Polizeiamte gewesen. Börne hatte unter dem Fürst Primas die Stelle eines Polizeiaktuars innegehabt, mußte jedoch im Jahre 1815, als man nach Wiedererlangung der Freiheit die bürgerliche Gleichberechtigung wieder aufhob, niederlegen. Während jener Amtstätigkeit Börnes hatte Severus gewiß genug die Überlegenheit seines Kollegen empfinden müssen und ließ ihn nun mit dem ganzen Behagen des kleinen Geistes fühlen, daß er jetzt mit weitreichenden Machtbefugnissen über ihm stand. „Launenhafter, einsichtsloser wird wohl in ganz Deutschland keine Zensur verwaltet, als die hiesige,“ schrieb daher Börne in seinem Aufsatze ‚Die Denkwürdigkeiten der Frankfurter Zensur‘. „Die Strenge hat mich nie so erbittert, als es ihre Nachsicht tat, was sich aus dieser ergab, daß jene fruchtlos und nur ein Werk der Willkür war. Es wurden Zeitungsartikel gestrichen, die in den Residenzen der Regierungen oder Fürsten, von denen sie handelten, selbst gedruckt waren oder hätten gedruckt werden dürfen. Ist es nicht die billigste Forderung von Pressefreiheit, daß sie in jedem Staat, von welchem die Zeitungen sprechen, in einem solchen Grade bewilligt werden, als in dem Staate selbst über ihn geübt werden dürfte . . . . Aber genug; ich will mich jetzt nicht verlocken lassen, den Groll, die Wehmut meines Herzens auszufließen; jeder gute, jeder nachsinnende deutsche Bürger zürnt und weint, wenn er sieht, welchen Jammer ungeschickte Hände an allen Orten über das teure Vaterland bringen.“ Allein es sollte nicht bloß bei den Streichungen bleiben, es kam auch noch zu weit ernüchternden Konflikten. Börne hatte eine aus Rom datierte Korrespondenz eines französischen Blattes gebracht, in der die angeblichen Absichten Oesterreichs auf Wiedererrichtung eines „Königreiches Rom“ als Sekundogenitur der Habsburger erörtert wurde. Der Zensur Severus hatte die Übersetzung nicht beanstandet. In Wien erregte der Artikel jedoch Mißvergnügen, und der österreichische Minister-Resident in Frankfurt, ein Herr von Handel, mußte deswegen beim Senate Klage führen. Darauf entschuldigte sich der Zensur, er habe den Artikel nur frei gegeben, wenn er einem deutschen Blatte entnommen sei. Börne erklärte jedoch

daß diese Einschränkung nicht gemacht worden sei, vermochte aber  
 das betreffende Censurblatt vom April es war mittlerweile  
 nicht mehr vorzuweisen, und infolgedessen  
 das Frankfurter Polizeigericht folgendes charakteristische  
 Theil:

In Untersuchungssache gegen A. Börne, Übertretung der  
 Censurweisung betreffend, ist der Bescheid:

Nachdem:

1. der in Nr. 107 der „Zeitung der Freien Stadt Frank-  
 furt“ unter der Aufschrift: Italien, Rom, 15. März, enthaltene  
 Artikel an sich schon so geartet ist, daß die Redaktion solchem in  
 einem Falle eine Aufnahme hätte gestatten sollen;

2. der Redakteur nicht mehr mit Bestimmtheit zu behaupten  
 vermag, daß die Censur diesen Artikel habe passieren lassen, auch  
 die Vorlegung des Censurblattes unter dem unstatthafsten Vor-  
 wesen, solches nicht mehr zu besitzen, hartnäckig verweigert, nicht  
 minder auf die wiederholt an ihn, mit umständlicher Erklärung  
 des ihn betreffenden Präjudizes, gestellte Frage sich gar nicht ein-  
 lassen hat;

3. die früher gegen den Redakteur der „Zeitung der Freien  
 Stadt Frankfurt“ gepflogenen Untersuchungen allerdings zu dem  
 Verdacht berechtigten, daß er auch bei diesem Artikel die Censur-  
 vorschriften unbeachtet gelassen, welcher Verdacht durch die Ver-  
 weigerung der Vorlegung des Censurblattes — als des Docu-  
 mentes, womit jeder Redakteur bei vorkommenden Fällen sich über  
 die Befolgung der Censurweisung legitimieren muß — zur Ge-  
 wißheit erhoben wird. Als wird derselbe wegen dieser wieder-  
 holt Nichtbefolgung der Censur-Vorschriften bei einem Artikel,  
 der ohnehin seines höchst anstößigen Inhalts wegen nicht hätte in die  
 Zeitung aufgenommen werden dürfen, in eine vierzehntägige  
 Arreststrafe auf der Polizeiwache, sowie zur Bezahlung  
 der Untersuchungskosten verurteilt; er wolle denn binnen acht  
 Tagen durch Vorlegung des Original-Censurblattes beweisen, daß  
 die Censur diesen Artikel entweder pure, oder unter einer von

ihm erfüllten Bedingung habe passieren lassen, als worauf anderweitige Verfügung ergehen soll.

Decretum Polizei-Gericht, am 11. Juni 1819.

In fidem copiae:

Gravelius, Aktuar.

Börne mußte darauf vierzehn Tage unter Gaunern, Bettlern und Dieben zubringen, und es ward ihm außerdem verboten, die Zeitung weiterhin zu redigieren. Nach einem kurzen Interregnum übernahm dann 1821 der Hofrat R. B. Verly die Redaktion in längere Jahre.\*)

Am wenigsten günstig stand es mit dem „Frankfurter Journal“, das sich zunächst gar nicht erholen konnte und erst 1819 nur eine Auflage von 200 Exemplaren hatte. Doch erzagte der jetzige Herausgeber, der Drucker Johann Ludw. Heller, dem die Vormünder der Diezischen Kinder das Blatt überlassen hatten, keineswegs und führte dann auch später in langer rastloser Tätigkeit eine neue Blüte des Blattes herbei.

Recht verheißungsvoll begann sich eine neue Zeitung im Herzogtum Nassau zu entwickeln; leider sollte ihr Leben nur von kurzer Dauer sein. In Nassau waren die Zeitungsverhältnisse bisher wahrhaft kläglich gewesen (Vergl. Bd. II, S. 17), nachdem nun aber die Einrichtung einer auf konstitutionellen Grundsätzen beruhenden Verfassung verkündet und die Pressefreiheit eingeführt worden war, wünschte die Regierung auch eine der Bedürfnissen der neuen Zeit entsprechende Zeitung zu besitzen und zog, wohl hauptsächlich auf Betreiben des Regierungspräsidenten von Ibell, den umsichtigen, in weiten Kreisen geschätzten Publizisten Johannes Weizel zur Gründung einer solchen heran. Weizel hatte 1814 nach dem Sturze der französischen Herrschaft in Mainz auf den Wunsch der dortigen provisorischen Regierung die Redaktion der „Mainzer Zeitung“ wieder übernommen, gab aber die ihm nicht mehr in der früheren Weise zu-

---

\*) Näheres in Börnes gesammelten Schriften, besonders in den Aufsätzen: „Die Zeitung der freien Stadt Frankfurt“ und „Denkwürdigkeiten der Frankfurter Zensur“.



nde Stellung gern auf, als der Ruf nach Wiesbaden an ihn erg. Die nassauische Regierung gewährte ihm ein Jahres-  
 alt von 1200 Gulden und verlieh ihm den Charakter eines  
 sionsrates und den Titel eines Hofrates, dagegen verpflichtete  
 Weizel, auf eigene Rechnung und Gefahr eine viermal wöchent-  
 erscheinende Zeitung unter dem Titel „Rheinische Blätter“  
 auszugeben. Dadurch gelangte Nassau mit einem Schlage  
 den Besitz einer politischen Zeitung, die, dank der gewandten  
 der ihres Redakteurs, bald Einfluß und Ansehen gewann.  
 rigens tat auch die Regierung noch alles, was in ihren Kräften  
 und, das Blatt zu fördern. Alle Behörden, die bisher auf  
 sten des Staates oder der Kirche die Frankfurter „Oberpost-  
 tszeitung“ zu halten berechtigt gewesen waren, wurden ange-  
 efen, von jetzt ab auf die „Rheinischen Blätter“ zu abonnieren,  
 wie alle Ediktalladungen und sonstigen öffentlichen Bekannt-  
 chungen, die, abgesehen von dem „Herzoglichen Intelligenz-  
 att“, bisher noch in die Frankfurter „Oberpostamtszeitung“  
 ingerückt worden waren, in der inländischen Zeitung bekannt zu  
 machen. Dem Herzoglichen Stadtdirektor zu Wiesbaden wurde  
 ufgegeben, jedenfalls für sich selbst aus dem ihm dafür ausge-  
 gten Betrage diese Zeitung gleich dem Verordnungs- und In-  
 ligenzblatte anzuschaffen und für seine Amtsnachfolger gleich  
 nderen öffentlichen Urkunden aufzubewahren, zugleich aber auch  
 rauf hinzuwirken, daß in den Städten von den Stadtschult-  
 isen und in den größeren Gemeinden von dem Oberschultheißen  
 r Exemplar der „Rheinischen Blätter“ für Rechnung der Ge-  
 eindeklasse angeschafft werde.\*)

Auf diesem so weithin geebneten Wege begannen die „Rhei-  
 nischen Blätter“ am 2. Juli 1816 ihren Lebenslauf. Es ver-  
 and sich von selbst, daß die Zeitung in erster Linie die Inten-  
 onen der nassauischen Regierung in der öffentlichen Meinung  
 ertrat; diese Richtung einzuhalten, konnte aber Weizel nicht  
 schwer fallen, da er den Grundsätzen, nach denen der Regierungs-

\*) G. Zedler, Der nassauische Publizist Johannes Weizel (Annalen d.  
 Vereins f. nass. Altertumskunde. 30. Band) Wiesb. 1899.

präsident von Zbell die Verwaltungsorganisation des Herzogtum Nassau durchführte, aus voller Überzeugung zustimmte. In nassauischen Verhältnissen wurde jedoch nur ein kleiner Teil der Zeitung gewidmet; Weizel strebte von vornherein danach, nicht nur ein öffentliches Organ für Nassau, sondern auch zugleich für den ganzen Mittelrhein zu schaffen, der seit der Unterdrückung des „Rheinischen Merkurs“ keine Stimme mehr besaß, die die eigentümlichen Zustände dort freimütig besprach. Doch war Weizel weit davon entfernt, sich der preußischen Regierung, die mit allem Nachdruck bestrebt war, das neu erworbene Gebiet am Rhein dem übrigen preußischen Staatskörper zu einem organisierten Ganzen einzugliedern, irgendwie oppositionell gegenüber zu stellen; aber er war auch andererseits immer bereit, für die Wahrung der Eigentümlichkeiten der Rheinländer einzutreten und auch die berechtigten Wünschen und Ausstellungen seiner Landsleute in den Spalten seines Blattes zu öffnen. Das wurde jedoch von der preußischen Regierung sehr unangenehm empfunden, um so mehr als die Mißstimmung in der neu erworbenen Provinz von Jahr zu Jahr wuchs, und sie machte deshalb wiederholt Versuche, die freimütigen Sprecher den Mund zu schließen, wie sie es zuvor mit Görres und seinem Blatte getan hatte. Als die „Rheinischen Blätter“ im Januar 1817 in Nr. 15 und 16 zwei Artikel veröffentlicht hatten, in denen die Organisation der in den Rheinprovinzen errichteten Regierungen einer scharfen Kritik unterzogen worden war, verlangte der Oberpräsident von Sngerleben zu Koblenz den Namen des Verfassers dieser Artikel, eventuell die Übersendung des Manuskriptes, um durch Vergleich der Handschrift den Einsender zu ermitteln. Allein Weizel wies beides mit Entschiedenheit zurück und erklärte seiner Regierung, daß er keinen Namen nennen werde, es sei denn, daß man ihm erlogene Angaben in den Artikeln nachweisen könne. Der Oberpräsident erachtete aber diese Weigerung Weizels für höchst ungehörig und verlangte von der nassauischen Regierung, im Administrationswege gegen den widerstrebenden Redakteur vorzugehen. Der nassauische Staatsminister von Marschall gab jedoch die Erklärung ab, daß die Landesgesetze ihm im vorliegenden Falle nicht erlaubten, wei-

Schritte zu tun. Ein halbes Jahr später kam es zu einem neuen Konflikt. In der Nummer vom 21. Juni 1817 wurde die große Leutung besprochen, die damals in den Rheinlanden herrschte, und darüber geklagt, daß die preußische Regierung nicht der erforderlichen Umsicht und Schnelligkeit der Not gewürdigt habe. Durch diesen Vorwurf fühlte man sich aber in Berlin um so empfindlicher berührt, als damit auf einen allgemeinen Mangel in der Verwaltung, die Schwerfälligkeit und Inertie, ganz richtig hingewiesen wurde, und es war kein geringerer als der Staatskanzler Fürst Hardenberg selbst, der den Ministerresidenten von Mettingh in Wiesbaden beauftragte, über die Zügellosigkeit des Redakteurs der „Rheinischen Blätter“ bei der nassauischen Regierung dringend Beschwerde zu führen. Seine Majestät erwarten die Ausmittlung des Einsenders jenes Aufsatzes“, schrieb der Staatskanzler, „und daß man denselben der gebührenden Strafe ziehen werde. Zugleich ersuche ich Sie, darauf anzutragen, daß der Redakteur zum Widerruf und zur Berichtigung der nach dem abgeschrieben anliegenden Berichte des Staatsministers von Jägerleben falschen Tatsachen angehalten und für die Folge einer strengeren Zensur unterworfen werde.“ Weizel lehnte jedoch wiederum die Namensnennung ab, da der betreffende Artikel nur Tatsachen enthalte.“ „Es ist schmerzlich“, schreibt er seine Rechtfertigung, „bei den reinsten Absichten und dem aufrichtigsten Bestreben, nützlich zu sein, solche Vorwürfe zu hören, die tief demütigen müßten, wenn sie verdient wären. Ich werde gern alles Ausrührende vermeiden, die Erzählung von Tatsachen aber liegt in meinem Beruf.“ Der Staatsminister von Marschall hielt es nun zwar für richtig, dem Berliner Kabinett sein Bedauern über den Vorfall auszudrücken, begnügte sich aber dem Ministerresidenten von Mettingh gegenüber, diesem die nassauische Verordnung über Pressefreiheit zu übersenden mit der bloßen Versicherung, daß Weizel aller Veranlassung zu weiteren Beschwerden aus dem Wege gehen werde. Und als von Mettingh nochmals bei dem Staatsminister von Marschall vorstellig wurde, entschwerte sich dieser über das anmaßende Benehmen und hatte die Genugtuung, daß der preußische Minister des Auswärtigen,

Jordan, ihm durch den nassauischen Ministerresidenten Generalmajor von L'Estocq erklären ließ, daß v. Mettinghs Zudringlichkeit und seine Zumutung, den Redakteur der „Rheinischen Blätter“ zur Nennung seines Korrespondenten zu zwingen, in Berlin durchaus mißbilligt werde. \*)

Solche Differenzen hielten Weizel jedoch nicht ab, dort, wo er es für richtig hielt, auch seine Stimme zu Gunsten der preussischen Regierung zu erheben. Als der rheinische Adel von dem Staatskanzler von Hardenberg bei dessen Rheinreise die Berufung der alten Landstände verlangte, und Görres in der sogenannten Koblenzer Adresse die Rückkehr zu dem alten Feudalsystem irrderte, trat Weizel mit seiner ganzen Beredsamkeit diesen reaktionären Bestrebungen entgegen und verteidigte sowohl die soziale Gleichheit, wie die kirchliche Parität. Dadurch leistete er der preussischen Regierung einen großen Dienst, und da mittlerweile für diese die Verhältnisse noch schwieriger wurden, so war natürlich, daß bei Hardenberg schließlich der Wunsch aufstauete, diesen „Herold der öffentlichen Meinung in den Rheinlande“ dauernd in das preussische Lager hinüberzuziehen. Er ließ Weizel Verhandlungen anknüpfen und ihm den Vorschlag machen, mit den „Rheinischen Blättern“ nach Bonn überzusiedeln. Diese Aufforderung zu entsprechen war Weizel auch nicht abgeneigt; trat er doch dann in weit größere Verhältnisse; aber er mußte vorher wissen, ob ihm die preussische Regierung auch gestattet würde, seine allgemeinen politischen Grundansichten in seiner Zeitung zum Ausdruck zu bringen. Er ließ daher dem Staatskanzler eine Denkschrift „Rheinpreußen im Dezember 1818“ überreichen, in der er sein politisches Glaubensbekenntnis entwickelte. Einleitend legte er den Einfluß des Volkes und der öffentlichen Meinung im Prozesse des Staatslebens dar. „Die Stimmung der Zeit,“ sagte er, „ist wesentlich demokratisch; in den aufklärten Ländern ist sie es besonders und somit auch am Rhein. Freiheit und Gleichheit, dieser so verschrieene Ruf, an den sich schmähliche und furchtbare Erinnerungen knüpfen, ist das Lösungswort.“

\*) Zedler, S. 164.

der Gegenwart: Freiheit, die Befugnis, nur dem Gesetze zu gehorchen, Gleichheit, die allgemeine Verpflichtung, einem und demselben Gesetze untertan zu sein. In fünfzig Jahren ist in der schönsten Hälfte von Europa der Sieg dieses Wahlspruches entschieden. Diese Freiheit und diese Gleichheit werden dann ihre Bürgerschaft begründet haben; ob auf eine blutige oder unblutige Weise, das hängt von uns ab. Dieser demokratische Geist ist im Grunde eigentlich monarchisch. Ohne erbliche Monarchie weder Freiheit noch Sicherheit, darüber sind alle Verständigen unter uns einig, und auch darüber, daß diese Freiheit und Sicherheit, wie die Würdigkeit des Thrones selbst, ihre Bürgerschaft in einer Verfassung suchen.“ Abgesehen davon, daß die allgemeine Erwartung der Führung der letzteren bis jetzt getäuscht sei, habe man die Rheinländer noch durch mannigfache Mißgriffe der preußischen Verwaltung besonders gekränkt. Das wirksamste Mittel, die begangenen Versehen wiedergutzumachen, sei eine sorgfältige Auswahl der höchsten Provinzialbeamten. Die Beamten müßten nicht nur so sehr das Vertrauen des Volkes wie des Königs haben. Die letztere Bedingung ist am Rhein besonders wichtig, weil es dort eine öffentliche Meinung unter aufgeklärten Menschen gibt.“ Das Volk verstehe nicht jeden und werde nicht von jedem verstanden, wenn sie auch dieselbe Sprache sprächen. Darum sei es wichtig und billig, einem Lande Vorgesetzte zu geben, die seinen Sitten, ihren Begriffen, Sitten und Gewohnheiten nicht fremd seien. Leider habe die preußische Regierung viele Beamte in die Rheinlande gesandt, die dort nicht am Platze seien, und deshalb die Stimmung dort nach und nach durchaus preußenfeindlich geworden.

Diesen freimütigen Darlegungen stimmte der Staatskanzler vollkommen zu, denn er richtete jetzt unter dem 26. Februar 1819 an Weigel ein Schreiben, in welchem er ihn aufforderte, sofort seinen Wohnsitz in den preußischen Rheinprovinzen, wo es ihm beliebt, zu nehmen und dort fortan die „Rheinischen Blätter“ herauszugeben. Dabei sprach Hardenberg die Erwartung aus, daß Weigel in seiner Zeitung das Interesse des preußischen Staates zu seinem Hauptaugenmerk machen und das Blatt im

Weiste der Mäßigung, besonnenen Billigkeit und Leidenschaftlichkeit die Prüfung redigieren und überhaupt das seinen Händen vertraute Organ der Öffentlichkeit mit Umsicht und Klugheit gebrauchen werde, damit der Geist der neuen Provinzen mit der älteren vertraut gemacht und freundlich verbunden, und wohlthätiger Einfluß auf die Stimmung dieser Länder ausgeübt werde. Zugleich wurde ihm für die „Rheinischen Blätter“, jetzt nur unter seiner Redaktion, die Befreiung von der Zensur zugesichert, ferner, um ihn einigermaßen von der Abhängigkeit freizumachen, in der sich jeder Redakteur mehr oder weniger vor der Zahl seiner Abonnenten befinde, ein vom 1. Jan. 1819 ab zu bezahrendes Jahresgehalt von 1000 Talern mit der Aussicht auf künftigen Erhöhung dieser Summe, außerdem 500 Taler Zulagegelder und der Titel eines Geheimen Hofrates.

So verlockend nun auch diese Anerbietungen waren, vermochte sich Weizel doch nicht so ohne weiteres zu entschließen. In einem Antwortschreiben vom 12. März betonte er, daß er, wenn er den auf ihn gesetzten Erwartungen entsprechen sollte, die öffentliche Meinung für sich haben müsse. Sein ganzes öffentliches Sein sei ein Geschenk der öffentlichen Meinung. Durch jeden raschen Wechsel setze er sie aber aufs Spiel. Er werde nicht unterlassen, ihn als einen Parteigänger darzustellen, dessen Grundsätze und Dienste käuflich seien. Aus diesem Grunde möchte er seine gegenwärtigen Verhältnisse nur ablösen, nicht abbrechen, und bat deshalb, sein Berufungspatent noch hinauschieben zu wollen. Außerdem wünschte er, es möge der Befreiung von der Zensur eine so ausdrückliche Sanktion gegeben werden, daß er nur dem Könige, dem Staatskanzler und seinem Gewissen verantwortlich bleibe, gegen untergeordnete Stellen und Lokalbehörden sich aber nie zu rechtfertigenden Erörterungen verpflichtet sehe. Dem Könige und dem Vaterlande sich nützlich zu machen, bezeichnete er als einen der größten Wünsche seines Lebens, denn, schloß er, „in meiner Seele steht die Überzeugung unerschütterlich fest, daß Deutschland nur durch und mit Preußen zu retten ist.“ In einem zweiten Schreiben an Hardenberg vom 11. Juni 1819 bat dann Weizel um noch weitere Hinausschiebung

Berufung, weil sich die Stimmung in den Rheinlanden noch verschlimmert habe. Gehe er unter diesen Verhältnissen der ihm zugedachten Bestimmung ab, so komme er in die schmerzliche Lage, mit der öffentlichen Meinung zu brechen, oft in einer der Regierung mißfälligen Lage zu erscheinen. Wünsche deshalb nicht eher abberufen zu werden, bis etwas Scheidendes für das Land, sei es durch Errichtung von Ständen oder auf irgend eine andere Weise, geschehen sei.

Inzwischen waren die Karlsbader Beschlüsse gefaßt worden; folgten die Bundestagsbeschlüsse vom 20. September. Inzwischen wurde am 5. Oktober 1819 im Herzogtum Nassau die Zensur wieder eingeführt. Darauf trat Weißel von der Redaktion der „Rheinischen Blätter“ zurück und erhielt unter dem 1. Oktober einen Urlaub auf unbestimmte Zeit. Sein Nachfolger wurde der Konrektor Fischer.

Mit den Karlsbader Beschlüssen war aber auch der eigentliche Zweck von Weißels Berufung nach Preußen hinfällig geworden. Die preußische Regierung brauchte nicht mehr auf die öffentliche Meinung einzuwirken und sich gegen Angriffe in der Presse zu wahren, sie hatte ja durch die Karlsbader Beschlüsse Mittel genug in die Hände bekommen, jede Stimme der Unzufriedenheit durch die Zensur sofort zum Schweigen zu bringen. Sie nahm daher auch davon Abstand, Weißel nach Preußen zu berufen, und ging dabei mit aller diplomatischen Geschmeidigkeit zu Werke. In den verbindlichsten Worten drückte Hardenberg in einem eigenhändigen Briefe vom 13. September 1819 Weißel sein Bedauern aus, daß Preußen unter den obwaltenden Umständen der Absicht, einen so ausgezeichneten Publizisten zu besitzen, entsagen müsse, und bot ihm eine Geldentschädigung. Weißel wies diese zurück. „Das Spiel war eine lustige Possé,“ schrieb er später an einen Freund, „in der ich als ehrlicher Hanswurst abspielte.“ Einmal ist es den Herren Ernst gewesen, da die „Rheinischen Blätter“ noch im Gange waren. Diesen hat man beglückwünscht; sie sollten gewonnen werden, da sie nicht unterdrückt werden konnten. Kaum hatten die Karlsbader Konferenzen der Sache ein anständiges Ende gemacht, als man auch eine andere



Sprache führte. Es hatte ja zu regnen aufgehört, warum ist man den lästigen Schirm nicht in die Ecke stellen?“

Leider war damit die journalistische Tätigkeit Weizels immer abgeschlossen. Ein weitstrebender Geist, der einem großen Staate Fackelträger und Wegweiser hätte werden können, wurde in die Ecke gedrängt und führte dort von nun an das stille Leben des Gelehrten. Im Dezember 1820 nahm Weizel die Stelle des Bibliothekars der öffentlichen Bibliothek zu Wiesbaden an, schrieb eine Geschichte der Staatswissenschaft, ein interessantes Buch „Das Merkwürdigste aus meinem Leben und aus meiner Zeit“ und starb am 10. Januar 1837, seit Jahren tief verstimmt über die traurigen politischen Zustände Deutschlands.

Die „Rheinischen Blätter“ waren unterdessen bereits am 1. Oktober 1820 eingegangen, worauf dann das Herzogtum Nassau bis zum Jahre 1848 kein einziges politisches Blatt besaß.

In der Stadt Mainz fügte es abermals ein glücklicher Zufall, daß die „Mainzer Zeitung“ auch jetzt wieder in durchdringtüchtige Hände kam. Wie schon erwähnt, leitete zunächst Weizel das Blatt von 1814 bis Mitte 1816, und dann trat der ausgezeichnete Friedrich Lehne an seine Stelle. Im Jahre 1771 in Gernsheim in Hessen geboren, war Lehne schon als Knabe nach Mainz gekommen, hatte dann dort studiert und hierauf längere Zeit die Stelle eines Professors der schönen Wissenschaften an der Universität zu Mainz bekleidet. Nach deren Aufhebung wurde er Bibliothekar der Stadt Mainz und schließlich auch Redakteur der „Mainzer Zeitung“. „Die Zeitung hat sich“, rühmt Görres von ihr (Rh. Merk. Nr. 80), „seit dem Augenblicke ihres Wiedererscheinens durch manche Eigentümlichkeit des Urteils und freies Ansichts ausgezeichnet.“ Dieses offene Hervortreten Weizels hielt auch Lehne für seine heilige Pflicht ebensowohl bei den inneren wie bei den auswärtigen Angelegenheiten. So hatte er auch den Mut, gegenüber dem allgemeinen glühenden Hass gegen Napoleon, der naturgemäß noch im Herzen eines jeden Patrioten nachzitterte ganz energisch seinen Abscheu über die nichtswürdige Peinigung des Gefangenen von St. Helena durch Sir Hudson

den Ausdruck zu geben. „Die Behandlung Napoleons auf St. Helena“, schrieb er (1818, Nr. 137), „zu welcher England keineswegs berechtigt ist, wird ein ewiges Schandmal in seiner Geschichte bleiben, wenn er dieser Behandlung unterliegt.“ Ein besonderes Verdienst erwarb sich Lehne noch um die Erforschung der Altortümer der Stadt Mainz. Die Ergebnisse dieser Studien veröffentlichte er in der „Mainzer Zeitung“ in einer Reihe von Aufsätzen, deren einer auch von Goethe anerkannt wurde. Nach langer schmerzhafter Krankheit starb er 1836.

Durchaus kläglich sah es mit den sonstigen Zeitungen im Flußgebiete des Rheins aus, mit der „Darmstädter Zeitung“, der „Kölnischen Zeitung“, der „Großherzogtl. badischen Staatszeitung“ u. s. w. Sie waren sämtlich hinter der Zeit zurückgeblieben und trugen durch alle die charakterlose Physiognomie des ehemaligen rheinischen Landes. „Sie liegen in völliger Schlassucht befangen,“ spottet Schlegel (Rh. Merk. Nr. 80). „Größtenteils auf das schlechteste Schreibpapier gedruckt, erzählen sie andern Blättern die Begebenheiten kalt und unteilnehmend nach; sie wissen nichts von dem, was die ganze Welt bewegt; ihnen hat sich nichts begeben, als daß die Bewegung der Heere rückläufig geworden ist; nicht die Freude noch die Traurigkeit hat sie von Anfang an aufgeregt; alles schleppt sie in lauer, kübler, nüchterner Langeweile hin. Die rückkehrenden Soldaten würden nichts daran auszusetzen finden.“ Doch setzt Schlegel noch entschuldigend hinzu: „Wir glauben übrigens gern, daß die Charakterlosigkeit weniger das Werk der Herausgeber, als das der Censoren ist.“ So findet sich denn auch vieles in diesen Zeitungen schief und falsch dargestellt. Z. B. war sowohl von der preussischen wie auch französischen maßgebender Seite gewünscht worden, daß in den Berichten über den zweiten Einzug der Franzosen in Paris vermeldet werde, er sei unter dem „ungeheuren Jubel“ der Pariser vollzogen worden. Das geschah nicht, worauf denn diese geschichtliche Lüge auch in verschiedenen historischen Werken überging. In Wahrheit war das Gegenbild bei dem Einzuge der Franzosen der Fall. Gustav Harfort schrieb am 1. Juli 1815 aus Paris an seine Eltern: „Gestern sind wir wirklich, zwar nicht unter den Akklamationen des Volkes,

das sich im Gegenteile oft mit: à bas les Prussiens! et l'Empereur! etc. etc. vernehmen ließ, eingerückt.“\*)

Nicht viel besser war es in den beiden Königreichen Württemberg und Bayern mit der Zeitungsliteratur bestellt. Dem erstgenannten Lande war nach wie vor der „Schwäbische Merkur“ die Hauptzeitung, aber wie ärmlich nahm sie sich immer aus! Unter der Gewaltherrschaft des Königs Friedrich durfte sie ebensowenig ein freies Wort sagen, wie ehemals unter dem Drucke des napoleonischen Regiments. Veranlassung, sein politisches Amt zu üben, hätte der Herausgeber und Redakteur Professor Chr. Gottfried Elben reichlich gehabt, denn unmittelbar nach dem Friedensschlusse begannen die bekannten Verfassungskämpfe in Württemberg, die das ganze Land aufs tiefste erregten, aber dem „Schwäbischen Merkur“ war nicht gestattet, darüber zu berichten, nur das Nützlichste, die Aktenstücke, das rein Äußerliche durfte er mitteilen. Von den heftigen Debatten fiel kein Scherz. Nach dem Tode des Königs Friedrich (30. Okt. 1816) besserten sich die Verhältnisse etwas. König Wilhelm stellte viele Freiheiten ab und führte sogar mit dem 30. Januar 1817 die Pressefreiheit ein. Infolgedessen wurde in die Verfassung der § 1 aufgenommen, der jedem Bürger Denkfreiheit, und ferner § 24, der die Freiheit der Presse und des Buchhandels in vollem Umfange, jedoch unter Beobachtung der gegen den Mißbrauch bestehenden oder künftig zu erlassenden Gesetze, zusicherte. Aber durch langjährige Knechtschaft eingeschüchtert, glaubt der „Schwäbische Merkur“ doch nur sehr bescheidenen Gebrauch von dieser Freiheit machen zu dürfen. Man sieht ihm ordentlich die Schlichtertheit an, mit der er eine neue Rubrik „Auf nicht öffentliche Weise eingegangene Nachrichten“ einführt und in dieser nur auch Kammerberichte bringt. Doch auch diese sind nur Auszüge aus den Protokollen der Versammlung und mit peinlichster Unparteilichkeit abgefaßt. Zunächst werden auch noch nicht die Namen der Redner genannt, erst später getraut man sich, sie mitzuteilen, und dann gibt man auch schließlich die Abstimmungslisten be-

\*) U. Berger, Der alte Hartort. 2. Aufl. 1890, S. 139.

t. Weiterhin wagt dann der Redakteur noch andere Kund-  
 ington, auch offiziellen Inhalts, mitzuteilen, so ein Geh. Rats-  
 ben an den Prinzen Paul, der sich auf die Seite der Alt-  
 er, der Gegner des Königs, gestellt hatte, und eine Eingabe  
 Tübinger Bürger betreffs der Verfassungssache, was die Ab-  
 ung des Oberamtmauns Wieg nach Tübingen veranlaßt, um  
 Bürgern das amtliche Mißfallen auszudrücken.\*) Auch die  
 merverhandlungen in Baden, an denen sich ein Kottek, Wessen-  
 Thibaut und Liebenstein beteiligten, werden wiedergegeben,  
 t Ereignisse, wie das Wartburgfest und die Tat Sands, mit  
 n gewissen Freimute besprochen. Die Feier auf der Wart-  
 rühmt der Verfasser des Berichtes als ernst und schön.  
 an bemerkte den tiefen Eindruck,“ schreibt er, „den sie auf  
 edlen Jünglinge machte. Dieser Eindruck wird unverlöschlich  
 “ Sand wird ein „exemplarischer Jüngling“ genannt, und  
 e Tat erfährt das verständige Urteil: „Nur schwärmerische  
 rteilwut konnte dieses Ungeheure erzeugen, indem sie gegen ihr  
 nes Ziel wütete!“ Als der reaktionäre Vicomte de Bonald  
 r Kobebues Tod ausruft: „Der Fanatismus kehrt in das Vater-  
 d von Huß und Luther zurück und vermeint, im Protestantismus  
 Ursprung des Unheils finden zu müssen,“ da fügt der „Mer-  
 “ hinzu: „Nicht auch in der Philosophie? Dieses fehlte noch  
 gewöhnlichen Tirade!“ Damit ist aber der Höhepunkt der  
 eßfreiheit erreicht; die Karlsbader Beschlüsse sind mittlerweile  
 äßt worden, und bald weht ein eisig-kalter Wind von Frank-  
 t her Ein Gesetz vom 1. Oktober 1819 verkündet, daß fünf-  
 alle politischen Tagesblätter und Zeitschriften Württembergs  
 ter Obergewalt und Leitung des Ministeriums der auswärtigen  
 gelegentlich der Zensur unterworfen seien, und die Regie-  
 ng zeigt auch alsbald, daß sie den Karlsbader Beschlüssen Gel-  
 ng verschaffen will. Als am 7. Oktober 1819 eine Eingabe  
 n Stadtrat und Bürgerausschuß in Eßlingen, die zwar Dank  
 die eben zustande gekommene Verfassung, aber auch Be-  
 rzung über die Karlsbader Beschlüsse ausspricht, ihren Weg

\*) Otto Elben, Gesch. d. Schwäbischen Merkurs, Stuttg. 1885, S. 47.

noch in den „Schwäbischen Merkur“ findet, wird dem Jeder das Aktenstück nicht beanstandet hat, schon ein Verwehrt. Bald verschärft sich dann die Aufsicht über die Presse, nicht lange, so liegt ein bleierner Druck auf allem geistigen Verkehr; kein freies Wort darf mehr öffentlich ausgesprochen werden. Ein Versuch des Aurländers F. G. L. Lindner, 1819 in Stuttgart eine freisinnige Zeitung „Die Tribüne, Württembergische Zeitung für Verfassung und Volkserziehung zur Freiheit“ herauszugeben, schlug daher vollständig fehl; die Zeitung erschien nur kurze Zeit. Ebenso die „Neue Stuttgarter Zeitung“, Hr. Seybold herausgab. Sie wurde ohne jedes richterliche Erkenntnis unterdrückt.

Ganz besonders trüb sah es in Bayern aus. Dort stand der Minister Montgelas, der „erste Staatsmann des Rheinbundes“, auch weiterhin am Ruder geblieben und regierte noch wie vor ganz im Geiste des napoleonischen Despotismus. Sein Hauptbestreben war, Bayern durchaus selbständig zu machen und mithin jeden Zusammenschluß der deutschen Staaten zu einer Gesamtmacht zu verhindern. Er suchte daher Preußen, wo möglich, zu schwächen, die nationalen Bestrebungen als „Deutsche Mischelei“ zu diskreditieren und jede deutsch-nationale Bewegung in Bayern zu unterdrücken. Die Feier des achtzehnten Oktobers wurde bereits 1816 verboten, und diejenigen, welche, ohne Erlaubnis der Polizei eingeholt zu haben, den denkwürdigen Tag begingen, erhielten als „Ruhestörer“ eine Strafe. Der gesamten bayerischen Beamtschaft aber wurde, um ihnen jede Agitation für die deutsche Sache unmöglich zu machen, untersagt, für irgend eine ausländische, d. h. nicht-bayerische Zeitung zu schreiben.

Dieser furchtbare Druck, mit dem Montgelas jede deutsch-nationale Gesinnung zu vernichten trachtete, wurde besonders schmerzlich von dem Kronprinzen Ludwig empfunden, der für die alte deutsche Herrlichkeit schwärmte und darum bei seinem Vater, dem König Maximilian Joseph, seinen ganzen Einfluß geltend machte, den Minister zu stürzen. Doch erst im Februar 1817 gelang es ihm, den König zu diesem Schritte zu bewegen. Eine wesentliche Änderung in der Haltung Bayerns wurde damit aber

ht herbeigeführt; das neue Ministerium war ebensowenig wie ontgelass imstande, die neue Zeit zu begreifen, und insofgedessen wickelte sich nach und nach eine allgemeine Mißstimmung in yern. Um dieser nun zu begegnen und zugleich auch die entliche Meinung in Deutschland für sich zu gewinnen, die sich eissen durch seine reaktionären Bestrebungen mehr und mehr scherzt hatte, griff die bayrische Regierung zu dem alten Ver- rechen zurück, dem Lande eine Verfassung zu gewähren, arbeitete a solches Grundgesetz in kurzer Zeit aus und ließ es am . Mai 1818 verkündigen. Dadurch erwarb sich Bayern das erdienst, als erster größerer Bundesstaat die Verheißung der undesakte erfüllt zu haben, und wurde deshalb in ganz Deutsch- und als der liberalste Staat gepriesen. In Wahrheit war aber ar sehr wenig gewonnen; besonders blieb die Presse in ihren anden; die Zensur für die Zeitungen wurde beibehalten. In r III. Beilage der Verfassungsurkunde lautete der § 2 des diktes über die Pressfreiheit: „Ausgenommen von dieser Frei- it sind alle politischen Zeitungen und periodischen Schrif- n politischen oder statistischen Inhalts. Dieselben unterliegen er dafür angeordneten Zensur.“

Dadurch war der bayrischen Presse auch fernerhin jede freie einungsäußerung versagt und ein ersprießliches politisches Leben unmöglich. Ausführlich und mit großem Freimuth wagte dies der Ab- ordnete und Regierungs-Direktor Dr. Ign. Rudhart in einem hriftchen darzulegen.\*) Jede Regierung muß stets darnach achten, führte er aus, das öffentliche Bedürfnis auf das ge- ueste kennen zu lernen. Das öffentliche Bedürfnis kommt aber m Ausdruck in der öffentlichen Meinung. Das beste Mittel, e öffentliche Meinung kennen zu lernen, ist die Pressfreiheit, d unter allen Gattungen von Schriften sind zu diesem Ende m vortrefflichsten die politischen Zeitungen und Tagesblätter. ie empfangen und verbreiten Nachrichten und Gedanken für d wider schnell und wohlfeil, alle Tage, ja alle Augenblicke

\*) Rudhart, über die Zensur der Zeitungen im allgemeinen und be- anders nach dem bayrischen Staatsrechte. Erlangen 1826.

unter Gestalten, die allen Ständen, allen Altern und allen Eigenschaften zusagen; sie wirken ununterbrochen und gleichsam mit verdoppelten Schlägen auf die Meinung und sind oft die einzige Schrift auf welche das Lesen einer großen Menge von Menschen beschränkt ist. Allein von unsern bayrischen Zeitungen, so ausgezeichnet die Leistungen mancher in anderer Beziehung sind, darf man unter den bestehenden Verhältnissen solche Wirkungen nicht erwarten. Wir haben gesehen, wie sie bei dem freudigsten Ereignisse, bei Einführung der Verfassung, nach einem kurzen Ausrufe über diesen Gegenstand stumm geblieben sind. Ein Urtheil über die Verfassung oder eine Verteidigung gegen auswärtigen Tadel keine gewagt; die wichtigsten verfassungsmäßigen Ereignisse gehen vor ihnen zuweilen unberührt vorüber; Verordnungen, welche in Frankreich und England mit dem lauten Rufe des Beifalls oder des Tadels und mit allen Erwägungen dafür und dagegen wahr aufgenommen worden, werden von unseren bayrischen Zeitungen entweder ohne Bemerkung und Beurteilung nur einfach angeführt oder gar übergangen. Sie nehmen zwar keinen Tadel gegen die Regierung auf, aber auch die ungeschicktesten und leidenschaftlichsten Angriffe ausländischer Blätter werden von ihnen selten mit einigen Worten widerlegt, klüglich genug gewählt, um den Tadel selbst zu verhehlen. Und weil man wenigstens im Auslande annimmt, in censurirten Zeitungen sei es die Regierung welche spricht, so könnte mancher verleitet werden, das Still-schweigen der bayrischen Zeitungen als ein Zeichen politischer Versunkenheit der Bayern, oder als ein stillschweigendes Einkennntniß der Regierung, oder als Verachtung der öffentlichen Meinung zu erklären. Die Ursache dieses Ungeistes der bayrischen Zeitungen ist aber keineswegs Gleichgiltigkeit der Bayern gegen ihre Verfassung und Regierung, sie liegt lediglich in der Beschränkung der Zeitungen durch die Censur, und so lange diese und vollends mit einer unbegrenzten Willkür der Censoren fortbauert, so lange werden auch deren Übel bleiben. Diese werden aber immer für die Regierung größer sein, als für das Publikum, denn derjenige, welcher seine Meinung in inländischen Zeitungen frei bekannt zu machen gehindert ist, und der ohne



nderniß die Schranken des Gesetzes wohl nicht übertreten hätte, ed zu ausländischen Zeitungen seine Zuflucht nehmen und in fern mit desto größerer Festigkeit und Leidenschaft seinen un- gütlich zurückgehaltenen Meinungen und Gefühlen Luft machen. eichzeitig werden gewiß viele tüchtige Männer, die der Regie- ng ergeben sind und sie freiwillig verteidigen würden, trotzdem weigen, weil sie nicht alles rechtfertigen können und der An- cht sind, daß, wer kein Recht zum Tadeln besitzt, auch das Recht m Lobe verloren habe. Der Regierung bleiben also nur die ivilegierten Verteidiger, die nicht immer die geschicktesten sind. arch solche Verteidigungen kann aber die Regierung die öffent- che Meinung nicht gewinnen. Man versuche es, einen Artikel r Rechtfertigung der Regierung in ein bayrisches Blatt aufzu- hmen: schnell wird er, gleichsam einem stillschweigenden Befehle gend, alle inländischen Blätter durchlaufen; kein Widerspruch rd erfolgen, aber es ist auch, als spräche die Regierung ein, und wahrlich! es ist nicht ein Zeichen der Anerkennung d Beistimmung, daß man jemanden ohne Widerspruch und ohne ntwort läßt.

„So wird eine unbillige Machtübung der Regierung gerächt“, tzt schließlich Rudhart aus, „welche die öffentliche Meinung, att durch geistige Überlegenheit zu leiten, durch physische Gewalt nterdrücken will! Wahrlich: hätte man eine Anstalt erfinden ollen, den Feinden der Regierung alle Mittel zum Angriffe zu ben und jener alle Mittel zur Verteidigung zu nehmen — man ätte die Zensur der Tagesblätter erfinden müssen!“

„Indessen.“ fügt er resigniert hinzu, „besteht nun einmal die ensur der politischen Zeitungen, und da ist denn zurzeit nur arauf zu achten, daß sie nicht weiter als innerhalb der von den eisehen gezeichneten Grenzen ausgeübt werde.“ Darauf entwirft e eine Instruktion für die Zensoren, in der er die von en Gesetzen gesteckten Grenzen genau angibt. Er hebt zunächst rvor, daß die Verfassungsurkunde die Preßfreiheit als Regel usspreche, daß aber bei den politischen Zeitungen eine Ausnahme on der Regel gemacht werde. Diese Ausnahme trete jedoch nur

in vier Fällen ein. Die Zensur könne bei den politischen Zeitungen nur ausgeübt werden:

1. Wenn durch die Bekanntmachung einer Schrift oder eines Aufsatzes ein Strafgesetz übertreten wird (Edikt über die Freiheit der Presse § 6, 7, 8.)

2. Wenn dadurch ein rechtswidriger Angriff auf Privatpersonen gemacht wird (§ 10 des Edikts).

3. Wenn Staatsdiener ihre Vorträge und sonstige Amtsarbeiten oder statistische Notizen, Verhandlungen, Urkunden und sonstige Nachrichten, zu deren Kenntniß sie nur durch ihre Dienstverhältnisse kommen konnten, ohne besondere Erlaubniß dem Druck übergeben.

4. Wenn Schriften oder Aufsätze durch Reiz und Verführung zu Wollust und Laster der Sittlichkeit gefährlich sind.

Über diese Grenze dürfe der Zensor nicht hinausgehen: besonders müsse Tadel der Gesetzgebung und Verwaltung, der sich nirgends verboten sei, den Zeitungen erlaubt sein. Eine kritische Prüfung der Gesetze sei nur förderlich — aber freilich so schließt er nicht ohne Bitterkeit, „wenn die Zensoren wegen eines jeden den Ministern mißliebigen Aufsatzes verantwortlich sind oder die Unzufriedenheit derselben erfahren mußten (und dies haben sie ohne eine bestimmte Instruktion zu wagen), so ist eine gerechte Zensur schwerlich möglich. In diesem Falle nämlich werden die Zensoren im umgekehrten Verhältnisse sein mit den Richtern und Geschworenen. Diese sind beruhigt, wenn sie in Zweifelsfälle lossprechen; die Zensoren aber werden beruhigt und sicher vor Unannehmlichkeiten sein nur — wenn sie streichen. Streichen ist unter solchen Verhältnissen für sie immer das sicherste.“

Und darum strichen sie denn auch immer einfach darauf los ohne irgend welchen höheren Gesichtspunkt einzunehmen, oft in der unsinnigsten Weise, weil es ihnen das bequemste war. Daß sie dadurch die politische Entwicklung des Landes schädigten und in verhängnisvoller Weise aufhielten, fiel ihnen dabei wohl nur selten ein, und auch die Regierung ahnte wohl gar nicht, welche Verantwortung sie durch diese barbarische Unterdrückung jeder

ren geistigen Regung auf sich lud, wie empfindlich sich die politische Unreife, in der das Volk gewaltsam erhalten wurde, rächen werde.“\*)

Am meisten hatte unter diesem schweren Drucke naturgemäß das bedeutendste Blatt, die Augsburger „Allgemeine Zeitung“ zu leiden. Doch befand sich die Zeitung auch noch in anderer Hinsicht in einer mißlichen Lage. In der napoleonischen Zeit war sie eine begeisterte Verehrerin des Kaisers Napoleon gewesen, hatte ganz im französischen Fahrwasser geschwommen (vgl. Band II, 122); jetzt, in der neuen Zeit, konnte sie sich den neuen Verhältnissen wenig befreunden. Wohl hatte sie vorübergehend 1813 und 1814 mit in den allgemeinen Jubel der Begeisterung hinreißen lassen, bald aber stand sie den deutschen Verhältnissen wieder durchaus kühl gegenüber und brachte über die deutschen Zustände nur das Nötigste. Dagegen wandte sich nach wie vor Frankreich ihre lebhafteste Aufmerksamkeit zu. Dort und fort widmete sie dem dortigen Parteileben viele Spalten, und selbst langen Protokollen gestattete sie den breitesten Raum. Daher besaß sie denn auch in Paris eine ganze Anzahl Korrespondenten, von denen ein Baron von Eckstein lange Zeit das meiste lieferte. Doch war Eckstein keine makellose Persönlichkeit. Der Redakteur Stegmann sagt einmal, er sei 1815 der *fidé Juchés* gewesen und „auch sonst nicht unbedenklich.“\*\*)

Von dem wenigen, das die „Allgemeine Zeitung“ über Deutschland brachte, entfiel fast gar nichts auf die Heimat der Zeitung, auf Bayern. Von dem, was sich dort ereignet, was dort die Gemüter erfüllt, wird nur das Wichtigste trocken registriert. Etwas mehr wurde über Österreich mitgeteilt. Durch die Befreiungskriege war das österreichische Volk einigermaßen aus seiner „Theater- und Bachhändl-Stimmung“ aufgerüttelt worden und suchte sich nun etwas mehr über die Weltverhältnisse zu unterrichten. Die Wiener Zeitungen boten ihm aber nichts, und

\*) Vergl. auch Börnes Aufsatz „Die Freiheit der Presse in Bayern“ in seinen gesammelten Schriften.

\*\*) Ed. Hensl, D. Allgem. Zeitung. München 1898, S. 190.

so griff es denn zur Cottaschen „Allgemeinen Zeitung“, die wenigstens von dem großen politischen Sturm und Drang entzweit von dem die übrigen größeren deutschen Zeitungen erfüllt war. Die Auflage der Zeitung, die 1812 bis auf 1007 Abonnenten zurückgegangen war, stieg darauf 1815 bis auf 2719 Exemplare. Dieser österreichische Leserkreis ist dann der Zeitung jahrzehntelang treu geblieben.

Unter diesen Umständen war es natürlich, daß sich Johann Friedrich Cotta nach tüchtigen österreichischen Mitarbeitern umsah. Am liebsten hätte er sich wohl Friedrich von Genß gewonnen, den berühmten literarischen Helfer Metternichs, aber dieser zeigte keine Lust, sich an bestimmte Pflichten zu binden. Doch besuchte er Cotta gern auf der Durchreise in Stuttgart, und bei er dann mit ihm die jeweilige politische Lage besprach, und nahm auch, als er am 12. Dezember 1818 durch Augsburg kam, als literarischer Grandseigneur die Aufwartung des Redakteurs Stegmann in seinem Quartier, den drei Mohren, entgegen. An Beiträgen hat er in dieser Zeit nur zwei geliefert, 1816 einen Aufsatz über das österreichische Papiergeld und 1817 einen anderen über die österreichische Bank. Die politischen Aufsätze, die er sonst schrieb, veröffentlichte er im „Österreichischen Beobachter“ oder in der „Wiener Zeitung“, von wo sie dann die „Allgemeine Zeitung“ regelmäßig übernahm. Diese Artikel erschienen aber natürlich ohne Angabe des Verfassers.

Da nun Genß nicht zu erlangen war, so wandte sich Cotta an Pilat, den Redakteur des „Österreichischen Beobachters“ (Berg- u. Jb. II, S. 224); auch dieser stand ja mitten im politischen Getriebe und kannte Metternichs Ziele und Wünsche ganz genau, da er jahrelang dessen Privatsekretär gewesen war. Doch auch mit ihm ließ sich nicht leicht verkehren; auch er besaß eine recht hohe Meinung von sich und setzte sich Cotta gegenüber auf ein sehr hohes Pferd. Wohl fand er sich bereit, „über die politischen und anderen mehr oder weniger in dieses Fach einschlagenden Ereignisse des österreichischen Kaiserstaates“ Artikel zu liefern, für deren

\* Genß, S. 244.

Wahrheit und Genauigkeit er sich verbürge, aber nur unter der Bedingung, „daß alsdann alle anderen Artikel über Österreich ganz ausgeschlossen bleiben.“ Zugleich verlangte er die strengste Verschwiegenheit seines Namens. Auf diese harten Bedingungen ging Cotta ein und stellte dadurch seine Zeitung vollständig in den Dienst der Metternichschen Regierung, jedoch ganz im geheimen, so selbst der Redakteur Stegmann erfuhr nicht einmal, daß die Korrespondenzen, die jetzt aus Wien unter dem Pseudonym „Ariosto“ einliefen, von Pilat herrührten. Aus dem Geiste, den sie trugen, konnte man ihre Herkunft allerdings erraten. Später weiterte Cotta sogar die Pilat gemachten Konzessionen noch dadurch, daß er seinen Redakteur Stegmann anwies, künftig auch ausdrücklich keinen von denjenigen Artikeln anderer Zeitungen abzurufen, gegen die in dem „Österreichischen Beobachter“ bemerkt wurde, das heißt also, die dem „Österreichischen Beobachter“ aus irgend welchem Grunde nicht genehm waren. Dadurch wurde die Zeitung zur vollständigen Schleppenträgerin der Metternichschen Politik gemacht; sie durfte nicht ein einziges freies Wort über Österreich äußern.

Trotz dieser unerhörten Zugeständnisse erhielt nun Cotta aber doch noch nicht einmal das entsprechende Äquivalent; Pilat zeigte sich nur als ein sehr unregelmäßiger Korrespondent, der zuweilen gar ganz versagte. Allerdings war dies weniger seine Schuld, sondern er schwieg hier auf Wunsch von oben. Die Wiener Regierung sah es nicht gern, daß die österreichischen Verhältnisse und Vorfälle viel in der Presse besprochen wurden, und so kam es, daß manches Wichtige ganz unerörtert vorüberging, zum großen Mißvergnügen Cottas. In einem längeren (von Heydelsheim mitgeteilten) Briefe an den bairischen Gesandten in Wien, Grafen Bray, macht denn auch Cotta einmal seinem Unwillen rückhaltlos Luft. „Gegen seine Macht hat die „Allgem. Ztg.“ von jeher größere Schonung beobachtet“, schrieb er, „als gegen Österreich. Darum ist es nicht zu erwähnen jener in der ganzen bonapartistischen Epoche beobachteten, oft zu den unangenehmsten und gefährlichsten Erweiterungen führenden Rücksicht . . . Um mir fortwährend Artikel anzuschaffen im Geiste des österreichischen Gouvernements zu verschaffen,

trat ich längst in engere Verhältnisse mit dem Redakteur d. „Osterreichischen Beobachters“, Herrn von Pilat. Wenn ich genötigt werde, drucken zu lassen, wie viel Geld mich dieses Verhältnis gekostet hat, und welche seltene, mangelhafte und unbedeutende Nachrichten ich für so bedeutende Summen erhalten habe, wird das Urteil der billigen Lesewelt wahrhaftig nicht gegen mich ausfallen. Ebenso wenig versäumte ich es, mir das Wohlwollen des Hofrates v. Genz zu erwerben. Allein ich gewahrte bald, daß es schwer sei, Herrn v. Pilat so viel anzubieten, als ihm vielleicht (trotz des allgemeinen Widerwillens gegen seine „Beobachter“) ein Verbot der „Allgem. Ztg.“ in Osterreich zu tragen könnte. Ebenso regelmäßig wie die Äquinoctialstürme kamen auch gegen den Schluß jedes halben Jahres Pilats Drohbriefe, die das nahe Verbot der „Allgem. Ztg.“ ankündigten, um jedesmal wieder durch ergiebige Zahlungen beschworen zu besänftigt zu werden. Dieser unaufhörlichen Brandschazungsmüde, in denen der Name des Fürsten Metternich ebenso schwenderisch als unwürdig hervorgegestellt wurde, begab ich mich im verflossenen Mai (1828) selbst nach Wien, um doch endlich einmal gleich vor die rechte Schmiede zu gehen, um mich über meine Stellung offen und redlich zu erklären und die eigentliche Willensmeinung des Fürsten-Staatskanzlers zu vernehmen. Aus aller bisherigen mußte ich glauben, seine Stimme gar niemals, sondern nur die Stimme derer vernommen zu haben, die trotz der von mir bezogenen Summen doch nichts so sehr wünschten, als durch recht mißfällige Artikel den Verbot der „Allgem. Ztg.“ zu intriguierten.“ Er berichtet dann weiter, daß er Pilat zur Rede gestellt und dieser darauf „die anfänglichen Forderungen und Drohungen“ ziemlich herabgestimmt habe. Auch bei Genz sei er gewesen, und dieser habe ihm zwar unumwunden gesagt, er lobe die Gesinnung der „Allgem. Ztg.“ und ihre „Deferenz gegen den Wiener Hof“, allein es werde nicht viel helfen, die größeren Talente und die mehrere Tätigkeit stünden auf der liberalen Seite.

Trotzdem verharrte Cotta in seiner „Deferenz“ und gab sich nach wie vor alle Mühe, „Winke im Sinne des Fürsten Metternich“ aus Wien zu erhalten und damit die klägliche Politik des

Standes und der Unterdrückung alles geistigen Lebens zu be-  
 orten und zu fördern.

Wahrhaft kläglich sah es mit den Nachrichten über Preußen  
 r „Allgem. Ztg.“ aus. Schon in der napoleonischen Zeit  
 das nordische Königreich nur wenig beachtet worden, aber  
 nach seiner heldenmütigen Erhebung wurde es kaum einiger-  
 n gewürdigt. Es erhielt etwa so viel Raum wie Hessen-  
 rstadt oder Nassau. Von 1813 ab sandte der Freiherr von  
 dem Blatte öfters Nachrichten, aber das Verhältnis ge-  
 ete sich nicht inniger, weil den begeisterten Freund freiheitslicher  
 itutionen die Metternich'schen Grundsätze, die in der Zeitung  
 eten wurden, beständig verletzten.\*) Zur Zeit des Wiener  
 gresses erhielt das Blatt auch verschiedene Artikel von Har-  
 berg, in denen der Staatskanzler für die Teilung Sachsens  
 paganda machte. Diesen Ausführungen trat aber die bairische  
 ierung stets entgegen, und Montgelas ließ sogar, um kräftiger  
 wirken, die Entgegnungen aus Berlin datieren. Auch später  
 wandte sich Hardenberg dann und wann in Privatschreiben  
 Cotta mit der Bitte, diese und jene Mitteilung in der „Allgem.  
 .“ zu veröffentlichen, doch „nicht als offiziell, aber mit dem  
 oränge der Authentizität.“ Zu engeren Beziehungen kam es  
 och nicht. Über die Verfassungspläne Hardenbergs und auch  
 it über diese und jene Vorfälle in Berlin machte dann und  
 an Warnhagen von Ense Mitteilungen. Merkwürdigerweise  
 m die Redaktion auch mehrere Artikel von dem in das reak-  
 äre Fahrwasser geratenen Friedrich von Cölln über die Be-  
 änkung der akademischen Freiheit auf. Berufsmäßige Korre-  
 ndenten scheint die Zeitung in den in Rede stehenden Jahren  
 Preußen aber nicht besessen zu haben. Ernst Moritz Arndt,  
 den sich Cotta wiederholt wandte, schante ab, „aus mehreren  
 ächen“, schrieb er, „teils wegen meiner äußeren Verhältnisse,  
 s wegen meiner Neigung“.\*\*) )

\*) v. Gagern, Mein Anteil an der Politik. Stuttgart, 1833, Bd. IV,  
 verschiedenen Briefen Steins an Gagern.

\*\*) Goethe vermutete unter den norddeutschen Mitarbeitern der „Allgem.



Diese Armseligkeit in der Berichterstattung über die Verhältnisse in Österreich und Preußen hatte aber nicht bloß ihren Grund in dem starken Interesse, das die Redaktion nach wie vor Frankreich widmete, und etwa noch in den Rücksichten, die sie den beiden Mächten gegenüber beobachtete, auch nicht in dem Mangel geeigneten Mitarbeitern: sie ergab sich auch aus den Beschränkungen, die der Notstift der Zensur in den eingesandten Artikeln anrichtete. Oft blieb von den Korrespondenzen kaum die Hälfte manchmal nur ein Viertel stehen; dazu kam noch, daß wichtige Artikel nicht in Augsburg, sondern in München zensuriert wurden. Dort blieben sie aber zunächst tagelang in den Büreaus liegen, und wenn der Ministerpräsident Montgelas verreist war, wochenlang, und waren dann, wenn sie zurückkamen, veraltet und völlig deplaciert, mußten nun aber, da einmal von oberster Stelle begutachtet, in jedem Fall abgedruckt werden. Das Erscheinen solcher veralteten Artikel mußte aber dem nicht eingeweihten Leser ganz unverständlich und unbegreiflich sein, so daß sich Stegmann, wie Heydteit (S. 211), dann wahrhaft schämte und vorsorglich Klage an Cotta sandte, um dessen Verwunderung und Kritik vorzubeugen.

Nicht selten hatte die Zeitung auch unter der geistigen Unzulänglichkeit des Augsburger Zensors (die Person wechselte häufig) zu leiden. Heydteit erzählt folgenden Fall: Die Beilage vom 11. April 1815 wollte einen Artikel über die Wiederherstellung der Jesuiten bringen. Der Zensor bemerkte dazu: „Dieser Artikel zeigt aus Arndts Blick aus der Zeit für [l. auf] die Zeit-  
 —————

ztg.“ auch den ihm so unsympathischen Adolf Müllner in Weiskensfeld, Verfasser der „Schuld“, und widmete ihm daher folgenden Stachelvers:

M . . . . r.

Etwas ist er, muß auch was scheinen,  
 Denn immer etwas ist der Schein,  
 Nun aber in der Allgemeinen  
 Wird er doch immer mehr gemein.

Doch gehörte Müllner nicht zu den Korrespondenten der „Allgem. Ztg.“ er schrieb nur für das Cottasche „Morgenblatt“ und das mit ihm verbundene „Literaturblatt“. Der Stachelvers ist erst jetzt aus der Sophienaufgabe Band 5, S. 202, bekannt geworden.

in“ (gemeint ist: Dies scheint ein Auszug u. s. w.) „und bei dieser Voraussetzung nach der früheren Bemerkung über Schrift nicht passieren.“ Der Redakteur Stegmann sandte das Manuskript ein und fügte hinzu, der Aufsatz sei durch nicht aus Arndts Schrift, sondern die Arbeit eines Korrespondenten; er bitte den Herrn Assessor untertänigst um die Erlaubnis zum Abdruck, da die Wiederentfernung viel Derangement machen würde. Der Zensur erwiderte darauf, jedenfalls müsse dem Artikel alles, was aus der Schrift des Arndt entlehnt sei, entzogen werden. „Und wahrscheinlich ist das Ganze Auszug aus Arndts Schriften,“ setzte er trotz der Versicherungen Stegmanns nochmals hinzu. Tatsächlich war der Artikel von Böttiger verfaßt.

Solcher Zensurhändel, bemerkte Stegmann senfzend bei der Verteilung dieses Konfliktes, habe er aller Augenblicke. Doch vergrößerten sich die Drangsale noch, so daß Stegmann am 4. Januar 1819 in seiner Not Cotta gegenüber klagte, er werde immer mehr angefaßt; alle wichtigen Aufsätze über deutsche Angelegenheiten, darunter von Friedrich Schlegel, Fr. Roth, Thiersch, lagen in München liegen, ebenso die Korrespondenzen von Usteri über katholische Angelegenheiten. Allein die schlimmsten Zeiten seien doch erst noch kommen, als die Wirkung der Karlsbader Beschlüsse eintrat. Diese Periode ist aber erst im nächsten Abschnitte zu behandeln.

Von den sonstigen Zeitungen Bayerns war der „Korrespondent von und für Deutschland“ das verbreitetste und lebhafteste Blatt. Seine Napoleon-Schwärmerei hatte er überbunden (Vergl. Bd. II, S. 119) und äußerte nun, wie Görres einmal sagt (Rh. M. Nr. 80) „eine muntere Lebenskraft“. Unabwendig blieben auch ferner der „Fränkische Merkur“ in Bamberg, geleitet von Dr. K. F. G. Wegel, die „Würzburger Zeitung“, die „Bayreuther Zeitung“, die protestantische „Augsburger Abendzeitung“ und die katholische „Augsburgische Ordinari-Postzeitung“. Die beiden letztgenannten Blätter erschienen auch noch so wie vor in einem so altväterischen Gewande, als hätte seit vierzig Jahren jede Entwicklung vollständig still gestanden. Selbst in der Hauptstadt München vegetierten die beiden Blätter,

die „Münchener politische Zeitung“ und die „Königlich privilegierte bayerische Nationalzeitung“, nur so hin. 1820 ging das das letztgenannte ein.

---

2. Die Zeitungen in Österreich. Geringes politisches Leben. Die „Wiener Zeitung“. Ihre Pächter, die van Ghelenschen Erben. Gensz setzt bestimmte Normen für das Blatt fest. Konrad Bartsch, der erste berufsmäßige Journalist Österreichs. Seine Leiden und Schicksale. Sein Gegner Gensz. Leistungen der „Wiener Zeitung“. Der „Österreichische Beobachter“. Von Gensz bevorzugt. Beschwerde des Pächters der „W. Stg.“ über die „Beob.“. Haltung des „Beobachters“. Adam Müllers „Bote in Cisleithanien“. Die „Prager Zeitung“.

Zwar hatte auch auf der österreichischen Presse während der napoleonischen Zeit die Faust des fremden Eroberers schwer lastet, aber doch nur verhältnismäßig kurze Zeit, und als der Druck aufhörte, nahm die österreichische Journalistik sehr bald wieder ihre frühere Physiognomie an. Von dem frisch quellenden politischen Leben, wie es sich besonders am Rhein und in Mitteleuropa seit 1814 in so mannigfacher Weise äußerte, war es aber nur wenig zu verspüren. Nach wie vor lebte man an der Donau nur dem behaglichen Genuß. Die Scheu der österreichischen Minister des achtzehnten Jahrhunderts, eine Zeitung „zum Sprachrohr der Staatsverwaltung an das Publikum“ zu machen, hatten die leitenden Staatsmänner der neuen Zeit zwar mehr und mehr überwunden, aber zu der Ansicht, daß auch das Volk ein Recht habe, zu sagen, was es meine oder gar wünscht, vermochten sie sich doch nicht emporzuschwingen. „Es ist nicht das System der österreichischen Regierung,“ schrieb Börne in seiner Abhandlung „Denkwürdigkeiten der Frankfurter Zensur“, „daß die öffentliche Meinung für sich zu stimmen, sondern sie erkennt gar keine solche an, und sie würde darum ein Lob aus deren Munde von ihren Untertanen ausgesprochen, ebenso unwillig zurückweisen.“

inen Tadel. Dieses ist sehr folgerichtig. Die öffentliche Meinung ist eine Macht im Staate; um ihre Gunst zu buhlen, das heißt sie anerkennen, und sie anerkennen, das heißt ihr huldigen.“ Es aber lag der österreichischen Regierung ferner, als der öffentlichen Meinung irgend ein Recht zuzugestehen. Und das ließ sich in seiner großen Mehrzahl die Bevormundung auch weiterhin ruhig gefallen, brauchte es sich doch bei dieser obrigkeitlichen Fürsorge dann um die Staatsangelegenheiten nicht weiter kümmern.

So blieb es denn auch weiterhin in Wien bei den beiden öffentlichen Zeitungen, der „Wiener Zeitung“ und dem „Österreichischen Beobachter“; erstere war das streng offizielle Organ der Regierung, letztere das offiziöse Organ des auswärtigen Amtes. Wenn diese beiden Blätter nicht genügten, der mußte sich eine ausländische Zeitung halten; die Auswahl war jedoch nicht groß, da die meisten ausländischen Zeitungen in Österreich verboten waren. Man griff dann meist zur Cottaschen „Allgemeinen Zeitung“, die, wie wir im ersten Teile dieses Kapitels gesehen haben, ihre Haltung angelegentlich nach den Wünschen der österreichischen Regierung richtete und darum die einzige große fremde Zeitung war, die während der ganzen bedrückten Zeit unangesehen in Österreich geduldet wurde.

Die „Wiener Zeitung“ war von Haus aus ein reines Privatunternehmen, für das die van Ghelensche Buchdruckerfamilie ein Privileg erworben hatte. Bei der abermaligen Versteigerung am 1. Juli 1811 erstanden bei starker Konkurrenz die van Ghelenschen Erben das Privileg aufs neue mit dem Meistgebot von einer jährlichen Pacht von 26050 Gulden in Obligationen. In Anbetracht der niedrigen Auflage der Zeitung muß dieser Pachtzins sehr hoch erscheinen; doch wurde damit wohl hauptsächlich das Inseratenprivileg bezahlt, denn die „Wiener Zeitung“ war das einzige Insertionsorgan der Stadt, und so wurde denn auch in einer amtlichen Denkschrift aus jener Zeit das jährliche Erträgnis der „Wiener Zeitung“ auf 91000 Gulden geschätzt. Bei der Versteigerung des Privilegs 1817 ging dann aber der Pacht-

schilling zurück; die von Ghelenschen Erben brauchten nur 19050 Gulden, jedoch in Metallgeld, zu bezahlen. \*)

Sehr lange war das Verhältnis der „Wiener Zeitung“ zur Staatsverwaltung durchaus unklar und unbestimmt gewesen: Bei der Versteigerung des Privilegs 1811 hatte jedoch Genesius einem offiziellen Gutachten feste Linien gezogen, innerhalb der sich nun künftighin das Blatt bewegen mußte. Er gab damit die Richtschnur für die nächsten Jahrzehnte. In diesem erhielt das Blatt in drei Abteilungen. In der ersten wurden die Ereignisse des In- und Auslandes mitgeteilt, in der zweiten die Gesetze und Verordnungen der Staatsverwaltung, alle Verfügungen der nieder-österreichischen Landesregierung und alle Justiznachrichten, während die dritte Abteilung die Inserate der Privatpersonen enthielt. Dabei wurde ein ganz besonderer Wert darauf gelegt, daß nur die zweite Abteilung als amtliches Blatt angesehen werden solle. „Diese Abteilung ist daher allein unter dem entzwickelnden und von den übrigen Teilen unterscheidenden Namen Amtsbblatt kundzumachen,“ heißt es in der Instruktion für den Pächter. In bezug auf die erste Abteilung mußte sich der Pächter verpflichten, „es sich zu einem allgemeinen Grundgesetz zu nehmen, in der geschichtlichen Darstellung der Zeitereignisse sich bloß auf Erzählung der Tatsachen zu beschränken, ohne dieselben mit eigenen Betrachtungen zu beleuchten, oder ihnen bestimmte Deutungen zu geben.“ Die Wahl des Redakteurs blieb dem Pächter überlassen, doch hatte dieser die gewählte Person der Polizei-Hofstelle anzuzeigen, worauf es dieser vorbehalten blieb, „wenn sie sich über die Wahl des Individuums mit der k. Staatskanzlei und der böhm.-österreich. Hofkanzlei deshalb einverstanden genommen haben wird, für den Fall der Bedenklichkeit eines solchen Individuums denselben auszuschließen.“

Einen geeigneten Redakteur zu finden, war aber schwer, denn Wien besaß damals keine publizistische Kraft von Bedeutung; die

---

\*) E. B. Zenker, Die Gesch. der „Wiener Zeitung“ in ihrem Verhältnis zur Staatsverwaltung, eine Abhandlung in der Festschrift „Zur 100. Jahrestagung der Kaiserl. Wiener Zeitung.“ Wien 1903, S. 36.

Shelenschen Erben vertrauten daher schließlich den Journalisten Konrad Bartsch mit der Redaktion, obwohl dieser nicht den Anforderungen der Hofkanzlei entsprach. Immerhin betraute sie Bartsch unter dem 7. März 1812, so daß dieser der erste von Amts wegen eingesetzte Redakteur der „Wiener Zeitung“ worden ist. Zudem darf er auch als einer der ersten, wenn nicht überhaupt als der erste berufsmäßige Journalist Österreichs betrachtet werden. Er wurde 1759 zu Wien geboren und wendete sich früh mit einem gewissen Enthusiasmus der literarischen Tätigkeit zu. Schon 1778 und 1779 finden sich kleine Arbeiten von ihm in der „Wiener Realzeitung“ und dem „Ungarischen Mann“. Aus der Schule von Sonnenfels hervorgegangen, schloß sich jener kleinen Gruppe von jungen Aufklärern an, welche die Ideen einer rationalistischen Reform auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, wie sie die josephinischen Jahre gezeitigt hatten, mit den Ideen von Freiheit und Verfassung, wie sie in der französischen Revolution hervortraten, zu verbinden suchten. Daraus ergab sich für Bartsch eine gewisse Vorliebe für Frankreich, die ihn bis zu dem Ende seines Lebens beherrscht hat und ihm bisweilen sogar lästig geworden ist. Im Jahre 1789 erhielt er sodann die Stelle eines Hofkonzipisten der böhmisch-österreichischen Hofkanzlei, behielt aber dabei so viel freie Zeit, daß er 1782 noch die Redaktion der „Wiener Zeitung“ übernehmen konnte. Seine Darstellung der französischen und niederländischen Verhältnisse und aber höheren Orts wenig Beifall, und als er im Februar 1795 die Umgestaltung der Landesverfassung in den vereinigten Niederlanden mit einer gewissen Sympathie besprochen hatte, erregte er dadurch die heftige Unzufriedenheit des Kaisers Franz. In einem gehässigen Handschreiben an den obersten Direktorialminister Grafen Kolowrat rügte der Kaiser, daß in der letzten Nummer der „Wiener Zeitung“ jene Veränderung „mit so lebhaften und schmeichelnden Farben geschildert wurde, daß hiervon die übelste Einwirkung auf das Publikum entstehen könne“; es sei sowohl der Redakteur, wie der Zensor zu bedeuten. In einem längeren Handschreiben an das Direktorium suchte sich Bartsch zwar zu rechtfertigen, seine Situation war jedoch erschüttert, worauf er schließlich

lich 1799 auf Wunsch des Ministers von Thugut von seinem Posten „entfernt“ wurde. Das Genauere darüber ist in den Wiener Polizeiarchive nicht angegeben. Bald darauf (1800) quittierte Bartsch auch den Staatsdienst und beteiligte sich an den Geschäften eines Großhändlers. Das Unternehmen prosperierte aber nicht, und die Firma mußte schließlich liquidieren, worauf nun Bartsch 1812, wie schon erwähnt, auf's neue die Redaktion der „Wiener Zeitung“ übernahm und bis 1817 führte. Seine Haltung gab jedoch abermals zur Unzufriedenheit Anlaß; bei dem ders wurde ihm wieder zu große Franzosenfreundlichkeit vorgeworfen, namentlich als 1813 der Kampf gegen Napoleon begann. Einer seiner Hauptgegner in dieser Zeit war Genz, der ab 1813 daransetzte, ihn wieder zu beseitigen. „Daß der Redakteur der ‚Wiener Zeitung‘ ein geheimer Verbündeter unserer Feinde ist“, schrieb er am 13. September 1813 an Metternich, „darüber ist kein Zweifel mehr obwalten . . . . Die Art, wie dieser Redakteur seine Artikel zu stellen und zu kombinieren weiß, spricht ebenfalls wohl für seine Geschicklichkeit, wie für seinen bestimmten Willen Böses zu stiften und mit einem hämischen, der Sache höchst nachteiligen Sinne zu Werke zu gehen. Durch die Zensur ist dieses Übel auch gar nicht abzuheben, denn mit Leidwesen muß ich die Bemerkung machen, daß weder L (Lebzelter) noch irgend jemand in der Staatskanzlei für diese Dinge Einsicht und Takt gewonnen besitzt, um einem so verschmitzten Patron, als dieser Bartsch ist, die Spitze zu bieten. Man scheint ihn vielmehr, vermutlich aus Mangel an Beurteilungskraft, zu protegieren. Das ist nun einmal die Erbkrankheit dieser Zeit. Die Regierungen werden durch ihre eigenen Instrumente ohne Unterlaß verletzt und vertrat.“ Aber Metternich legte diesen heftigen Beschuldigungen doch kein all' zu großes Gewicht bei, und da Bartsch mittlerweile wohl auch noch vorsichtiger wurde, so mußte Genz schon einige Monate später zugeben, daß sich der Redakteur der „Wiener Zeitung“ jetzt „vernünftig und bescheiden“ betrage. Trotzdem wurden immer wieder Anklagen und Verdächtigungen wider ihn laut, und es drohte ihm im Mai 1815 eine abermalige Entlassung, doch wurde diese auf seinen „ehrfurchtsvollen Refurs an Se. Majestät“



umgeändert, daß er wenigstens die Redaktion des inländischen Theils der Zeitung behielt und diesen dann bis zu seinem 1817 erfolgten Tode leitete. \*) Nach ihm wurde J. C. Bernard Redakteur der Zeitung.

Die Leistungen der Zeitung blieben fort und fort sehr wichtig, obgleich das Blatt vom 1. Okt. 1813 ab täglich erschien. Die Raschheit in der Berichterstattung, die schon unter Bartsch zu wünschen übrig gelassen hatte, nahm auch unter Bernard nicht merklich zu. Die Meldungen von den Kriegsschauplätzen folgten den Ereignissen in beträchtlichen Intervallen nach und beschränkten sich vorwiegend auf die Wiedergabe der offiziellen Bulletins. Allerdings lag das ja auch an der Stellung der „Wiener Zeitung“ als amtlichen Blattes, das sich in der Kriegsberichterstattung größter Zurückhaltung anferlegen mußte als andere Blätter. Von der Völkerschlacht bei Leipzig bringt die Zeitung die erste Kunde erst in der Nummer 143 vom 26. Oktober. Hier erstattet sie nämlich Bericht über den am 24. desselben Monats gehaltenen feierlichen Einzug des FML. Grafen Meynberg in Wien, der „mit unerschütterlichen Berichten“ über die „ewig denkwürdigen Siege“ eingefahren war. Der Artikel gedenkt der Freudenbezeugungen des sammengeströmten wonnetrunkenen Volkes“, des feierlichen Festes in der Metropolitankirche zu St. Stephan und der allgemeinen Stadtbeleuchtung, womit der Tag des Jubels befeiert wurde. Die folgende Nummer vom 27. bringt militärische Nachrichten und Auszeichnungen anlässlich des glücklichen Ausganges der Schlacht, und erst die weiteren Blätter veröffentlichen Berichte vom Kriegsschauplatze. Auch bei dem nächsten großen Ereignisse, der Flucht Napoleons von Elba (26. Februar 1815), ist die Berichterstattung nur langsam nach. Die Nummer vom 1. März veröffentlicht die bekannte Acht-Erklärung des Wiener Kongresses gegen Napoleon, und erst die folgende Nummer vom 21. März — also zwanzig Tage nach dem Ereignisse — ver-

\*) Eugen Guglia, Zur Gesch. d. „Wiener Zeitung“ im Zeitalter der Restauration und Napoleons in der Festschrift „Zur Gesch. d. kais. Wiener Zeitung“. Wien 1903, S. 117.

öffentlich (nach der „Allgem. Btg.“) die ersten noch sehr unbestimmten Nachrichten, die aus Livorno und Florenz eingelaufen waren. Rascher funktionierte der Apparat der Berichterstattung nach der Schlacht bei Waterloo, deren Erfolg in einer außerordentlichen Beilage bekannt gegeben wurde. \*)

Etwas mehr als die „Wiener Zeitung“ bot der „Österreichische Beobachter“, das Leibblatt des Herrn von Genz (Vergl. Bd. II, S. 220), denn dieser suchte seine Zeitung zu fördern, wo er nur konnte. Als im Herbst 1813 der Redakteur Pilat befürchtete, das amtliche Blatt werde jetzt durch die offiziellen Bekanntmachungen und Proklamationen allzusehr gewinnen — auch das berühmte Manifest aus der Feder von Genz, mit dem Österreich dem Kaiser Napoleon den Krieg erklärte, mußte zuerst (am 19. August 1813) in der „Wiener Zeitung“ erscheinen —, erwiderte ihm Genz: „Sorgen Sie sich nicht um den ‚Beobachter‘. Schon die Gesinnung wird ihn immer hoch über die armselige Region halten, worin die ‚Wiener Zeitung‘ kriecht.“ Und am 19. Oktober schrieb er ihm: „Den ‚Beobachter‘ rühme ich durch alle Prädikamente und gebe der ‚Wiener Zeitung‘, so oft ich kann, solche Genickstöße, in der Meinung, daß Ihr erster Assoziierter nicht besser operieren könnte.“

Es war daher sehr natürlich, daß sich die Pächter der „Wiener Zeitung“ schließlich über diese Bevorzugung des „Beobachters“ bei der Regierung beschwerten, aber Genz war nicht der Mann, sich dadurch etwa beengen zu lassen; mit höhnischer Geringschätzung schreibt er unter dem 26. Oktober 1813 an Metternich: „Ich höre, daß die ‚Wiener Zeitung‘ einen abermaligen Schritt (die van Ghelenschen Erben hatten sich schon zweimal, am 7. Febr. und am 18. Sept. 1812, beschwert) gegen den ‚Beobachter‘ getan und diesen mit einem förmlichen Prozesse bedroht hat. Dies ist ein Grad von Unverschämtheit, der alle Erwartungen übersteigt. Es scheint diesen Menschen gar nicht zu ahnen, daß nur eine ganz außerordentliche Langmut die Regierung be-

\*) Emil Löbl, Die Entwicklung der journalistischen Technik in der „Wiener Zeitung“ in der Festschrift „Zur Gesch. d. Kaiserl. Wiener Zeitung“. Wien 1903, S. 45.

ren kann, ihnen nicht das durch Treulosigkeit und Bosheit verschmerzte Privilegium zu nehmen und sie aus der Stadt zu jagen. Und sie wollen einer von Ew. Exzellenz unmittelbar gegen die Zeitung den Prozeß machen! Was Pilat hierüber sagt ist nicht phantastisch. Sehr richtig vielmehr und sehr hübsch hat er: „Der, welcher Napoleon besiegte, wird doch vor Bartsch und Zebzeltern nicht weichen? Ich glaube alles Ernstes, daß Ew. Exzellenz die Annahme des Prozesses durchaus untersagen müßten, es mir ein wahrer Skandal scheint, daß 6 oder 8 Monate vor gemeinen Gerichtshöfen darüber verhandelt werden soll, ob der, welcher heute Europa wieder aufbaut, das Recht hat oder nicht, einen Artikel in eine Zeitung setzen zu lassen, die unter seiner Autorität und gleichsam unter seinen Augen gedruckt ist.“ Die van Ghelenschen Erben waren denn auch klug genug, von einem Prozesse abzugehen und sich schließlich mit der Tatsache abzufinden, daß die Regierung für ihre halbamtlichen Kommunikationen den „Beobachter“ bevorzugte, eben weil er in keinem seiner Teile einen amtlichen Charakter hatte. Man bei mochten sie auch wohl erwägen, daß Genz mittlerweile der Zensur der Staatskanzlei geworden war und sie unter Umständen außerordentlich schikanieren konnte. Später besserten sich die Verhältnisse etwas, so daß auch die „Wiener Zeitung“ einen Artikel von Genz erhielt; immerhin war doch der „Beobachter“ stets das bevorzugte Blatt. Als der zweite Wiener Friede unterzeichnet war, lieferte Genz über diesen zwei Artikel, den einen für die „Wiener Zeitung“, den andern für den „Beobachter“, aber jene bekam nur (wie Genz an Pilat schreibt) das „nackte Faktum der Unterzeichnung“, dieser den Inhalt der Hauptartikel. \*)

Die Haltung des „Beobachters“ entsprach natürlich ganz den Anschauungen Metternichs und dessen Beraters Genz. So lange die Sache Napoleons noch nicht entschieden war, bis Anfang März 1814, behandelte das Blatt die Person des Kaisers mit großer Vorsicht und Rücksicht; zugleich beobachtete es ein

\*) Guglia in der Festschrift d. „Wiener Zeitung“, S. 120—122.

vollständiges Stillschweigen über alles, was die Prinzen aus der vormaligen königlich-französischen Familie betraf, die sich doch schon sehr lebhaft regten und in den Vordergrund zu drängen suchten. Als dann aber die Sache Napoleons definitiv verloren war, änderte der „Beobachter“ rasch sein Verhalten; er wurde ein lebhafter Fürsprecher der Bourbonen, und Genz selbst, durch das Gold Ludwigs XVIII. bestochen (Vergl. Bd. II, S. 226), schrieb für die Zeitung verschiedene Artikel und trat mit seiner ganzen glänzenden Beredsamkeit für die unumschränkte Wiederherstellung des alten Thrones ein. Dabei verfocht er auch ohne Skrupel die Belassung von Elsaß und Lothringen bei Frankreich, worauf Görres im „Rheinischen Merkur“ den „Beobachter“ heftig angriff, freilich ohne damit, wie man weiß, irgend etwas zu erreichen. Auch weiterhin war der „Beobachter“ weit davon entfernt, die Interessen Deutschlands zu fördern. Überall, wo sich der deutsche Gedanke zeigte, trat er ihm entgegen, und als die Wartburgfeier bekannt wurde, war er es besonders, der sich heftig gegen diesen jugendlichen Enthusiasmus wandte, was das „Oppositions-Blatt“ in Weimar veranlaßte, mit aller Schärfe gegen den „Beobachter“ vorzugehen. Aber die Politik Metternichs dominierte, und damit erhielt die Haltung des „Beobachters“ ihre Sanktion.

Als eine Art Absenker des „Beobachters“ kann der „Bote in Tyrol“ betrachtet werden, den Adam Müller 1814 herausgab, als er Landeskommissär und Landwehrmajor in Tirol war. Wie sein Freund Genz, so tat auch er alles, sein Heimatland Preußen herabzusetzen, zu verdächtigen und zu schädigen; dabei verirrte er sich oft in die wunderlichsten romantischen Phantastereien. Dem „Rheinischen Merkur“ warf er u. a. vor (7. Juli 1814), er schreibe den Sieg über Napoleon nicht Gott, sondern den Völkern zu, und da die Redaktion der „Allgemeinen Zeitung“ gedankenlos genug war, die Anklage nachzudrucken, so wies Görres diese Beschuldigung in Nr. 89 des „Rh. Merk.“ mit souveräner Berachtung als „hellen, klaren Unverstand“ zurück. Solche Zurückweisungen waren dem Emporkommen Müllers in Oesterreich keineswegs hinderlich; er stieg vielmehr beständig höher

Schließlich in die Wiener Hof- und Staatskanzlei und wurde als Müller von Mittersdorf geadelt.

Betreffs der sonstigen Zeitungen in den deutschen Erbländern nur auf das hingewiesen werden, was bereits im zweiten Theile Seite 226 u. f. ausgeführt wurde. Doch mag noch einiges über die „Prager Zeitung“ bemerkt werden. Sie hatte bis zum Jahre 1813 den Titel „Oberpostamtszeitung“ geführt und war immer, während der napoleonischen Kriege, obgleich in dem kritischen Herbst von 1813 kein geringerer als Genz sie geleitet wurde, äußerst dürftig gewesen. Unter einer überaus ängstlichen Censur wurden sogar die Inschriften bei öffentlichen Beleuchtungen in Prag einer Prüfung auf ihre Zulässigkeit unterzogen. Um wie viel schwerer noch mag da der Druck der Zensur auf dem politischen Theile der Zeitung gelastet haben! Mit dem Jahre 1814 lebte sich jedoch in dem Blatte ein etwas regeres Leben bemerkbar; auch erschien es jetzt täglich mit Ausnahme der fünf höchsten Feiertage und des 18. Octobers, des Tages der Schlacht bei Leipzig. Der Redakteur Wolfgang Adolph Gerle war ein unermüdetlicher und kenntnisreicher Mann, der auch bedeutende Mitarbeiter heranzuziehen verstand. So gewann er Karl Maria von Weber, damals Operndirektor in Prag, für sich und erhielt von demselben von 1814 bis 1816 regelmäßig „Dramatisch-musikalische Kritiken“. Bisweilen meldeten sich aber auch Mitarbeiter, die zwar noch Geld dazu zahlen wollten, falls ihre Artikel aufgenommen würden. Die Redaktion macht daher eines Tages bekannt, daß ihr wohl interessante Aufsätze erwünscht seien, sie sich aber die Aufnahme nicht bezahlen lasse. Die eingesandten Gelder werde man wieder abholen. Der Preis der Zeitung wechselte. Im Jahre 1814 kostete sie jährlich 14 fl. in Prag, mit der Post 18 fl. W. W., im Jahre 1816 16 fl. resp. 22 fl., im Jahre 1817 18 fl. resp. 24 fl. Als der Frost der Reaction erschien, ging auch die „Prager Zeitung“ wieder zurück, und das einzige politische Blatt in Böhmen erschien von 1819 ab abermals nur viermal wöchentlich im Umfang von vier Kleinfolio-Seiten. Dagegen kostete das Abonnement auf 32 fl. für Prag und 50 fl. mit Postsendung — ein geradezu ungeheurer Preis, dem der In-

halt in keiner Weise entsprach. Deshalb wurden denn auch die Nummern der Zeitung als sehr kostbar angesehen und von der Expedition nur gegen Vorweisung einer „Zeitungsabholungskarte“ ausgegeben, auf der die Zeitungsnummern vorgedruckt waren; je nach der Zahl der abgeholtten Nummer wurde die Karte durchstrichen.\*)

Eine solche Presse konnte dem Volke natürlich nichts nützen, sie mußte den nationalen Geist, der kaum erwacht war, gar bald wieder ersticken, und die Regierungsgrundsätze, nach denen das Verfahren wurde, mußten die Nation zu den verhängnisvollsten Katastrophen führen. Das scheinen die obersten Leiter auch bisweilen dunkel geahnt zu haben, aber mit einem Leichtsinne und einer Gewissenlosigkeit ohnegleichen suchten sie die drohenden Schatten zu beschwören. „Mich und den Metternich hält's noch“, soll Genß einmal lachend ausgerufen haben. Aber er hat es in bezug auf sich recht bekommen, Metternich mußte den Bankrott seines Regierungssystems noch erleben.

---

\*) A. G. Przedak, Gesch. d. deutschen Zeitschriftenwesens in Böhmen, Heidelberg 1904, S. 119.



## Fünftes Kapitel.

### Die Zeitschriften während der Periode von 1814 bis 1819.

Die politischen Zeitschriften der ersten Jahre. Ihr Charakter. C. T. Peters Grundzüge, nach denen die vaterländischen Zeitschriften zu leiten. Ludens „Nemesis“. Goethes ablehnendes Verhalten gegen die „Nemesis“. Die Zeitschrift tritt für die Einheit Deutschlands ein; kritisiert Bundesakte; wendet sich gegen Schmalz; sieht sich allerwärts gehemmt. Konflikt mit Kogebue. Gibt die „Nemesis“ auf. Die „Kieler Warte“. Die Preßverhältnisse in Holstein und Schleswig. Die „Kieler Warte“ über die Verfassungsfrage. „Die Zeiten“ von Chr. Daniel Vogt. Wenden deutsches Volkstum und deutsches Recht; treten für die Hegemonie Preussens ein; wenden sich gegen Schmalz und Dabelow. Der „Hermann“, Zeitschrift für Westfalen. Widmet sich vorwiegend der Volkswirtschaft und dem Ausbau der Rechtsverhältnisse. Verlangt eine feste Verfassung, Handelsfreiheit und Preßfreiheit. Wird unterdrückt. Die bayrische Zeitschrift „Allemannia“. Organ des Ministers von Montgelas. Wendet sich gegen Preußen. Verspottet den „Rheinischen Merkur“; verdächtigt nationale Bestrebungen. Macht plötzlich eine Schwenkung und stellt dann sein Erscheinen ein.

Der lebhafteste Wunsch, den vaterländischen Geist zu heben und zu kräftigen und das Verständniß für alles das, was dem Vaterlande not tue, in die weitesten Kreise zu tragen, also eine wichtige politische Bildung herbeizuführen, erfüllte natürlich auch die hervorragenden Zeitschriften der in Rede stehenden Epoche. Verschiedene wurden einzig und allein zu dem Zwecke gegründet, das Gemeingefühl und den Gemeingeist zu stärken und den Wider-



streit der Ansichten über die Wege, die zu einem gesunden deutschen Staatsleben führen müßten, auszugleichen.

Bei dem breiteren Raume, den die nicht mit den Berichten über die Tagesereignisse beschwerten Zeitschriften gewährten, konnten die Verfasser hier in ihren Artikeln gleichsam tiefer abholen, ihre Themata erschöpfender behandeln, sich über Ideale breiter auslassen. Allerdings erhielt dadurch manche die einandersehung einen zu gelehrten, akademischen Charakter. Da die umständliche Darstellung wurde der lebhafteste Pulsschlag, der Tag ihn forderte, zu sehr gedämpft.

Ausführlich gibt einmal C. L. Welcker in den „Blättern“, Bd. I, die Grundzüge an, nach denen diese vaterländischen Zeitschriften zu leiten seien. Ihre oberste Pflicht führt er aus, dahin zu wirken, daß die Völker ihre nationale Eigentümlichkeit als ihr heiligstes Recht bewahrten. Sehr hervorgehoben habe Niebuhr hervorgehoben, daß die innere Verbindung edeln Volkes durch gemeinschaftliche Nationalität und durch Liebe zu derselben noch fester und heiliger sei, als selbst die des Staatsverbandes. Darum müsse es unser ernstliches Streben sein, unsere deutsche Nationalität immer fester und edler auszubilden, alles wirklich Fremde und Schlechte in Religion, Sprache, Sitte, Kunst und Wissenschaft möglichst auszuschaffen und dem Geiste unseres Volkes gemäße Formen aus dem Leben des Volkes selbst hervorzurufen. Niemand fürchte, wie neuerlich geschehen sei, daß die Deutschen zu dem letzteren noch nicht reif seien. Jede Zeit, in der das Leben neue Gestaltung fordere, sei besonnener ernstlicher Sorgfalt in Bildung und Sprache reif für diese und trage in dem neuen Leben selbst die Gewähr dafür. „Von dem Volke also“, sagt er dann weiter, „von seiner Beharrlichkeit, Gesetzmäßigkeit und Besonnenheit im Guten und Würdevollen, von der unselbstsüchtigen Vereinigung aller Stände für das Beste hängt es ganz vorzüglich jetzt ab, ob fernerhin eine vom Volksleben losgerissene, durch Ausländerei verderbte, lahme Kabinettpolitik oder die Stimme der Ehre und Freiheit ihres Volkes die Führer beraten soll.“ Bei allen Wohlgesinnten nun dahin zu wirken, daß sie mit aller Hingebung auf ein durch gesetzliche Freiheit und

den Gemeingeist gesichertes Gemeinwesen hinstreben, und daß und mit diesem Streben für alles Vaterländische eine entschiedene öffentliche Meinung gewonnen werde: das müsse bei allen vaterländischen Zeitschriften die Hauptaufgabe bilden. öffentliche Meinung sei ebenso die unentbehrliche Grundlage des edeln moralischen Lebens der Menschen, wie die Erde der ernährnde Boden für das physische Dasein. Durch Verengungslosigkeit, Kosmopolitismus, zu große Trennung der Stände einander, des Wissens vom Leben und endlich durch schmähliche Ausländerei sei uns die entschiedene öffentliche Meinung verloren gegangen, und hauptsächlich infolge dieses Mangels jene schandenlose Schmach über uns gekommen, die wir, ein sonst so großes und starkes Volk, so viele Jahre hätten erdulden müssen. Durch die Befreiungskämpfe habe aber das deutsche Volk das Vertrauen zu sich selbst wiedergewonnen; das sei der herrlichste Gewinn der blutigen Kämpfe. Gestützt auf dieses wiedergewonnene Vertrauen des deutschen Volkes zu sich selbst, werde es kein vergebliches Bemühen der vaterländischen Zeitschriften sein, das geübene und erweiterte Dasein des deutschen Volkes zu fördern.

Die temperamentvollste Zeitschrift dieser Periode von 1814 bis 1819 und zugleich auch die erste, die auf dem Plane erschien, war Ludens „Nemesis“. Heinrich Luden, geboren am 10. April 1780 in Loxstedt bei Bremen, wurde im Frühjahr 1806 als Professor der Geschichte nach Jena berufen und wirkte dort vierzig Jahre hindurch mit außerordentlichem Erfolge. Seine Kollegien waren die besuchtesten der Universität. Nach längerer Krankheit starb er am 23. Mai 1847. In den weitesten Kreisen machte er sich durch seine „Allgemeine Geschichte der Völker und Staaten des Mittelalters“ und seine „Allgemeine Geschichte des deutschen Volkes“ (12 Bde.) bekannt. Zur Gründung der „Nemesis“ wurde er durch Karl von Grolman angeregt, den nachmaligen preussischen General, der vor dem Ausbruche der Befreiungskriege unter dem Decknamen eines Hauptmanns von Gerlach in Jena lebte. Darauf knüpfte Luden bereits im November 1813 mit Bertuch in Weimar Verhandlungen an und einigte sich mit diesem dahin, daß von 1814 an die geplante Zeitschrift in monat-

lichen Hefen und in Bänden zu vier Hefen mit Kupfern u  
 Karten in Großoktav im Industrie-Kontor erscheinen solle. Da  
 hielt es Bertuch für geraten, vorher noch das Projekt dem  
 heimen Rat von Voigt und vor allem Goethe zur Begutachtung  
 zu unterbreiten. Diesem Verlangen entsprach Luden auch sofort  
 und fand darauf bei Voigt das größte Wohlwollen. Dieser leitete  
 das Unternehmen und versprach alle Erleichterungen, die von ihm  
 abhängen. Ganz anders Goethe. Er verhielt sich ablehnend und  
 äußerte sich dabei in sehr charakteristischer Weise. „Ich habe  
 schon vor Jahren,“ sagte er zu Luden, „offen zu Ihnen  
 gesprochen, auf Ihre Diskretion rechnend; das will ich auch jetzt  
 thun. Als öffentlicher Beamter habe ich gegen die Herausgabe  
 einer Zeitschrift nichts einzuwenden. Unsere Regierung würde  
 auch gewiß in dieser Zeit hartem Tadel aussetzen, wenn sie nicht  
 erlaubte, einem solchen Unternehmen entgegenzutreten. Wir haben  
 ja — die Freiheit mit vielem Blute ruhmvoll erkämpft; wir  
 sollten uns die Freiheit, wenn wir sie nicht benutzen. Und wir  
 sind wir am geneigtesten, sie durch Wort und Schrift zu benutzen,  
 auch schon darum, weil dieses der bequemste Modus ist. Aber  
 wird die herzogliche Regierung Ihnen und Bertuch ohne Zweifel  
 vollkommen freie Hand lassen. Eine Protektion aber kann Ihnen  
 niemand versprechen und niemand gewähren; ein jeder bleibt billig  
 für seine Handlung verantwortlich; Sie werden jedoch wohl ohne  
 keiner Protektion bedürfen, und sollten Sie sich jemals verleiten  
 lassen, über die Schnur hinauszugehen, so wird Bertuch, der sich  
 auf solche Dinge versteht, Sie schon an die Schranken mit der  
 Inschrift: noli me tangere freundlich erinnern. Hätten Sie  
 mich aber, ehe Sie sich verbindlich gemacht hatten, vertraulich um  
 meine Meinung gefragt, so würde ich Ihnen gewiß das ganz  
 Unternehmen widerraten und Sie aufgefordert haben, bei Ihren  
 gelehrten geschichtlichen Arbeiten zu bleiben, oder vielmehr, da Sie  
 sich schon in politica eingelassen und sogar ein Handbuch der  
 Staatsweisheit geschrieben haben, zu Ihren gelehrten geschicht-  
 lichen Arbeiten zurückzukehren, die Welt ihren Gang gehen zu  
 lassen und sich nicht in die Zwiste der Könige zu mischen, in  
 welchen doch niemals auf Ihre und meine Stimme gehört werden

. . . . Sie wollen in dieser wunderlichen und furchtbaren  
 ein Journal herausgeben, ein politisches Journal; Sie ge-  
 en dasselbe gegen Napoleon zu richten und gegen die Fran-  
 n. Aber glauben Sie mir: Sie mögen sich stellen, wie Sie  
 len, so werden Sie auf dieser Bahn bald ermüden . . . . Als-  
 n werden Sie an die Throne stoßen und, wenn auch nicht  
 en, welche auf denselben sitzen, doch denen mißfallen, welche  
 elben umgeben. Sie werden alles gegen sich haben, was groß  
 vornehm in der Welt ist; denn Sie werden die Hütten ver-  
 en gegen die Paläste und die Sache der Schwachen führen  
 en die Hand der Starken. Zugleich werden Sie von Gleichen  
 derspruch erfahren teils über Grundsätze, teils über Tatsachen.  
 e werden sich verteidigen und, wie ich hoffen will, glücklich, und  
 durch werden Sie neue Feindschaft wider sich erwecken . . . .  
 it den Gleichen dürften Sie vielleicht fertig werden; wen Sie  
 ht überwinden, den können Sie ignorieren . . . . Aber anders  
 es mit den Mächtigen und Großen, mit denselben ist nicht  
 ut Kirsch zu essen . . . . Den Waffen derselben hat man nichts  
 anzusetzen . . . . Ich möchte unserm fürstlichen Hause keine Un-  
 nnehmlichkeiten bereiten; ich möchte unser Gouvernement, das  
 icht über 100 000 Bajonette zu verfügen hat, in keine verbrieß-  
 then Verhandlungen verwickelt sehen; ich möchte von der Uni-  
 rsität, deren Mitglied Sie sind, jeden Nachteil abwenden; ich  
 nke endlich, warum sollte ich es nicht sagen, auch an meine  
 uhe und Ihr Wohl.“ Hier trat eine Pauze ein, bis Goethe  
 ortsfuhr: „Glauben Sie ja nicht, daß ich gleichgültig wäre gegen  
 ie großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland. Nein; diese Ideen  
 nd in uns; sie sind ein Teil unseres Wesens, und niemand ver-  
 ag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm  
 m Herzen. Ich habe oft einen bitteren Schmerz empfunden  
 ei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im ein-  
 elnen und so miserabel im ganzen ist. Eine Vergleichung des  
 eutschen Volkes mit anderen Völkern erregt uns peinliche Ge-  
 ühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche,  
 und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen  
 gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag;

denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität; aber Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und setzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise trägt auch nur der Glaube an Deutschlands Zukunft. Ich halte so fest als Sie, diesen Glauben. Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft . . . . Aber uns Einzeln bleibt inzwischen nur übrig, einem jeden nach seinen Talenten seiner Neigung und Stellung, die Bildung des Volkes zu mehr damit der Geist nicht verkümmere, sondern fähig bleibe zu einer licher großen That, wenn der Tag des Ruhmes anbricht.“ \*)

Eine solche abwartende Stellung einzunehmen, verrieth Luden aber nicht die geringste Neigung. Er war durchaus der Ansicht, daß der „Tag des Ruhms“ durch die Rabinette beigegeführt werden würde, und hielt es deshalb für eine Pflicht des Volkes, auch weiterhin den nationalen Gedanken zu hüten und zu pflegen. Ohne Verzug ging er daher an die Ausführung seines Planes und sandte bereits mit dem Beginn des Jahres 1814 das erste Heft der „Nemesis“ hinaus. Mit der ganzen Wärme seines Temperaments trat er sofort mitten in die mannigfachen Fragen des Tages hinein und schrieb die Zeitschrift fast vollständig selbst. In den ersten Monaten von 1814 handelte es sich besonders um den Frieden mit Frankreich, da wandte sich denn Luden mit aller Entschiedenheit gegen die Grundanschauung der Rabinette, man habe nicht gegen Frankreich, sondern nur gegen Bonaparte gekämpft. Die ganze französische Nation habe unaussprechlich gefrevelt, erklärt er; viel Böses, viel Verruchtes sei schon geschehen gewesen, ehe der Korse aufgetreten und für das, was er begonnen, habe er in dem Volke dienstbare Geister und bereitwillige Hände gefunden. Weiter trat Luden lebhaft für die Einheit Deutschlands ein und wurde dabei von seinem Freunde Lorenz Oken energisch unterstützt.

\*) Heinrich Luden, Rückblicke in mein Leben. Jena, 1847, S. 114.

nach Verfassung,“ schrieb dieser (Band IV, S. 114),  
 nach Einteilung, nicht nach Handels-, Denk- und Ge-  
 nussfreiheit, nicht nach Wegschaffung despotischer Einrichtungen,  
 Dienzwang, Nachdruck, Posterpresse, unerschwinglicher Steuern:  
 nach alledem müssen wir fragen. Mit dem Kaiser ist das  
 gegeben. Wozu Verfassungen entwerfen, wenn man keinen  
 Stützpunkt hat, von dem sie geliebt, mit Macht unterstützt, aus-  
 führen können? — Das deutsche Volk muß daher jetzt keinen  
 Wunsch haben, als den Kaiser. Es muß an nichts denken, nach  
 ihm rufen, seine Landesschmerzen verbeißen, bis ihm dieser  
 Wunsch gewährt wird. Dann lindert sich alles von selbst.“ Als  
 schließlich aber der Wunsch nicht in Erfüllung ging, kritisierte ein  
 Aufsatz der „Nemesis“ die unglückliche Bundesakte sehr scharf  
 (Band V, S. 190 u. folg.) Er tadelte, daß bei ihrer Abfassung  
 das Volk nicht um seine Meinung gefragt worden sei, daß der  
 Bund also kein Volksbund, sondern bloß ein Fürstenbund sei.  
 Er setzt auseinander, wie not unserem Volke eine wahrhafte po-  
 litische Einheit tue, daß es nur durch sie alle seine schönen  
 Hoffnungen gedeihlich entwickeln könne, daß es nur durch sie dem  
 Ausland gegenüber stolz und kühn dazustehen vermöge, nament-  
 lich gegen Frankreich und gegen Rußland hin, dessen Streben  
 nach Westen zu unverkennbar sei. Und trotz aller dieser Mah-  
 nungen, welche die Geschichte und eine gesunde Politik uns zuge-  
 schrieben hätten, hätten unsere Fürsten nicht die Einheit beschlossen, sondern  
 den deutschen Bund! Dann geht der Aufsatz auf den Inhalt  
 der Bundesakte näher ein und legt deren Ungereimtheit, Halt-  
 losigkeit, Inkonsistenz und Nichtbeachtung der öffentlichen Meinung  
 mit ganzem Freimute dar. Und in einem anderen Artikel gibt  
 er seinen unumwundenen Ausdruck seiner Entrüstung über die getäuschten Hoff-  
 nungen Ausdruck. „Es ist wahr,“ sagt er, „dem deutschen Volke  
 ist der Bund gefallen. Das, was es mit freudigem Vertrauen  
 von der ewigen Gerechtigkeit erwartet hat und nach den Grund-  
 sätzen, die zur Zeit der Not laut ausgesprochen worden sind, mit  
 Recht erwarten durfte, ist nicht in Erfüllung gegangen; es sieht  
 sich in seinen teuersten Hoffnungen weit zurückgesetzt; es bemerkt

mit Ingrimm, wie es nicht die Früchte auf den Feldern bräuf, die es mit seinem Blute und mit seinen Tränen gebräuf hat; seine Freude hat sich in Leid verwandelt.“

Bei der Schmalz'schen Denunziation des Tugendbundes ist natürlich auch Luden die Bornaßader; das hält ihn aber nicht ab, auch weiterhin seine Hoffnung auf Preußen zu setzen, das unfehlbar mit der Zeit die Hegemonie über ganz Deutschland erlangen müsse. Diese Hoffnung befestigte sich in ihm, je klarer die Unzulänglichkeit des deutschen Bundeszutage trat. Eine derbe Satire auf die Kläglichkeit des Tugendbundes brachte die „Nemesis“ in Band IX, S. 158.

Bei dem großen Druck, der sich jetzt mehr und mehr über das ganze politische Leben legte, ward es aber der Zeitgenossen nach und nach immer schwerer, ihre offene Meinung zu äußern, und als die Weimarischen Preßverordnungen vom 3. Mai 1817 erschienen waren, hätte Luden am liebsten das Unternehmende sofort aufgegeben. „Nach meiner Meinung gibt es jetzt keine Pressefreiheit mehr in unserem Lande,“ schrieb er unmutig an Bertuch, „und sie ist verfassungswidrig aufgehoben.“

Die wesentlichen Beschränkungen durch diese Preßverordnungen sollte er auch sehr bald nachdrücklich spüren; allerwärts sah er sich gehemmt, und so ruft er denn einmal in einem Briefe vom 12. Dezember 1817 an Bertuch verzweifelt aus: „Ei, Gott im Himmel, leben wir denn in Konstantinopel? Und ist das die Freiheit, die teuer erkaufte?“ Und einige Tage später klagte er dem alten Freunde: „Die Sachen werden immer bunter; die Gewalttätigen oder vielmehr die feigen Eingriffe immer häufiger. Die Weimarische Regierung scheint ihre Basis, welche die öffentliche Meinung ist, gar nicht zu kennen, und die gepriesene Pressefreiheit wird bald Kindern zum Gespött sein.“

Aber es sollte noch schlimmer kommen. Luden hatte damals einen Schriftsteller, der damals in Weimar lebte, den Aurländer J. G. L. Lindner, einen Bericht Kozebueß an die russische Regierung erhalten, der sowohl Beleidigungen gegen Luden, wie auch Ausfälle gegen die deutschen Universitäten enthielt. Mit diesen Berichten war erwiesen, daß Kozebueß, wie man schon längst ver-



ete, ein Spion Rußlands geworden war, und Juden wollte er das Schriftstück im Januar 1818 in der „Nemesis“ abdrucken, um Kozebue dadurch der allgemeinen Verachtung preisgeben. Allein Kozebue erhielt von dem bevorstehenden Abdruck Kenntnis und mußte die Konfiskation der noch nicht ausgegebenen Hefen durchzusetzen, vermochte es aber nicht zu verhindern, daß der Bericht kurz nachher in Wielands „Volksfreund“ bekannt gemacht wurde. Obgleich nun Juden gar nicht zur Veröffentlichung des Berichtes gekommen war, wurde doch gegen ihn von Kozebue ein Prozeß erhoben, was diesem um so leichter gelang, da sich russische, österreichische und sächsische Einflüsse für ihn in Weimar geltend machten. Es kam dabei zu langwierigen Verhandlungen, die sich bis in das Jahr 1819 hinein zogen und Juden viel Unannehmlichkeiten bereiteten. Er wurde für sein gar nicht ausgeführtes Beginnen nicht nur vom Weimarer Kriminalgericht verurteilt, sondern auch noch vom Leipziger Schöffensstuhl mit drei Monaten Gefängnis oder 60 Reichstalern Geldstrafe belegt.\*) „Es tut mir sehr weh,“ schrieb er an Bertuch, „daß in unserem Vaterlande etwas vorgehen kann. Ein Straferkenntnis gegen einen Mann, der keines Vergehens beschuldigt ist, niemals als Angeeschuldigter vor Gericht gestanden, niemals vernommen, niemals verteidigt ist, — nein, wahrhaftig — es steigt mir doch die Scham — in der Seele der Weimarischen Regierung — ins Gesicht.“

Mittlerweile hatte er bereits Bertuch zu bedenken gegeben, ob sie beide nicht die Weimarische Regierung bitten sollten, daß diese ihnen einen Zensor setze, weil sie irre geworden seien und die dulcedo servitutis doch den molestiis libertutis vorzügen. „Wir könnten dabei sagen,“ setzt er satirisch hinzu, „daß man unter

---

\*) Goethe notierte in seinem Tagebuche unter dem Datum 15. bis 15. Dez. 1817: „Die zwey Aushängebogen Juden contra Kozebue gingen im Stillen herum. Jene Aushängebogen machten Aufsehen. Früh rückte man Juden ins Haus und konfiszierte die noch übrigen Exemplare. Suchte man sie desto fleißiger auf. Erschienen sie übersezt und mit Notizen im „Volksfreund“ Nr. 13 und 14. Wurde auch auf diese Beschlag gelegt. Wurden sie von der Cröferschen Buchhandlung am schwarzen Brett feilgeboten und gingen reißend ab.“ Tagebücher, 6. Band.

Napoleon denn doch besser daran gewesen sei.“ Es blieb bei dem Vorschlage, denn mit der Spannkraft Ludens ging unterdessen zu Ende. Im Herbst des Jahres 1818 gab er „Nemesis“ auf. Es sind 12 Bände zum Preise von 45 Rthl. erschienen.

Zu der „Nemesis“ gesellte sich sehr bald eine zweite Zeitschrift, die ebenfalls aus Universitätskreisen hervorging, aber neben den allgemeinen Gesichtspunkten auch die heimischen Verhältnisse mit ins Auge faßte, das Journal „Kieler Blätter“. Es begann mit dem 1. August 1815 und erschien im Verlage der akademischen Buchhandlung in Kiel. Drei Hefte machten einen Band aus, der 5 Mark kostete. Bis Ende 1819 sind 7 Bände erschienen. Für die Redaktion zeichneten die Professoren Zimmernann, Falck, Twesten, Welcker; die Herausgeber waren v. Berger, Cramer, Dahlmann, Falck, Hegewisch, Heinrich, Niemann, Reimer, Reinhold, Twesten, Weber, Welcker und Justizrat Wilmann. Alle Gegenstände des Wissens, erklärten die Herausgeber, soweit sie unmittelbar mit dem Leben zusammen hingen, seien in den Plan der Zeitschrift gehören.

Die Preßverhältnisse konnten dabei nicht hindernd in den Weg treten, denn sie waren die günstigsten; hatte doch Christian VII. bereits 1770 in Dänemark, Holstein und Schleswig die vollständige Preßfreiheit eingeführt, und diese hatte trotz aller politischen Stürme, ungeschmälert in den Herzogtümern erhalten. Für Dänemark war allerdings wegen des durch die französische Revolution auch hier im Norden üblich gewordenen allzu wüsten Tones unter dem 26. September 1799 eine Druckfreiheitsverordnung publiziert worden, die zwar keine Zensur einführte, „weil dieses Mittel einen unbehaglichen Zwang mit sich bringe für jeden guten und aufgeklärten Mann, welcher die Absicht hegt, mit seinen Einsichten zu nützen,“ aber immerhin die Grenze der Druckfreiheit möglichst genau festsetzen und für die Übertreter angemessene Strafen bestimmen sollte. Auf Holstein und Schleswig war jedoch diese Verordnung nicht gerichtet. In einem Reskript vom 1. November 1799 an die Oberdikasterien und Oberkonsistorien hieß es vielmehr: „Wir haben Uns veran-

ist gefunden, in Unseren Königreichen gegen die eingerissenen Mißbräuche der Preßfreiheit eine auf die Verschiedenheit der Umstände umständlich eingerichtete Verordnung ergehen zu lassen. In Ansehung Unserer Herzogtümer und deutschen Lande nebst der Stadt Altona würden, sobald die Umstände es erheischten, ebenfalls genaue der dortigen Verfassung entsprechende Maßregeln erforderlich sein. Es haben sich auch daselbst von Zeit zu Zeit Spuren einer durchaus nicht zu duldbenden Schreibfrechheit blicken lassen. Da wir aber die Hoffnung hegen, daß die pflichtmäßige Sachsamkeit unserer Landeskollegien, dem Übel fernerhin gesetzmäßig zu steuern, hinreichen wird, so haben wir hiermit nur auf unsere unterm 18. Oktober 1771 erlassene Verfügung (in der vor dem Mißbrauche der Preßfreiheit gewarnt wurde) von neuem aufmerksam machen wollen.“

Diese Verfügung genügte auch vollständig, besonders für die „Kieler Blätter“, denn diese gingen über einen gewissen gemessenen Ton nicht hinaus. Immerhin erhoben sie dort, wo es galt, wichtige Grundsätze energisch zu vertreten, auch mit allem Nachdruck ihre Stimme. Das geschah besonders bei der Verfassungsfrage. Hier setzte Dahlmann in dem Aufsätze „Ein Wort über Verfassung“ ausführlich auseinander, daß in der Volksrepräsentation, die geschaffen werden solle, auch wirklich alle Stände des Volkes vertreten seien, und daß die Repräsentanten das Recht der Steuerbewilligung, sowie Anteil an der Gesetzgebung haben müßten. Und Hegewisch wies in dem Artikel „Repräsentation des Bauernstandes“ ganz besonders darauf hin, daß auch dem Stande der Bauern, der bisher keine Rechte gehabt, eine Vertretung auf dem Landtage zukomme. Die große Begehrlichkeit des Adels dagegen, die ganz unberechtigt sei, müsse entschieden zurückgewiesen werden. Als dann aber der König von Dänemark, der öffentlichen Meinung entgegen, dennoch der Ritterschaft in Schleswig und Holstein die alten Privilegien aufs neue bestätigte, scheuten sich die „Kieler Blätter“ nicht, zu erklären, sie fänden es besser, lieber keine Verfassung zu haben, als eine solche, in der eine besondere Klasse einen ungebührlichen Vorzug vor dem gesamten Volke erhalte.

Von den sonstigen Abhandlungen seien hervorgehoben „Steins Eichen und Buchen“ von Prof. Niemann, „Über das Verhältnis der dänischen Sprache zur deutschen in dem Herzogtum Schleswig“ von E. C. Kruse, „Über die friesische Abstammung der alten Dithmarschen“, ohne Angabe des Verfassers und „Das Manxau“ von Prof. Möller in Kopenhagen.

Als die Herausgeber mit dem siebenten Bande ihr Unternehmen abschlossen, machten sie nicht die geringste Bemerkung über das Aufhören des Journals; wahrscheinlich war es ihnen verboten, anzugeben, daß sie sich nicht den Beschlüssen des Bundestages vom 20. September 1819 zu fügen vermöchten und daher die Zeitschrift lieber eingehen ließen.

Weiterhin sind bei diesen norddeutschen politischen Zeitschriften des zweiten Dezenniums auch „Die Zeiten“ von Christian Daniel Voß zu nennen, die zwar bereits seit 1805 (jährlich 12 Stücken mit Kupfern in Großoktav zum Preise von 8 R. für den Jahrgang) zunächst in Rudolstadt, dann von 1807 in Leipzig erschienen, aber bis 1813 einen wissenschaftlich-betragenden Charakter trugen und erst, als die politische Bewegung alle Gemüter ergriff, mit in die Tagesfragen eintraten.

Der Herausgeber Christian Daniel Voß, geboren 1771 zu Braunschweig, gestorben 1821 zu Halle, war Professor der Geschichte an der Universität zu Halle und verfaßte eine große Menge historischer Werke, von denen besonders eine „Geschichte des Hauses Stuart“ und eine „Geschichte der englischen Revolution“ zu nennen sind. Auch „Die Zeiten“ schrieb er ganz allein und ließ sie auch auf seine eigenen Kosten drucken; einen pekuniären Gewinn erzielte er damit aber nicht, denn es wurden kaum 400 Exemplare aufgelegt. \*)

Wie die „Nemesis“ und die „Nieler Blätter“, so betonte auch „Die Zeiten“ sehr energisch deutsches Volkstum und deutsches Recht. Schon im ersten Hefte des Jahrganges 1814 trat das Journal lebhaft für die Wiedererlangung des ganzen Rheingebietes ein. Nicht der Rhein, sondern die Vogesen und Ardennen

\*) Heinr. Brockhaus, F. A. Brockhaus, I, S. 43. Lpzg. 1872.

an Deutschlands Grenze, und die heilige Pflicht der Verbündeten es, dieses deutsche Land wieder zurückzunehmen. Später, als Österreich mehr und mehr eine isolierte, den deutschen Bestrebungen mächtig sich entfremdende Stellung einnahm, trat der Wunsch immer lebhafter hervor, Preußen möchte sich an die Spitze der deutschen Angelegenheiten stellen, sei es in der Form einer Hegemonie, oder so, daß sein Monarch wirklich das Oberhaupt von Deutschland werde. Im Aprilheft von 1816 wird diese Ansicht in dem Aufsatze „Über die Täuschungen und über das Wesentliche in dem deutschen Bunde“ ganz offen ausgesprochen und begründet. Die deutsche Bundeshandlung habe fast nichts von alledem ausgeführt, erklärt der Verfasser, was der Deutsche erwartet habe. Die Hauptursache sieht der Verfasser darin, daß die deutschen Länder nicht eine Schutzmacht, sondern zwei erhalten hätten, was anstatt zur Einheit, gerade zum Gegenteil führen müsse. Offenbar aber gebühre Preußen die Stellung als Oberhaupt der deutschen Nation, während Österreich auf Italien angewiesen sei. „Preußen muß an die Stelle des Beschützers des Rheinbundes treten“, führt dann der Verfasser weiter aus, „Österreich an die Stelle des Königs von Italien . . . . Wenn Österreich eine deutsche Macht ist, so ist es doch, bei der geringen Anzahl seiner deutschen Bewohner, eine römisch-deutsche Macht . . . . Preußen dagegen ist an den Rhein hingewiesen und muß der Richtung dieses Stromes folgen und dessen Gebiete beschützen. Die innern und äußern Verhältnisse des ehemaligen Rheinbundes eben also im wesentlichen die Art des deutschen Bundes an die Hand, der unter Preußens Schutz und allein unter dem Schutze dieser Macht stehen muß . . . . Die einzelnen Teile des Bundes aber würden auf diese Weise auch ihren besondern Vorteil am sichersten finden. Preußen wird die notwendige Freiheit der Glieder gestatten müssen. Die größeren Staaten des Bundes werden so unabhängig sein können, als es nur möglich und nach den gegenseitigen Verhältnissen wünschenswert ist. Die kleineren aber werden nur so eine Sicherheit finden; denn wenn dieser Bund nicht geschlossen wird, so müssen sie, und wohl auch die größeren, nach und nach von den zusammenstoßenden Mächten

verschlungen werden. Die Bedingungen und Gesetze, unter welcher die einzelnen Glieder in den Bund treten, machen dann eben die Bundesverfassung aus. Durch diese erhält dann auch jeder einzelne Deutsche ein Vaterland, wonach die Edleren sich so schmerzlich sehnen.“

Die unerhörte Behauptung des Geheimrats Schmalz, daß das Volk beim Ausbruch der Befreiungskriege nur aus Pflichtgefühl, wie etwa beim Löschen eines Brandes, zu den Waffen geeilt sei, wurde auch von den „Zeiten“ gebührend zurückgewiesen. Desgleichen widerlegte Voß („Zeiten“ 46, S. 169 fg.) mit aller Nachdruck die Behauptung des Staatsrates Dabelow in Göttingen, daß die deutschen Fürsten nicht gehalten seien, den Artikel 13 der Bundesakte in Vollzug zu setzen, da sie bei der Beratung über die Bundesakte nicht mit dem deutschen Volke, sondern nur unter sich pazifiziert, folglich auch dem deutschen Volke nichts versprochen hätten: es hänge also lediglich von ihrem gegenseitigen Willen ab, ob sie Verfassungen geben wollten oder nicht.

Nach den Karlsbader Beschlüssen mußten solche Erörterungen natürlich wegfallen, worauf Voß 1820 auf die Weiterführung des Journals verzichtete.

Eine wertvolle Ergänzung erhielten die „Nemesis“, die „Kieler Blätter“ und die „Zeiten“ noch durch ein vorwiegend volkswirtschaftliches Journal, das sich aber bei allen ökonomischen Fragen doch stets auch auf den allgemeinen vaterländischen Boden stellte und darum ebenfalls oft genug mit in die politische Diskussion eintrat. Es führte den Titel „Hermann, eine Zeitschrift von und für Westfalen“ und wurde vom 1. Febr. 1814 ab von dem Prediger Aschenberg und dem Handelschul-Direktor Dr. Storck in Hagen herausgegeben. Zu den Mitarbeitern zählten von vornherein die angesehensten Männer des Westens, der kornige Oberpräsident von Vincke, der treffliche Kammer-Präsident von Hövel auf Herbeck bei Hagen, Ernst Moritz Arndt, von Syberg auf Busch, Vinckes Schwiegervater, der intelligente Kaufmann Gerhard Siebel in Elberfeld, die Brüder Harfort und viele andere. Vincke trat in der Zeitschrift sehr bald für den weiteren Bau von Kunststraßen ein (Jahrg. 1816, 15. Stück) und schil-

draftisch die Kurzsichtigkeit der Menschen in Westfalen, die damals, als von 1788 bis 1794 die beiden großen Chaussees Köln über Elberfeld nach Soest und weiterhin nach dem n und von Wesel über Essen, Bochum, Siegen, Wezlar nach nkkfurt a. M. gebaut wurden, der Anlegung der Straßen ersehten, weil man solche Wegelinien als ein Übel, ja als ein Glück betrachtete, da man bei Kriegen dann mit Durchmärschen Einquartierungen überzogen werden würde. Er suchte da offenbar ähnlichen Einsprüchen, die etwa abermals auftauchen konnten, von vornherein zu begegnen. Aus der Zeitgeschichte schte das Journal manches über die Beteiligung der Westfalen dem letzten Feldzuge gegen Napoleon. Bei der Schilderung der Schlacht bei Ligny wird berichtet, wie der Chirurgus des Hagenschen Bataillons dem gestürzten Blücher die erste Hülfe leistete. Weiterhin wurde aber auch der bitteren Klage darüber Ausdruck gegeben, daß man die Freiwilligen, die Blut und Leben für das Vaterland eingesetzt, so klang- und sanglos, auf so „schofele Art“ entlassen habe. „Das ganze Süderland der Grafschaft Marck empfindet es sehr unangenehm,“ schrieb die Zeitschrift, „daß sein Landwehr-Bataillon, jene freiwilligen Füsilier, deren ausgezeichnete Tapferkeit der tapfere Steinmetz so ehrenvoll anerkennt, in Lünen aufgelöst und mit einem Bündel auf der Schulter nach Hause entlassen worden, anstatt daß man erwarten durfte, jene Braven würden im kriegerischen Glanze zur Heimat zurückgeführt werden.“ Die Dankbarkeit reichte eben nach dem Abschusse des Krieges nicht mehr weit.

Als dann der Ausbau der Rechtsverhältnisse begann, der Adel immer mehr Ansprüche erhob und die bürgerlichen Kreise mit ihren Forderungen immer weiter zurückgedrängt wurden, trat auch der „Hermann“ mit in diesen „Kampf ums Recht“ ein, und als man darauf in Berlin verwundert fragte, was man denn am Rheine eigentlich wolle, antwortete der Rheinländer Gerhard Siebel in dem zornsprühenden Artikel „Der Bürgersinn am Rhein“ (1818, S. 99): „Feste Verfassung, aus welcher hervorgehen: Volksvertretung, Gleichheit vor dem Gesetze, gleiche Steuer und Last, öffentliches Verfahren, Landesmacht, Trennung der Ge-



walten, freier Haushalt der Gemeinden, allgemeine Handelsfreiheit ohne Zölle, jedoch Repressalien gegen alle Staaten, die die Handelsfreiheit nicht anerkennen wollen, und dadurch Schutz des innern Handels gegen den Zubrang des fremden; Preßfreiheit unter Verantwortlichkeit des Verfassers, Aufhebung aller Ueberbleibsel des Feudalismus — das ist's, was wir wünschen.“ Seine Sprache glaubte man aber in Berlin nicht länger dulden dürfen und fand denn auch bald einen Grund zum Einschreiten. Im Sommer 1819 brachte das Journal einen durchaus sachlich geschriebenen Bericht aus Bonn über die Verhaftung Arndts und Welckers; der Polizeiminister von Wittgenstein erblickte in diesem aber einen „frechen, unehrerbietigen, mit hämischen Bemerkungen vermischten Tadel der von Staatswegen genommenen Maßregeln“ und verfügte im August 1819 die Suspension des „Germania“. Der streng loyale Aschenberg starb wenige Monate später, es hieß aus Gram über die Unterdrückung seines Blattes: die Schmach, die — nach seiner Auffassung — durch diese ihm persönlich gefallen war. Sein Redaktionskollege Dr. Eichmann war bereits 1818 als Professor nach Bremen berufen worden.

Diese hochgestimmten Zeitschriften, die ganz und gar in dem Gedanken erfüllt waren, vor allen andern Bestrebungen „die gehobene und erweiterte Dasein des deutschen Volkes“ zu fördern, beherrschten das öffentliche Leben jedoch nicht so ganz unbestritten. Es traten auch noch einige Journale hervor, die sich diesem großen allgemeinen Zuge entgegenstellten und Sonderinteressen verfolgten. Allerdings waren ihrer nur wenige, und alle standen sie auf einem recht niedrigen geistigen Niveau. Keine einzige geistige Kraft von Bedeutung stellte sich in ihren Dienst. Genannt und etwas genauer betrachtet zu werden verdient nur die „Allemannia“, die einen spezifisch bayrischen Standpunkt vertrat. Sie wurde von Joh. Eph. Ant. Mor. Freiherrn v. Arctin bei Seidel in Sulzbach von Anfang Januar 1815 bis August 1816 in 42 Oktavheften, die 7 Bände bildeten, herausgegeben. Der Preis der 42 Hefte betrug 8 Taler 8 Ggr. Außer dem Titel

\*) L. Berger, Der alte Harfort. Spzg. 1897, S. 182.

„Allemannia“ befand sich auf dem Titelblatte nur noch der Wahlspruch „Für Recht und Wahrheit“, sonst war weder der Name des Redakteurs, noch der Ort des Erscheinens, noch irgend eine Bedingung angegeben.

Das Journal erschien unter der Oberaufsicht des Ministerpräsidenten Montgelas und vertrat dessen Politik (die wir bereits S. 16 charakterisiert haben) mit großer Hestigkeit. Es begann jedes einleitende Wort, setzte aber sofort energisch gegen die Angriffe zu, den Freiherrn von Stein, Arndt, die Teilung Sachsens, die Proklamation des 18. Oktobers zc. ein. Dieses Vorgehen rief in den liberalen Zeitungen lebhaften Widerspruch hervor, und der „Rheinische Merkur“ schrieb im „Rheinischen Merkur“: „Der böse Geist, der seit länger als einem Jahre unstät und flüchtig in Bayern umherirrt und nicht recht wußte, wohin er seinen Fuß setzen konnte, hat nun endlich einen solchen Ort in der „Allemannia“ gefunden.“ Die „Allemannia“ nahm das nicht ruhig hin; bereits im nächsten Bande überschüttete sie in einem besonderen Artikel den „Rheinischen Merkur“ mit Spott und Hohn. „Lieber versteinertes Merkur,“ schrieb sie, „es hat dir gefallen, mir in der Nr. 188 deines olympischen Ausfuhrrechts (verzeih' mir die Erinnerung an deinen vorigen Dienst im Speisesaale der Götter) eine beißende Merkurale zu spenden und ohne weiteres den Stein auf mich zu werfen. Nimm es der altdeutschen Göttin doch nicht übel, daß sie ihren Haß gegen alles Römische noch nicht ganz unterdrücken konnte. Meine Allemannen sind wie die alten Ägypter, bei welchen der Merkur unter die verhaßten Götter gehörte, oder wie die Griechen, die, wenn ihnen was Unrechtes in den Weg kam, sofort die Nähe des Diebesgottes witterten. Es ist, wie du schon jagst, eine Feindschaft gesetzt zwischen uns und deinen Steinwerfern, seinem Samen und unserem Samen. Aufrichtig bist du, Atlas und Sohn des Rübezahls, mehr als man es von dem windigen Lügengott erwarten kann. Du gestehst es doch geradezu, daß man dir ins Herz greift, wenn man sich anschickt, die Steine aus dem Weg zu räumen (eine Anspielung auf den Freiherrn vom Stein). Du nimmst als Straßengott die Steinwerfer in Schutz, wenn gleich Wiebeking sie als die schlimmsten

Chauſſeen verwirft, und unter deinen Händen wird alles zu Stein, wie weiland bei Midas alles zu Gold. Den Jupiter ſelbſt darf man angreifen, wie frevelhaft man nur immer will; da verziehſt du keine Miene; ja du hätteſt ihm, es iſt allbekannt, ſeinen Donnerkeil ſogar ſchon geſtohlen, wenn Feuer ſo leicht in die Hand zu nehmen wäre. Keiner der übrigen Götter iſt unberaubt von dir geblieben, und ſchon in der alten Welt warſt du ein tüchtiger Sanskulotte. Nun aber haſt du dich ganz und gar dem Fetiſchen - Dienſt ergeben und opferſt mit echt mercurialiſcher Dienſtfertigkeit jenem harten Stein, an welchem Preußen krank und der dem ganzen heiligen Reich ſchwer auf dem Herzen liegt. Glaube mir, du kleinſter aller Planeten und größter aller Windmacher, du haſt keinen guten Stein im Bret. . . . . Was aber auch immer die Urſache deines Ingrimmſ gegen mich ſein mag, du ſeiſt nun Betrüger oder Betrogener — es gereicht mir zu einiger Beruhigung, das letzte zu glauben, denn einſt kannte ich dich auch als Kämpfer für die gute Sache — in keinem Falle wirſt du dein Glück bei meinen Allemannen machen. Deine triſmegiſtiſchen Drofelſprüche kommen ihnen nicht weniger abgeſchmackt vor, als weiland deine gefrorene Muſik in der „Einſiedler-Zeitung“. Dringe mir doch, du durchgebranntes Geſtirn, das nicht ferner als feines Porzellan auf, was du ſelbſt nur als grobes Steingut erkennſt; behandle mich fürder nicht ſo vornehm, als wär' ich eine von den ſchwarzen Hofdamen deiner geliebten Höllengöttin, und gib endlich den Verſuch auf, mich zu ſteinigen. Und nun gehab dich wohl, du bartloſer Gott mit dem Hundskopf. Drücke dein buntes Hütlein, dem ſchon die Mythologie die Farben deiner Fahne beigelegt hat, tief in die Augen, verhülle dich in dein Mäntelchen und tu' endlich Buße, gleich den ausgetrockneten Schattengestalten die du aus Amtspflicht zum Styx geleiteſt. Was aber deine Stein des Anſtoßes betrifft, ſo werde ich dir nächſtens zeigen daß er weder ein Grund- noch Eckſtein, weder Edel- noch Eiſen noch Magnetſtein iſt, ſondern ein recht gemeiner roher Kieſel. Nur wenig des Feuerſtoffes führt er in ſeinem kriſtalliſierten Herzen, und bald wandert er den Weg aller ungeſchliffenen Stein d. h. — er wird weggeworfen.“

Diese Kapuzinade folgte dann im 3. Bande eine etwas helle Entgegnung. In einem Artikel „Über Veranlassung der Allemannia“ verwahrt sich das Journal zunächst gegen den Vorwurf, daß es „ganz gegen Preußen gerichtet“ sei, und dann: „Wie ein warmer Regen nicht nur Äcker und Fluren befruchtet, sondern auch die giftigen Pilze in Menge aus der Erde hervorbringt, so ist auch nach dem großen Kriege eine große Menge von Verräthern aufgestanden und hat besonders für einen Zweck gethan, welcher Erhebung einer einzigen Macht, Verringerung aller übrigen in der öffentlichen Meinung zu sein . . . . Vorzüglich waren Sachsen, Baiern, Baden, Württemberg die Zielscheibe der Schmähsucht und des Grolls.“ Bei diesen Verräthern wäre die Frechheit gewachsen, daher sei eine Gesellschaft von achtbaren Männern aus verschiedenen Ländern zu dieser Zeit zusammengetreten, um einen Kampfplatz gegen diese Frechheit zu eröffnen und die Mitbürger vor diesen Wölfen in Pelzen zu warnen. Und weiterhin wird die Zeitschrift noch weiter; sie spricht von einer geheimen Verbindung, die der preussischen Politik im letztverflossenen Jahre eine andere Richtung gegeben, und schließlich wirft sie in dem Aufsätze „Die Wächter“ (Band 4) der nationalen Partei unter der Feder eines Preußen unverhohlen das Streben nach einer vollkommeneren Revolutionierung Deutschlands vor. „Achtet man,“ heißt es „auf die revolutionären Umtriebe und Reden in Bänden und Schriften des Nordens, so sollte man meinen, es sei auf nichts Anderes zu denken, als auf eine deutsche Republik abgesehen. Die Untunlichkeit der Sache bei Seite, erwäge man nur den Umstand, daß die Treiber und Sprecher den Schutz mächtiger Fürsten genießen, daß diese Verstand und Macht genug haben, um — wäre der vergeblichen deutschen Republik etwas Wahres — es zu unterstützen und zu hintertreiben. Es können demnach jene revolutionären, absichtlich geduldeten Äußerungen weiter nichts bezwecken, als die deutschen Völker zu einem fieberhaften Ausbruche zu verleiten, der eine militärische Einmischung von Nachbarstaaten herbeiführen würde und rechtfertigte, und — die deutsche Republik hätte am Ende das Los der polnischen von 1795! Also, Deutsche! miß-

traut diesen Predigern der Freiheit und eines unsichtbaren Gottes das mit Blut kommen, mit Blut gehen würde!“

So grell wie möglich waren also die nationalen Bestrebungen als Schreckgespenst hingestellt worden, um ein strafferes Zusammenfassen Deutschlands unter der Oberherrschaft Preussens zu verhindern.

Mittlerweile änderte sich aber das politische Bild Deutschlands. Friedrich Wilhelm III. hatte, ängstlich geworden durch die laute Sprache der Stürmer und Dränger und schließlich erregt durch die Schmalzische Denunziation des Tugendbundes, sich von der nationalen Sache abgewendet und sich auf die monarchisch-bürokratische Seite gestellt. Dadurch war die politische Regierung der Sympathieen aller Nationalgesinnungen lustig gegangen — und nun ereignete sich das seltsame Schauspiel: die „Allemannia“ gab mit einer kühnen Schwenturung ihren bisherigen Standpunkt auf und suchte die Sympathie der Nationalen auf ihre Seite zu ziehen. Schon gegen den Schmalzischen fünften Bandes hin zeigt sie liberale Mäuren und tadelt die so hoch emporgehobenen Schmalz wegen seines Hasses gegen die Verfassungen, und im sechsten Bande weiß sie sich mit Männern der einst so hart bekämpften nationalen Richtung mütig zu versöhnen. Görres, der ehemals so heftig befand, jetzt auf einmal ein reichbegabter Gelehrter von unvergänglichen Verdiensten,\*) und die Idee der deutschen Einheit erfährt ganz neue Beleuchtung. Die „Allemannia“ zögert nicht, zu erklären, daß, so wie Spanien, Frankreich und England aus einer Menge verschiedener Völkerstämme und kleiner Fürstentümer großen Reichseinheiten emporgewachsen seien, diese Erscheinung sich auch in Deutschland wiederholen müsse. „Diese Einheit“ fährt sie fort, „steht auch als allgemeiner Wunsch und allgemeines Ziel vor uns.“

---

\*) Görres erhielt sogar nach der Unterdrückung des „Rheinischen Merkur“ vom Grafen Montgelas einen Ruf nach Bayern, um dort bei sehr bedeutender Bejoldung ein neues Blatt herauszugeben, dem man die Freiheit sicherte. Görres war aber ehrenhaft genug, das Anerbieten zurückzuweisen.

is aller deutschen Völker vor uns und kann daher mit großer moralischer wie geschichtlicher Wahrscheinlichkeit als erste Folge des letzten großen Zeitresultates angesehen werden. Bald nachher klärt sich dann der Gedanke über die zukünftige Einheit Deutschlands noch weiter. In dem Aufsätze „Völkerbestimmung“ werden die Bedingungen erörtert, die ein Volk besitzen müsse, um verwandte Stammgenossen mit sich vereinigen, und es wird dargelegt, daß ein Volk, das stammverwandte Völker mit sich zu vereinigen bestimmt sei, ungefähr in der Mitte derselben gelegen sein müsse; es müsse geographisch so liegen, daß die Flüsse nicht von da in die anderen Staaten fließen, nicht aber zu ihm hereinströmen, es müsse ein ackerbauendes Volk sein u. s. w. Schließlich ist es klar bewiesen, daß nur die Völker, die sich um das Volk vereinigen können, um das deutsche Volk zu verwirklichen. Der Verfasser nennt zwar den Namen nicht, aber ein Zweifel kann nicht aufkommen.

Nachdem die „Allemannia“ diese Höhe erklommen hatte, stellte sie mit dem Schlusse des 7. Band ihr Erscheinen ein. In einem Abschieds-Worte“, datiert vom 15. August 1816, ohne Ortsangabe, heißt es: „In einer Zeit allgemeiner Leidenschaftlichkeit und Verwirrung wagte die ‚Allemannia‘ es zuerst und allein, die Unterdrückten und Geschmähten gegen Übermacht und Verdrückung ihre Stimme zu erheben, zuerst den aufgeregten Geirern ruhige Erwägung und Vertrauen auf ihre angeborenen Rechte zu empfehlen, zu warnen vor den unter gleißenden Worten von Volkstum und Deutschheit dargebotenen gefährlichen Irrthümern. Manchem hochgefeierten Manne hat sie den Stempel der angeborenen Erbärmlichkeit aufgedrückt, mancher Schwindelnde auf die Bahn der Besonnenheit zurückgeführt, der redliche Krieger in seiner Gesinnung bestärkt.“ Seit drei Monaten haben wir nun aber die Stimmung in Deutschland geändert, deshalb muß die „Allemannia“ jetzt zu erscheinen aufhören. Wahrscheinlich waren im Verborgenen die Mächte tätig gewesen, die einige Mo-

nate später den Grafen Montgelas stürzten und damit unheilvollen Einfluß auf die Entwicklung der deutschen Laube machten.

2. Die politischen Zeitschriften der letzten Jahre. Orens „Iffis“. Programm. Der Herausgeber behandelt mit Vorliebe politische Mißstimmung in Weimar. Goethe über die „Iffis“ und die Presse überhaupt. Karl August kann sich nicht entschließen, Goethes Anrathung zu folgen. Die „Iffis“ und das Wartburgfest. Orens Absetzung und Unterdrückung der „Iffis“. Börne über die Tragödie der „Iffis“. Die Zeitschriften. Sein Einfluß. Die „Wage“. Ihre Ankündigung und Programm. Börne bittet Goethe um Beiträge. Der Erfolg der Zeitschriften. Ihre Theaterbesprechungen. Gutz und Rahel über sie. Die „Zeitschriften“ Böernes Ankündigung der Zeitschrift. Ihr Inhalt. Wird unterdrückt. Abschied von den Lesern.

Die „Allemannia“ schloß jedoch die Reihe der politischen Zeitschriften von Einfluß während der in Rede stehenden Zeit noch nicht ab. Nachdem die „Nemesis“, die „Kieler Zeitung“, die „Wage“ und der „Hermann“ ihren Kulminationspunkt bereits überschritten hatten und die „Allemannia“ schon verfallen war, stiegen schließlich noch drei Journale mit raketenartiger Euphorie empor und warfen ihre Strahlen weit hin in die Zukunft. Sie verpufften dann aber sehr bald unter knatterndem Getöse. Diese waren die „Iffis“, die „Wage“ und die „Zeitschriften“.

Die „Iffis“ wurde 1817 von Professor Dr. Johann Oren in Jena gegründet. Oren, geboren am 1. August 1782 in Ortenau in Baden, war Professor der Naturwissenschaften in Jena und ein glänzender, ungemein geistig anregender Denker, zugleich aber auch ein leidenschaftlicher Politiker, besonders galt es ihm, das zertrümmerte Deutschland neu aufzubauen. In seiner reinen Begeisterung für Deutschlands Größe schrieb er zunächst für die Brockhaus'schen „Deutschen Blätter“ eine Reihe von Aufsätzen, und als diese Zeitschrift eingegangen war, suchte er Brockhaus für die Idee eines neuen Journals, für das er den Titel „Encyclopädische Blätter“ vorschlug, zu gewinnen. Darauf



Brockhaus auch im letzten Stücke der „Deutschen Blätter“  
 neue Journal an, das „gewissermaßen das Kind der  
 Deutschen Blätter“ und unter Ofens Leitung den Natur-, techno-  
 und ökonomischen Wissenschaften, der Geschichte, Sprach-  
 Kunst und Rezensionen gewidmet sein sollte. Allein die  
 Sache verzögerte sich, bis endlich Brockhaus mit Ofen auf dessen  
 Vorschlag einen Kontrakt dahingehend abschloß, daß Ofen in Jena  
 auf besondere Meinung des Verlegers eine Zeitschrift unter dem  
 Namen „Iffis, oder Encyclopädische Zeitung“ erscheinen lassen  
 sollte. Es stand daher auf den Titeln der ersten Jahr-  
 gänge nur „Jena, in der Expedition der Iffis“, oder „Jena,  
 Herausgeber.“ Für den Beginn der Zeitschrift war der  
 Anfang des Jahres 1817 festgesetzt; Ofen wollte aber nicht so  
 lange warten, sondern ließ bereits am 1. August 1816 das erste  
 Heft der Zeitschrift, jedoch mit der Jahreszahl 1817, erscheinen.  
 Jedes Blatt sollte sodann 16mal im Monat, jedesmal in Stärke  
 eines halben Bogen, in Quart mit Kupfern und Holz-  
 schnitten zur Ausgabe gelangen, kam jedoch stets sehr unregel-  
 mäßig und außerdem theils unpaginirt, theils mit falschen Seiten-  
 zahlen. Mit der Jahreszahl 1817 wurden 197 Nummern her-  
 ausgegeben zum Abonnementspreise von 6 Talern. Der Jahr-  
 gang 1818 erschien in Monatsheften zum Preise von 8 Talern,  
 und so der Jahrgang 1819, doch war diesem das Motto vorge-  
 setzt: „Dedimus profecto grande patientiae documentum; et  
 quod vetus aetas vidit, quid ultimum in libertate esset, ita  
 vidit, quid in servitute, adempto per inquisitores et loquendi  
 commercio. Glücklicher Tacitus! Vit. Agric.“\*)  
 Die weiteren Jahrgänge erschienen dann mit der Brockhaus'schen  
 Form in Leipzig.

Das Blatt war in hohem Grade originell; darauf deutet  
 schon der Kopf hin; er zeigte in der Mitte die Gestalt der Göttin  
 Isis, rechts von dieser den Anubis, links den Osiris. Über die

\*) „Wir haben fürwahr ein großes Zeugnis von Geduld abgelegt, und  
 wie die alte Zeit gesehen hat, was der Höhepunkt in der Freiheit war, so  
 haben wir gesehen, was der Höhepunkt in der Knechtschaft ist, weil durch  
 darüber jeder Verkehr im Reden und Hören genommen ist.“

Gebiete, denen sich die neue Zeitschrift widmen werde, ist Ofen in folgender Weise aus: „Die ‚Iffis‘ ist ein encyclopädisches Blatt; sie soll einem wahren Bedürfnis in den großen deutschen Ländern abhelfen, nämlich dem der allseitigen und zeitigen Verbreitung aller menschlichen Entdeckungen und der allseitigen gründlichen Beurteilung geistiger Erzeugnisse in Wissenschaft, Kunst, Gewerbe und Handarbeit: nichts, was bleibenden und fördernden Wert hat, sollte von der Betrachtung ausgeklammert sein.“ Doch sollen die Naturwissenschaften immer den Gegenstand bilden. Ausführlich begründet das Ofen. Als erstes Thema wird sodann die Kunst „mit ihren Gehülfen, Mythologie und Archäologie“, angeführt und als drittes die Geschichte. Dekrete der Geschichte müsse man kennen lernen; der Geschichte müsse man gehorchen, denn sie sei Weltregent. „Sie ist daher als ein schauerlicher Riese über Strom und Felser loco sigilli und Schlagbäume, lachend über solche Netze, welche Geist und Sinn fangen wollen und im Fange überfallen.“ Es wird die Kühnheit eines Narren erfordern, wenn er die Geschichte bannen will. Die Geschichte aber ist die Mentorin einer aber ist nichts. Darum sei sie der Spiegel dieser Zeitschrift, die Natur ihr Fußboden, die Kunst ihre Säulenwand und der Himmel lassen wir uns offen.“

Einige Disziplinen, wie Redekunst, Dichtkunst, Sprachwissenschaft u. s. w. sollten nur sparsam aufgenommen werden, von „Theatralischen Streichen“, Feuersbrünsten zc. sollte gar nicht gesprochen werden. Im übrigen sollte die Zeitschrift dem freiesten Verkehre geöffnet sein: „in ihrem Hafen kann landen und lösen, wer nur Lust hat, mag, und wer etwas hat“; es könne also von keiner Partei die Rede sein, oder von allen: „Jeder ergreife eine Meinung, ergründe ein System, welches ihm Freude macht, oder er ergreife kein System, alles ist gut, und alles muß zugelassen werden!“ Auf demselben Schlage war noch gesagt: „In dieser Zeitschrift kann jeder unangefordert einsenden, was er will, jedoch nur über unten angegebene Fächer. Weder bezahlt jemand etwas, noch erhält jemand etwas. Alles ist frei.“

Ein politisches Blatt sollte also die „Iffis“ von Haus aus

sein, und Oken sprach sich in diesem Sinne sogar noch entschieden aus, indem er sagte: „Kein Blatt im Groß-um Weimar habe Ursache gehabt, ein feindliches Gesetz, r Preßfreiheit, umzustößen, am wenigsten die „Jfis“, die olitisches Blatt sei, und in die sich nur hier und da, und eigentlich gegen des Herausgebers Willen, etwas Politisches verirrt.“\*) Trotzdem gewann aber die „Jfis“ alsbald politischen Charakter, und zwar einen von eminenter Be-  
19.

Von vornherein kam so etwas wie ein politischer Ton da- in die Zeitschrift, daß Professor Eichstädt, der Herausgeber „Genaischen Allgemeinen Literaturzeitung“, das Erscheinen der „Jfis“ zu verhindern suchte, weil er geltend machte, die „Jfis“ ein kritisches Blatt, eine Literaturzeitung“, und daß nur Professor Eichstädt, laut Privilegiums vom 7. Okt. 1803, Recht habe, eine Literaturzeitung herauszugeben. Offenbar protestierte Oken durch die „Jfis“ das weitere Blühen der „Genaischen Allgemeinen Literaturzeitung“ stören und beeinträchtigen. Hier- n protestierte Oken; er erklärte, daß die „Jfis“ weder ein Tagesblatt, noch eine Literaturzeitung sei, und berührte die Frage, „ob überhaupt ein literarisches Privilegium erworben werden könne.“ Schließlich wagte die Weimarische Regierung, indem sie zunächst das Erscheinen des Blattes, „sofern es Rezensionen enthalte und ein kritisches Tagesblatt sei“, untersagt e, keinen weiteren Einspruch gegen die Herausgabe desselben; ) blieb bei Oken eine gereizte Stimmung zurück, die sich als- d in dem Blatte bemerkbar machte.\*\*\*) Gleich in der ersten Nummer druckte er den Passus aus dem Grundgesetz über die ständische Verfassung (Weimar, Mai 1816) ab, worin das Recht auf Freiheit der Presse ausdrücklich anerkannt ist. In immer zwei findet sich neben dem Bilde einer Wage folgende Inschrift: Ob wir wirklich Preßfreiheit haben, oder ob sie durch

\*) Jfis 1817, Nr. 163.

\*\*\*) Die betreffenden Aktenstücke sind bei H. Ecker, Lorenz Oken, Stuttgart, 1880, abgedruckt.

literarische Privilegien und willkürliche Deutung und Auslegung derselben als Frage verspottet werden wird, das soll der Fortgang der „Istis“ lehren. Und in den Nummern neun bis elf wurde ein Aufsatz „Über das Grundgesetz über die Landständische Verfassung des Großherzogtums Sachsen-Weimar-Eisenach“ abgedruckt, in dem Ofen zwar die mutige Tat des Großherzogs Karl August, seinem Lande eine Verfassung gegeben zu haben bereitwillig anerkannte, weiterhin aber erklärte: wie sehr er auch „den guten Willen, die Weisheit, Klugheit, Vorsicht, Geschäftskunde“, welche sich in dem Grundgesetze ausspreche, zu schätzen wisse, fühle er sich doch durch Wahrheits- und Vaterlandsliebe zu dem Geständnisse gedrungen, daß er die Grundlagen der Ständeeinrichtung für „völlig verfehlt“ halte und in jenem Grundgesetze „nicht eine Spur von Staatsgrundgesetz“ erkennen könne. Die Rechte des Volkes seien darin keineswegs festgesetzt und anerkannt. Von diesen Rechten sei eigentlich nur eins verbürgt, die Pressfreiheit; alle übrigen, deren er 23 aufzählte, seien gar nicht erwähnt. „So also“, schloß er, „steht es mit unserer hochgepriesenen Verfassung!“ Und zur größeren Deutlichkeit setzte er neben diesen Satz noch eine hinweisende Hand.

Ein solches heftiges Auftreten mußte in den Kreisen von Weimar schwer verletzen; es wurde ein Ministerrat abgehalten und in diesem der Großherzog angegangen, als Souverän und polizeilich einzugreifen. Karl August soll aber erwidert haben: „Ich als Souverän tue nichts. Man muß sich jetzt vor Gewaltstreichen höllisch in acht nehmen; wenn Ihr ihm aber rechtlich etwas anhaben könnt, so mag es seinen Gang gehen.“\*) Doch legte er die mittlerweile über den Fall Ofen entstandenen Akten Goethe vor, wohl weniger dem Staatsminister, als vielmehr seinem Berater auch in solchen Angelegenheiten, die nicht gerade in dessen Geschäftsbereich fielen, worauf sich Goethe in einem ausführlichen Gutachten sowohl über den speziellen Fall, wie über

---

\*) Brief Ofens an Brodhous in G. E. Brodhous, Friedrich Arnold Brodhous. Leipzig, 1876. Bd. II, S. 170.

heit überhaupt äußerte. \*) Er deutete zunächst an, daß  
 am besten gewesen wäre, wenn „man sogleich beim Er-  
 der Ankündigung von Polizei wegen das Blatt verboten

Da es nicht geschehen sei, „so hat man den traurigen  
 zu sehen, wie ungehinderte Verwogenheit täglich wächst  
 ihre grenzenlose Natur offenbart.“ Sodann unterwarf er  
 Akten beigefügten Vorschläge der Landesdirektion, „wie dem  
 gesteuert werden könne“, einer Prüfung. Die Vorschläge  
 so entwickelte Goethe, dahin, man solle

1. dem Herausgeber der „Zsis“ seine Ungebühr mündlich  
 schriftlich verweisen und ihn

2. bedrohen, daß bei erneuerten Ausfällen auf einzelne Per-  
 oder ganze Stände sein Blatt sogleich verboten werden solle;

3. werde vorgeschlagen, daß man den Fiskal gegen Ofen  
 gegen und auf dem Wege Rechts den bisher Beleidigten Ge-  
 uung verschaffen möge.

Diese Maßregeln erschienen Goethe eher geeignet, „das Übel  
 vermehren, als demselben Einhalt zu tun“; er begründet diese  
 nicht bei jedem Punkte des längeren und erklärte schließlich:  
 die anfangs versäumte Maßregel muß ergriffen und das Blatt  
 gleich verboten werden. Man fürchte sich ja nicht vor den  
 Folgen eines männlichen Schrittes, denn es entstehe daraus, was  
 le, so behält man das schöne Gefühl, recht gehandelt zu haben,  
 die Folgen des Zauderns und Schwankens auf alle Fälle  
 nlich sind. Mit dem Verbote der „Zsis“ wird das Blut auf  
 mal gestopft; es ist männlicher, sich ein Bein abnehmen zu  
 sen, als am kalten Brand zu sterben.“ Endlich gibt er an,  
 e bei der Unterdrückung vorzugehen sei. „Man ignoriere Ofen  
 und gar,“ rät er, „aber man halte sich an den Buchdrucker  
 und verbiete diesem bei persönlicher Selbstgeltung den Druck des  
 lattes... Ofens Unternehmen ist Catilinarisch, und wer hätte

\*) Wörtlich wiedergegeben in dem „Briefw. d. Großherzogs Karl August  
 t Goethe von 1775 bis 1828.“ 2 Bde. Weimar 1863.

Lust, den Cicero zu spielen, der schlechten Dank verdiente, daß er die Stadt rettete?“

Dieses harte Urteil über die „Zfis“ sowohl, wie über Ofen selbst, hatte allerdings nicht bloß seinen Grund in der Abneigung Goethes gegen die unruhigen politischen Verhältnisse seiner Zeit, sondern auch in einer Antipathie gegen Ofen, dessen bisweilen ungezügelter Leidenschaftlichkeit ihm zuwider war, und vielleicht auch in einer Differenz, die zwischen den beiden Männern wegen der Priorität einer osteologischen Entdeckung bestand.\*)

Der Großherzog konnte sich jedoch nicht dazu entschließen, dem Räte Goethes zu folgen; auch auf die Vorschläge der Landesdirektion ging er nicht ein; die „Zfis“ erschien mithin ganz unbehelligt weiter, doch wurde sie plötzlich in Österreich verboten. „Man hat nämlich dort allgemein behauptet,“ schreibt Ofen an Brockhaus, „der Name ‚Zfis‘ bedeute einen geheimen Bund, und es wäre diese ‚Bundeszeitung‘ und ich der Meister oder Schreiber davon.“

Einen Antrag, die Zeitschrift aus Baden zu verbannen, wies der Großherzog von Baden mit der Bemerkung zurück: „Ich führe nicht Krieg gegen Zeitschriften.“

Diese Zeit des ruhigen Weitererscheinens der „Zfis“ dauerte aber nicht lange. Das Wartburgfest erschien, Ofen nahm an ihm teil und brachte darauf in der Nr. 195 der „Zfis“ eine Beschreibung davon — leider mit illustrierenden höhnischen Signetten zu dem Verzeichniß der am Abend des 18. Oktober auf dem Wartenberg verbrannten mißliebigen Bücher und verhassten Embleme.

Diese Reckheit machte ein ungeheueres Aufsehen; man riß

---

\*) Ausführliches über diesen Streit bei Virchow, Goethe als Naturforscher, Berl. 1861, und bei Dünker, Aus Goethes Freundesreise. Braunschweig 1868, S. 117 ff. Seinem Mißbehagen über die „Zfis“ und ihren Herausgeber machte Goethe auch in folgendem Stachelverse Lust:

Sie fährt in alles rasch hinein  
Mit Ungestüm und Besen  
Und will doch auch papistisch sein;  
Das ist ein seltsam Wesen.

rmlich um diese Nummer, und als am folgenden Tage  
 1817) ihre Konfiskation ausgesprochen war, stieg ihr  
 so bedeutend, daß ein Dukaten und noch mehr für sie be-  
 wurde.\*) Oken aber wurde nach Weimar vorgeladen und  
 von einem improvisierten Gerichte am 24. Januar 1818  
 n Vergehens gegen die höchste Regentwürde des Landes-  
 und die Amtswürde der Landesbehörden, wegen Verun-  
 fang deutscher Regenten und auswärtiger Amtsbehörden“  
 sechs Wochen Festungsarrest und Bezahlung der Kosten  
 teilt, 2. vor Wiederholung solcher Vergehen bei ungleich  
 ter Strafe gewarnt, und endlich wurde 3. die Vernichtung  
 Nummer 195 und das Verbot des Wiederabdrucks ausge-  
 hen. Gegen dieses Urteil ergriff Oken aber die Appellation,  
 das Oberappellationsgericht sprach ihn von der Anschuldi-  
 gung Staatsverbrechens frei, verfügte auch, daß inbetreff der übrigen  
 Schuldigungen die Untersuchung, weil nicht von einer kompe-  
 ten Behörde geführt, als nicht geführt zu betrachten sei.\*\*)

Eine Bestrafung Oken's erfolgte also nicht, was aber seinen  
 schließlich doch noch herbeigeführten Fall nur beschleunigte. Denn  
 die Gegner wurden durch seine Freisprechung noch mehr gegen  
 aufgebracht; besonders der preußische Minister von Kamph-  
 erte nicht auf, ihn bei der weimarischen Regierung zu verdächtigen.  
 dauerlicherweise tat auch Oken alles, die gereizte Stimmung  
 en sich dadurch zu verstärken, daß er viele Zustimmungsadressen,  
 ihm von auswärts zugingen, und die sich nicht immer glimpf-  
 ) ausdrückten, in der „Zfis“ abdruckte. Infolgedessen erging  
 ter dem 11. Mai 1819 an die Universität Gena ein Reskript des  
 Großherzogs Karl August, worin dem akademischen Senat auf-  
 geben wurde: „Dem Hofrat und Professor Dr. Oken die Alter-  
 native zu stellen, entweder die Herausgabe der „Zfis“ und jedes  
 nderen ähnlichen Blattes, es erscheine nun unter diesem oder jenem

\*) Angaben A. Eder's, dem wir auch sonst hier öfters gefolgt sind.

\*\*\*) Die Aktenstücke sind in der „Zfis“, 1818, I, 739—765 und II,  
 1767—1785 abgedruckt. Zugleich wird dort auch über die vielen Zensur-  
 Schwierigkeiten berichtet, mit denen Oken zu kämpfen hatte.



Titel, sofort und gänzlich aufzugeben, oder seine Stelle als Professor augenblicklich niederzulegen.“ Ein Reskript des Herzogs August von Sachsen-Gotha und Altenburg an die Großherzoglich Sächsische Gesamtuniversität vom 10. Mai enthielt die gleiche Weisung. Motiviert wurde sie folgendermaßen: Oken fort, in der „Istis“ eine Sprache zu führen, die die höchste Billigung verdiene; er verlege nicht nur fortwährend die allgemeinen Pflichten des Schriftstellers, Sitte, Anstand, Zucht u. s. w., sondern er lasse zugleich seine besondern Pflichten als öffentlich gestellter Lehrer der Jugend gänzlich unbeachtet. Gern habe ihm bis jetzt alle Schonung angedeihen lassen, auf die ein Lehrer von Verdienst Anspruch machen könne, allein da die gewordenen Verwarnungen keinen Erfolg gehabt, der nach dem Einfluß eines solchen fortgesetzten Mißbrauchs auf die Zwecke den Ruf der Universität nicht zu verkennen sei, und Hofrat keine Sicherheit gewähre, daß er von seiner „kaum glaublichen Verirrung“ zurückkommen werde, so sehe man sich zu jener Alternative genötigt.

Der Senat remonstrirte zwar zunächst höflich, erhielt den Bescheid, daß es bei dem ersten Ausspruche verbleiben mußte, und so wurde Oken, da dieser erklärt hatte, auf eine solche Situation habe er keine Antwort, am 7. Juni 1819 aus der Stelle entlassen. Doch damit nicht genug; bald darauf wurde von der Landesdirektion auch noch die provisorische Unterdrückung der „Istis“ verfügt, wodurch das Entweder—Oder (Aufgabe der „Istis“, oder der Professur) vollständig illusorisch gemacht wurde und sich Oken doppelt gestraft sah.

Dieses Verfahren gegen Oken erregte in ganz Deutschland ein peinliches Aufsehen; viele Stimmen erhoben sich zu seinem Gunsten. Besonders energisch trat Börne für ihn ein. „Oken sagt man, habe unter der Ägide der Pressfreiheit häufig den Geißel der Satire geschwungen,“ schrieb er, „und dadurch ein allgemeines und ärgerliches Aufsehen gemacht. Er habe sich in anständiger Äußerungen bedient, denen es häufig an wissenschaftlicher Bedeutung und Wirksamkeit gefehlt habe; er habe sich in plumpen, Geschmack und Sitte beleidigenden Ausfällen hingegeben.“

Warum mußte man ihn von seiner Stelle entfernen. Allein dies Vergehen, welche das Gesetz bedrohte und daher bestrafen darf? Wann und wo war es untersagt, die Geißel der Wahrheit zu schwingen? Ist Oken hierbei ohne Geschmack und plump verfahren gegangen, so kann ihm nur auf wissenschaftlichem Wege entgegengetreten werden, aber der Staatsgewalt steht es nicht an, den Mangel an Wiß zu bestrafen, und es steht ihr nicht an, als Kunstrichterin aufzutreten. Die Weise Oken's hat nicht mißfallen, aber die Gutgesinnten verziehen ihm die ästhetischen Mängel seiner Schreibart, weil sie wußten, daß auf Deutsche, ihrer Elefantenhaut, kein leichter satirischer Nizel wirke, und man, um Eindruck zu machen, sich zuweilen grober Kartätzen bedienen müsse."

Oken büßte übrigens durch das Verbot der großherzoglichen Regierung seine Zeitschrift keineswegs ein, denn sie wurde jetzt zuerst in Leipzig und dann in Rudolstadt gedruckt. Von den Mißfallschlägen, die den Herausgeber betroffen, erwähnte die "Kritik" aber nichts. Das erste Heft seit der Unterdrückung im Großherzogtum enthält sogar bloß streng Wissenschaftliches, bringt doch auf dem Umschlage die Notiz, daß das folgende Heft wieder die gewöhnliche Mannigfaltigkeit zeigen und der Charakter der "Kritik" unverändert bleiben werde. Allein die Karlsbader Beschlüsse nahmen Oken mehr und mehr die Lust, sich mit der Politik zu beschäftigen, und so entschloß er sich denn endlich, vom Jahrgange 1824 an alle politischen Aufsätze von seiner Zeitschrift zu halten, und teilte dies auf dem Umschlage des ersten Heftes ohne weitere Motivierung seinen Lesern mit.

In Jena lebte Oken noch bis 1828 als Privatgelehrter, wirkte dann eine Reihe von Jahren als Professor in München, von 1833 ab in Zürich, wo er seine berühmte „Allgemeine Naturgeschichte“ in dreizehn Bänden vollendete und am 11. August 1851 starb.

Die beiden andern Zeitschriften, die „Wage“ und die „Zeit-  
schwingen“, wurden von Ludwig Börne herausgegeben, dem glänzenden Stilisten, dem warmherzigen Verteidiger von Freiheit und Recht, der jedoch damals, als er mit der „Wage“ hervor-

trat, noch keine literarische Position besaß, obgleich er bereits das zweiunddreißigste Lebensjahr erreicht hatte. Sehr bald aber sollte seine Stimme Beachtung finden und er selbst zu den Berühmtheiten des Tages gezählt werden. „Vornehmlich auf die Jugend wirkte er bezaubernd,“ berichtet uns Gutzkow. „Diese Frische, dieser Witz, die großartige Perspektive in Welt- und Zeitan-schauungen, die man auf der Schule kaum ahnte, und die auf der Universität zu dem Verbotenen gehörte! Von den Fesseln des Systems sah man sich erlöst; die freie Ungebundenheit war doch zugleich zu einer in bunten Farben schimmernden Kristallisation der Darstellung kunstvoll verhärtet. Alle Formeln und Gesetze lösten sich hier vor der freien Gesetzgebung eines mächtigen Individuums auf, das nicht aus dem Hörsaal, sondern aus dem grünen Walde der Erfahrung und der Geschichte heraustrat.“ Börne wurde dadurch bald eine aufklärende Macht von großem Einfluß. Aber er kam über eine gewisse Einseitigkeit nicht hinaus. Er betrachtete alle Erscheinungen des Lebens unter dem Gesichtswinkel der Politik. In der Reisebeschreibung, dem Theaterreferate, in Plaudereien über das gesellschaftliche Leben: überall warf er auch eine Bemerkung über die politischen Verhältnisse, die konstitutionelle Frage, die Geschworenengerichte, die Pressfreiheit oder dergleichen hinein. Und wenn sich absolut keine politische Beziehung finden ließ, so mußte ein politisches Witzwort aushelfen. Als bei einer Theater-Aufführung ein Krönungszug außerordentlich dürftig ausgefallen war, schrieb er: „Es wurde fast nur mit einer Stimme Vivat gerufen, wahrscheinlich um akustisch darzutun, wie einstimmig das Volk in seiner Freude sei.“ Solche Anspielungen, Andeutungen und ironischen Bemerkungen, die die Zensur nicht wohl unterdrücken konnte, fanden aber großen Beifall und reichten damals allein schon hin, einen Schriftsteller populär zu machen.

Bei Börne bildeten jedoch diese witzigen Anspielungen nur die Arabesken, den kleinen Zierrat in seinen Abhandlungen, denn immer handelte es sich bei ihm im Grunde um eine sehr ernste Sache, immer suchte er bei allem, was er besprach, dahin zu wirken, bei den Deutschen das Nationalbewußtsein zu wecken, sie

nationale Ziele zu begeistern; denn es war ihm Herzenssache, **Vol**k zu einem freieren, gesunderen Staatsleben emporzuheben. Durch die Aufdeckung der Schäden des Staatslebens heilsame Reformen herbeizuführen. Dabei war sein Hauptgedanke, Deutschland und Frankreich aufeinander angewiesen seien, sie sich gegenseitig ergänzen müßten. „Den Deutschen das Talent, den Franzosen das Talent,“ meinte er, „dem einen die Opferische, dem andern die anwendende Kraft.“ Und weiterhin sagte er: „Werden die Deutschen frei, dann sind sie die besten Freunde und treuesten Verbündeten der Franzosen, und bleiben in ihrer gegenwärtigen Erniedrigung, dann werden sie in dem Kriege wie holländische Loupseifen zerbrochen werden.“ Diese Ansicht hat sich ja schließlich als ein großer Irrtum erwiesen, zu Börnes Zeiten fand sie aber viel Anhänger und gab Börne die Aureole des großen Politikers.

Diese ausgesprochen politische Grundstimmung Börnes brachte mit sich, daß ihm die Gesinnung in allen Verhältnissen das Wichtigste war, auch beim Dichter, und darum wandte er sich selbst gegen die Meisterwerke Goethes, weil er in ihnen den Pulsschlag des politischen Lebens vermißte.

Von den beiden Zeitschriften, in denen Börne seine Anschauungen entwickelte, ist die „Wage“ die bedeutendere. Der vollständige Titel lautete „Die Wage, eine Zeitschrift für Bürgerleben, Wissenschaft und Kunst.“ Das Journal erschien zu Frankfurt a. M. in zwanglosen Oktav-Hefen. Die ersten fünf kamen in den Monaten Juli, August, September, Oktober und November 1818 heraus, die beiden nächsten im Monat April 1819, das achte Heft gelangte im Juli 1820 und das erste Heft des zweiten Bandes im August 1820 zur Ausgabe. Die letzten vier erschienen im Jahre 1821. Die ersten Hefte verlegte der Verfasser selbst. Er wohnte damals in dem jetzt abgebrochenen Johanniterhofe, einem österreichischen Besitztum, und nahm dort auch die Bestellungen an. Daneben lieferte auch die Hermannsche Buchhandlung das Journal. Die letzten vier Hefte verlegte Heinrich Laupp in Tübingen. Acht Hefte bildeten einen Band, der 3 Gulden 45 Kr. kostete. Bei dem Beifall, den die Zeit-

Schrift sofort in weiten Kreisen fand, stieg die Auflage auf 800 Exemplare, so daß der Herausgeber einen Reingewinn 47 Gulden für den Druckbogen erzielte. \*)

In der Ankündigung der „Wage“ legte der Herausgeber ausführlich dar, was er geben und was er vertreten wollte. „Ausfagen der Zeit zu erlauschen,“ sagte er, „ihr Mienen zu deuten und beides niederzuschreiben, wäre ein ehrenvoller Beruf selbst wenn er nicht gefahrvoll wäre. Daß er auch dieses vermehrt seinen Reiz, und nur die Schwachheit vermag an solchen Lockung zu widerstehen. Die Menschen haben Furcht, wären sie Geschöpfe von nur augenblicklicher Dauer. Das unterbleibt so vieles Gute in Worten und Taten. . . . Über Freimütigkeit, welche demjenigen, der über bürgerliche Angelegenheiten des Vaterlandes und fremder Staaten öffentlich urtheilt, ziemt oder nicht, sei mir noch ein freundlich-ernstes Wort gestattet. Ich hoffe mit Männern zu reden, bei denen eine dische Geisterscheu nie Eingang fand, und welche kein Klavier der Blätter erschreckt. Das lange Stubenleben hat die Deutschen dem öffentlichen entwöhnt, und das beständige Tragen von Pelz- oder Schafspelzen hat Niedere und Vornehme gegen den Eindringling jedes Lüftchens empfindlich gemacht. . . . Sie kommen und sagt man möge tadeln, ohne zu reizen, man möge Wunden heilen, berühren, ohne wehe zu tun, man möge belehren, doch unter der einfältigen Maske der eigenen Wißbegierde. Sie fordern und es ist schwer, sie zu befriedigen. Wie man in einem Sturm bewegten Schiffe mit Zierlichkeit strauhele oder falle, das lehrt und lernt kein Bestriß. Und von den Herolden der öffentlichen Meinung, die schon seit vielen Jahren schwindelnd schreien um die ganze Windrose kreist, von den Klägern des allgemeinen Wehes wagt man zu fordern, daß sie sich höflich verneigen, wenn der Boden unter ihnen wankt, daß sie behutsam zwischen die faulen Eier gehen und an jede Tür leise anklopfen, ehe sie sie öffnen. Bescheidenheit und immerfort Bescheidenheit! Aber die Natur gibt ihre Not durch einen Schrei zu erkennen, und nur auf die

\*) M. Holzmann, Ludwig Börne. Berl. 1888, S. 109.

„In der neuen Bühne singt der Schmerz in A-moll.“ Schließlich wendet er sich an seine nähere Umgebung, an die Bewohner der Landstriche, „die in der Mitte zwischen süddeutscher und deutscher Gesinnung liegen.“ Diesen Leuten „dämmert es noch über vaterländische Dinge,“ ruft er aus, „unter ihnen ist nicht dunkel genug, um das Licht unentbehrlich zu finden, nicht hell genug, um es zu entbehren. Für sie tut es am meisten Not, daß die zerstreuten Lichtstrahlen sich zu einem Brennpunkte vereinen, der ihre Vaterlandsliebe entzündet. Bedarf es der lauterer Aufforderung an die vielen geistreichen und mutigen Männer unter ihnen, zu einem so edeln Vorhaben sich zu verbinden, und kann der Herausgeber der „Wage“ anders als mit Rücksicht auf ihren Beistand zählen?“

Dieser Appell sollte auch nicht ungehört verhallen; Johann Jakob Willemer, Görres, die Rahel u. a. meldeten sich zur Mitarbeit. Der größte Sohn Frankfurts, Goethe, an den sich Börne unter dem 10. Mai 1818 noch in einem besonderen Briefe wandte, schenkte jedoch dem heimatlichen Journale nicht die gewünschte Beachtung; er ließ den Brief Börnes unbeantwortet. Freilich war dieser auch nicht geeignet, den Altmeister zu gewinnen. Darf der reiche Mann den armen zurückweisen, der ihn um eine milde Gabe bittet,“ schrieb Börne, „und wird der Verfasser dieser Blätter eine Mitteilung für die angekündigte Zeitschrift, die ihn und seine Leser aufmuntert, vergebens erwarten? Gewiß nicht.“ Diese burschikosen Zeilen konnten Goethe, der in seinen späteren Jahren einen so großen Wert auf die Beobachtung der Form legte, nur unangenehm berühren.\*)

Das neue Journal fesselte seine Leser sofort mit dem ersten Hefte, das zunächst eine scharfe, aber wohlabgewogene Beurteilung des bayrischen Preßgesetzes und weiterhin eine ergötzliche Satire „Ernsthafte Betrachtungen über den Frankfurter Komödientettel“ bot, in der der Verfasser an die damals noch übliche Überschrift des Frankfurter Theaterzettels „Mit gnädigster Erlaubnis“ anknüpfte und sich dann gegen alle die „unterwürfigen

\*) Der Brief ist abgedruckt im Goethe-Jahrbuch, Bd. 19 (1898), S. 98.

Redensarten“ wandte, die noch immer als „aufrechtstehende“ und Trümmer von niedergerissenen Kertern aus Zeiten knechtischen Untertänigkeit“ aller Orten und Wege im Lande zu finden seien, gegen das „Ew. Wohlgeboren“, das dieselben“, das „Allerhöchstlehrer“. „Welchem Mann mit freien und kühnen Herzen in der Brust müßte das Acten- und gefesselter Zungen nicht unerträglich sein,“ ruft er aus, „er lieber alle seine Gefühle zurückdrängen, als sie den pernickelnden Blicklingen und Verzerrungen einer veralteten Feudalsprache zuwerfen würde?“

Weiterhin wandte er sich, da ihm durch die Zensur bei Besprechung öffentlicher Angelegenheiten fortwährend Beschränkungen auferlegt wurden, hauptsächlich der Theaterkritik zu, besetzte aber seine Referate stets mit einer Fülle von satirischen Anspielungen auf die politischen und sozialen Verhältnisse. Damit er seinen Besprechungen einen prickelnden Beigeschmack gab, der allerdings den künstlerischen Eindruck beeinträchtigte. Seine Kritiken bekamen durch solche Zwischenbemerkungen etwas Seltsames, das auch der geistreichste Witz nicht verdecken konnte. Sein ästhetisches Urteil traf jedoch oft das Richtige, obgleich er nicht von großen allgemeinen Gesichtspunkten, wie etwa Lessing, ausging und auch keine tiefere ästhetische Bildung besaß. Er urteilte nur mit seinem Gemüte und auch immer nur von Fall zu Fall, aber dabei wußte er meist die Spreu vom Weizen zu unterscheiden. So war er einer der ersten von denen, die die große Bedeutung Grillparzers erkannten. Schon in der „Ahnfrau“ hatte er den Flügelschlag des großen Dichtergenies gespürt, bei der „Sappho“ und dem „Traum ein Leben“ pries er laut das aufsteigende Dichtergestirn. „Soll ich sprechen von dem holden Zauber in allen Reden unseres Dichters?“ rief er aus. „Von dieser bald wilden, bald glühenden Farbenpracht, von der Schönheit und Wahrheit seiner Bilder, von der Tiefe und Wärme seiner Empfindungen? . . . Grillparzers Dichtungen sind wie die Gewächse des südlichen Himmels, die Blüte und Frucht auf einem Zweige tragen.“ Dagegen übergab er die Schicksalstragödien für die damals ganz Deutschland schwärzte, unbekümmert um den



schmach, mit Spott und Hohn. - An Houwalds „Leuchtturm“ er das vollständig Unwahre dieser Dramen nach und fertigte auch Böttiger gebührend ab, der es gewagt hatte, in der „Zeitung“ den „Leuchtturm“ umständlich zu loben. Shafte-  
 „schloß er, „du ältester Sohn Melpomenens, reicher, kinder-  
 Mann, wie läßt du so hart deine nachgeborenen Brüder  
 n? Bettler hast du bereichert, Narren begabt, Könige größer,  
 Liebe selbst seliger gemacht, und die Söhne deiner Mutter  
 erhungern. Öffne deine Hand!“

Von den Artikeln, die seine Mitarbeiter beisteuerten, sei be-  
 ers der von Görres „Kobebue und was ihn ermordete“ und  
 von Johann Jakob Willemer „Von den Vorzügen des Preß-  
 ugs vor der Preßfreiheit, oder von der Erlösung der Freiheit  
 der Presse durch den Zwang“ hervorgehoben.

Die unscheinbaren Hefte wurden bald in allen gebildeten  
 isen Deutschlands gelesen. Genz amüsierte sich köstlich über  
 Brillantfeuer der geistreichen Wize, obgleich er den politischen  
 sichten Börnes diametral gegenüberstand und gelegentlich  
 ärte, daß in Börne „der Übermut und die Berwegenheit der  
 olutionären Partei in ihrer höchsten Vollendung“ erschienen sei.  
 gleich empfahl er seiner Freundin Rachel die Lektüre des Jour-  
 als „als das Geistreichste, was jetzt geschrieben würde.“ Und  
 Rachel geriet in förmliches Entzücken über diese witzsprühenden  
 laudereien und meinte, Genz hätte den Verfasser noch weit  
 chdrücklicher loben können. „Er ist scharf, tief, gründlich, wahr,  
 utvoll, nicht neumodisch, ganz neu, gelassen, wie einer der guten  
 lten; empört, wie man soll,“ schrieb sie an einen Freund, dem  
 e die Anschaffung der Zeitschrift empfahl. „Und, so gewiß ich  
 be, ein sehr rechtschaffener Mann. Reck aber besonnen. Kurz,  
 ein großer Favorit.“ \*)

Dieser allgemeine Erfolg verschaffte Börne rasch einen großen  
 Ruf; er erhielt verschiedene Anträge von Verlagsbuchhändlern  
 und ließ sich (wie schon S. 131 berichtet wurde) zunächst be-

\*) Rachel, Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. 2. Band,  
 S. 576 ff.

stimmen, die Redaktion der „Zeitung der freien Stadt Frankfurt“ und weiterhin die Leitung der Wochenschrift „Zeitschwingen“, die, nachdem sie 1817 von Pfeilschifter gegründet, schließlich dem Verleger Ferdinand Hauch in Offenbach a. M. übergeben worden war, zu übernehmen.

In der Ankündigung der Übernahme der Redaktion (1819) legte er dar, daß er sich zwar gründlich mit Politik, Literatur und Kunst beschäftigen werde, aber doch besonders mit der Wirklichkeit, nicht mit phantastischen Theorien. „Wenn wir glücklich wollen,“ sagte er, „müssen wir die Politik aus den Wolken erdwärts ziehen. Kein Hungriger wird gestillt mit einer Abhandlung über die freie Kornausfuhr, kein Kranker geheilt mit einem Handbuche der Therapie.“ Darum solle man — und werde es in den „Zeitschwingen“ — öfter des Volkes Entbehrungen besprechen, als seine Rechte, wärmer die Staatsverwaltungen, die Staatsverfassungen, mehr die täglichen Erscheinungen des Bürgerlebens, wie sie im häuslichen Kreise und auf dem Markte sich zeigen, als die Grundsätze der Gesetzgebungen und die großen politischen Verhältnisse.

Darauf legte er überall seine Sonde ein, wo er herab wollte, besprach die schwachvolle Behandlung des, die traurige Lage der Juden, seine eigenen Schicksale als Redakteur der „Zeitung der freien Stadt Frankfurt“ etc. Aber der Ton wurde bald Mißbilligung in den leitenden Kreisen hervor, und nicht lange, so übten die Karlsbader Beschlüsse ihre Wirkung aus: die Großherzoglich-hessische Regierung unterdrückte die Zeitschrift; nur vom 3. Juli bis 9. Oktober 1819 (von Nr. 53 bis Nr. 81) hatte sie Börne redigiert.

Nicht ohne Bewegung, die er hinter beißendem Sarkasmus verbarg, nahm er von seinen Lesern Abschied. Er sprach von einer Kontinental-Gedankensperre, die nun wohl nächstens eintreten werde; darum werde ein vorsichtiger Zeitungsmann schon jetzt darauf denken, womit er seinen Lesern später aufwarten könne. „Nun, er legt sich auf solide Wissenschaften,“ erklärt er. „Er treibt Astronomie, mit Ausschließung der Kometen, weil diese Krieg und Not bringen, auf Geographie, mit Ausschließung der

ter, weil dort die Kongresse gehalten werden, auf Algebra, ohne plus und minus, da dies zum Finanzwesen gehört, auf Logik, ohne Hofsseelen-Lehre, auf Theologie, mit Weglassung eiligen Allianz“ zc. Der Mensch muß klug sein, meint er hin, und sich lieber in die Zeiten, als in die Gefängnisse u; er soll bescheiden sein, aber die Sache ist schwer. „Gebt ein Mittel, fromm zu werden,“ ruft er endlich aus, „und greifen mit beiden Händen danach. Es ist zu spät, wir sind bereits vom Baume des Erkenntnisses gekostet und Gutes Bösen zu unterscheiden gelernt. Warum habt ihr den Cherub dem flammenden Schwerte nicht früher vor euren Garten set? Warum habt ihr uns in Versuchung geführt? Was ihr tut, ist alles vergebens!“\*)

Unter diesen Umständen verlor er auch die Lust, die „Wage“ der Welt hinauszugeben; die Hefte erschienen in immer größeren Auflagen, und schließlich ließ er, nachdem er auch mittelere Frankfurt verlassen und anderweitige literarische Beziehungen geknüpft hatte, das Journal 1821 ganz eingehen. Der Bericht war auch nachgerade, da sich bei dem spärlichen Erscheinen der Hefte die Zahl der Abnehmer sehr verringert hatte, nicht allzu groß, wohl aber schloß Börne damit ein Unternehmen ab, das den wichtigsten Wendepunkt seines Lebens herbeigeführt hatte.

---

\*) Mit welcher Aufmerksamkeit die Regierungen die journalistische Tätigkeit Börnes beobachteten, ist neuerdings auch durch Ernst Viktor Zentgraf dargestellt worden, der in der Zeitschrift „Deutschland“ (Jahrg. 1903) Berichte französischer Agenten veröffentlicht, die Börne während seines Aufenthalts in Paris im Herbst 1819 auf Schritt und Tritt beobachten mußten, ohne daß Börne wohl die geringste Ahnung davon hatte. Diese Berichte wurden dann „offenbar aus Gefälligkeit“, auch an die österreichische Staatskanzlei übergeben und befinden sich noch heute im k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien.

---

3. Die kleineren politischen Zeitschriften. Cöllns „Neue facteln“. Es  
 „Teutsche Blätter“. „Das neue Deutschland“. Die „Germania“.  
 „Europäische Aufseher“. Die „freimütigen Blätter für Deutsche“.  
 „Journal für Deutschland“. Arndts „Wächter“. Brans „Minerva“.  
 „Teutschen Burschen fliegende Blätter“ von fries. Oelsners „Bundes-“

Neben diesen politischen Zeitschriften von weitreichender  
 deutung erschien nun aber noch ein ganzes Heer kleiner Jour-  
 die nur kurz erwähnt werden können.

Bereits gegen Ende 1813 gab der bekannte Friedrich  
 Cölln bei Gottfried Basse in Quedlinburg „Neue facteln.  
 Journal in zwanglosen Hefen“ heraus. Hier zitterte und be-  
 noch die ganze tiefe Erregung des Krieges in jedem Hefte. In  
 Artikel beschäftigten sich nur mit Napoleon und den Seiner  
 sprühten von Zorn und Verachtung gegen die Franzosen.  
 Das erste Hefte enthielt die Abhandlungen: „Napoleons gänz-  
 Unterdrückung der Pressfreiheit“, „Der Marschall Ney und Ge-  
 ral Vandamme“, „Über grobe Bestechlichkeit der Staatsdiener  
 ehemaligen Königreich Westfalen“, „Napoleons schändliche  
 trigen, sich der Person des Königs von Spanien zu beweis-  
 tigen“ zc. Das zweite Hefte: „Beleuchtung und Widerlegung  
 schändlichen Libells des geheimen Justizrats Crone in Gießen“  
 „Napoleon, wie er ist“, „Über unverschämte Rabulisterey einiger  
 Procuratoren und Advokaten im ehemaligen Königreiche Westfalen“  
 „Wodurch ist Napoleon das geworden, was er war, und was er  
 jetzt ist?“ zc. Das dritte Hefte: „Fouché, Herzog von Otrante  
 kaiserl.-franz. Polizeiminister“, „Napoleons unversöhnlicher  
 und Rachsucht“, „Hieronimus Napoleon, ehem. König von We-  
 falen“ zc. Das vierte Hefte: „Der Raub der Viktoria vom Bran-  
 denburger Tore in Berlin durch die Franzosen“, „Das Un-  
 versitäts- und Schulwesen im ehemaligen Westfalen“, „Die Deut-  
 Franzosen im ehemaligen Königreich Westfalen“, „Lucian Bon-  
 parte“ zc. Im Ganzen erschienen 12 Hefte und zwar bis 1815.

Der warmherzige Karl von Rotteck in Freiburg in Breisgau gab  
 dort 1814 „Teutsche Blätter“ heraus, die aber nur vom  
 6. Januar bis 30. Juni erschienen, und zwar in 76 Nummern.

Der Inhalt jeder Nummer sonderte sich in zwei Teile, deren „Kriegs- und politische Nachrichten“ brachte, während der „Patriotische Erhebungen“ enthielt. Die „Kriegs- und politischen Nachrichten“ waren bisweilen dadurch von besonderem Interesse, daß deutsche Heldenführer in ihnen ihre Proklamationen und Reden veröffentlichten. Die erste Nummer kündigte in einer besonderen Nachricht aus dem Hauptquartiere zu Lörrach vom 1. Dez. 1813 den Rheinübergang der Armee nach der Schweiz ins Elsaß an.\*) In Berlin tauchte mit Beginn des Jahres 1814 im Verlage der Gebrüder Gädicke mit königlich preussischer Zensur „Das neue Deutschland“ auf. Sechzehn Nummern bildeten einen Band zum Preise von drei Reichstalern. Das Journal brachte viele (es behauptete „alle“) Aktenstücke, „die die große Staatsumwälzung Bezug haben“ und eine „chronologische Geschichte oder Tagebuch der jetzigen merkwürdigsten Begebenheiten sowohl im Felde, als in den Kabinetten.“ Im großen und ganzen kam es über einen gewissen trockenen Ton nicht hinaus. In Oldenburg in der Schulzeschen Hofbuchhandlung ließ H. Ricklefs, ein damals sehr beliebter Historiker, 1814 und 1815 in zwanglosen Heften von 6 bis 8 Bogen, deren drei einen Band ausmachten, eine „Germania, Zeitschrift für Deutschlands Vaterland und Wohlfahrt“ erscheinen. „Der Name ‚Germania‘ soll uns daran erinnern,“ sagte der Herausgeber, „was wir ursprünglich waren und sein müssen.“ Weiterhin bemerkte er: Es soll auch öfter ein Blick aus der heitern Gegenwart in die dunkle Vergangenheit der letzten Jahrzehnte getan werden. Von den Artikeln, die gebracht wurden, seien die folgenden hervorgehoben: „Wie soll deutscher National-Sinn sich äußern?“, „Der Zeitgeist, sein Triumph und sein Fall, eine allegorische Dichtung“, „Gedanken und Wünsche eines Hanseaten“ und „Fragmente über Napoleon.“ Es erschienen drei Bände zum Gesamtpreise von drei Talern. Eine sächsische

\*) Von den Rotteckschen „Teutschen Blättern“ scheint nur noch ein Exemplar zu existieren, das sich z. B. im Besitze des Herrn Ersten Staatsanwalts Karl Gageur in Freiburg i. Br. befindet. Das Exemplar der Freiburger Stadtbibliothek ist in Verlust geraten; das Großh. badische General-Landesarchiv in Karlsruhe hat nie ein Exemplar besessen.

Zeitschrift nannte sich „Der Europäische Aufseher“. Sie wurde von J. A. Bergk und Heinichen redigiert und kam schon 1805 einma ein Jahr lang in Leipzig heraus, wurde aber, wie es scheint unterdrückt und wagte sich nun erst 1812 wieder hervor, worau sie ununterbrochen bis 1824 erschien. Der Jahrgang kostete einen Taler. Einen besonderen Charakter erhielt sie dadurch, daß si bereits 1814 den Mut zeigte, den maßlosen Verunglimpfungen Napoleons entgegenzutreten und später sich auch sehr tapfer gegen die reaktionären Bestrebungen anzulehnen. Über Napoleon wagte sie in dem Artikel „Die Bonapartianer“ (Nr. 64 von 11. Okt. 1814) zu schreiben: „Die Anzahl der Anhänger Bonapartes scheint jetzt wieder in Deutschland zuzunehmen. Männer die ihn sonst verwünschten, sein Streben auf den Grund durchschauten und alle seine Unternehmungen richtig würdigten, sind jetzt seine Freunde worden. Sie sehen ihn als die Schutzwehr der Verfassung durch Stellvertreter, als einen geschworenen Feind des Feudalsystems und als kräftigen Erzieher der Nationen zum Widerstande gegen mutwilligen Druck und abgenützte Vorteile an. Und den schweren Druck, mit dem man alle politischen Verhältnisse zurückzuschrauben gedachte, kennzeichnete sie in einem Artikel (Nr. 66, 1817) mit folgenden Worten: „Das fünfzehnte Jahrhundert will man mit Gewalt wieder in das neunzehnte zurückbringen, und es soll nur Herren und Knechte, ohnmächtige Fürsten und Sklavenvölker geben . . . Zu weit ging Napoleon, und zu viel tat man nach seinem Sturze. Man beleidigte den Zeitgeist und erregte ein Mißtrauen und eine Unzufriedenheit, welche in der Tat noch mit manchen bedenklichen Folgen drohen.“

Im Jahre 1815 trat Fr. von Cölln abermals mit einer Zeitschrift hervor, jetzt in Berlin, die er „Freimütige Blätter für Deutsche“ nannte, und die dann bis 1820 erschienen. Sie vertraten die konservative Richtung, kamen aber über oberflächliches Geschwätz nicht hinaus. Ebenso unbedeutend war das „Journal für Deutschland“, das Fr. Buchholz von 1815 bis 1819 in Berlin herausgab. Nur ein ganz kurzes Dasein fristete „Der Wächter“, eine Zeitschrift in zwanglosen Heften, die Ernst Moritz Arndt 1815 und 1816 in Köln erscheinen ließ. Ein

Verwechslung nahm Friedrich Alexander Bran mit der „Minerva“ vor, die einst 1792 von J. W. von Archenholz gesetzt worden war. Bran (geb. 1767, gest. 1831) hatte das Journal bereits von 1809 bis 1812 unter Archenholz' Namen in Leipzig herausgegeben, war dann aber mit den französischen Feinden in Konflikt geraten und hatte nach Oesterreich fliehen müssen. Dabei war denn auch die „Minerva“ zu Grunde gegangen. Eine Zeitschrift „Kronos“, die Bran kurze Zeit in Leipzig herausgab, konnte sie nicht ersetzen. Bald nach dem Kriege ließ sich denn auch Bran, die „Minerva“ wieder auferstehen lassen; er gab sie zunächst 1815 in Leipzig und dann von 1816 bis 1831 in Jena heraus, wo er eine Buchhandlung eröffnet hatte. Seine frühere Bedeutung erlangte das Journal nicht wieder; besonders fehlte es ihm an tüchtigen Mitarbeitern. „Bran schreibt seine ‚Minerva‘ ganz allein selbst,“ schreibt J. N. Brockhaus seinem Freunde Ofen in einem Briefe vom 9. März 1816,\*) „oder er zahlt für etwaige kleine Mithülfe meistens drei Taler per Bogen.“\*) Immerhin besaß die Zeitschrift eine gewisse Stimme, die besonders bei der Behandlung von Verfassungsfragen, bei der Verteidigung der individuellen Freiheit, dem Verlangen nach Öffentlichkeit der Rechtspflege und dem lebhaften Eintreten für Gewissens- und Preßfreiheit in den öffentlichen Kreisen beachtet wurde.

Die erregtere Stimmung von 1817 rief in Jena „Der deutschen Burschen fliegende Blätter“ von J. F. Fries und den „Volksfreund“ von Ludwig Wieland hervor. Doch trat das letztere Blatt „zur Beruhigung der polizeilichen Seelenangst“, wie Treitschke schreibt, seinen staatsgefährlichen Namen bald ab und erschien fürderhin bis zu des Herausgebers Tode (1819) als „Patriot“. In Frankfurt a. M. entstand zur selben Zeit „Die Bundeslade“, herausgegeben von dem vielseitigen Publizisten R. C. Delzner (geb. 1764, gest. 1828), der besonders während der Revolutionszeit von Paris aus ein wichtiger Korrespondent vieler deutschen Zeitungen gewesen war. Die „Bundes-

\*) Heinrich Brockhaus, J. N. Brockhaus. Lpzg. 1872, 1. Bd., S. 42.



lade“ gab er jedoch sehr bald wieder auf, weil die Wichtigkeit des Bundestages und damit das Unerprießliche einer journalistischen Tätigkeit in Frankfurt schnell offenbar wurde.

Endlich seien noch zwei Journale des achtzehnten Jahrhunderts verzeichnet, Bosselts „Europäische Annalen“, gesetzt von Fr. Murhard, und Schirachs „Hamburger literarisches Journal“, die auch in der in Rede stehenden Zeit erschienen.

---

4. Die Zeitschriften für universelle Bildung und die Unterhaltungsjahre. Das Cottasche „Morgenblatt“, redigiert von Therese Huber. Deren Prozeß mit Cottas eigenmächtige Eingriffe. Bevorzugung Frankreichs. Die Mißbilligung von Börne und Müllner. Goethe gegen Müllner. Müllner erhält die Redaction des „Literaturblattes“. Goethes Mißmut darüber. Cottas Konzeß gegen Müllner. Dieser legt die Redaction des „Literaturblattes“ nieder. Hubers Rücktritt von der Redaction des „Morgenblattes“. Die „Literarische Zeitschrift“. Ihr Begründer Schickh. Ihr Redakteur Hebenstreit. Der Arbeiter. Pflegt das literarische Leben in Oesterreich. Fördert Grisebach. Die „Zeitung für die elegante Welt“. Müllner treibt sein Unwesen in Wien. Die „Abendzeitung“ von Winkler und Kind. Dient der leichteren Unterhaltung und dem Klatsch. Der „Gesellschafter“ von Gubitz. Der Kuhnsche „Literarische mütige“. Weitzels „Rheinisches Archiv“. Bäuerles „Wiener allerwöchentliche Theaterzeitung“. Der „Wanderer“, der „Sammler“, die „Thusneldtsche“, „Originalien“ zc.

Bei dem außerordentlich angeregten politischen Leben, das ganz Deutschland nach den Befreiungskriegen erfüllte, war es natürlich, daß alles das, was nicht die Verfassungsfragen betraf, überhaupt die neue Staatseinrichtung betraf, die Gemüther wenig berührte, und daß daher auch alle jene Zeitschriften, die für die universelle Bildung dienen, oder auch bloß Unterhaltungsliteratur bieten wollten, also die Politik ausschlossen, nur ein geringes Interesse erregten und darum auch nur wenig Unterstützung beim Publikum fanden. Sie vermochten sich mithin kaum zu entwickeln und blieben zum großen Teil erstaunlich unbedeutend.

Verhältnismäßig am vornehmsten hielt sich noch das Cot-

„Morgenblatt für gebildete Stände“ (Vergl. Bd. II, 30 ff.). Cotta hätte dem Blatte gern eine dominierende Stellung verschafft und gab ihm deshalb auch ein „Kunstblatt“ in „Literaturblatt“ zur Seite, doch gelang es ihm nicht, eine bedeutende Persönlichkeit als Leiter zu gewinnen. Der Epigrammer S. Ch. F. Haug, der bisher die Zeitschrift redigiert hatte, fand sich als ungenügend; ein Versuch mit dem jungen Friedrich Usteri mißglückte ebenfalls. Da versuchte es denn Cotta einmal mit der federgewandten Therese Huber, der Witwe seines früheren Redakteurs der „Allgemeinen Zeitung“ Ludwig Ferdinand Huber, deren schriftstellerische Qualität er durch die mancherlei Beiträge, die sie bereits dem „Morgenblatte“ geliefert hatte, gekannt kannte, und die damals gerade von ihrem bisherigen Wohnsitz Günzburg nach Stuttgart übersiedelte.

Bevor jedoch Therese Huber das Anerbieten Cottas annahm, wandte sie sich an Haug, den sie von früher her kannte, und erkundigte sich bei ihm über die intimeren Verhältnisse des Blattes. Was sie erfuhr, lautete aber nicht besonders verlockend. In ihrem resoluten Tone berichtete sie darüber unter dem 1. Juni 1816 an ihren alten Freund Usteri: „Haug hatte die Redaktion des ‚Morgenblattes‘ bis vor einigen Monaten und hatte geduldig meine Satire dagegen anhören. Er warf die Schuld auf Cotta, der einen Rehrichtwinkel und Geißelgewölk heraus machte. Einmal sollte hinein, was er aus zehn Gründen nicht verweigern konnte, und ein anderes Mal, was vorgeschossene Lieder abverdienen sollte. Wenn ich gegen Cotta klagte, beschuldigte er Haug, es an Kritik und Wahl fehlen zu lassen — beide hatten recht. Plötzlich hörte ich bei meiner Ankunft, daß Freund Reimar, der zu seiner Zeit im Dichterwalde irrte, später in ‚Morgenblatte‘ germanische Burzelbäume schlug, in der Sprache der Menschen aber Magister Rückert heißt, die Aufsicht über das ‚Morgenblatt‘ habe. Haug sagt mir nun: Minister v. Wangenheim habe gefunden, daß das Blatt sich mehr zur Höhe des Augenblicks heben müsse. Er habe also Cotta an-, be- oder empfohlen, daß Freimund Reimars Geist über ihm schweben solle, damit nichts gegen Teutschheit, Magnetismus, Mystizismus und

noch ein ‚mus‘, ich weiß nicht, welches? sich einschlich — in Gemäßheit vom ersten Kapitel der Schöpfung geschah es:

Trotz alledem verstand sie sich schließlich dazu, die Redaktion zu übernehmen. Ihre Übersiedlung nach Stuttgart erfolgte am 31. August 1816, doch läßt sich ein bestimmter Termin für die Übernahme der Redaktionsarbeit nicht angeben, da ein Vertrag zwischen ihr und Cotta nicht abgeschlossen und auch ihr Name als Leiterin des Blattes offiziell niemals genannt wurde. Es ist bekannt, daß sie seit Anfang 1817 ein bestimmtes Redaktionsgehalt, 700 Gulden jährlich, erhielt, ferner eine Entschädigung für die von ihr gelieferten Beiträge. Der Betrag für die Beiträge wechselte natürlich je nach der Arbeit; er betrug jedoch den erhaltenen Quittungen selten mehr als 400 Gulden jährlich.

Gleich beim Beginn ihrer Redaktionsstätigkeit suchte sie es möglichst klar zu machen, von welchen Gesichtspunkten aus das Blatt zu leiten sein werde, und sprach sich in Briefen an Freytag darüber aus. Zuerst wandte sie sich an Böttiger in Dresden, den alten Praktikus, und legte ihm ihre Situation dar. „Ich habe mir“, schrieb sie ihm zu Anfang 1817, „die Grundsätze der Zusammenstellung aus den vielfachen Zirkeln der Leser, zu denen ich lebe, abstrahiert: der Gelehrte, die Dame, der eingeschlafene Beamte, der Geck, das wißbegierige Fräulein, nach einer Erholung lechzende Hausfrau. Den Gelehrten nehme ich nicht, der nimmt das Blatt nicht in die Hand, oder nicht als höchst gebildeter Mensch an allem Bessern teil. Da möchte ich nun in jedem Blatt Wissenschaft und Gefühl aufwecken, Neugier erregen, Nachfrage befriedigen. Also nehmen wir drei oder vier Artikel an: Geschichte, Roman, Korrespondenz, welche der velle du jour enthält; oder Naturgeschichte, Biographie, Gedichte und wieder Korrespondenz; oder Roman, Betrachtung, Gedichte und wieder Korrespondenz; oder Völkerkunde, Biographie, Anekdoten und wieder Korrespondenz.“ Doch behielt sie dabei stets im Auge, daß die Zeitung auch immer im Dienste der Zeit zu stehen habe, also sehr häufig „das Apropos (wir würden heute sagen

\*) Ludwig Geiger, Therese Huber. Stuttg. 1901, S. 283.

Tität) mehr als die älteste Nummer der Einsendung enthalten muß.“ Gleichwohl wollte sie auch gelegentlich einmal Blick zurückwerfen und das, was man seiner Zeit hoch gehalten habe, noch einmal nachprüfen, „neue Rezensionen von alten“ bringen und zusehen, was diese Bücher „jetzt noch für hätten als Lesebuch“, also z. B. der „Kinderfreund“, „Miß Sampson“, „Sophiens Reise“. Diesem originellen Gedanken sie leider nicht weiter nachgehen können.

Weiterhin entwickelte sie auch ihrem alten Freunde Usteri ihr Programm und hebt dabei den Wert guter Biographien hervor. „Sind Sie uns da kurze, derbe, auch aus Chroniken genommene Materialien senden möchten!“ schreibt sie. „Nur ernst und herzlich damit der Mensch sich des Menschen annimmt.“

Aber diese Grundsätze konnte sie nur wenig zum Ausdruck bringen. Von dem Wust von Manuskripten, der aus Haugs und Kerts Zeit auf sie gekommen war, sollte sie je noch den besten Teil verwerten, und hatte sie dann mit vieler Mühe immer aus solchem Material zusammengestellt, so stürzte ihr Kitta eigenmächtig das ganze Arrangement wieder um. Schließlich hörte sie sich gegen die beständigen Eingriffe Cottas. „Wenn Sie mir zutraute“, schrieb sie an ihn, „Ihnen nützlich sein zu können, so war es durch eine gewisse Vielseitigkeit der Bildung und der Lebensweise, Umgang mit allen gebildeten Ständen, welcher mir Gelegenheit gibt, den Geschmack des Publikums kennen zu lernen, und vielfaches Interesse an Wissenschaft und Literatur in manigen Sprachen. Sie werden mir es daher nicht verdenken — wenn, wie könnten Sie Vertrauen zu mir haben, wenn ich nicht ein heiteres Selbstvertrauen hätte, welches allein Gelingen und Bestreben gibt? — wenn ich Sie recht herzlich bitte, meiner Beurteilung des Wertes und Unwertes eines Aufsatzes, des Interesses und Nichtinteresses mehr Glauben beizumessen, als Sie tun. Geben Sie, werter Freund, daß ich in diese Ansichten und Urteile mein heiliges Gewissen setze, wozu nütze ich sonst? Ich verahre mit keiner Zeile leichtsininig, suche meine Persönlichkeit immer zu beseitigen und aus einem allgemeinen Gesichtspunkte zu urteilen, aber dann haben Sie auch ein bißchen mehr Glauben

an meine Wahl. Ihre Bemerkungen muß ich ja ehren, ja Sie und Ihren Verstand, aber meine Motive, bester Art, müssen auch bei Ihnen ein bißchen gelten.“

Im großen und ganzen erzielte sie aber mit solchen Einstellungen wohl nur wenig; Cotta war eine viel zu selbständige Natur, als daß er sich wesentlich hätte beeinflussen lassen. Sie mußte also laviieren, so gut es ging. Bei ihrer großen Intelligenz gelang es ihr bald, den Mitarbeiterkreis zu erweitern. Unter den Gedichten, mit denen sie gern das Blatt eröffnete, befanden sich auch solche von Goethe und Uhland. Mit den Romanen und Novellen, die sie darbot, kam sie jedoch über das Mittelmaß nicht hinaus. Bei den gelehrten Artikeln bevorzugte sie die fremden Literaturen, besonders die über die französische und englische; sie brachte sogar Berichte über die Sitzungen der französischen gelehrten Körperschaften, während sie die deutschen gelehrten Gesellschaften unberücksichtigt ließ. Diese Vorliebe für Frankreich begegnete mancher Mißbilligung. Franz Horn setzte daher öffentlich die Bitte an sie, „der ausländischen Literatur nicht zu viel Raum zu widmen, denn obwohl wir manchen dort gegebene Notizen über dieselbe als löblich anerkennen, scheint doch das gegenwärtige deutsche Leben und das deutsche Schrifttum der Aufmerksamkeit teils so wert, teils so bedürftig, daß wir nicht viel Zeit und Teilnahme für die literarischen Gelegenheiten der Ausländer übrig behalten. Den Überfleiß, den wir sonst auf das Fremde wandten, kann die jetzige Konzentration nicht bloß entschuldigen, sondern völlig rechtfertigen.“ \*)

Einer ihrer eifrigsten Mitarbeiter wurde sehr bald Ludw. Börne. Er lieferte ihr touristische Aufsätze, satirische Plaudereien über den Eßkünstler, das Schmollen der Weiber, die Kunst zu werden, gelegentlich auch Abhandlungen mit dithyrambischer Schwunge, wie die berühmte Denkrede auf Jean Paul, und daneben schlug er ihr auch einmal einen literarischen Purzelbaum

---

\*) Franz Horn, Umriss zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur Deutschlands während der Jahre 1790 bis 1818. Berl. 1819.

em köstlichen Berichte über den Enthusiasmus, den Henriette in Frankfurt entzündet hatte.

Ein anderer Mitarbeiter drängte sich gegen ihren Wunsch „Morgenblatt“ ein, der rauflustige Adolph Müllner. Durch verb zugreifenden, rücksichtslos umsichschlagenden Artikel nierte er Cotta so, daß dieser sogar hinter dem Rücken und den Willen der Leiterin Berichte von ihm ins „Morgenblatt“ aufnahm. Dadurch litt der vornehme Ton der Zeitschrift, von verschiedenen Seiten wurde Unmut laut. Goethe gab ihm Mißvergnügen über den groben Kritiker 1818 durch folgende Stachelverse Ausdruck:

Ein strenger Mann, von Stirne kraus,  
Herr Doktor Müllner heißt er;  
Wirft alles gleich zum Fenster hinaus,  
Sogar den Wilhelm Meister.  
Er ganz allein versteht es recht,  
Daran ist gar kein Zweifel:  
Denn geht es seinen Helden schlecht,  
Ergibt er sie dem Teufel.

Und Therese Huber klagte in einem Briefe an Gubitz: „Die Berliner Korrespondenz, die Müllner monatlich einsendet, ist mir immer eine Beschämung vor dem Publikum, wegen der Platitude, Gemeinheit und mir, sowie meinen Bekannten, oft gänzlichen Unverständlichkeit der Späße.“\*)

Cottakehrte sich aber nicht an die Verstimmung der feiner empfindenden, denn beim großen Publikum fanden die literarische Klopffechterei und die groben Späße Müllners Beifall. Er schob auch die Einwendungen der Leiterin bei Seite, die ihm vorstellte, daß das „Morgenblatt“ doch nicht der Platz sein könne, wo man rechts und links Hiebe austeile, und schließlich übertrug er Müllner sogar die Redaktion des 1820 dem „Morgenblatte“ hinzugefügten „Literaturblattes“ und zwar unter den glänzendsten Bedingungen. Er bewilligte ihm fast das dreifache von dem, was Therese Huber für ihre große Mühe erhielt. Für die bloße Redaktion erhielt er jährlich 1000 Taler, ferner 200 Taler soge-

\*) F. W. Gubitz, Erlebnisse. Berl. 1868, Bd. II, S. 252.

nannte Bureaugelder und außerdem 5 Louisd'or für jeden Zebogen seiner eigenen Beiträge.\*) Bei der Übergabe der Redaction die im Jahre 1820 erfolgte, machte Cotta noch durch eine öffentliche Anzeige bekannt, daß er das Glück gehabt habe, den jetztigen Kritiker Deutschlands in der Person des Herrn Franz Müllner gewonnen zu haben. In der literarischen Welt erregte dieses unerwartete Advancement natürlich einen Sturm des Besorgens, und Goethe machte seinem Verdrusse in den Versen:

Wir litten schon durch Kozebue,  
Gemeines Räsonnieren,  
Nun kommt Herr Müllner noch dazu,  
Das Ober-Wort zu führen.  
Im Dichten rasch, im Lobe faul,  
Ist er mit nichts zufrieden:  
Der Edle mault nur, um das Maul  
Den andern zu verbieten.

Er ließ das Gedicht aber wohlweislich in seiner Mappe liegen und unterdessen begann Müllner „wie mit Polypenarmen umher zu greifen“, um sich eine wahrhaft terroristische Autorität auf dem Gebiete der Kritik zu erobern. Dadurch kam er natürlich bald mit aller Welt in Konflikt, auch mit Cotta; denn dieser wollte seine eigenen Autoren in seinem eigenen Blatte doch immerhin glimpflich behandelt sehen. Besonders waren ihm Angriffe auf Goethe fatal. Diese aber ließ sich Müllner ganz besonders angelegen sein, denn der Olympier von Weimar hatte den Dichter der „Schuld“ sehr vornehm-kühl behandelt und ihm dadurch einen Stachel ins Herz gedrückt. Cotta war jedoch nicht der Mann, der bei solchen Differenzen gutwillig nachgab; er bestand darauf, daß die satirischen Bemerkungen über Goethe und andere von ihm geschätzte Dichter unterblieben, und als Müllner nach wie vor diesem Verlangen nicht entsprach, so ließ er diejenigen Kritiken, die seinem Wunsche nicht entsprachen, an Müllner zurückgehen und sogar ohne Müllners Mitwissen lobende Rezensionen von Goethes Schriften in das „Literaturblatt“ einrücken. Darob natürlich

\*) Schütz, Müllners Leben. Meissen, 1830, S. 187.

\*\*) Jetzt abgedruckt in der Sophien-Ausgabe, 5. Band, 1. Abt., S. 1.



**Born** des beleidigten Redakteurs. Es kam zu heftigen **Uebersetzungen**, und als sich diesen schließlich auch noch **igkeiten** finanzieller Natur hinzugesellten, war ein längerer **stlicher** Verkehr zwischen den beiden Männern nicht mehr **ch**; Müller legte 1824 die Redaktion des „Literaturblattes“

**Fast** zur selben Zeit löste sich auch das Band, durch das **Therese** Huber mit Cotta verknüpft war; doch kam es hier zu **eigentlichen** Katastrophe. Den Ausschlag gab schließlich **eine** Art Mißverständnis. Cotta hatte 1823 in Augsburg **Schnellpresse** aufgestellt und gelegentlich geäußert, er wolle **den** Druck und Verlag des „Morgenblattes“ nach Augsburg **legen**. Diese Bemerkung hielt Therese Huber für eine indirekte **Erforderung**, ihren Wohnsitz ebenfalls in Augsburg zu nehmen, **siedelte** etwas voreilig nach dorthin über (23. Okt. 1823). **in** Cotta empfand dies als eine Rücksichtslosigkeit und entzog **darauf** ohne irgend welche Ankündigung von Anfang 1824 **die** Redaktion des „Morgenblattes“. Wie Geiger berichtet,\*) **werden** ihr einfach die Manuskripte nicht mehr zugestellt; ihre **Einigung** wurde nicht weiter eingeholt, ihre ausgesprochene Ansicht **nicht** befolgt. Während sie in Augsburg war, erschien das Blatt **weiter** in Stuttgart. Zwar erhielt sie noch zwei Jahre lang das **bisher** gezahlte Redaktionsgehalt, doch suchte sich Cotta für **Therese** verhältnismäßig nicht sehr große Summe dadurch schadlos **zu** halten, daß er ihre großen und zeitraubenden Uebersetzungen, die **in** Memoiren der Frau von Genlis, nicht honorierte. Schließlich **trat** der vollständige Bruch zwischen beiden ein, der besonders **Therese** Huber tief schmerzte; verlor sie doch mit der Cottaschen **Freundschaft** eine Stütze, die ihr fast dreißig Jahre hindurch in **ihren** mannigfachsten Lebenslagen einen Halt geboten hatte. Wenige **Jahre** später starb sie (15. Juni 1829), vereinsamt und halb er- **krankt**. In der Geschichte des „Morgenblattes“ bedeuten die **Jahre** ihrer Leitung eine wesentliche Weiterentwicklung des Jour- **nals**. Wenn sie dem Blatte auch einen gewissen frauenhaften

\*) Therese Huber, S. 300.

Charakter gab, so hob sie es doch in jene geistige Atmosphäre der es sich dann später zur wirklich vornehmen Zeitschrift entwickeln konnte.

Etwas Ähnliches, wie das „Morgenblatt“, wollte auch die „Wiener Zeitschrift“ bieten, aber es stand ihr weder ein intelligenter und kapitalkräftiger Verleger wie Cotta, noch ein großer und geistig bedeutender Mitarbeiterkreis, wie ihn das Stuttgarter Blatt besaß, zur Verfügung. Zudem hatte sie weit mehr, als die Blätter „draußen im Reich“, unter dem schweren Zensurdruck zu leiden. Die Zeitschrift begann mit dem 4. Januar 1816 zu erscheinen, und zwar zunächst erst unter dem Titel „Wiener Moden-Zeitung“, änderte aber ihren Namen, ihren Inhalt entsprechend, schon im Juli 1816 in „Wiener Moden-Zeitung und Zeitschrift für Kunst, schöne Literatur und Theater“, bis sie schließlich den einfachen Titel „Wiener Zeitschrift“ nahm. Der Begründer und Herausgeber des Blattes war Johann Schickh (geb. 1770, gest. 1835), ein Oheim des durch seine Komödien und Schwänke in Wien sehr beliebten dramatischen Schriftstellers Kilian Joseph Schickh. Sicherlich war es ein großes Verdienst als Johann Schickh an die Gründung des Blattes ging, denn er war durchaus keine literarisch bekannte Persönlichkeit, vielmehr hatte er vordem eine Art Schneidergeschäft betrieben haben, wodurch sich vielleicht erklärt, daß dem Blatte zunächst der Charakter einer Modenzeitschrift gegeben wurde. Allein Schickh wußte die literarischen Verhältnisse zu beurteilen und zeigte sich auch auf dem Gebiete der Literatur überaus orientiert. Dazu kamen seine rechtliche Einsicht und sein praktischer Blick dem Blatte von Anfang an trefflich zu statten. Er wußte, wie Schlossar in einem hier erwähnten gezogenen Artikel des weiteren ausführt,\*) durch aufmerksame Beobachtung des literarischen Lebens emporstrebende poetische Talente leicht zu erkennen und an sich zu fesseln, bedeutende Verbindungen anzuknüpfen und den Leser- und Abnehmerkreis immer mehr zu erweitern. Doch führte er in den ersten Jahren die Redaktion

\*) Dr. Anton Schlossar, die „Wiener Zeitschrift von J. Schickh“, in: J. Witthauer. Ein Beitrag zur Gesch. d. österr. Journalwesens in vorrömischer Zeit.“ (Zeitschr. f. Bücherkunde. 5. Jahrg., 2. Bd. S. 464 ff.)

selbst, sondern übertrug sie dem Ästhetiker Wilhelm Hebenstreit (geb. 1774, gest. 1854), dem einige Zeit noch der Schriftsteller Jos. Karl Bernard zur Seite stand. Als dann aber im Jahre 1818 Hebenstreit von der Redaktion zurücktrat und sich zusammenarbeitete mit Bernard, der eine wenig verträgliche Persönlichkeit gewesen zu sein scheint, als nicht ersprießlich erkannte, nahm er im Anfang des Jahres 1820 die redaktionelle Leitung der Zeitschrift ganz selbständig in die Hand und behielt sie bis zu seinem Tode.

Die Zeitschrift erschien in groß Oktav im Jahre 1816 zuerst nur einmal in der Woche, dann 1817 zweimal und von 1818 ab dreimal. Anfangs war die Nummer nur einen halben Bogen stark, bald wurde sie aber wesentlich umfangreicher; auch erhielt sie ein „Notizblatt“, dem der Herausgeber viel interessanteren Stoff einzuverleiben mußte. Eine besondere Anziehung übten die künstlerischen Beilagen aus, namentlich die gestochenen und kolorierten Modebilder, die allwöchentlich in einem Blatte erschienen. Auch Musikblätter mit Originalkompositionen von Beethoven, Franz Schubert, Konradin Kreuzer, F. Lachner u. a. wurden beigegeben. Der literarische Inhalt der Zeitschrift bestand aus Erzählungen, Gedichten, kulturgeschichtlichen, archäologischen und naturhistorischen Aufsätzen, sowie aus Theaterbesprechungen, die einen recht großen Raum einnahmen. Natürlich waren es hauptsächlich österreichische Autoren, die hier als Mitarbeiter auftraten, der damals viel gepriesene F. F. Castelli, F. L. Deinhardstein, Karoline Bichler und der junge Franz Grillparzer, der bereits vor der Aufführung seiner „Ahnfrau“ seine Beschäftigung mit den spanischen Dramatikern dadurch bekundete, daß er eine Probe einer Übersetzung aus Calderons „Leben ein Traum“ beibrachte. Doch unterließen es die österreichischen Dichter des 19. Jahrhunderts, ihre Beiträge mit ihren Namen zu unterzeichnen, und hatten ihren guten Grund dabei; denn, wie Schlossar hervorhebt, galt ein Schriftsteller in dem vormärzlichen Österreich für eine anrüchige und verdächtige Persönlichkeit, und war er gar als Beamter des Staats angestellt, so mußte er sich außerordentlich wohlwollender Vorgesetzter und Förderer erfreuen, wenn er nicht

als mißliebig betrachtet werden wollte. Von den sonstigen deutschen Dichtern erschienen besonders häufig der Epigrammiker Haug, der berühmte Verfasser der „Schuld“ Adolph Müllner, H. Claren, D. Graf von Loeben, Friedrich und Karoline Motte-Fouqué, Fr. Laun, A. Böttiger u. a. Bei einem Ausschreiben, das die Zeitschrift 1819 für die beste poetische Leistung erließ, und bei dem sie einen Preis von 25 Dukaten Gold nebst einem Akzessit von 10 Dukaten aussetzte, zu dem auch noch das übliche Honorar von 6 Dukaten für den Druckbogen kam, ging C. A. Hoffmann mit der Novelle „Der Zusammenhang der Dinge“ als Sieger hervor. Die Lobpreisungen schrieb Hebenstreit selbst und befundete dabei mit großer Sachlichkeit auch guten Geschmack und gediegenes Urtheil. Vielleicht gerade deshalb geriet er alsbald mit Adolph Müllner über seine „Schuld“ nicht genügend gewürdigt meinte, in eine literarische Fehde, die sich mehrere Jahre hinzog und besonders Müllner mit großer Leidenschaftlichkeit geführt wurde. So anders gestaltete sich das Verhältnis Hebenstreits zu Grillparzer. Hier konnte der Kritiker mit ganzer, rückhaltloser Begeisterung den neuen Dichter eintreten und seinen Ruhm verkünden. Bei der ersten Aufführung der „Ahufrau“ im Burgtheater (31. Jan. 1817) besprach er ausführlich und ebenso die der „Sappho“ im nächsten Jahre. Besonders betonte er den hohen poetischen Wert dieser Stücke. Diese Darlegungen trugen nicht wenig dazu bei, die Kenntniss von der Bedeutung Grillparzers weiten Kreisen zu verschaffen; der Dichter sah sich bald allwärts hoch gefeiert, und da folgten denn in der Zeitschrift auch poetische Apostrophen. Im Jahrgang 1818 erschien ein Gedicht von C. A. von Gruber über den Verfasser des Trauerspiels „Sappho“ und 1819 eine dramatische Phantasie „Phaon und Melitta“ von demselben und das schöne Gedicht „An Grillparzer“ von Friedrich de la Motte-Fouqué. Leider sollte dem Dichter diese freudige Anerkennung bei Publikum und Presse nicht auch weiterhin zur Seite bleiben.

Auf das ganze Heer der übrigen Unterhaltungs-Journale der Zeit von 1813 bis 1819 näher einzugehen, verlohnt sich nicht. Alle diese Blätter sind erstaunlich leicht und ohne jede höhere

**S**auffassung. Wir nennen daher nur einige wenige, die sich eines  
**e**nen Leserkreises erfreuten. Nach wie vor erschien in Leipzig  
**Z**eitung für die elegante Welt“ (Vergl. Band II,  
**2** ff.), die noch bis 1816 von August Mahlmann und dann  
**M**ethusalem Müller (geb. 1771, gest. 1837), einem sehr  
**m**äßigen Schriftsteller, redigiert wurde. Am meisten machte  
**Z**eitschrift wegen der Müllnerischen Artikel, die sie brachte,  
**s**ich reden, in denen der streitsüchtige Verfasser nach und nach  
**d**em ganzen literarischen Deutschland anband. Auch die „ein-  
**z**ichten Lesefrüchte“, mit denen er eine Zeit lang regelmäßig auf-  
**e**te, erregten ein gewisses Interesse, doch nur bei der breiten  
**l**age; die feiner Gebildeten fühlten sich von ihnen unangenehm  
**h**rt. „Ich habe Müllners ‚Lesefrüchte‘ in der ‚Zeitung für  
**e**legante Welt‘ seit 14 Monaten gelesen,“ schreibt Therese Huber  
**C**otta. „Die Form ist, in ihrer Entstehung, meiner Ansicht  
**n**ach, geschmacklos; die beständige Wiederholung der burlesken  
**n**amen des Schreibers, des Antwortenden, der Ton der darin  
**e**kommenden Dame, ist in der steten Fortsetzung immer platt,  
**w**ie in sich selbst oft pöbelhaft. Die Absicht bei dieser Form  
**i**st es natürlich, sich (wie die Rolle des Lustigmachers überall be-  
**s**ichtigt) die Freiheit, rechts und links Hiebe zu versetzen, um so  
**m**ehr zuzusichern. Müllner hat gewiß mehr wie eine Absicht,  
**d**ie sehr nützliche, wackere Wahrheiten zu sagen; allein diese  
**l**ieft sich in seiner eigenen Feder in den vielerlei Hieben, die er  
**h**steilt.“

Mehr sentimental als rabulistisch war die „Abendzeitung“,  
die K. G. Th. Winkler (Pseud. Th. Hell, geb. 1775, gest. 1856)  
von 1817 ab mit Fr. Kind (geb. 1768, gest. 1843) in Dresden  
in Kleinfolio herausgab. Beide Schriftsteller gehörten noch mit  
zum Kreise der Romantiker, aber sie standen ganz an der Peri-  
pherie, und in der „Abendzeitung“ lösten sie, wie Wolfgang  
Menzel einmal sagt, „die Romantik in das Teewasser einer geist-  
losen Klatschgesellschaft“ auf. Aber sie wußten ihrem Blatte eine  
ziemlich große Verbreitung zu verschaffen; alle die kleinen Dichter  
von Sachsen, Thüringen und dem Harz, wie W. Blumenhagen,  
A. v. Tromlitz, Karl Weißflog, C. H. Gehe, Wilh. Gerhard,

Gust. Schilling, Fr. Laun und wie sie alle hießen, zogen die Mitarbeiteru heran, und diese verschafften dann der Zeitung einen gewissen Ruf. Irgend welchen literarischen Wert erlangte die „Abendzeitung“ jedoch nicht, so beliebt sie auch lange in den oberflächlichen Gesellschaftskreisen war.

Während die „Abendzeitung“ hauptsächlich das Unterhaltungsblatt für Mitteldeutschland war, bot für Norddeutschland und ganz besonders für Berlin „Der Gesellschafter“ den nötigen Lese- und Unterhaltungsstoff. Er wurde von J. W. G. (geb. 1786, gest. 1870) ins Leben gerufen, begann mit dem 1. Jan. 1817 und erschien viermal in der Woche (am Montag, Mittwoch, Freitag und Sonnabend) in Quart. Der ganze Inhalt lautete „Der Gesellschafter, oder: Blätter für Geist und Herz“. Wie das Dresdener Blatt, so brachte auch das Berliner alles, was das Publikum wünschte, Novellen, Gedichte, Epigramme, Anekdoten, biographische Erinnerungen, Theater- und Kunstberichterstattung, Musik- und Kunstbeilagen und gelegentlich auch einmal einen kleinen literarischen Skandal, der jedoch in einem Nebenteil des Blattes, dem „Bemerker“, abgewickelt wurde. Der Politik und der Wissenschaft ging man möglichst aus dem Wege; die Religion ließ man vollständig bei Seite. Man wollte es eben mit dem Volk und jedem halten und verzichtete dabei auf einen ausgeprägten literarischen Charakter. Das Mittelmäßige, das dem allgemeinen Zeitgeschmacke am meisten entsprach, füllte hauptsächlich die Seiten. Doch erschienen auch Autoren von wirklicher Bedeutung: Achim von Arnim, der allerlei Novellen und Auszüge aus englischen Zeitungen lieferte\*), Brentano, die Gebrüder Grimm, Schadow, Wilhelm Müller, und selbst Goethe verschmähte es nicht von Zeit zu Zeit einen Beitrag einzusenden. Varnhagen steuerte manchen kritischen Aufsatz bei, und Rabel veröffentlichte in dem Blatte die mit „Friederike“ unterzeichneten Briefe über „Wilhelm Meisters Wanderjahre“, die von Goethe so anerkennend geleitet wurden.

Neben dem „Gesellschafter“ erschien sodann noch in Berlin

\* Reinhold Steig, Achim von Arnim, Stuttg. 1904, Bd. 3, S. 354.

Puhnsche „Freimütige“ (Vergl. Bd. II, S. 261), ein leichtes Blatt, und einige Quartale hindurch (1816, 1. u. 2. Quart.) das Journal „Ernst und Recht, oder der alte Freimütige“, mit dem G. Merkel noch in Berlin Fuß fassen wollte.

Im westlichen Deutschland, besonders am Mittelrhein, war Zeitlang das „Rheinische Archiv“ eine sehr beliebte belletrische Wochenschrift, die jedoch bereits 1814 ihr Erscheinen aufhörte. Sie ging 1810 aus den von N. Vogt herausgegebenen „Europäischen Staatsrelationen“ hervor und wurde von Johannes Meißner zunächst in Gemeinschaft mit Vogt, später mit Nebe redigiert.

Der gewandte und geistvolle Weizel wußte dem Inhalte große Mannigfaltigkeit zu geben und steuerte auch selbst verdienstvolle Aufsätze über die Geschichte der Zeit und einen Theil des Romans „August und Wilhelmine“ bei. In dem Roman trat er, wie schon Rousseau vor ihm, die Ansicht, daß die Vorbilder von Lebensweisheit und Sittenreinheit nur in der alten Welt zu finden seien. Das Archiv umfaßt 15 Bände.

Schließlich sei noch aus der Menge der sonstigen belletristischen Journale der in Rede stehenden Zeit die schon charakterisierte Bänderlesche „Wiener allgemeine Theaterzeitung“ hervorgehoben (Vergl. Bd. II, S. 245) und außerdem hingewiesen auf den „Wanderer“, der 1814 von J. N. v. Seyfried in Wien gegründet wurde und anfangs auch politische Nachrichten brachte, dann aber vollständig auf das allgemeine Niveau des literatur- und Theaterflatsches herabsank, den „Sammler“, 1809 in Wien gegründet und anfangs von Castelli, später von Hartenschlag und J. N. v. Seyfried redigiert, ein Blatt, das die Spalten nur mit Nachdruck füllte, die „Thuznelda, ein Unterhaltungsblatt für Deutsche“, herausgegeben von R. W. Wöhrle und Fr. Raßmann 1816 bis 1817 in Krefeld, die „Orientalien aus dem Gebiete der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie“, herausgegeben von Georg Loh in Hamburg von 1817 bis 1844, die „Wünschelruthe“, herausgegeben von H. Krause und D. J. B. v. Hornthal in Göttingen 1818 mit Beiträgen von E. M. Arndt, Achim von Arnim, Brentano, den



Brüder Grimm, Gustav Schwab u. a., die „Leuchte, ein Zeitblatt für Wissenschaft, Kunst und Leben“ von J. D. Symanski (Berl. 1818) und die „Asträa“ von Weishaar (Stuttg. 1819)

5. Die literarisch-kritischen Journale. Das „Literarische Wochenblatt“ von Kozebue. Das Programm Kozebues. Sein Auftreten gegen die liberalen Bestrebungen, die Pressfreiheit und die Burschenschaft. Schreibt witzig und pikant. Das Blatt hat Erfolg. Geht nach dem Tode Kozebues an Brockhaus über. Der „Hermes“, von Brockhaus gegründet. Wird nach dem Muster der englischen Zeitschriften eingerichtet und anfangs von Prof. Krug später von Brockhaus redigiert. Erhält mehr und mehr einen politischen Charakter. Die „Wiener Jahrbücher der Literatur“, begründet von Mettenich. Bringen Gutz' Abhandlung über die Pressfreiheit in England. Die übrigen Mitarbeiter. Das „Konversationsblatt“, die „Vaterländischen Blätter“ — Heinrich von Treitschke, Karl Hagen und Heinrich von Sybel über die Presse von 1814—1819.

Endlich erübrigt noch, einen Blick auf die kritischen Journale der Zeit von 1813 bis 1819 zu werfen. Im großen und ganzen war die literarische Kritik jener tieferregten, von politischen Leiden durchzitterten Jahre wenig aufgeklärt; Haß und Groll trübten sehr oft das Urteil, und die auf- und niederflutende Erregung bestimmte in vielen Fällen das Maß des Beifalls. Erschien denn auch, abgesehen von den rein fachwissenschaftlichen Zeitschriften, der Hallischen „Allgemeinen Literaturzeitung“, der „Jenaischen Literaturzeitung“, der „Leipziger Literaturzeitung“, den „Heidelberger Jahrbüchern“ und den „Göttinger gelehrten Anzeigen“, kein einziges kritisches Blatt in Deutschland, das bei der großen Menge des gebildeten Publikums tonangebend gewesen wäre.

Eine gewisse Beachtung und einen immerhin ansehnlichen Leserkreis mußte sich das „Literarische Wochenblatt“ zu verschaffen, das Kozebue vom 1. Januar 1818 ab im Verlage der Hoffmannschen Hofbuchhandlung in Weimar zum Preise von 4 Talern den Band (ein Semester) erscheinen ließ.

Der geschwätzige und auch immer noch kampflustige ehemalige Sgeber des „Freimütigen“ fühlte offenbar das Bedürfnis, die Streite der Meinungen ebenfalls wieder mitzureden und auch dort, wo es ihm angebracht erschien, ein paar Hiebe auszuheften. Besonders als am Abend des Wartburgfestes auch ein von ihm, seine „Deutsche Geschichte“, in die Flammen geberdet worden war, drängte es ihn, mit in den allgemeinen Kampf der Meinungen einzutreten und sich dabei auch seiner zu wehren.

Er war durchaus ein Gegner der freiheitlichen Bestrebungen der Aufklärung und erklärte sich für die patriarchalische Staatsordnung. Daher empfand er auch eine heftige Antipathie gegen die Zukunft und die damit verknüpfte Deutschtümelei, über die sich gern in beißendem Spott erging. In dem Eröffnungswort seines neuen Blattes trat er freilich noch sehr vorsichtig auf. „Dieses Blatt soll dem gesunden Menschenverstande dienen,“ sagt er dort aus. „Es soll die literarischen Gaukeleien beleuchten, das Gute überall hervorheben, das Wunderliche verspotten, das Böse entlarven; es soll die Religion ehren, den Aberglauben bekämpfen, Vernunft und Sittlichkeit in Schutz nehmen, doch den Verstand nie verletzen. Eselsköpfe in Holz geschnitten wird es nicht liefern, auch keine Schimpfübungen, wie unsere berühmten Literaturzeitungen. Aber die merkwürdigen Erscheinungen sowohl im Leben, als in der Literatur soll es treu berichten und (besonders für Geschäftsmänner, die bei karg bemessener Zeit doch der Literatur ihres Vaterlandes nicht zurückbleiben wollen) den beschränkten Raum nur eines Blattes wöchentlich so benutzen, daß die Leser von vielen Dingen eine Übersicht gewinnen, die sie sonst nur mühsam aus den vielen Tagesblätter schöpfen müßten. Nebenher soll es keine Langeweile machen. Es wäre überflüssig, mehr zu sagen. Empfehlen muß das Blatt sich selbst; wo nicht, bleib' es ungelesen und ungeschrieben.“

Das klang ja sehr vornehm, aber der alte erfahrene Bertuch hatte die Sache gleich von vornherein nicht. Schon am 3. Januar 1818 schrieb er an einen Freund: „Kogebue hat sich durch

sein literarisches Wochenblatt unter ein schlimmes Wespennest bettet und wird, was ich fürchte, die übeln Folgen davon zu

Und bald sollte es sich auch zeigen, in was für eine heillosen Situation er mehr und mehr geriet; denn es ist unläugbar, daß gerade sein Auftreten in seinem „Literarisches Wochenblatt“ den glühenden Haß gegen ihn in den Kreisen der Burschenschaft entfachte und schließlich dahin führte, daß er ihm den Dolch in die Brust stach. Natürlich waren nicht die literarischen Besprechungen, sondern die politischen Erörterungen, die die freiheitsverlangende und sich immer mehr erzwingt fühlende Jugend erbitterten. Kogebue erklärte rundherum, daß er gegen eine Verfassung sei, die doch alle liberalen so sehnlichst wünschten. Wenn man denn aber absolut Ständemüsse müsse, so dürften sie nicht eine Art von Opposition gegen die Fürsten bilden, sondern sie sollten nur des Hauses ältere sein, die dem Vater freundlich raten. Ferner sprach sich er gegen die unbedingte Pressfreiheit aus, die zwar viel nützlich noch mehr schade, und noch gegen manches andere, das die und mit ihr die liberalen Kreise erstrebten. Die Vertreter liberalen Bestrebungen sahen daher in Kogebue mehr und einen der schlimmsten Feinde der Freiheit, und der heilige Luden schrieb unter dem 3. Februar 1818 an Bertuch: „Schicken Sie mir Kogebues Wochenblatt nicht mehr; ich will Kogebue nichts wieder lesen.“

In den literarischen Besprechungen wandte Kogebue sich gegen die Romantik, die ja auch mehr und mehr in Kläglichkeit und Elendlichkeit versank, gegen die Fouqué, Horn, Loeben, Houwald, machte deren Verkehrtheiten und Überspanntheiten lächerlich. Dabei entwickelte er viel Mutterwitz, suchte überhaupt seine Besprechungen möglichst unterhaltend und pikant zu gestalten und zielte damit bei der großen Menge einen bedeutenden Erfolg an. Von dem ersten Bande wurde bald eine neue Auflage nötig, im Oktober 1818 konnte die Verlagsbuchhandlung sogar eine dritte unveränderte Auflage ankündigen. Diesem raschen Emporkommen des Journals wurde aber plötzlich durch die Ermordung Kogebues am 3. Mai 1819 zu Mannheim ein Ziel gesetzt. Zwar verjü

Der Verleger, Wilhelm Hoffmann in Weimar, das Blatt in bisheriger Weise weiterzuführen, aber er mußte bald erkennen, daß ihm dazu sowohl das Geschick, als auch der Witz fehlte. Die Verlagsbuchhandlung wandte sich daher nach und nach an eine ganze Reihe hervorragender Autoren und bot ihnen die Führung der Redaktion unverhältnismäßig hohe Honorare, es wollte sich niemand bereitfinden. In dieser Verlegenheit setzten die Gebrüder Hoffmann dem federgewandten Adolf Müllner eine regere Mitarbeit an dem Blatte, worauf dieser die Gelegenheit sofort für seine Privatangriffe mißbrauchte. Jedem, dem er übel wollte, versetzte er schleunigst einen Hieb. Grillparzer's „Sappho“ wurde, im schroffen Gegensatz zu der anerkennenden Kotzebueschen Besprechung der „Ahnfrau“, in grober Weise abgefertigt, vor allem aber der Brockhaus'sche Verlag Buch und Buch in den Staub gezogen, weil in der Brockhaus'schen Zeitschrift „Hermes“ das Müllner'sche Trauerspiel „König Ingurd“ kürzlich besprochen worden war. Die heftige literarische Fehde zehrte sich bald der Art, daß Müllner sogar ein „literarisches Weggeldbulletin“ im „Literarischen Wochenblatte“ einrichtete.

Die häßlichen Zänkereien erregten in den literarischen Kreisen große Unruhe und mehr großen Unwillen und wurden auch von der großzoglichen Regierung in Weimar übel vermerkt. „Die hiesige Censur ist auf eine fast lächerliche Weise ängstlich“, schrieb ein literarischer Freund, der Geheime Regierungsrat Peucer, an Brockhaus, „und der Großherzog und das Staatsministerium machen durch ihren guten Hoffmanns die Hölle so heiß, daß sie entweder das Unternehmen aufgeben oder ins Ausland verlegen möchten.“ Weiterhin meinte er, Brockhaus solle das Blatt kaufen. „Einem bedeutenden Verlagsbuchhändler kann es nützen, und zum kleinen Ueberschuß paßt es ganz charmant.“ Das ließ sich Brockhaus nicht zweimal sagen; sofort schrieb er an die Gebrüder Hoffmann, und diese antworteten umgehend: „Daß wir bei der Strenge unserer Censur, bei unserer Stellung gegen unsern Hof, bei den ewigen diplomatischen Quälereien wegen der Parenthesen unseres Blattes, wenigstens dem Gedanken Raum gegeben haben, unser ‚Literarisches Wochenblatt‘ in Weimar aufhören zu lassen, ist kein Geheimniß.“

Damit waren die Verhandlungen eröffnet. Die Gebrüder Hoffmann teilten Brochhaus mit, daß das Blatt, das zu Rose's Zeiten etwa 1800 Abonnenten gehabt habe, deren zur Zeit 900 besitze, worauf Brochhaus für diese 1000 Taler bezahlte. Der Kaufkontrakt wurde Ende März 1820 abgeschlossen, und das Blatt ging auch sofort in den Besitz des neuen Eigentümers über, doch wurde der laufende fünfte Band noch von den Gebrüder Hoffmann vollendet. Vorher erfuhr auch das Publikum nichts von dem Besitzwechsel; Ende Juni aber zeigten die Gebrüder Hoffmann an, daß das Blatt in Brochhaus'schen Besitz übergegangen sei, und im Text derselben Nummer erschien ein launiger Brief Rosebues aus dem Jenseits an den bisherigen Redakteur Wilhelm Hoffmann, in welchem sich Rosebue über den Verkauf des von ihm gegründeten Blattes an seinen „Todfeind“ Brochhaus beschwerte, während Hoffmann in Anmerkungen den Sachverhalt klarstellte.

Dieser Besitzwechsel erregte natürlich in der literarischen Welt allgemeines Aufsehen und im Hinblick auf den nunmehr den Sand gesetzten Müllner große Heiterkeit, besonders als im „Literarischen Wochenblatt“ die bisherigen tiefen Verbeugungen vor dem großen Dichter der „Schuld“ ins Gegenteil verwandelt und „Die Albaneserin“, das neueste Stück Müllners, scharf analysiert und als dramatisches Flickwerk gekennzeichnet wurde.\*

Die weitere Entwicklung des Blattes, das dann viele Jahrzehnte unter dem Titel „Blätter für literarische Unterhaltung“ eine hervorragende Stelle unter den kritischen Journalen einnahm, wird in den nächsten Abschnitten zu schildern sein.

Mit mehr Gehalt und mit einem größeren Fonds von literarischem Ernst trat die schon erwähnte Zeitschrift „Hermes, oder kritisches Jahrbuch der Literatur“ hervor. Der Buchhändler A. Brochhaus in Leipzig hatte den Mangel einer guten kritischen literarischen Zeitschrift längst empfunden und bereits unmittelbar

---

\*) S. E. Brochhaus, Friedrich Arnold Brochhaus. Leipz. 1876, II. S. 263--278 u. Hud. v. Gottschall, Das fünfzigjährige Jubiläum der „Blätter für literarische Unterhaltung“. Bl. f. lit. Unterh. 1868, Nr. 1.

den Kriegswirren den Plan gefaßt, eine solche zu schaffen; hatten ihm beständig die beiden englischen Journale „The burgh Review“ und „The Quarterly Review“ als Muster schwebt. Aber er hatte keine geeignete Kraft für die Leitung Unternehmens finden können. Da las er im Spätherbst, daß Ludwig Wieland die Leitung des „Oppositionsblattes“ übernehmen wolle, und suchte nun diesen gewandten Journalisten für geplante Zeitschrift zu gewinnen. Es entspann sich eine längere Korrespondenz, in der die Grundzüge für das Unternehmen ausführlich dargelegt wurden, und Brockhaus besonders betonte, er nur eine das geistige Leben auch wirklich fördernde Zeitschrift, die „Reinheit, Tiefe, Verstand und Geschmack“ in sich bergen müsse, gründen wolle. Zu einer Engagierung Wielands kam es jedoch nicht, da dieser bereits Verpflichtungen in betreff des vom 1. Jan. 1818 an in Jena herauszugebenden neuen Blattes „Der Volksfreund“ eingegangen war, worauf sich Brockhaus schließlich an den Leipziger Professor W. T. Krug (geb. 1770, st. 1842) wandte, der nun auch die Redaktion übernahm. Darauf erschien dann zur Ostermesse 1818 das Programm der neuen Zeitschrift, in welchem dargelegt wurde, daß nur das Neueste und Wichtigste aus jedem Zweige der Literatur dem Leser vorgeführt werden solle, und zwar in Abhandlungen, die schon an sich einen selbständigen Wert haben müßten; dabei werde die Zeitschrift stets Freiheit sein, freimütig die Rechte der gesunden Vernunft zu verteidigen „gegen böse Geister aller Art, besonders gegen die jetzt mehr als je spukenden Schwarm-, Wirr- und Zwanggeister.“ In sichtlich der Erscheinungsweise entschied man sich für das Vierteljahresheft; der Preis für die vier Hefte des Jahrganges wurde auf acht Taler festgesetzt. Das erste Heft gelangte gegen Ende des Jahres 1818 als 1. Stück des Jahrganges 1819 zur Ausgabe und umfaßte 25 Bogen, bildete also einen recht stattlichen Band. Der Inhalt entsprach ganz dem Brockhaus'schen Plane; es wurden nur größere Abhandlungen geboten, in denen der Stoff in den Vordergrund gestellt, die kritische Analyse dagegen immer nur kurz zusammengefaßt war. In der ganzen Anordnung zeigte es sich deutlich, daß man sich ziemlich eng an die

englischen Vorbilder angeschlossen hatte. Bei dem freimüthigen Tone, der gleich von Anfang an in den Hefen angeklungen wurde, kam es natürlich auch bald zu Konflikten, zunächst mit Müllner, dessen Trauerspiel „König Yngurd“ im dritten Hefen besprochen wurde. Müllner fiel mit solcher Heftigkeit und unerbittlichen Grobheit über Krug her, daß dieser sich besonders seiner Stellung als Universitätsprofessor sehr unangenehm berührt fühlte. Und da nun außerdem auch die Ansichten Krugs mit denen Brockhaus' nicht immer harmonierten, der erstere mehr den wissenschaftlichen Charakter, der letztere mehr die allgemeine Zergliederung betont sehen wollte und auch stets mit seinen Ansichten durchzusetzen suchte, so trat Krug schon nach Jahresfrist von der Leitung der Zeitschrift zurück, und Brockhaus besorgte fortan die Redaktion allein. Infolgedessen erhielt der „Hermes“ bereits im zweiten Jahrgange einen vorwiegend politischen Charakter, was im zweiten Abschnitte unserer Darstellung des näheren zu richten sein wird.

In Oesterreich wollten die Wiener „Jahrbücher der Literatur“ die literarische Kritik ausüben, doch war ihr Zweck bei nicht eigentlich, die geistige Entwicklung zu klären und zu fördern, sondern vielmehr jeden geistigen Fortschritt zu hemmen. Denn niemand anders als Fürst Metternich war der wirkliche Begründer der Zeitschrift, und aus Staatsmitteln ließ er das Journal herstellen. Aus sich selbst hätte es sich auch nicht halten können, denn trotz aller Bemühungen der österreichischen Regierung, es in weitere Kreise einzuführen, ließ das große Publikum es doch ganz unbeachtet. Die Zeitschrift ist, schreibt Seidlitz, von der Masse gar nicht gekannt und dient den Bibliotheken bloß zur Zierde.\*) Fest eingeschnürt in den spanischen österreichischen Zensurpanzer, konnten sich die Autoren nur wenig bewegen und schrieben daher am liebsten über orientalische und slavische Literatur. Das Wertvollste, was die Zeitschrift brachte, waren gleich in den ersten Hefen zwei Abhandlungen von Ge-

\*) Die Poesie und die Poeten in Oesterreich. Grimma, 1837, Bd. I. S. 120.



die Pressefreiheit in England, in welchen er an der Hand Geschichte der englischen Presse darzulegen suchte, daß die Freiheit jetzt nur noch ein relativer Begriff sei und unter der ebenso sicher, ja noch sicherer bestehen könne, als unter Erfahrung nachträglicher gerichtlicher Bestrafung. Überdies seien Vergehen eine eigene Art von Delikten, die mit anderen Verletzungen nichts gemein hätten und darum auch eine Ahmestellung außerhalb des gemeinen Rechts einnehmen müßten. Er entzog damit der Presse jeden Rechtsboden und überließ sie der Willkür der Kabinette. Das alles trug er in so seltener Sprache und sozusagen so mundgerecht vor, daß die Zeitungen diese Grundsätze ohne Besinnen akzeptierten und dann mehrere Jahrzehnte hindurch zu ihrer Richtschnur nahmen. Bis welcher kraffen Rechtsverwirrung hatte derselbe Genß hingeführt, der zwanzig Jahre vorher dem Könige Friedrich Wilhelm III. Preußen den Segen einer freien Presse mit so beredtem Munde geschildert hatte!

Die „Jahrbücher“ begannen 1818 und hatten als ersten Herausgeber Matthias von Collin (geb. 1779, gest. 1824), den Erbkämmerer des Herzogs von Reichstadt. Doch trat dieser bald zurück, auf J. L. Deinhardstein (geb. 1794, gest. 1859) die Redaktion übernahm und mit einer gewissen Umsicht führte. Besonders stand er es, den Mitarbeiterkreis durch norddeutsche Gelehrte zu erweitern. Daß in diesem auch der Allerwelts-Böttiger nicht fehlte, war wohl selbstverständlich. Es war sogar Metternich gewesen, der den unermüdblichen Vielschreiber aufgefordert hatte, dem „in echt gelehrtem, wahrhaft weltbürgerlichem Sinne“ geplanten Unternehmen als Kritiker zu dienen. Mit dem Zusammenbruch des Metternichschen Regimes hörten auch die „Jahrbücher“ zu erscheinen auf. 1849 kamen nur ein Teil des 1. und 2. Bandes in der früheren Weise heraus, alles andere füllte das General-Register über die gesamten Bände, womit der Jahrgang 1849 und überhaupt die Zeitschrift abschloß.

Zwei kleinere Blätter, die noch in der in Rede stehenden Zeit in Wien erschienen, das „Konversationsblatt“ und die „baterländischen Blätter“, seien nur der Vollständigkeit

wegen noch erwähnt. Das erstere, immerhin von Franz Gräffer mit Geschmack redigiert, trat 1819 ins Leben, ging aber bereits Ende 1821 wieder ein; die „Vaterländischen Blätter für den österreichischen Kaiserstaat“, bereits 1808 von Armbruster gegründet, brachten seit 1814, seitdem Franz von Sartori die Redaktion übernommen hatte, eine „Chronik der österreichischen Literatur“ als Anhang.

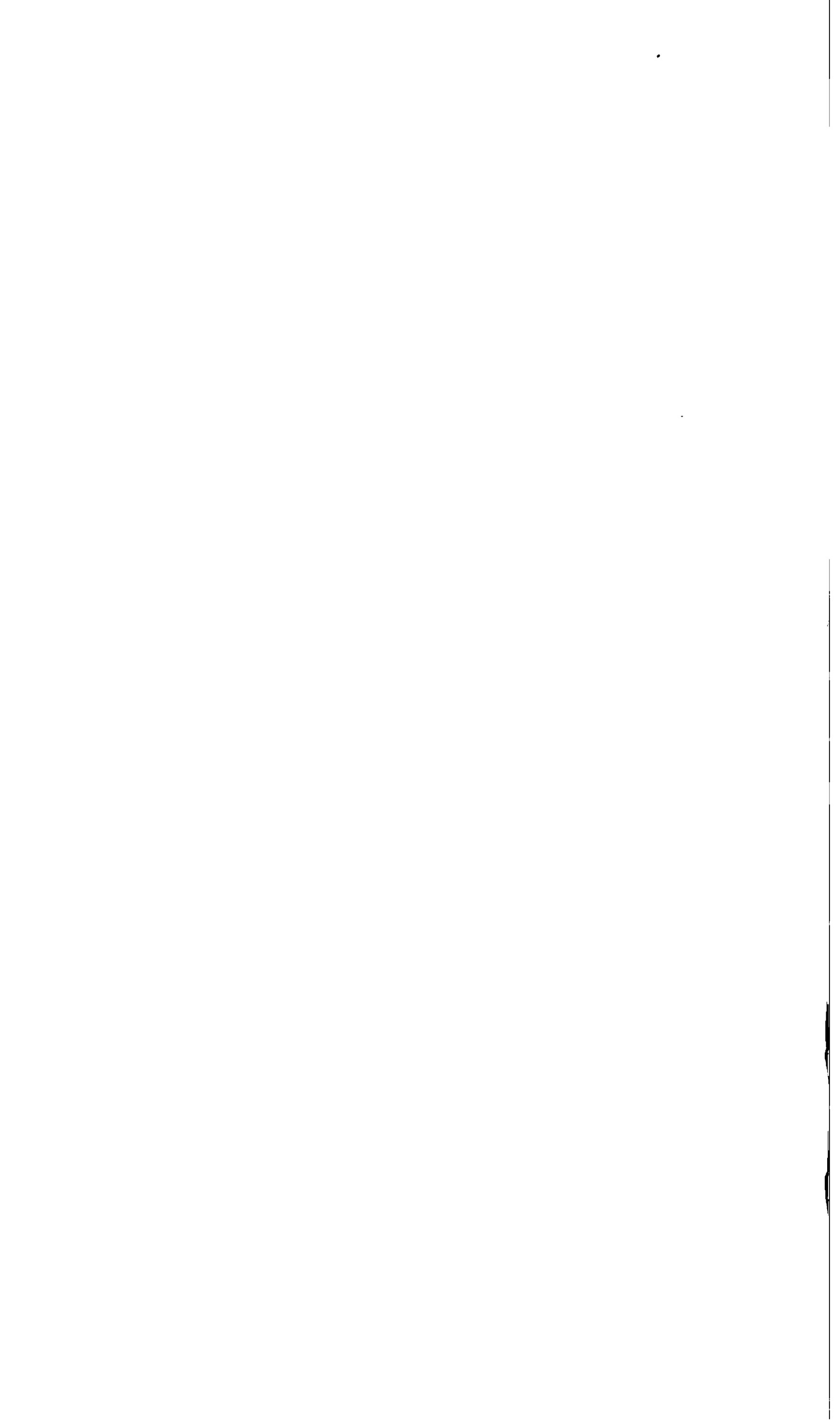
Eine kurze Spanne Zeit nur war es, die wir in diesen ersten Abschnitte überblickten, ein Zeitraum von nicht viel mehr als einem Lustum; aber zu welcher großen Bedeutung schwang sich die Presse in diesen wenigen Jahren empor! Alles, was das deutsche Volk von 1814 bis 1819 erfüllte, der helle Jubel und der bittere Schmerz der Resignation, fand in ihr einen lauten Widerhall. Sie wurde zum erstenmale in umfassender Weise der Ausdruck der öffentlichen Meinung, zum erstenmale eine Macht. Diesen Ruhm hat ihr Heinrich von Treitschke in seiner „Deutschen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts“ (Band II S. 406) zu nehmen versucht; er spricht dort von der „schlechthin bodenlosen Publizistik“ der Jahre 1814 bis 1819. An anderer Stelle tut er die eminente Wirksamkeit eines Görres, dessen „Rheinischer Merkur“ Napoleon die fünfte Großmacht nannte mit einigen humoristischen und höhnischen Bemerkungen ab; die Katastrophe der Oksenschen „Iffis“ stellt er vollständig falsch dar und das einflußreiche Weimarische „Oppositionsblatt“ erwähnt er nur einmal gelegentlich.

Wie anders spricht sich da einer seiner Vorgänger aus dem Heidelberger Lehrstuhl der Geschichte, Karl Hagen, in einer längeren Darstellung der öffentlichen Meinung in Deutschland von den Befreiungskriegen bis zu den Karlsbader Beschlüssen (Raumers hist. Taschenb. 1846 u. 1847) aus! „Wahrlich“, schreibt er, „die Presse der damaligen Zeit ließ sich keine Lässigkeit zu Schulden kommen; laut, energisch, von allen Seiten und unablässig rief sie unsern Diplomaten zu, was die Nation fordere, was die gesunde Politik fordere, und was die Ehre der Mächte erheische.“ Und bei dem unerhört-frechen Vorgehen de

„Katzbellen“ betont er nachdrücklich, daß die Presse nicht hat, jeden einzelnen Punkt ins rechte Licht zu stellen. In dem „Zustand der Traurigkeit“, den Groll und die Verungung habe die Presse, so weit sie es durfte, wiedergespiegelt. Diejem Urteile schließt sich auch Heinrich von Sybel in der Geschichte der Begründung des deutschen Reiches an. Die sehr lebhafteste Bewegung der Presse in Süddeutschland, in Bayern und am Rhein unterstützte, so führt er aus, die allgemeinen nationalen Bestrebungen in Zeitungen, Zeitschriften und in den Werken: noch heute sind die Namen Kottek, Ofen, G. r., Görres unvergessen. „Man hat damals und später die menschenhafte Flachheit und den halb revolutionären Charakter der Publizistik gerügt, und in der That ist es nicht zu bestreiten, die damalige liberale Schule sich oft nicht weniger ungeschult und unpraktisch gezeigt hat, als die Teutonen der Burschenschaft. Die Mischung halbwarer oder irriger Vorstellungen von alter Freiheit, englischem Parlamentsrecht, radikalen französischen Theorien ist in diesen Schriften nicht zu verkennen; auch sie enthalten den Hauptfehler des damaligen europäischen Liberalismus, sie in ihrem Eifer um das individuelle Recht die Notwendigkeit einer starken Staatsmacht, gerade zum Schutze jenes Rechtes zu übersehen und das Versinken in freiheitsmörderische Anarchie, verkannten deshalb auch, wo einmal die Probe gemacht wurde, sich ungenügend zu gedeihlicher Lenkung der Regierung zeigten. Durch das alles können aber ihre großen Verdienste in schwerer Zeit nicht verdunkelt werden.“

Um so schwerer wiegt dann aber die Schuld der Metternichschen Censur, die durch die Karlsbader Beschlüsse diese ganze Zeitungs- und Zeitschriften-Literatur alsbald zu vernichten suchten und dadurch den deutschen Geist für Jahrzehnte in schwere Fesseln legten. Welche verheerende Wirkung diese Beschlüsse übten, wie sie unser ganzes nationales Leben unterdrückten und lähmten, das werden die Schilderungen im nächsten Abschnitt geschildert zeigen.





**Zweiter Abschnitt.**

---

**in Banne der Karlsbader Beschlüsse.**

(1819—1848.)



# Erstes Kapitel.

## Die Zeit der Enttäuschung.

(1819—1830.)

Bundesstaaten und die Karlsbader Beschlüsse. Allgemeine Trostlosigkeit-Hinneigung der großen Menge zur Oberflächlichkeit. Das Theater liert das ganze Interesse. Ein neues Zensuredikt für Preußen. Er-ig einer Ober-Zensur-Behörde in Berlin. Die Pflichten des Kollegiums; Tätigkeit. Hardenbergs Verschärfung der Zensurvorschriften. Die schen Instruktionen für die Zensoren. Die vernichtende Wirkung dieser ktionen. Die pekuniären Lasten der Zensur und der Zeitungsstempel. reich und die Karlsbader Beschlüsse. Metternichs Zensurverschärfungen. nitzkys Gewalttätigkeiten. Castellis Bestrafung. Fäulhammer über die sterreichische Zensur. Bayerns Reservatrecht. König Ludwig I. und die Zensur.

Die Karlsbader Beschlüsse übten alsbald in ganz Deutsch- ) eine wahrhaft vernichtende Wirkung aus. Alle Hoffnungen eine Besserung der staatlichen und gesellschaftlichen Verhält- e starben dahin; ein bitterer Groll, eine öde Trostlosigkeit be- htigte sich aller Patrioten. Jedes regere geistige Leben wurde der harten Faust der Zensur unterdrückt, während von der vorsichtigen patriotischen Jugend Hunderte in die Gefängnisse teckt wurden. Es begann jene nichtswürdige „Demagogen- cherei“, die immer ein Schandmal jener Zeit bleiben wird.

Unter diesen Verhältnissen bildete sich denn auf der einen ite eine klägliche Oberflächlichkeit, eine leichtfertige Unterhaltung der Literatur und im Verkehr heraus, die bis zur lasziven üßlichkeit herabsank, auf der andern Seite jene bissige Ironie,



die alle Tatkraft lahm legte und, wie ein zeitgenössischer Zeitschreiber, Hermann Marggraff, in seinem Buche „Deutsche jüngste Literatur- und Kulturepoche“ (Leipzig 1839) schreibt: „vornehmtuerischem Gebahren ungerade gerade und gerade ungerade und doch wieder nichts weder gerade noch ungerade ist jenes zweifelhafte, blasse, alles bespöttelnde, mattherzige Geschöpf von Wahrheit und Unwahrheit, Ja und Nein, Ja und Nichtso, Lust und Unlust, welches, wie jedes Ding in der Welt, seinen Fluch in sich trägt, aber einen doppelten Fluch, da es dem Geschöpf keinem es recht machen konnte, jedem wehe tat und kalt ließ.“

Sogar bei dem wichtigsten Ereignisse des Jahrzehnts, dem Tode Napoleons, fand die deutsche Presse kein einziges bedeutendes Wort. Kein einziger bedeutender Mann stand auf und trat in dem gewaltigen Korfen, der noch vor zehn Jahren mit seinem Tode die ganze Welt erfüllt hatte, die Leichenrede. Mattherzig kopierten alle Blätter nur die Nekrologe der englischen Zeitungen ab, und zwar mit gewissenhafter Angabe der Quelle, damit sie nur für die Verantwortung für Lob oder Tadel übernähmen.\*)

Schließlich war es nur noch das Theater, für das sich die Presse und Publikum interessierten. „Die Bühne und nichts als die Bühne,“ klagt Marggraff, „die Henriette Sontag und wieder die Henriette Sontag — diese ungeheuren Interessen des Berliner Theaters verschlangen das ganze Theatrum mundi, es war das Leben wie im Himmel, oder wie es Gott in Frankreich lebt, wie der reiche Mann im Evangelium; der arme Mann freilich, der mit Schwielen und Beulen behaftet draußen vor der Tür kummerte nicht; der war für die Hunde, wenn auch zugleich der Abrahams Schoß.“

Die Regierungen der einzelnen deutschen Staaten gingen

---

\*) Die Nachricht von Napoleons am 5. Mai 1821 erfolgtem Tode wurde dem englischen Kolonialamte am 4. Juli durch einen Kapitän übermittelt; am Freitag, dem 6. Juli, erreichte sie Paris, von wo sie alsbald nach Deutschland gelangte. Paul Holzhausen, Napoleons Tod, Frankfurt a. M. 1902, S. 17.

Am 20. September 1819 die Annahme der Karlsbader **Je** durch den Bund erfolgt war, sehr bald daran, ihre **en** Preßgesetze mit dem neuen Zensuredikt in Einklang zu **en**. In Preußen hatte bisher noch immer das am **zember** 1788 erlassene Wöllnersche Zensuredikt zu Recht **en**; jetzt wurde unter dem 18. Oktober 1819 ein neues **redikt** für Preußen erlassen, das sich aber im großen **enzen** doch nur als eine Erneuerung des alten Gesetzes **te**.

Das Zensuredikt von 1788 enthielt in der Hauptsache folgende Bestimmungen:

1. Alle Schriften müssen der Zensur vorgelegt und dürfen **deren** Erlaubnis weder gedruckt noch verkauft werden.

2. Die Zensur hat die Aufgabe, demjenigen zu steuern, „was **Die** allgemeinen Grundsätze der Religion, wider den Staat **sowohl** moralischer als bürgerlicher Ordnung entgegen ist, **zur** Kränkung der persönlichen Ehre oder des guten Namens **er** abzielt.“

3. Die Zensur der theologischen Schriften steht dem Ober- **storum**, bezw. den Provinzialkonsistorien, der juristischen dem **mergericht**, bezw. den Landesgerichtskollegien, der Staats- **sten**, Zeitungen u. dem Ministerium des Auswärtigen, der **henschriften** und gelehrten Zeitungen u. den Universitäten, **in** den Provinzen, in denen sich keine Universität befindet, **Magistraten** der einzelnen Städte zu.

4. Zensurfrei sind die Schriften der Akademie, des medizini- **Instinuts** in Berlin, der Universitäten und deren Mitglieder.

5. Handelt über die Art, in welcher die einzelnen Kollegien **verfahren** haben.

6. Beschwerden der Drucker und Verleger gegen die ur- **enden** Behörden können bei der Oberinstanz angebracht werden.

7. Nach erteilter Zensurerlaubnis sind Verleger und Drucker **jeder** Verantwortung frei. „Dem Verfasser aber kann eine **che**, vollständige Befreiung nicht zu statten kommen; wenn sich **den** sollte, daß er den Zensor zu übereilen, seine Aufmerksam- **zu** hintergehen, oder sonst durch unzulässige Mittel die Er-

laubniß zum Druck zu erschleichen gewußt habe, so bleibt er halb besonders bei einzelnen in einem großen Werke vorkommenden unerlaubten Stellen nach wie vor verantwortlich.“

8. Verleger oder Drucker, die ohne Zensur drucken, werden in eine Strafe von 5 bis 50 Talern; sollte die Schrift bei der Legung an die Zensur nicht erlaubt worden sein, so wird die Konfiszierung der ganzen Auflage und eine Geldstrafe bis zum doppelten Betrage, der etwa an den Druckkosten verdient worden eintreten. Im Wiederholungsfalle kann der Verlust des Privilegiums erfolgen. Als nicht der Zensur vorgelegt werden solche Schriften angesehen, in denen nach eingeholter Zensur-erlaubnis anstößige Änderungen vorgenommen worden sind.

9. Der Zensor erhält für jeden zensierten Bogen 2 $\frac{1}{2}$  Gr.

10. und 11. Ausländische Schriften werden, wenn sie gegen in § 2 genannten Grundsätze verstoßen, nicht zum Debit zugelassen und müssen der Behörde eingeliefert werden. Der Buchhändler, der mit Wissen solche Schriften vertreibt, kann mit den oben genannten Strafen belegt werden. — In Geld-, selbst in Gefängnisstrafe verfallen auch die Vorsteher der Lesebibliotheken und Gesellschaften, die wissentlich solche Bücher zulassen.

Von allen diesen Bestimmungen von 1788 kam nur diejenige in Wegfall, welche die Zensurgebühren verlangte, dagegen wurde die Einrichtung einer Ober-Zensur-Behörde angeordnet; außerdem traten noch verschiedene wesentliche Verschärfungen ein.

Die Pflichten des neuen Ober-Zensur-Kollegiums bezeichnen der § 6 dahin:

1. die Beschwerden der Verfasser oder Verleger wegen unrichtiger oder partieller Verweigerung der Erlaubniß zum Druck zu untersuchen und nach dem Geiste des gegenwärtigen Gesetzes in letzter Instanz darüber zu entscheiden;

2. über die Ausführung des Zensurgesetzes zu wachen; wenn ihm bekannt gewordene Übertretung desselben, sowie die Fälle, wo die verordneten Zensoren dem Geiste des gegenwärtigen Gesetzes nicht Genüge geleistet zu haben scheinen, oder über welche sich eine fremde oder einheimische Behörde beklagt hat, mit dem Gutachten dem betreffenden Ministerium anzuzeigen;

mit den Oberpräsidenten und Zensurbehörden über die Angelegenheiten zur korrespondieren, ihnen die von den erwähnten Staatsministerien ausgehenden Instruktionen zu lassen, sowie ihre allfälligen Zweifel und Bedenken nach den ihm von den gedachten Ministerien gegebenen Vorschriften zu heben;

Das Verbot des Verkaufes derjenigen innerhalb oder außerhalb Deutschlands mit oder ohne Zensur gedruckten Bücher, Debit unzulässig zu sein scheint, durch die Berichte an die gedachten Ministerien zu veranlassen.

Von den Verschärfungen war die härteste die Suspendierung Zensurfreiheit, die bisher die Universitäten und die Akademie Wissenschaften genossen hatten. Eine solche Beschränkung der Forschung hatte selbst Wöllner seiner Zeit nicht gewagt.

Die Zeitungen erhielten noch eine besondere Belastung und Regelung durch die neuen Paragraphen 9 und 17. Der erstere lautet: „Die Ober-Zensur-Behörde ist berechtigt, dem Unternehmer einer Zeitung zu erklären, daß der angegebene Redakteur von der Art sei, das nötige Vertrauen einzuflößen, in welchem Falle der Unternehmer verpflichtet ist, entweder einen anderen Redakteur anzunehmen, oder, wenn er den ernannten beibehalten will, für ihn eine von Unseren oben erwähnten Staatsministerien den Vorschlag gedachter Ober-Zensur-Behörde zu bestimmende Genehmigung zu leisten.“

Der § 17 endlich verfügte, als wenn die bisherigen Vorschriften noch nicht hart genug gewesen wären, zu guter Letzt die völlige Vogelfreiheit der periodischen Presse in den Worten: „Zeitungen und andere periodische Schriften, sobald sie Gegenstände der Religion, der Politik, Staatsverwaltung und der Geschichte gegenwärtiger Zeit in sich aufnehmen, dürfen nur auf Genehmigung der oben gedachten Ministerien erscheinen und sind denselben zu unterdrücken, wenn sie von dieser Genehmigung üblichen Gebrauch machen.“

Diese neue Verordnung trat natürlich in der gesamten preussischen Monarchie in Kraft, so daß es also Sonderbestimmungen für die Presse, wie sie in den neuen Provinzen immer noch bestanden

hatten, nicht mehr gab. Im Eingange des Edikts wurde da-  
sonders hervorgehoben.

Am 17. Dezember 1819 hielt das Ober-Zensur-Kolle-  
bereits seine erste Sitzung ab. Die ersten elf Ober-Zer-  
waren: die Wirklichen Geh. Legationsräte v. Raumer, Korff  
und Ancillon, der Bischof Eylert, Geh. Justizrat Sad,  
Ober-Medizinalrat Langermann, die Geh. Ober-Regierung  
Körner (Vater von Theodor Körner), Behrnauer und  
Regierungsrat und Professor Friedrich v. Raumer, Professor  
Bibliothekar Wilken und Hofrat Beckedorff.

Im gesamt preußischen Volke erregte diese wesentliche  
schränkung der Preßfreiheit heftigen Unwillen, doch konnte  
ja öffentlich nicht mehr Ausdruck gegeben werden; dagegen  
verschiedene höhere Beamte den Mut, ihre Mißbilligung des  
in amtlichen Eingaben offen auszusprechen. So findet sich  
Friedrich Rapp mitteilt,\*) in den Ministerialakten ein Bericht  
königlichen Regierung in Frankfurt a. D. vom 3. Novemb.  
über die öffentliche Stimmung, in welchem ohne Umschweif  
wird, daß die neuesten Beschlüsse des Bundestages und die  
gegründete preußische Zensur-Berordnung die meisten Ge-  
sichtbar niederbeuge und jedes freimütige Urteil über Gesetz-  
und Verfassung verscheuche. Diese Äußerung vermerkte aber  
Minister von Schuckmann sehr übel, und er ließ deshalb  
Herrn von Rapp unter dem 25. Dezember 1819 erwidern  
„Da der Bericht der Regierung nicht ein Urteil ist, welches  
a priori über die Bundestagsbeschlüsse und das Zensur-  
fällt, welches allerdings eine sehr ungebührliche Annahme  
würde, da die Beschlüsse mit Sr. Majestät Allerhöchster  
stimmung gefaßt sind und das Zensur-Edikt von Sr. Majestät  
vorgeschrieben ist, so wird ihr aufgegeben, binnen acht Tagen  
zuzeigen, an welchen Individuen und Klassen der Einwohner  
Bezirk und aus welchen Symptomen sie diese eigenen Beobach-  
tungen, auch wer aus ihrer Mitte dieselben gemacht hat, in-

\*) Die preuß. Preßgesetzgebung unter Friedrich Wilhelm III. (Archiv-  
Gesch. d. deutschen Buchhandels, Bd. VI. Spz. 1881.)

eigenen Beobachtungen des Kollegiums auf denen der Innenberathungen beruhen können, ferner welche freimütigen Urtheile über die Organisation und Verfassung verschleudert werden.“

Die Antwort hierauf fehlt leider in den Ministerialakten.

Die Leistungen des Ober-Zensur-Kollegiums waren übrigens außerordentlich kläglich, und die ganze Situation dieses Ober-Zensur-Gerichtes gestaltete sich mehr und mehr höchst mißlich. So wie ursprünglich beabsichtigt war, eine selbständig verordnende und Aufsicht führende Behörde in allen Zensurangelegenheiten zu bilden, wurde, wie Rapp mittheilt, das Kollegium verschiedenen Ministerien untergeordnet und von diesen heute durch eine Reihe von Maßregeln gebilligt, morgen ohne Umstände bei Seite gelassen. Die Minister des Innern, des Auswärtigen und des Handels erließen z. B. nach eigenem Ermessen Bücherverbote, ohne es für angezeigt zu halten, das Ober-Zensur-Kollegium von den ergriffenen Maßregeln zu benachrichtigen. Sogar die Oberpräsidenten thaten, was ihnen gut dünkte, ohne das Kollegium davon in Kenntniß zu setzen. Auch die äußere Situation des Kollegiums ließ so ziemlich alles zu wünschen übrig. Da die Mitglieder ihr Amt als Neben- und Ehrenamt bekleideten, sollte man es überhaupt für überflüssig erachtet, für die notwendigen Bureaukosten zu sorgen, geschweige denn einen Etat für dasselbe festzusetzen. Nicht einmal ein Fonds für Anschaffung von Büchern, Broschüren und Zeitschriften war vorhanden, um die Bücherzeugnisse, deren Charakter überwacht werden sollte, anschaffen zu können; sie mußten bei einem Buchhändler entliehen werden. Ja, es fehlte sogar an den entsprechenden Räumlichkeiten für die Sitzungen. Das Kollegium mußte froh sein, wenn es irgendwo aus Barmherzigkeit ein Unterkommen fand. Anfangs währte man ihm ein Zimmer im Ministerium des Auswärtigen, welches schon im Juni 1820 wurde es von dort vertrieben, so daß es in Ermanglung eines Lokals fünf Wochen keine Sitzungen halten konnte, bis man ihm endlich ein Zimmer im Schlosse einräumte. Unter diesen Umständen fühlten sich die Mitglieder des Ober-Zensur-Kollegiums nicht gerade zu besonders eifriger Thätigkeit angespornt; nur in der ersten Zeit wurden ziemlich regelmäßig

Sitzungen abgehalten, im Jahre 1820 im ganzen 32, im Jahre 1821 aber schon nur 19 und 1822 sogar nur 17. Von der Sitzung die am 1. September 1823 stattfand, wurden keine förmlichen Protokolle mehr geführt, sondern nur hie und da vom Präsidenten v. Raumer Registraturvermerke gemacht. 1823 fanden 1824 gar keine, 1825 nur 4, 1826 nur 3, 1827 und 1828 aber wieder gar keine Sitzungen statt. Seitdem wurden die Zensoren höchstens bei außerordentlichen Gelegenheiten berufen.

Das Wenige, was das Kollegium leistete, fällt also in den ersten Jahre seiner Wirksamkeit. Das erste, womit es sich beschäftigte, war die Feststellung der allgemeinen Geschäftsordnung, beschränkt war die Sorge, die politischen Zeitungen zu überwachen „um diese pflichtmäßige Wachsamkeit besser üben zu können“ wurden an jedes Mitglied die Blätter je einer Provinz zur Aufsichtigung übertragen, die von Ostpreußen an Beckedorf, die von Westpreußen an Wilken, die von Pommern an Sack, die von Schlesien an Prof. Friedr. v. Raumer, die von Posen an G. v. Schölerer, die von Sachsen an Langermann, die von Westfalen an K. v. Schlegel, die von Cleve-Berg an Behrnauer und die vom Niederrhein an Ancillon. Der Bischof Eylert wurde mit einem Dezernat beauftragt. Er mochte vielleicht darum gebeten haben; war er aber überhaupt nur zögernd in das Kollegium eingetreten. „Es ist eine in unserem von Extremen bewegten Zeitalter sehr schwierige Sache,“ erklärte er in seinem Annahmeschreiben, „ohne der Wahrheit etwas zu vergeben, doch zugleich die Pflichten der Humanität und Liberalität nicht zu verletzen.“

Das Zensuredikt und das Ober-Zensur-Kollegium erschienen aber dem Staatskanzler von Hardenberg noch immer nicht als ausreichend genug, den liberalen Geist vollständig in Fesseln zu schlagen. Er dehnte daher bereits zu Anfang des Jahres 1820 die ursprünglich nur gegen die politischen Zeitungen erlassenen Bestimmungen auch auf die politischen Schriften überhaupt aus. Abgleich sich das Ober-Zensur-Kollegium in einem Beschlusse vom 21. Januar 1820 gegen diese dem Edikte vom 18. Oktober 1819 zuwiderlaufende Willkür verwahrte, und weiterhin ließ er dem Geheimen Oberregierungsrat Schöll eine ausführliche Instruktion



on für die Zensoren ausarbeiten, die dann unter dem  
 uar 1820 an sämtliche Oberpräsidenten erlassen, und in  
 führlich angegeben wurde, über welche politischen Ange-  
 ten den Zeitungen zu berichten gestattet sei, und über  
 sie zu schweigen hätten. Die sämtlichen politischen Ber-  
 e der ganzen Welt mußten in der Instruktion Revue pas-  
 und bei jedem einzelnen Lande wurde mit peinlicher Ge-  
 it festgestellt, welchen Standpunkt der Redakteur einzu-  
 habe.

Die große Schärfe und Bestimmtheit, mit der die Ansichten  
 Regierung sowohl in bezug auf die politischen Verhältnisse, wie  
 die Pflichten und Aufgaben der Presse in dem Erlasse zum  
 Ausdruck kamen, machen ihn zu einem hochwichtigen Aktenstücke,  
 dessen Hauptsätze daher wörtlich wiedergegeben werden müssen.

Zunächst gibt der Erlaß die allgemeinen Grundsätze an,  
 denen bei der deutschen Politik zu verfahren sei. Es  
 da:

„— — Es muß von seiten der Herren Oberpräsidenten  
 täglich darüber gewacht werden, daß in den in ihren Bezirken  
 erscheinenden Zeitungen und politischen Schriften nichts aufge-  
 men werde, was der Bundesversammlung oder einzel-  
 Bundesgliedern zu einer begründeten Beschwerde Anlaß  
 könnte. Man kann mit Recht von wohlbedenkenden Schrift-  
 tern erwarten, daß sie sich beeifern werden, die von den deut-  
 Fürsten gemeinschaftlich ergriffenen oder noch zu nehmenden  
 Regeln in einem solchen Lichte vorzustellen und die Nation  
 den Zweck derselben auf eine solche Weise zu belehren, daß  
 Regierung in der öffentlichen Meinung diejenige Unterstützung  
 Ausführung derselben finde, auf welche ihre wohlmeinenden  
 väterlichen Absichten ihr ein Recht geben. Sollte jedoch irgend  
 Schriftsteller sich unterfangen, die verabredeten Beschlüsse  
 zu verletzen, so muß eine solche Verirrung durchaus gehindert  
 werden. Auch die in einzelnen Staaten des deutschen Bundes  
 ergehenden Verordnungen müssen ohne Bemerkung mitgeteilt wer-  
 ; ebenso kann kein Tadel gegen diejenigen Minister und Be-  
 hörden geduldet werden, welche das Vertrauen der deutschen Fürsten

besitzen. Hiervon hat jedoch in den Staaten, welche öffentliche repräsentative Versammlungen haben, insofern eine Ausnahme statt, als diejenigen Ausfälle, welche in solchen Versammlungen gegen die Minister gemacht werden, angeführt werden können, insofern sie aus den in den betreffenden Staaten erscheinenden Zeitungen genommen sind. Jedoch muß in solchen Fällen mit der gebührenden Schonung verfahren und jene, was zu Gunsten oder zur Rechtfertigung der Regierung gesagt wird, in gleichem Umfange aufgenommen werden. Was diejenigen repräsentativen Verfassungen selbst betrifft, welche die deutschen Fürsten, ohne das Resultat des Wiener Kongresses zu erwarten, in ihren Staaten eingeführt haben, so kann die Theilnahme derselben in größeren politischen oder historischen Zusammenhängen ganz unschädlich sein. Da aber die Prüfung der in denselben befolgten Grundsätze außer dem Fassungskreise des großen Publikums liegt, so gehört dieselbe nicht in Flugschriften, am wenigsten aber in Zeitungen. Noch weniger kann geduldet werden, daß unberufene Schriftsteller sich anmaßen, solche Verfassungen über deren Wert die Zeit richten wird, als Meisterstück oder glückende Einrichtung anzupreisen und dadurch die Begriffe des Volkes zu verwirren. Überhaupt muß in Ansehung der deutschen Angelegenheiten bemerkt werden, daß die Aufnahme eines anstößigen Artikels nicht aus dem Grunde erlaubt sein darf, weil er aus einer anderen deutschen, unter Zensur stehenden Zeitung entliehen ist, insofern diese Zeitung nicht in dem Lande erscheint, auf welches ein solcher Artikel sich bezieht. Da die Erfahrung gelehrt hat, wie unrichtig und nachlässig die Redakteure von Zeitungen ihre Quellen anführen, so kann die in einem anderen Lande gemachte Bemerkung, daß sie einen Artikel aus der Landeszeitung genommen habe, nicht als Beweis für die Wahrheit einer solchen Angabe gelten. Eine Ausnahme wird jedoch der von bekannten wohl denkenden Männern redigierte „Österreichische Beobachter“, dessen Artikel immer aufgenommen werden können, jedoch, wenn es nötig ist, mit Angabe der Quelle. Was hiernächst die auswärtige Politik angeht, so hat die preussische Regierung das Glück, mit allen Mächten von Europa

sten Vernehmen zu stehen. Die Zensur muß daher darauf daß von allen Monarchen und Regierungen, so wie von Ministern mit der gebührenden Achtung gesprochen werde.“ Der Erlaß geht dann genauer auf das Ausland ein und ihr das Verhalten diesem gegenüber folgende Richtschnur an: Der wichtigste Punkt der großen europäischen Politik ist in Augenblicke Frankreich. Die vier innigst verbundenen Nationen sehen die Aufrechterhaltung dieses Staates, der deminentbehrlichen monarchischen Verfassung und der bourbonischen Familie in der von uralten Zeiten hergebrachten Succession als für die Ruhe und den Frieden von Europa notwendig an. Jeder Versuch, in dieser gesetzmäßigen Ordnung eine Veränderung einzuführen, muß als eine Unternehmung gegen die monarchische Gewalt selbst angesehen werden, und das Glück eines solchen Unternehmens würde die Quelle unseliger Folgen für Europa sein. Die Herren Oberpräsidenten werden die Zensoren anzuordern, den gefährlichen und verabscheuungswürdigen Lehren entgegenzuarbeiten, welche von gewissen in Frankreich erscheinenden Flugschriften ausgehen, um zu verhindern, daß dieses Gift nicht durch preussische Zeitblätter verbreitet. Es ist jedoch nicht hinreichend, dergleichen Grundsätze auszuschließen. Die Anführer derselben versuchen allerlei indirekte Mittel, ihnen Eingang zu verschaffen, und hieran hauptsächlich müssen sie gehindert werden. Es darf deshalb nicht länger der Wahn unterhalten werden, als wenn die königlich französische Familie von der Nation als ihr mit Gewalt aufgedrungen angesehen würde. Die vielfältigen Beweise von Menschenliebe und Wohlthätigkeit, welche einzelnen Glieder dieser Familie bei jeder Gelegenheit liefern, welche von royalistischen Blättern aufgenommen zu werden pflegen, sowie die Beispiele der Liebe und Anhänglichkeit für ihre erhabenen Personen, welche so häufig angeführt werden, dürfen nicht länger, wie bisher allgemein der Fall war, verschwiegen werden. Die irrige Meinung, als wenn die französische Nation in zwei Parteien geteilt wäre, welche sich das Gleichgewicht halten, nämlich Anhänger der gesetzlichen Monarchie und Freunde einer neuen Ordnung der Dinge, darf nicht länger durch unsere Zeitungen

erhalten werden . . . . Einige Redakteurs von Zeitungen ihre übeln Absichten unter dem Deckmantel einer gewis parteilichkeit, welche ihnen untersage, sich für die eine od Partei zu erklären. Diese Entschuldigung kann keines gültig angenommen werden. Nachdem es so weit gekom daß über die Absichten der linken Seite keine Zweifel ma haben können, nachdem Ludwig XVIII. im Angesicht vo Frankreich erklärt hat, daß eine Faktion an dem Umsturz Thrones arbeite, kann für einen guten Bürger keine Ne Unparteilichkeit zwischen zwei sog. Parteien sein. Es ist Grund mehr vorhanden, die als Feindin der Regierung nete Faktion zu schonen. Artikel aus den Zeitungen dieser dem Constitutionel, dem Indépendant, dem Censeur Renommés, der Minerve &c., dürfen nur mit der größt hutksamkeit aufgenommen werden.“ Der Erlaß wendet sic den französischen Ministern zu, die zwar nicht angegriffen doch auch nicht gerade gelobt werden dürften, da sie sich der linken Seite der französischen Kammer zuneigten. Er gelangte der Erlaß zu Spanien. „Was die transpyren Halbinsel und die Mißhelligkeiten Spaniens mit seinen Kolon betrifft,“ erklärte er, „so ist man über den wahren Zusam hang der dortigen Begebenheiten zu wenig unterrichtet, als unsere Verfasser von Zeitschriften hoffen dürften, ihren darüber etwas Neues und Nützlichs sagen zu können. Nachrichten, welche sie darüber aus englischen Berichten schöpfen können, insofern sie Tatsachen enthalten, welche der Geschichte gehören, unbedenklich eingerückt werden; in keinem Falle aber der Aufstand der spanisch-amerikanischen Kolonie gegen das Met land als rechtmäßig dargestellt werden. Auch mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika steht unsere Regierung auf einem freundschaftlichen Fuße. Die aus jenem Lande e gehenden historischen, geographischen und statistischen Nachrichten können ohne Bedenken aufgenommen werden. Da jedoch in eini westdeutschen Provinzen und in der Schweiz starke Auswanderung nach Amerika statt haben, und die Regierung dieses Freistaats vielleicht mit Unrecht, beschuldigt wird, durch Unterhändler jend

gewordene Übel zu unterhalten, so muß verhindert daß durch unnötiges Rühmen der vorgeblichen Glückseligkeit welche man in jenem Lande genießt, oder Lobpreisen der amerikanischen Regierung, der Hång zum Ausgenährt, oder den Regierungen der deutschen Staaten, Auswandern eingerissen hat, Gelegenheit zu Beschwerden werde. Was die Unruhen anlangt, welche vor einiger England ausgebrochen sind, so hat die Regierung in neuestem Einverständnisse mit den Repräsentanten der Nation einige Maßregeln in Ansehung derselben ergriffen, daß die Bewegung solcher Bewegung nicht leicht zu befürchten ist. Sollte die Hoffnung des rechtlichen Theiles der Nation getäuscht werden neue Versuche zu aufrührerischen Bewegungen gemacht, so müssen dieselbigen, sowie sie es in der That waren, als das Zeichen einer verabscheuungswürdigen Menschenklasse dargestellt werden. Da die geographische Lage des westlichen Theils der Monarchie mancherlei Berührungen mit dem Königreich der Niederlande erzeugt, so werden die Herrn Oberpräsidenten der Provinz sich zuzeiten in dem Falle befinden, ihren Zensoren über die Art und Weise, gewisse Dinge vorzutragen, besondere Vorschriften zu erteilen. Die nordischen Staaten von Rußland, Schweden und Dänemark, geben zu einer einzigen Veranlassung Anlaß. Der in Schweden regierende König, Karl XIV. Johan, ist von allen Staaten anerkannt und hat auf gleiche Behandlung wie alle übrigen Monarchen ein begründetes Recht. Jedoch sein Name oft von einer übelgesinnten Partei gemißbraucht wird, welche ihn, ganz ohne sein Zutun, über alle Monarchen erheben möchte, die ihre Throne durch Erbschaft besitzen, muß diesem Bestreben insofern entgegengearbeitet werden, daß Lobeserhebungen dieses Fürsten vermieden werden. (Harberg setzte vor Lobeserhebungen das Beiwort „übertriebene“.) Endlich zwischen unserer Regierung und dem römischen Hofe: wichtige Gegenstände Unterhandlungen gepflogen werden, so seien nicht nur unsere Verhältnisse mit diesem Hofe geschont, sondern auch diejenigen Diskussionen, welche sich zwischen denselben und anderen deutschen Staaten erheben könnten, bloß ge-

schlichtlich und ohne Bemerkungen vorgetragen werden. Die Freiheit der Presse, welche die beträchtliche Anzahl unter preussischen stehender Katholiken verdient, erlaubt nicht, daß Zeitungs-Flugschriften etwas aufnehmen, was diese Religionsgenossen könnte. Religiöse Polemik gehört am wenigsten in Zeitungen.“

Kaum war aber diese Instruktion verfaßt, als Frankreich die Verhältnisse wesentlich änderten; das liberale Ministerium wurde gestürzt, und ein hochkonservatives kam an die Macht. Infolgedessen hielt es Hardenberg für durchaus nöthig, eine zweite Instruktion vom 25. April 1820 darauf hinzusetzen, daß jetzt die deutschen Zeitungen energisch für das neue preussische Ministerium einzutreten hätten. Die rechte Seite der preussischen Kammer, auf die sich das neue Ministerium stützte, nannte man die Partei der Royalisten nennen. „Es ist endlich durch den Erlaß fort, „daß dieses Wort mit der Achtung gesprochen werde, welche in einem monarchischen Staate, wie Preußen, jeder gute Untertan für dasselbe empfindet. Besonders werden Ew. — den Zensoren anempfehlen, die Nennung von Ultra, deren zu meiner Verwunderung immer noch immer einige preussische Zeitungen bedienen, nicht nur in diesen, sondern überhaupt in keinem Werke zu dulden. Solcher Ausdruck einen hohen Grad der Liebe und Verehrung für die Person des Königs und für die monarchische Verfassung ausdrücken, so ist zu bedauern, daß man ihn verunglimpft hat. Man durch den Gebrauch derselben anzeigen, daß die damaligen Personen die bestehende gemäßigte Monarchie in eine kaiserliche Verfassung umändern wollen, so ist diese Beschuldigung ganz aus der Luft gegriffen und durch alles Vorgefallene längstlich widerlegt. Der Mißbrauch der Namen ist weit schlimmer, als er im ersten Augenblicke erscheint, weil man durch denselben die Begriffe der Menge verwirrt und sie zuletzt dazu bringt, das Strafbare für lobenswerth zu halten. Aus demselben Grunde werden Ew. — nicht länger dulden, daß der Name Ultra zur Bezeichnung einer Faktion mißbraucht werde, deren unwürdige Bemühungen und verruchte Zwecke von ihren Mitgliedern

Schriften und Reden enthüllt worden sind. Um das nicht länger in Täuschung zu erhalten, soll das Wort nicht ohne den Zusatz: die vorgegebenen oder die sich nennenden, gebraucht werden. Wohlgesinnte Schriftsteller und ohnehin diese Partei als Revolutionäre und werden sich Anerkennung am liebsten bedienen.“

Uebrigens wurde bei dieser Gelegenheit auch noch einmal auf die Sache hingewiesen, wo der despotische König Ferdinand VII. dem Volke am 7. März 1820 die Konstitution von 1808 abnehmen mußte. „Erw. — werden den Zensoren hinsichtlich der spanischen Zeitungen die größte Behutsamkeit in Ansehung der spanischen Angelegenheiten anempfehlen“, hieß es da. „Kein ge-

weiser Mann (und ein solcher soll doch jeder sein, der durch die Wirkung einer Zeitung auf die Bildung seiner Nation wirken will) muß glauben, daß ein Machwerk wie die sog. Konstitution von 1812 in irgend einem Lande bestehen könne, und die Einführung derselben kann also höchstens als ein beklagenswerthes Irrtum geschildert werden.“ Es wird dann vorgeschlagen, den Redakteuren der Zeitungen untersagt werde, ihre Nachrichten über Spanien aus anderen Blättern als dem Moniteur, Journal des Débats, Quotidienne und Journal de Paris zu entnehmen. „Diese Beschränkung“, meint der Erlaß, „wird ihnen den lästigen Zwang auferlegen, da jene vier Blätter immer die besten und in der Regel die wahrsten Nachrichten liefern, dagegen die Hamburger Blätter gewöhnlich falsche Gerüchte verbreiten.“

Dieser Instruktion schloß Hardenberg in einem Postskriptum noch die Bemerkung an: „In Ansehung der spanischen Angelegenheiten wird es dem Zwecke der verbündeten Mächte am gemähesten sein, wenn die Redakteure von Zeitungen auf die bloße Erzählung von Thatsachen beschränkt, insofern diese aus den oben genannten Blättern genommen sind, ohne sich eine Bemerkung noch ein Urteil über das Geschehene oder Erwartende beizufügen.“

Zur Ehre des Ober-Zensur-Kollegiums kann festgestellt werden, daß es diese Instruktionen nicht billigte; es besaß aber



doch nicht so viel Mut, um dieser unerhörten Einschränkung Pressfreiheit gegenüber vorstellig zu werden; es beschloß die Besorgnisse erst dann zu äußern, wenn „ein bestimmter Fall die schickliche Gelegenheit dazu bieten würde“ (Protokoll 16. Sitzung vom 5. Mai 1820). Diese „schickliche Gelegenheit“ hat sich dann später zwar oft gefunden, allein das Kollegium im Laufe der Jahre immer mehr zu einer untergeordneten Stellung herabdrücken, so daß es sich niemals zu irgend welcher Geltung ermannen konnte.

Die Zensoren aber richteten sich so streng nach den Vorschriften der Instruktion und besonders nach dem Willen des Staatskanzlers Hardenberg, daß sie unnachsichtig den Texten alles strichen, was nur einigermaßen über die „bloße Erzählung von Thatfachen“ hinausging. Dadurch erhielten die preussischen Zeitungen sehr bald ein so auffallend dürftiges Aussehen, daß der Staatskanzler unter dem 19. Juni 1820 erklärte, der Sinn seines Postskriptums sei doch kein anderer gewesen, als den Redakteuren der preussischen Zeitungen alles eigene und befugte Beurteilen der Begebenheiten auf der pyrenäischen Halbinsel, sowie die Aufnahme beurteilender Artikel aus den spanischen und gewissen deutschen Blättern zu untersagen. „Die französische Regierung in Ansehung jener Begebenheiten das selbe System befolgt wie die unsrige,“ sagte er dann schließend, „und da von den genannten vier Zeitungen umsoweniger vollständige Äußerungen zu befürchten sind, als sie unter einer streng geordneten Zensur stehen, so finde ich kein Bedenken, die Aufnahme spanischer Artikel aus denselben unbedingt zu verweigern. Die Absicht der Regierung, als eine solche zu erscheinen, welche keine Partei genommen hat, würde nicht erreicht, wenn gewöhnlich aller Rücksicht tadelns- oder lobenswerte Handlungen allzu deutlich dargestellt würden; besonders aber könnte es auffallend sein, wenn das Publikum oder Fremde bemerkten, daß bei der Aufnahme von Artikeln aus wohlgesinnten französischen Zeitungen etwas weggelassen worden ist.“

Niel gewonnen war damit jedoch nicht, und nach wie vor hatte die preussische Presse die Schmach zu erdulden, sich inbe-

französischen und spanischen Angelegenheiten unter die  
che Zensur gestellt zu sehen.

er auch in Fällen vollständig unpolitischer, ganz privater,

Weise ungefährlicher Natur sah sich die Presse gehemmt  
hindert, so daß man fast annehmen möchte, der Zensor  
rmlich die Gelegenheit vom Zaune gebrochen, um Presse  
ublikum zu schikanieren. Ein Beispiel von einem solchen  
abegreiflichen Verhalten eines Berliner Zensors findet sich  
m Berichte über den Aufenthalt Karl von Holtei in Berlin  
hre 1825. Im Januar dieses Jahres hielt Holtei in

öffentliche Vorlesungen über Shakespeare, als ihm plötzlich  
Hattin durch den Tod entrissen wurde. Dieser Verlust er-  
cte ihn so tief, daß er die Vorlesungen einstellen mußte,  
um dies dem Publikum mitzuteilen, bat er seinen Freund  
eine kurze Anzeige dieser Art für die Zeitungen abzufassen.

Bitte entsprach Hitzig, allein der Leiter der Berliner Lokal-  
Geheimrat Grano, verweigerte sein „imprimatur“, weil  
der Anzeige erwähnten Vorlesungen Holteis „als öffent-  
nicht zu betrachten seien. Selbst mündliche Vorstellungen  
s änderten nichts an dem Verbote.

Zu all diesen Beschränkungen, Bedrückungen und Schikanen  
e der Presse schließlich auch aufs neue die Last aufgebürdet,  
Kosten für den Zensor selbst zu tragen. Bekanntlich war  
das Zensuredikt vom 18. Oktober 1819 die Erhebung von  
urgebühren in Wegfall gekommen. Man wollte dadurch die  
oren unabhängiger machen und in der öffentlichen Meinung  
s höher stellen. Es wurden somit aus der Staatskasse vom  
Oktober 1819 bis zum 1. November 1820 bezahlt: an die  
oren von Brandenburg, Sachsen, Jülich-Cleve-Berg, Nieder-  
in, Preußen, Posen und Westfalen im ganzen 1354 Taler  
Sgr., vom 1. Nov. 1820 bis zum 31. Dezember 1821 an die  
soren in Brandenburg (inkl. Berlin) 2459 Tlr. 6 Sgr., in  
hsen 1080 Tlr. 14 Sgr., in Jülich-Cleve-Berg 397 Tlr.  
Sgr., in Schlesien 38 Tlr. 14 Sgr., in Westpreußen 50 Tlr.  
Sgr., im ganzen 4738 Taler. Von Pommern war merk-  
digerweise keine Liquidation eingereicht worden. Dann wurde

eine etwas andere Lage eingeführt, bei der die Regierung billiger wegzukommen suchte; aber auch bei dem neuen scheint sie die Ausgabe noch immer als recht lästig empfunden haben, worauf schließlich kurzer Hand durch Kabinettsordre vom 28. Dezember 1824 bestimmt wurde, „daß mit dem 1. Januar die Entrichtung der Zensurgebühren aus Staatskassen zu werden und dagegen, wie das früher der Fall war, von dem Buch- oder Buchdrucker geleistet werden soll.“ Die Gebühr für einen gedruckten Bogen eines Buches wurde auf drei Silbergroschen, für einen Bogen einer Zeitung auf fünf Silbergroschen festgesetzt. Wenig die Verleger auch von dieser plötzlichen Mehrbelastung betroffen sein mochten, mußten sie sie doch stillschweigend hinnehmen, eine Vorstellung beim Ober-Zensur-Kollegium wäre ausgeschlossen gewesen.

Endlich führte die preußische Regierung 1822 auch noch den Zeitungsstempel ein, der dann bis Ende 1873 bestand.

Die Lage der preußischen Presse hatte sich somit ungünstiger gestaltet; noch weit kläglicher aber sah es in Oesterreich aus. In Preußen bestand immerhin noch ein gewisser Rechtszustand, in Oesterreich herrschte die vollständige Willkür mit der ausgesprochenen Tendenz, alles politische Leben im Volke, ja alles geistige Leben überhaupt mit rücksichtsloser Strenge niederzudrücken. „Wenn wir die Annalen wie die Mexikaner in Biquetten schreiben,“ sagt Richter in seiner Abhandlung „Die Wiener Presse“,\*) „so ist ein Journalist, an Händen und Füßen gefesselt, in der Kaiserstadt einer Festung, als Illustration der vormärzlichen Geschichte Oesterreichs dienen.“ Unter diesen Umständen waren die Karlsberger Beschlüsse für Oesterreich nur von geringer Bedeutung. Metternich gab sich kaum die Mühe, einen gewissen Rechtszustand zu erhalten; er verfügte ganz nach Gutdünken. In seinen Anschauungen sollte der „Untertan“ überhaupt nichts

---

\*) Wien 1848—1888. Denkschrift zum 2. Dezember 1888, herausgegeben vom Gemeinderate der Stadt Wien. Wien 1888. Bd. II, S. 111.

Her machte sich sogar jeder Beamte, wie Richter versichert, als Lesen von ernstern Büchern „mißlieblich“.

Die Zensurvorschriften von 1. September 1810 erhielten 1823 weiterhin 1837 durch Bestimmungen der obersten Polizeibehörde noch wesentliche Verschärfungen, mit denen besonders die Poesie und die dichterischen Erzeugnisse getroffen wurden. 1810 war nur für die wissenschaftlichen Werke eine „Nachsicht“ empfohlen, dagegen für die „Erzeugnisse des Geistes und Produkte der Dichter“ die Anwendung der ganzen Strafe des Gesetzes angeordnet worden, weil diese literarischen Erzeugnisse für die große Menge berechnet wären und doch „weder das Wohl des Einzelnen, noch des Ganzen zu befördern vermögen.“ Aber schon die „Nachsicht“ für die wissenschaftlichen Werke ließ sehr viel zu wünschen übrig; es wurden die Ausgaben über die alte Geschichte von Friedrich von Raumer, ferner Oken's Naturgeschichte, Baron von Hügel's streng patriotisch geschriebenes Buch „Spanien und die Revolution“ und andere. Der 9. und 10. Band des Brockhaus'schen Konversationslexikons durfte nur an größere Bibliotheken verabschiedet werden; zudem verbot ein Erlaß der Polizeibehörde vom Jahre 1810 diesen Bibliotheken, jene Bände an Beamte niederer Kategorie und insbesondere an Personen aus dem Bürger- und Gewerbestande auszuleihen.

Wenn man dabei von „Nachsicht“ sprach, wie mußte man bei den Zeitungen verfahren, die man mit aller Strenge bestrafte!

Als Vorstand der Zensurbehörde fungierte zunächst ein gewisser Hager, weiterhin der Graf Josef von Sedlnitzky, der dreißig Jahre lang sein Amt mit barbarischer Strenge verübte und durch seine groben Gewaltthatigkeiten selbst die Kraft des alten Grillparzer zu brechen mußte. Er war 1778 zu Tropitz in Schlesien als der Sproß eines alten polnischen Adelsgeschlechtes geboren, studierte die Rechte und trat früh in den österreichischen Staatsdienst, in welchem er rasch emporstieg und im Jahre 1815 Vizepräsident und 1817 Präsident der obersten Polizeibehörde wurde.

und Zensurhofstelle in Wien wurde. Mit großem Maß bildete er hier ein bis ins kleinste geordnetes Spionageheraus, durch das er sich mit Hilfe geheimer Polizeiagenten alle Persönlichkeiten von Bedeutung unterrichten ließ; auch das berühmte Chiffrenkabinett an, in welchem die Briefpostsendungen aller Männer, die im Geruche einer liberalen Sinnung standen, geöffnet wurden. Durch diesen unerhörten Den er auf das gesamte geistige Leben Oesterreichs ausübte, er der Gegenstand des Hasses aller freidenkenden Männer ganz Deutschland. Erst die Märztage von 1848 fegten den heilvollen Mann aus seiner einflußreichen Stellung hinweg. Er noch bis 1855 theils in Troppau, theils in Wien in Zurückgezogenheit lebte.

Die Werkzeuge Sedlnitzky's, die Zensoren, waren in der unbedeutende Köpfe, wie Joseph Freiherr von Rezer, der von 1818 bis 1824 zensierte, und Dr. Franz Sartori, der Vorstand des Central-Bücher-Revisions-Amtes; daß sich auch fähige Männer wie Joseph Schreyvogel, der guten Sache wegen zu den Opfern hingab, geschah selten und wurde auch von der Regierung besonders gern gesehen.

Bis zu welchen lächerlichen Kapriolen es die Zensur weilen brachte, mußte selbst Castelli erfahren, bekanntlich einer der zahlreichsten österreichischen Schriftsteller jener Zeit. Eines Tages stand in der „Wiener Zeitung“ unter den Verstorbenen verzeichnet eine „Marianne Soundjo, Kammerfrau Ihrer Majestät Kaiserin, geborene Hölzl.“ Ferner brachte um dieselbe Zeit ein Plakat in Wien die Ankündigung eines Unterhaltungsabends im Besten „der in dem Bürgerspital verarmten Bürger“. In dieser Stilblüte nahm Castelli unter seine Fresko-Anekdoten auf, was er in der Dresdener „Abendzeitung“ veröffentlichte, und fügte hinzu, daß nach jener Wortstellung die Kaiserin von Oesterreich eine geborene Hölzl sein müsse, und daß das Wiener Spital höchst sonderbar eingerichtet sei, da die Bürger darin verarmen. In dieser Veröffentlichung erblickte aber die österreichische Zensurbehörde eine Ungehörigkeit und zog Castelli zur Rechenschaft. Er behauptete nun zwar, er habe nicht gegen das Gesetz gehandelt

die nicht Unzensuriertes „ins Ausland“ geschickt, da doch die „Zeitung“ und das Plakat gewiß zensuriert sei; allein das sollte nicht gelten, sondern belegte ihn mit 50 Gulden Strafe; wurde zugleich in dem Urteil vermerkt, daß eine Appellation stattfinden dürfe.

Diese finstern, geisttötenden Maßnahmen, schreibt daher Adalshammer in seiner Grillparzer-Biographie,\*) haben die österr. Politik am meisten kompromittiert. Sie hingen als eine Atmosphäre über Österreich; das gesamte Volk litt unter unendlichen Schaden. „Der Druck verdarb die Duzendigen des damaligen Geschlechts, ließ die große Masse in Leben aufgehen und machte die besseren Köpfe zu pessimistischen Kritikern, die sich von der verrosteten Staatsmaschine wenig im stillen löstigten, oder gar dem Lande den Rücken gaben.“ Dadurch aber, daß die kurzsichtigen österreichischen Staatsmänner das gesamte österreichische Volk von der köstlichen Höhe der idealen Geistesbildung fern hielten, erweiterte sich die Kluft zwischen dem Kaiserstaat und dem übrigen Deutschland immer mehr; bald war sie so breit, daß alle Bemühungen der letzten Zeit, das Versäumte nachzuholen, scheitern mußten. Davon verlor Österreich für alle Zeiten den Anspruch auf die fernere Leitung Deutschlands.

Die bayerische Regierung behielt sich den Karlsbader Beschlüssen gegenüber ein Reservatrecht vor. Sie unterwarf nur die Zeitungen und Zeitschriften der Zensur, nicht auch die Bücher; aber war der Effekt schließlich derselbe, da die bayerische Polizei schon den Inhalt der Bücher sehr scharf kontrollierte und jedes Ungehörige sofort verbot und einzog, das ihr nicht geheuer erschien. Die Zeitungen konnten auch durch die Karlsbader Beschlüsse nicht mehr geknebelt werden, als dies bereits durch die Verfassung vom 1. Mai 1818 geschehen war. Das klägliche Bild, das sie boten, ist uns bereits Ignaz Rudhart geschildert (Siehe S. 147.)

Doch schien es einmal, als sollte sich ihr trauriges Schicksal etwas besser gestalten; ein Lichtstrahl flog plötzlich über sie hin,

\*) Franz Grillparzer. Eine biographische Studie. Graz 1884, S. 80—83.

als König Ludwig I. am 12. Oktober 1825 den Thron bestiegen hatte; aber die junge Hoffnung erstarb nur zu bald wieder.

Ludwig hatte sich als Kronprinz fort und fort als ein Feind aller freiheitlicher Institutionen bekant, seinem Widerwillen gegen die Censur nicht und dessen System jederzeit unverholenen Ausdruck gegeben. Er verlangte „Pressefreiheit wie in England durch Bundesbeschluß“ verlor die Karlsbader Beschlüsse verurteilt. Von einem solchen Verlangen durfte die Presse mit Zuversicht auch eine Erlösung von den Fesseln der Censur erwarten, und in der That verkündete auch die Thronrede bei der Eröffnung des Landtages am 2. November 1827 neben verschiedenen andern Vereinfachungen der Verwaltung auch die Aufhebung des Censurediktes. Die Landtage sollten, wenn auch nicht ganz zensurfrei, so doch immer mit einem gewissen Freimut besonders die einheimischen Angelegenheiten besprechen dürfen. Darauf strömten die bayrischen Zeitungen über in Lob und Dank und feierten den König in der schwenglichsten Weise. Bald aber zeigte es sich, daß König Ludwig doch die seltsamsten Begriffe von Freiheit und Recht hatte. Er war in seiner Schwärmerei für die Kunst, in seiner Begeisterung für ein romantisches Teutonenthum, in seinem die wunderliche Blüten zeitigenden Dynastienstolze weit über das rechte Maß hinausgegangen. Aber er forderte hartnäckig, daß ihm die Volkspartei und die Presse auf seinen Wegen folgten, und da dies eine Unmöglichkeit war, so kam es sehr bald zur Opposition und Konflikten, worauf der König schließlich mit dem Minister Abel allen freiheitlichen Institutionen ein Ende machte.

Die übrigen Bundesstaaten fanden sich mit dem Karlsbader Pressegesetz ohne viel Kopfzerbrechen und auch ohne viel Streit ab, so gut es eben ging, und stimmten auch ohne irgend welche Einwendung 1824 für die Verlängerung der Giltigkeit dieser provisorischen Pressebestimmungen bis zum Erlasse eines endgiltigen Gesetzes, d. h. auf unbestimmte Zeit. Das in Aussicht gestellte definitive Pressegesetz ist dann aber nie vom Bundestage erlassen worden.



eitungen unter dem Drucke der Karlsbader Beschlüsse. Die preußischen Zeitungen. Werden durch das Herüberfluten der Pariser Zeitungen t. Errichtung eines Zeitungs-Kontors in Berlin. Die beiden Ber- stungen werden ermahnt. Die „Spenersche Zeitung“ das vornehmere ie „Dossische“ eine spezifisch berlinische Zeitung. Der neue Besitzer „Spenerschen“, Dr. S. H. Spiker. Gutzkow über ihn. Die Mitarbeiter der „Schen“. Der Verleger der „Spenerschen“ stellt die erste Schnellpresse n auf. Die „Dossische Zeitung“ geht in die Hände C. F. Lessings Die Mitarbeiter Gubitz und Kellstab. Letzterer wird „die Seele der “ und der Berliner Muster-Journalist. Die „Breslauer Zeitung“. ründer Karl Schall. Laube über ihn. Seine Leitung der Zeitung. neue Zeitungen im Osten. Der Graudenzler „Gesellige“. Die sche Zeitung“. Ihre hochkonservativen Grundsätze. Ihre Beein- z. Die „Magdeburger Zeitung“. Ihr Kampf gegen die Intelligenz- e. Die Bevormundung durch Gouverneur und Oberpräsident. Die gen in Burg und Halle. Die „Kölnische Zeitung“ und die übrigen Blätter. Die Hamburger Zeitungen. Die Zeitungen in Bremen übeck. Die Frankfurter Presse. Karl Peter Berly. Das Zeitungs- in Baden. Der „Schwäbische Merkur“. Die „Allgemeine Zeitung“. schwere Bedrückung. Cotta und der Minister Graf Rechberg. Der sische und der französische Einfluß. Orgien des Zensors. Starker Rückgang der Zeitung. Die österreichischen Zeitungen.

Am meisten mußte die große Kümmerlichkeit der Zeitungen Preußen empfunden werden, wo sich bisher das politische n am kräftigsten geäußert hatte. Durch das Dahinsiechen die Unterdrückung verschiedener Zeitungen und Zeitschriften bereits in den letzten Jahren eine große Öde entstanden; jetzt, der vollständigen Leere, die aus allen Blättern dem Leser gegenwärtige, lohnte es kaum noch, eine deutsche Zeitung in die nd zu nehmen. Wer aber dennoch etwas von der Welt er- ren wollte, griff zu französischen Zeitungen, die mithin in den unziger Jahren immer mehr in Preußen Eingang fanden. ch amtlicher Notierung wurde der „Courier Français“ 1825 75, 1829 in 94 Exemplaren, die „Gazette de France“ 1825 20, 1829 in 228, der „Constitutionnel“ 1825 in 399, 1829 442, das „Journal des Débats“ 1825 in 646, 1829 in 561, der Messager des Chambres“, der 1825 noch gar nicht nach Preußen m, 1829 in 155 Exemplaren gehalten. Es wurden also 1825

in Preußen 1140 Zeitungen aus Paris bezogen, und 1814-1818, was gegenüber den außerordentlich niedrigen Aufträgen preußischer Blätter — erschien doch die „Kölnische Zeitung“ 1820 nur erst in 1861 Exemplaren — eine sehr bedeutende Leistung war.

Einen kleinen Fortschritt machte aber das Zeitungswesen in Preußen in jenen traurigen Jahren trotzdem, und zwar durch die nach bestimmten Vorschriften geregelte Beförderung der Zeitungen durch die Post. Diese Beförderung wurde durch die Errichtung des „Königlichen Zeitungs-Kontors“ in Berlin herbeigeführt, das am 1. Jan. 1822 eröffnet wurde. Bisher war das Zeitungswesen ein den Postbeamten als Privatgeschäft überlassenes Privilegium, das bei der Willkür, mit der die Beamten die Preise der von ihnen gelieferten Zeitungen festsetzen konnten, eine erhebliche Einnahmequelle darstellte. Diesem Unfuge machte die „Allerhöchste Regulativ über die künftige Verwaltung des Zeitungswesens“ vom 15. Dezember 1821 ein Ende. Die Postbeamten erhielten ein etwas höheres Gehalt, und die Postämter lieferten den Abonnenten die Zeitungen zu den in einer sorgfältig zusammengearbeiteten Preisliste angegebenen Preisen. Dabei floß der durch die Besorgung der Zeitungen erzielte Gewinn in die Postkasse. Die neue Einrichtung konnte jedoch nicht gleich in ganz Preußen eingeführt werden; sie trat zunächst nur in Berlin in Kraft, während man sich in den Provinzen bis zum 1. Jan. 1823 mit einem Übergangsstadium abfinden mußte. Die erste Preisliste für den Gebrauch der Königlich preußischen Postämter erschien im Jahre 1822 und wies 474 Zeitungen auf, die nächste im Jahre 1823 bereits 843. Heute (1905) erscheinen zwei Preislisten, eine „Inlands-Preisliste“ und eine andere für das Ausland bestimmte, die nicht in die Hände des Publikums kommt, in französischer Sprache abgefaßt ist und den Titel „Liste des journaux allemands et étrangers dont l'abonnement est servi par l'Administration des Postes d'Allemagne“ führt. Die „Inlands-Preisliste“ rechnet auf rund 13300 Zeitungen und Zeitschriften auf, von denen 11900 in deutscher, 9700 in deutscher, rund 3600 in fremden Sprachen erscheinen. Sie wird alljährlich in etwa 7700 Exemplaren gedruckt, während

Preisliste für das Ausland nur etwa 170 Exemplare zu werden. Aus dem kleinen Berliner „Reitungs-Kontor“ mittlerweile ein riesengroßes „Kaiserliches Post-Zeitungs-Entwickelungsbüro“ entwickelt, eine vorzüglich organisierte Musteranstalt, durch welche in der Hauptarbeitszeit, von 5 Uhr abends bis 6 Uhr morgens, rund 180 000 Exemplare politischer Zeitungen und 50 000 Exemplare von Zeitschriften nach den Bahnhöfen bewahrt werden, während im ganzen in vierundzwanzigstündigem Betrieb 20 000 Zeitungspakete anzufertigen und 1104 Zeitungspakete mit einem Gesamtgewichte von 39 500 kg in die Welt hinausgeschickt werden sind.

Die politische Presse von Berlin war noch immer bloß durch die „Bosfische“ und die „Spenersche Zeitung“ vertreten, die „Allgemeine Preussische Staatszeitung“, die mit dem Januar 1819 ins Leben getreten war, konnte nicht wohl als politische Zeitung im eigentlichen Sinne des Wortes bezeichnet werden.

Die beiden alten Blätter hatten zwar nach den Befreiungskriegen nicht so ohne weiteres mit in den hohen Ton eingestimmt, der der „Rheinische Merkur“ und verschiedene andere Zeitungen eingeschlagen hatten, das würde schon die Berliner Zensur nicht erduldet haben, immerhin waren sie etwas freier aufgetreten, und sollte ihnen nun sofort, nachdem die Regierungen die Zügel der Straff angezogen hatten, verwiesen werden.

Auf Antrag des Geh. Ober-Regierungsrates Schöll, der auf den „schlechten Geist“ der Berliner Presse nachdrücklich hinwies, betrat das Ober-Zensur-Kollegium unter dem 28. Febr. 1820 den Redakteur S. H. Catel von der „Bosfischen Zeitung“ und am 20. September desselben Jahres an den Buchhändler Geyer, den Besitzer der „Spenerschen Zeitung“, die ernstliche Ermahnung und Warnung, sich in bescheideneren Grenzen zu halten, da sie sonst im Falle fortdauernder Halsstarrigkeit den Antrag auf Entziehung des Privilegiums ihrer Blätter zu gerechtfertigten hätten, zumal sie sich nicht allein unbefriedigend, sondern auch ungeschicklich gegen den ihnen bereits gewordenen Tadel verhalten hätten.

Darauf ſchränkten die beiden Zeitungen ihre politiſchen Erörterungen weſentlich ein; ſie brachten nur das Nothwendige hielten dabei mit ihrem Urtheil faſt vollſtändig zurück. breiter ergingen ſie ſich aber über alle Vorfälle des Theaters über den Tagesklatſch. Dabei offenbarte ſich eine wahrhaftige geiſtige Armut, der jedes nationale Empfinden nach vollſtändig entſchwand. So ſchrieb denn auch der Waldeck im Frühling 1828, nachdem er ſeinen erſten Blick in Berlin zugebracht hatte, an einen Freund in die Heimat: „Kein geiſtiger Geiſt exiſtirt in keiner Art.“

Der wachſende Verkehr brachte es aber mit ſich, daß die Zeitungen vom 1. Januar 1824 ab, mit Ausnahme des Sonntags, täglich erſchienen.

Ein beſonderer Charakter bildete ſich bei den beiden Blättern nur langſam heraus, doch zeigte es ſich immerhin alsbald. Die „Spenerſche Zeitung“ danach ſtrebte, ſich mehr mit den gemeinen Weltbegebenheiten zu beſchäftigen und die wiſſenſchaftlichen Forſchungen in den Kreis ihrer Betrachtungen zu ziehen, während die „Boſſiſche Zeitung“ ſich beſonders dem geiſtlichen Leben widmete und dadurch ein ſpezifisch berliniſches Blatt wurde, das ſchließlich eine große Popularität gewann und das Konkurrenzblatt vollſtändig überflügelte.

In dem in Rede ſtehenden Jahrzehnt, den zwanziger Jahren ſtand die „Spenerſche Zeitung“ aber noch auf gleicher Höhe mit der „Boſſiſchen Zeitung“, ja, ſie nahm wohl gar einen höheren Rang ein, denn ſie galt als „vornehmer“. Der geiſtliche preußiſche Hof bezog ſie, und zwar in fünf auf Schreibpapier gedruckten Exemplaren; ferner ließ ſie jeder, der etwas auf Rang und Stand hielt, ſogar der Altmeiſter Goethe in Weimar, dieſe allerdings hauptſächlich nur der Theaterkritiken wegen, da ſie wie es Zelter verbürgt, die Spenerſchen Kritiken in höherem Grade befriedigten, als die der anderen Blätter. Doch das waren nur ihre einzigen Vorzüge; ſie brachte auch vieles früher als die anderen Blätter, beſonders die Nachrichten aus dem Auslande und dann allerlei Perſonalien aus den höheren Beamten- und militäriſchen Kreiſen. Wenn eine geologiſche Eroberung am 11. März

worden war, plaudert Karl Gukow in einer Erinnerung „Artikel Spener“, oder wenn die Engländer eine neue australische Inselgruppe gefunden hatten, ſo war das an den Werderdörfern, wo die „Spenerſche“ ihr Heim hatte, früher beſaß in der Breitenſtraße in der Redaktion der „Boffiſchen“. Wenn ſich ein Prinz verloben wollte, oder ein General als General an den Rhein ging, ſo ſtand das meiſt zuerſt in der „Boffiſchen“, und die hochinteressante Nachricht wurde vom „Boffiſchen“ mit der gebührenden Achtung aufgenommen; erſchien ſolche Mitteilung aber einmal zuerſt in der „Spenerſchen“, ſo brachte man erſt, biß ſie auch die „Spenerſche“ brachte, bevor ſie als vollſtändig verbürgt hinnahm. Ja, es konnte wohl geſchehen, daß der Zensor, wenn er auf dem Korrekturabzuge der „Boffiſchen“ auf eine ſolche hochwichtige Nachricht aus den diplomatiſchen oder Militärkreiſen ſtieß, mit blauer Tinte an den Rand ſchrieb: „Woher wiſſen Sie das? Quelle angeben!“, während es bei der Durchſicht der „Spenerſchen“ nie einfiel, ſolche Nachrichten zu beanſtanden; er wußte, aus welchen Quellen ſie kamen.

Beim Tode Napoleons ſuchte die „Spenerſche Zeitung“ ihre Nachrichten aus den engliſchen Blättern noch dadurch etwas zu ergänzen, daß ſie — aus der unlängſt erſchienenen Geſchichte des napoleoniſchen Staates von Manſo eine Charakteriſtik Napoleons druckte (Nr. 85 vom 17. und Nr. 86 vom 19. Juli 1821). Das eigene Urteil wagte ſie nicht zu geben. Die „Boffiſche Zeitung“ half ſich über die ſchwierige Lage dadurch hinweg, daß ſie einen Artikel der „Morning Poſt“, des Organs des Miniſters Caſtlereagh-Liverpool, wiedergab (Nr. 84 vom 14. Juli), welchem zwar das Genie des Verſtorbenen anerkannt, aber doch mit allem Nachdruck darauf hingewieſen wurde, daß er ſich durch ſeine „ur Geißel und zum Fluch“ der Menſchheit gemacht habe. Am 19. Juli brachte ſie auch noch einen Artikel der „Times“.

Einen beſonderen Aufſchwung nahm die „Spenerſche Zeitung“, nachdem die Konzeſſion von den Spenerſchen Erben 1827 durch die Regierung auf in den Beſitz des königlichen Bibliothekars Dr. G. H. Pöppel übergegangen war. Dieſer, ein heller Kopf, der für die

englische Staatseinrichtung schwärmte und darum gewöhnlich Speiker genannt wurde, suchte nach dem Muster der englischen Zeitungen den Inhalt der „Spenerschen“ etwas mannicht machen und auch Angelegenheiten zu berühren, über die er vorher immer schüchtern geschwiegen hatte. Sehr anschaulich schildert Karl Gutzkow in den schon erwähnten Erinnerungen diese Berliner Journalistik der zwanziger und dreißiger Jahre als eine so manche Persönlichkeit. „Der neue Besitzer der ‚Spenerschen‘“, schreibt er, „hatte in seiner äußeren Erscheinung etwas Impetuosität, ein sicheres Selbstgefühl, auch so viel Aristokratisches in seinem Wesen, daß er den hohen Gönnern der Zeitung die Würde eines nur maßvollen Gebrauchs der Publizitätsmacht gab. Seine Vorliebe für England stand einem damaligen Redakteur wohl da ihm lediglich die freien Verhandlungen des britischen Parlaments als die Abzugsquelle der in Europa gährenden Stimme und die Gelegenheit, ein freies Wort zu hören, erscheinen zu lassen. Auch hatte Lord Speiker, um sein Ansehen zu mehren, die Verwaltung der königlichen Schauspiele bewogen, Shakespeares ‚Macbeth‘ nach einer eigens von ihm angefertigten Übersetzung auf die Bühne gehen zu lassen. Die ihm befreundete Auguste Crömer, die allbewunderte Lady Macbeth, verschaffte ihm die Genugthuung, seinen Namen mindestens aller sechs Wochen an den Ersten der ersten Seiten prangen zu sehen. Mit wahrem Stolz schritt dann Speiker stattlich gewachsene, im Antlitz etwas burgunderrot gefärbt, über den Opernplatz in die königliche Bibliothek, an welcher er bestellt war. Er durfte sich sagen: dort die Universität, die Akademie der Wissenschaften, das Opern-, das Schauspielhaus, das gehört mir! Drüben in der Akademie der Künste, wenn dort der Schadow einen Bauk hatte, focht er ihn in der ‚Spenerschen‘ aus; Panofka, Zahn waren Speikers Korrespondenten. Ja, dem Bürgermann kam Speiker durch zwei Mitarbeiter bei sich sogar mit heiklen Staats- und Stadtangelegenheiten zu beschäftigen wagen. Der eine war ein einfacher Kaufmann mit dem Namen Glaubensgenossenschaft, Daniel Alexander Wenda, der andere ein Kollektivbegriff, der einfach Civis hieß. Jener, der sich nicht weilen, nicht eben glücklich, in obstruse Philosopheme verlor, u

schon sehr früh und mit mehr Erfolg in der jetzigen Zeit Eugen Richters. Schon vor 40 Jahren wagte der Mann zuweilen in der ‚Spenerschen‘ dem Finanzministerium diese zu zitieren, machte bescheidene Bankverwaltungs-Vorschläge auch gemüthliche Staatsschuldentilgungs-Pläne, kurz, er bereimütig ein damaliges absolutes Noli me tangere. Es war also Benda der Ruhm, in der Zeit der Unterdrückung freien Wortes über staatliche Verhältnisse den Finger auf die Wunde gelegt zu haben. Civiis, der nicht selten Lord selbst war, war jener Unus pro multis, der sich über den Pfasterstein, über den er stolpert, über jede Pfütze in einer jeden Straße geärgert hatte und diesen Ärger dann in der ‚Spenerschen‘ ausschüttete zum weiteren Ärger des damals nicht so herrischen, ja in der Regel grob auftretenden ‚Magistrats‘, der nachlässige Straßenpflege nun leicht ‚höheren Orts‘ gerügt werden konnte.“

Auch der Theaterreferent der ‚Spenerschen‘, der dieser die Bekanntheit verschafft hatte, vom Altmeister Goethe gelesen zu werden, war ein origineller Mann. In weiten Kreisen hieß er der ‚Theater-Schulz“; in intimerer Gesellschaft nannte man ihn gern ‚Theater-Rat“; bei seinem alten Freunde v. Stägemann und im hiesigen Hause, wo er mit v. Könen, Heinrich Meyer, Tietze und v. Clermont verkehrte, war er der „Poet Schulz“, und in der Literatur wurde er durch Kellstab in dessen Satire „Henriette, die schöne Sängerin“, als „Buckepuls“ verewigt. In Wahrheit war er Friedrich Schulz, und in seiner juristischen Karriere war er bis zum Referendarius vorgekommen. Von Kindheit an kümmerte er sich für die Bretterwelt. Nur mit Mühe zwang er sich auf das Studium der Rechtswissenschaft, und als er als Referendar in Brandenburg geschickt worden war, entbehrte er das Theater so sehr, daß er seinen Freund v. Stägemann bestürmte, doch um alles in der Welt wieder nach Berlin zu verhelfen. Darauf spannte ihn v. Stägemann unter seiner Leitung zum Mitarbeiter im Ministerium ein; doch die Theater-Passion machte Schulz zu allem anderen untauglich, so daß ihn v. Stägemann endlich entlassen mußte; aber durch seine Verwendung wurde es be-



werkstelligt, daß Schulz lebenslang sein geringes Gehalt „als ausgezeichnet durch Unbrauchbarkeit“, wie sein Gömzöster scherzend sagte. \*) Das Theaterreferat für die „Spener'sche Zeitung“ übernahm Schulz 1823, als Gubitz davon zurücktrat, nachdem er mit Müllner wegen einer Besprechung der „Spener'schen Zeitung“ in eine unerquickliche literarische Fehde geraten war. Die Artikel von Schulz zeichneten sich durch Klarheit, Sachkenntnis und Wohlwollen aus, so daß der kleine anerkennende Aufsatz Goethe's „Über die Berliner Dramaturgen“ sich, wie Gubitz meint, meist auf ihn bezieht. Der damalige Musikreferent der „Spener'schen“ war der bekannte Hofrat und Komponist F. B. Schmidt.

Ganz unbestritten die erste Stelle nahm die „Spener'sche Zeitung“ mit ihrer technischen Einrichtung ein, denn der Buchhändler Spener war es, der die erste Schnellpresse in Berlin aufstellte, um auf ihr seine Zeitung zu drucken. Ein zeitgenössischer Korrespondent berichtet darüber unter dem 12. April 1823:

„Der Buchhändler Spener, Verleger der einen hiesigen Zeitung, hat behufs des Drucks derselben eine Druckmaschine aus England kommen lassen, wo mit großer Schnelligkeit und Billigkeit durch eine Rateffe vermittelt Dämpfe der Abdruck des Satzes geschieht, es auf gewöhnlichen Druckerpressen von Menschenhänden verwendet werden muß. Diese Maschine ist äußerst künstlich zusammengesetzt und gereicht dem Erfinder wegen der glücklichen Beseitigung so vieler Hindernisse zur Ehre. Des Königs Majestät hat diese Maschine jetzt selbst in Augenschein genommen. Bei dieser Gelegenheit wurde sie in dessen Gegenwart in Gang gebracht und druckte das neueste Zeitungsblatt ab. Auf der ersten Seite derselben standen aber statt der früher darin enthaltenen Artikel folgende Verse:

Die Druckmaschine an den König.

Der Deutschen Scharfsinn zu bekunden,  
Die Kunst zu drucken faußt erfann;  
Sein Werk in schwerem Kampf begann,  
Doch kühn ward alles überwunden,  
Der Neider Haß, selbst Fluch und Bann.

\*) F. W. Gubitz, Erlebnisse. Berlin 1868, Bd. 1, S. 216.

Was wahrhaft gut, muß endlich fliegen,  
 So ward denn diese Kunst, eh' ein Jahrhundert schwand,  
 Ein allgemeines Völkerband,  
 Und höher ist sie stets gestiegen;  
 Was mühsam sonst der Menschen Kraft  
 Gewirkt, jetzt Feuer leichter schafft.

Unwürdigerweise wurde in dem Gedichte Faust (es hätte er Faust geheißen) und nicht Gutenberg als der Erfinder der Buchdruckerkunst angegeben, und leider ist auch der Name anderer der Maschine, des Deutschen Friedrich König (geb. 1774, gest. zu Oberzell bei Würzburg 1833) nicht geblieben, der mit seinem Geschäftsgenossen, dem Stuttgarter Mechaniker A. J. Bauer, 1810 in London die erste Schnellpresse ausarbeitete. Die Heimat hatte ihm die Mittel zur Verwirklichung seiner Erfindung nicht gewährt; erst in England fand er das richtige Verständnis für seine Pläne, zunächst bei dem Londoner Buchdrucker Thomas Bensley, dem später noch die beiden Drucker John Woodfall und Richard Taylor beitraten. Jetzt mußte er sich noch erleben, daß ihm das Vaterland nicht einmal die Anerkennung durch Nennung seines Namens erwies und die Schnellpresse aus England“ womöglich als eine englische Erfindung hinstellte.

Wie bei der „Spenerschen“, so erfolgten auch bei der „Vossischen Zeitung“ in den zwanziger Jahren bedeutende Umgestaltungen, zum Teil ebenfalls herbeigeführt durch Besitzwechsel. Zunächst trat mit dem Schlusse des Jahres 1822 der alte Redakteur S. H. Catel, der seit 1806 die Zeitung geleitet hatte, von der Redaktion zurück. Zwar gibt der Nachruf, den die „Vossische Zeitung“ unter dem 30. Juni 1838 dem im 81. Lebensjahre Dahingeshiedenen widmete, an, daß Catel die Zeitung bis 1825 redigiert habe, doch war er in den fraglichen Jahren offenbar nur noch Mitarbeiter; die Zügel der Redaktion hatte mit dem Beginn des Jahres 1823 der jugendkräftige bisherige Justizsekretär C. F. Lessing (geb. 17. Jan. 1780) ergriffen, ein Sohn des Breslauer Münzdirektors und Nefte Gotthold Ephraims, ein Mann von tüchtiger wissenschaftlicher Durchbildung, freier Meinung und praktischem Verstande. Zunächst hatte er aber

noch keinen Besitzanteil an dem Unternehmen; erst als im Jahre 1828 die Frau Münzdirector Lessing, geb. Voss, starb, ging das Geschäft zu drei gleichen Teilen an ihn, seinen Brudersohnen standesherrlichen Gerichtskanzler Carl Friedrich Lessing, und an seine Schwester, die Frau Professor Wilhelmine Müller, geb. Lessing, über. Weiterhin verkaufte dann der Kanzler Lessing seinen Anteil an seine beiden Geschwister, so daß also fortan von diesen sich jedes im halben Besitze des Privilegiums befand.

Der Justizkommissarius Lessing bearbeitete den politischen Theil der Zeitung; doch da war ja nicht viel zu leisten, weil nicht viel gesagt werden durfte. Weit mehr bedeutete der lokale Theil, und für diesen fand Lessing bald zwei Mitarbeiter, die durch die richtige Art, wie sie ihre Aufgabe erfaßten, die Zeitung außerordentlich förderten. Es waren dies F. W. Gubiş, der 1823 die Referate für das Schauspiel übernahm, und dann Ludwig Kellstab, der im Spätherbst 1826 eintrat und neben eigenem schöpferischen Talente und vielseitiger, insbesondere musikalischer Bildung, feinfühligem Urtheil und eleganter Form des Ausdrucks zugleich im seltenstem Grade die Schlag- und Schreibfertigkeit des Journalisten besaß. Er war am 13. April 1799 als der Sohn eines Musikalienhändlers in Berlin geboren, sollte sich auf den Wunsch seines Vaters bei seiner musikalischen Begabung der Musik widmen, wendete sich aber der militärischen Karriere zu, wurde Artillerie-Offizier und weiterhin Lehrer für Mathematik und Geschichte in der Brigadeschule zu Berlin. Allein schon 1821 quittierte er den Dienst und widmete sich der Schriftstellerei. Dabei schrieb er u. a. die satirische Schrift „Henriette, die schöne Sängerin“, in der er sich über den maßlosen Enthusiasmus lust machte, dem sich das Publikum stets bei dem Auftreten der Henriette Sontag, des vergötterten Lieblings jener Jahre, hingab. Doch zog er sich dadurch viele Unannehmlichkeiten und eine mehrmonatige Festungsstrafe zu. Nachdem er diese verbüßt hatte, trat er nunmehr in die Redaktion der „Vossischen Zeitung“ ein, zunächst als Referent für das Musikalische. Bald aber erweiterte er den Kreis seiner Tätigkeit, wurde die Seele der Zeitung und blieb es bis in die vierziger Jahre, bis zu dem Wendepunkte der politischen

Verhältnisse. In seinen Händen lag, wie Klette berichtet,\*) die gesamte feuilletonistische Berichterstattung über alle hervorragenden Ereignisse des städtischen und gesellschaftlichen Lebens. Seine Tätigkeit, seine Arbeits- und Spannkraft waren bewunderungswürdig, nicht minder seine Befähigung, auch dem schon oft Beiprochenen immer wieder eine neue Seite der Auffassung abzugewinnen und durch ein hohes Formtalent das Interesse daran lebendig zu erneuern. Dadurch gewann er nach und nach einen außerordentlichen Einfluß, ja, ein großer Teil des Berliner Publikums wagte lange Jahre hindurch, besonders in musikalischen Dingen, erst dann ein Urteil zu fällen, wenn sich Kellstab endgültig in der „Bosfischen Zeitung“ ausgesprochen hatte. Er war nach und nach der Berliner Muster-Journalist der vormärzlichen Zeit geworden.

Wenn schon die beiden Zeitungen der Hauptstadt Berlin ein höchst dürftiges Ansehen boten, so war dies natürlich bei den preußischen Provinzblättern in noch weit größerem Maße der Fall. Recht grell zeigte sich das bei einigen neuen Unternehmungen, die trotz der Ungunst der Zeit ins Werk gesetzt wurden. Das wichtigste war die Gründung der „Breslauer Zeitung“, oder, wie sie anfangs hieß, der „Neuen Breslauer Zeitung“. Das Blatt kam einem Bedürfnis entgegen, denn in dem verkehrreichen Breslau mit 90000 Einwohnern erschien bisher nur die konservative „Schlesische Zeitung“ — aber in was für einem kläglichen Gewande trat die neue Zeitung am 1. Januar 1820 ans Licht! Sie erschien in kleinem Quartformat und zunächst nur einmal wöchentlich, da die Berliner Post, die die auswärtigen Blätter brachte, aus denen die politische Weisheit geschöpft werden mußte, nicht öfter in Breslau eintraf. Erst von 1828 ab kam die Zeitung täglich heraus.

Wahrscheinlich hätte sich die neue Zeitung auch nicht lange gehalten, wenn ihr Gründer nicht der originellste und populärste Mensch von Breslau gewesen wäre, durchaus geeignet, das Schifflein in dem seichten Fahrwasser doch immer so einigermaßen flott

\*) Die Bosfische Zeitung. Ein Rückblick. Bosf. Ztg. 1872, Nr. 45.

zu erhalten. Es war Karl Schall, der Allerwelts-  
 der allbeliebte Gesellschafter, der große „Freuden-  
 Breslaus, der Sir John Falstaff der schlesischen  
 Stadt, der mit seinem unerschöpflichen Gelächter jeder  
 essen, jeden Ball, jede Landpartie belebte und mit seinen  
 sprühenden Toasten, drolligen Geschichten und losen  
 jeden Kreis zu amüsieren mußte. Eine etwas kraue  
 führung hatte ihn schließlich zur Gründung einer Zeitung  
 laßt. Er war am 24. Februar 1780 als der Sohn eines  
 güterten Kaufmanns zu Breslau geboren und sollte sich glück-  
 dem Handelsstande widmen. „Er mußte kurze Waren recht  
 lernen,“ schreibt Laube, der ihn noch persönlich kannte, mit  
 Ausflug von Satire,\*) „und das lernte er so gut, daß er  
 später nie mit etwas Großem abgeben konnte und bis an  
 Tod mit kurzen Waren handelte,“ d. h. sich immer nur an  
 schäumenden Oberfläche des Lebens hielt. Nach dem Tode  
 Vaters gab er das kaufmännische Geschäft auf, „begann  
 Herzensdrang auszuströmen in schuldlosen Charaden, scherz-  
 rischen Gedichten, kleinen Lustspielen, las Goethe, lernte  
 und Französisch, durchritt alle Geschichtswerke, verspeiste  
 Windbeutel, fuhr Schlittschuh, tanzte wie ein Gott, war ge-  
 galant, liebenswürdig — alles in einem Atem,“ bis sein  
 verzehrt war. Der liebenswürdige geschäftige Müßiggang  
 ein Ende nehmen, und Schall sich nach einer Beschäftigung  
 sehen, die ihn einigermaßen ernährte. Die des Journal-  
 schien ihm die geeignetste zu sein, und bald gelang es  
 auch den Einflüssen seiner vielen Freunde, für ihn von  
 Fürsten Hardenberg die Konzession für eine zweite Breslauer  
 Zeitung zu erlangen. Mit der ganzen Lebhaftigkeit und  
 Temperaments ging er im Verein mit einem Dr. Voebell  
 Werk. Er suchte ein durchaus dem Geschmacke seiner Zeit  
 sprechendes Blatt zu schaffen. Alles Neue, was nur irgend  
 auf der Oberfläche erschien, wurde besprochen; „wo er irgend

---

\*) Heinrich Laube, Moderne Charakteristiken. Mannheim 1835, S. 159 ff.

gend einen Wink, ein offenes Auge, ein herausforderndes  
 sah," berichtet Laube, „da warf er einen Bers, eine  
 rie hin; es kam die bunteste Konversation in sein Blatt;  
 einer von denjenigen Geistern, die das bewundernswerteste  
 niß der menus plaisirs haben; der kleinste Pulcinello-  
 des kleinste Wesens ging bei ihm nicht verloren; er war  
 r gewandtesten Kammerfrauen der Weltgeschichte . . . . Da-  
 ürlich auch einer jener Gourmands der Literatur, welche  
 i allem herumlecken, lauter kleine Gedanken völlig aufzu-  
 verstehen, nichts wollen als liebäugeln, eine charakterlose  
 tenwirtschaft einführen möchten, die keine Männer, sondern  
 (sthetiker sind.“ Von dem Jammer der Zeit verspürte man  
 keinen Hauch; von den Enttäuschungen, unter denen alle  
 der Nation schmerzlich litten, fiel kein Wort.

Im großen Publikum gefiel natürlich diese tändelnde, witzelnde,  
 de Art ganz ausnehmend; die junge Zeitung prosperirte und  
 nn auch in der Provinz viele Leser. Laube behauptet des-  
 von ihr, daß sie die Schlesier modernisiert habe; für den  
 , setzt er mit beißendem Hohn hinzu, sei sie außerdem die  
 versität der freien Künste und Wissenschaften gewesen; dieser  
 : seine ganze Weisheit aus ihr gezogen. Als sich aber 1830  
 politische Leben wieder vertiefte, geriet Karl Schall in  
 wierigkeiten; sein Ton wollte nicht mehr passen; allein er  
 te keinen andern anzuschlagen. Doch half ihm der Tod bald  
 : alle Verlegenheiten hinweg; er starb bereits am 18. Aug. 1833.  
 iter entwickelte sich dann die Zeitung, wie wir noch sehen  
 den, zu einem großen führenden Blatte der liberalen Partei  
 hlesiens.

Eine andere neue politische Zeitung trat in Liegnitz am  
 Januar 1821 ins Leben, konnte sich jedoch nicht lange halten.  
 iselbe Schicksal hatte der „Neue Elbinger Anzeiger“, den Jakob  
 n Niesen in Elbing gründete. Glücklicher dagegen war „Der  
 sellige“, den Karl Gotthilf Rötke vom 8. Juli 1826 ab in  
 einquart zu 10 Sgr. für das Vierteljahr in Graudenz her-  
 sgab. Das Blatt trat aber zunächst nur als Unterhaltungs-  
 att hervor; an die Politik wagte es sich vorläufig nicht heran.

Erst seit 1840 entwickelte es sich zu der bedeutenden Zeitung, es heute ist. In dem „Weihegruß“ der ersten Nummer hiess

Die Erdenträume zu verschönen,  
 Uns in des Lebens bangem Streit  
 Und mit dem Schicksal zu versöhnen,  
 Ward eine Göttin uns geweiht,  
 Sie nennet sich Geselligkeit.

So erklärt sich der Titel „Der Gesellige“. Für die bescheidenen Ziele des Blattes vermochte denn auch ein begabter Sattler, Wilhelm Schumacher aus Danzig, längere Zeit als Redakteur zu genügen.

Die alten preussischen Provinzblätter blieben in dem Rede stehenden Jahrzehnt sämtlich auf ihrem bisherigen Stande stehen. Die „Schlesische Zeitung“ in Breslau fehrte sich nach den hochkonservativen Grundsätze womöglich noch schroffer heraus, als bisher und gewann es auch über sich, die Karlsbader Beschlüsse als eine Maßnahme zu preisen, die das Wohl des Ganzen über das des Einzelnen bereits durch manche treffliche Ausfaat gerechtfertigt habe. Sie wandte sich auch gegen die beginnenden Freiheitskämpfe der Griechen, die die Sympathie der ganzen gebildeten Welt brachten und brachte es sogar fertig, den schändlichen Despotismus des wortbrüchigen Königs Ferdinand VII. von Spanien in Schutz zu nehmen und dabei auszurufen: „Wohin führen die Lehren der Liberalen? Sie befehlen nicht nur allein die Throne, sondern auch die Gesellschaft und die Völker selbst; sie bedrohen nicht nur die Regierungen, sondern auch die einzelnen Bürger.“ Freilich deutet ihr Geschichtsschreiber Karl Weigelt wiederholt an, daß manches, was die Zeitung brachte, nicht aus dem Herzen des Redakteurs floß, sondern aufgedrungen wurde. „Die Freiheit wurde,“ schreibt er, „aufs äußerste eingeschränkt, und selbst die Berichte über rein tatsächliche Vorgänge, die dem herrschenden Course unbequem waren, mußten sofort im Sinne desselben durch Korrespondenzen ergänzt werden, an deren unbedingte Aufnahme die Existenzberechtigung einer Zeitung geknüpft war.“\*) Um

\*) (Karl Weigelt), 150 Jahre Schlesische Zeitung. Bresl. 1892, S. 13.



nun doch noch einigermaßen etwas zu bieten, was einigen hatte, besprach die Zeitung ziemlich ausführlich die landwirtschaftlichen Interessen Schlesiens, die klimatische Beschaffenheit dieses, die Notstände nach Mißernten und Überschwemmungen machte Vorschläge zur Abhilfe dieser Misère. Seit dem Januar 1828 erschien sie auch täglich, mit Ausnahme des Sams- tags.

Die „Magdeburgische Zeitung“ suchte sich etwas freier zu stellen und faßte daher Fuß in den bürgerlichen Kreisen der umliegenden Umgegend, doch hatte sie auch fernerhin viel unter dem Druck zu leiden, den das Intelligenz-Kontor in Magdeburg ausübte (vergl. S. 86), das schärfer vorging als die Intelligenz-Kontore in anderen Städten. Besonders hart betroffen wurde die Zeitung, als durch Kabinetts-Ordre vom 7. Juli 1824 noch eine wesentliche Erweiterung des sog. Intelligenz-Zwanges aus- gesprochen wurde; denn die Ordre bestimmte, daß künftig außer den bisherigen auch noch die Verkaufsanzeigen von Büchern, Karten, Italien, Landkarten, Kupferstichen zc. in das Intelligenzblatt aufgenommen werden mußten, wenn sie in der Zeitung veröffentlicht werden sollten. Doch damit nicht genug: es wurde weiterhin so- fort auf Betreiben des Verwalters des Magdeburgischen Intelligenz-Blattes durchgesetzt, daß alle Anzeigen auch gleich oft in den Intelligenzblättern wie in den Zeitungen inseriert werden mußten, und schließlich bestimmte noch eine vom General-Postmeister in Berlin unterzeichnete Verordnung vom Jahre 1827, daß nun- mehr auch alle Familien-Nachrichten den Intelligenz-Blättern ein- geschleift werden seien. Trotz dieser schweren Beeinträchtigungen war der Besitzer der Zeitung, Friedrich Faber, stets bereit, weitere Mittel zur Hebung seines Blattes daranzuwenden; er ließ vom Januar 1829 ab die Zeitung sechsmal in der Woche erscheinen und suchte dem redaktionellen Teile eine größere Mannigfaltigkeit zu geben. Doch bedeutete ihn dabei der Zivil-Gouverneur Staats- Minister von Alewiz, daß er zwar politische Nachrichten bringen dürfe, allein eine Meinung über diese Dinge nicht zu äußern habe. Damit hatte sich aber die obrigkeitliche Bevormundung noch lange nicht genug getan. Sie ging sogar soweit, daß der Oberpräsident

der Provinz Sachsen zwar dem Verleger auf dessen Erlaubnis stattete, die amtlichen Meldungen der Wasserstände der Elbe und Saale zu veröffentlichen — jedoch nur bei außerordentlichen Fällen! Unter diesen Verhältnissen bewies der Verleger eine große Tapferkeit, daß er nicht schließlich auf die Fortsetzung seines Unternehmens verzichtete.

In dem benachbarten Burg gab der Magister G. G. (auch von Gzlobzaczkj), der in Halle seines Blattes verlustig gegangen war (vergl. Bd. II, S. 152) — wahrscheinlich schon im Sommer 1809 — eine in volkstümlichem Tone gehaltene Zeitung heraus, die er anfangs „Burgscher Kurier“, dann, um die Verbindung mit seiner Vaterstadt aufrecht zu erhalten, „Halle-Burgscher Kurier“, weiterhin „Halle-Burgscher Kurier“ und schließlich „Halle-Burgsche Kurierzeitung“ nannte. Nach seinem erfolgten Tode leitete sein Sohn die Zeitung in dem bisherigen Tone weiter, bis dann Ende 1848 aus dem Blatte die modifizierte „Burgsche Zeitung“ wurde.

Die Zeitungsverhältnisse in Halle erfuhren infolge dieser Veränderung, als der Tieftrunksche „Kurier“, der zuletzt den abstrakten Titel „Deutschlands Kurier- oder Staatsbote“ getragen hatte, in der Mitte der zwanziger Jahre aufhörte, worauf G. G. Schwetschke am 1. Jan. 1828 ein neues Blatt „Hallischer Kurierzeitung für Stadt und Land“ ins Leben rief. Doch betrachtete er sich dabei gewissermaßen als der Nachfolger Tieftrunks und bezahlte als solcher die betreffende Abgabe an das Waisenhaus. 1848 weiter (vergl. Bd. II, S. 153).

Doch nicht nur in den alten preussischen Provinzen, sondern auch im Westen der Monarchie, wo sich nach den Befreiungskriegen ein so frisches politisches Leben entwickelt hatte, zeigte sich während der zwanziger Jahre allwärts eine klägliche politische Stille. Görres, Mallinckrodt, Weizel waren zum Schweigen gebracht, kein freies Wort wagte sich mehr hervor. Das einzige Blatt von einiger Bedeutung war jetzt die „Kölnische Zeitung“, aber sie ließ doch nicht im Entferntesten ahnen, daß sie sich einst zu einem Weltblatte entwickeln werde. Nach amtlicher Feststellung (wegen des eingeführten Zeitungstempels erfolgte) hatte sie 1828

1. Auflage von 2086 Exemplaren; von diesen wurden 830 in  
 bgesetzt, während 1256 nach auswärts gingen. Diese Auf-  
 ieb während der ganzen zwanziger Jahre fast unverändert.  
 nzigste kleine Fortschritt, welcher gemacht wurde, bestand  
 daß die Zeitung vom 1. April 1829 ab sechsmal wöchent-  
 schien. Ihre Haltung blieb ausgesprochen katholisch. Beim  
 Napoleons brachte sie einen geradezu unwürdigen „Bericht  
 deutschen Biedermanns“ (Nr. 121 vom 31. Juli), in welchem  
 erbende Kaiser beständig über seine „Unreife“ klagt. Im  
 u waren ihr Herausgeber und seine resolute, eifrig mit  
 Frau angelegentlich bestrebt, das Zeitungsgeschäft möglichst  
 glich zu machen. Noch heute erzählt man sich gern in  
 er Arcifen, wie Frau Du Mont dem Inseratenwesen des  
 es mit vieler Umsicht vorstand und an jedem Donnerstag  
 am darauf achtete, ob die holländischen Fischer auch mit der  
 hen Schellfischfracht vor Köln eingetroffen seien. Erschienen  
 rechtzeitig, so schickten die Fischhändler auch sofort noch die  
 prechenden Inserate. Brachte nun der zum Auspähen an  
 Rhein geschickte Sezerlehrling die erwünschte Kunde, so rief  
 u Du Mont mit kräftiger Stimme auf gut Kölnisch dem  
 tteur der Sezerei zu: „Werst de Türkei erus, de Egmonder  
 ellfesch sinu do!“ Und schleunigst wurde der Artikel über die  
 rkei entfernt und damit Platz für die Schellfisch-Inserate ge-  
 ffen.

Von den beiden andern Kölner Blättern, dem „Welt- und  
 aatsboten“ und dem „Verkündiger“, erschien das erstere  
 : in einer Auflage von etwa 1000 Exemplaren, und das letz-  
 : hatte sogar kaum eine Auflage von 350 Exemplaren.

Eben so dürftig wie in Preußen sah es im übrigen Nord-  
 itschland im Zeitungswesen aus. Von den drei Hansestädten  
 te vornämlich Hamburg im 18. Jahrhundert eine große  
 itungsliteratur aufzuweisen gehabt; nach den schweren Schicksals-  
 lägen 1813 konnte sich die Hamburgische Presse aber auch in den  
 anziger Jahren noch nicht wieder genügend erholen. Doch er-  
 ute sie sich etwas günstigerer Zensurverhältnisse, so daß sich  
 r preussische Geh. Ober-Regierungsrat Schöll (wie schon er-

wähnt wurde) in der an die Oberpräsidenten erlassenen Schrift zur Überwachung der Presse vom 25. August 1820 ausdrücklich gegen die Hamburger Blätter wandte und die Oberpräsident anwies, den Redakteuren zu untersagen, Nachrichten über Ausland aus den Hamburger Zeitungen zu nehmen, „wöhnlich falsche Gerüchte verbreiten.“ In Wahrheit brachten sehr wohl das Richtige, aber unretuschiert, so u. a. über den finstern Despotismus Ferdinands VII. von Spanien, was in Preußen nicht gestattet war. Das bedeutendste Blatt nach wie vor der „Hamburgische unparteiische Korrespondenz“ jedoch noch während der ganzen zwanziger Jahre nur viermal der Woche und auch nur in Klein-Quart erschien. An Stelle des Legationsrates Dr. Stöver, der 1822 starb, übernahm zunächst K. F. A. Hartmann, aus Forsta in der Niederlausitz gebürtig und seit 1818 Professor der Geschichte am Hamburger christlichen Gymnasium, die Redaktion, und nach dessen 1828 erfolgtem Tode ging die Leitung des Blattes am 1. Oktober 1828 auf M. Kunkel aus Altona über, der sie sodann nahezu 37 Jahre, bis 1865, innehatte. Aus den Lebensschicksalen der übrigen Hamburger Zeitungen (vergl. S. 110) ist nur eine Änderung hervorzuheben. Die „Adreß-Kontor-Nachrichten“ zogen sich vom 2. Februar 1826 ab „Hamburgische Neue Zeitungen und Adreß-Kontor-Nachrichten“. Ferner ist zu registrieren, seit 1825 noch ein neues kleines Blatt, „Der Freischütz“, zunächst wöchentlich nur einmal, in Hamburg herauskam, das aber fast nur mit Theaterkritiken befaßt war. Später entwickelte sich der „Freischütz“ zu einer großen, sehr beliebten Zeitung.

In Bremen begnügte man sich mit der schlichten „Bremischen Zeitung“, die schon seit 1813 erschien, und dem „Bürgerfreund“, der seit 1816 herauskam. In Lübeck kamen auch fernerhin die „Lübeckischen Anzeigen“ heraus, die sich mit Vorliebe den öffentlichen Fragen widmeten und 1824 die Abfahrt des ersten Dampfbotes von Lübeck nach Kopenhagen in besonders gehobener Tone feierten.

Die Presse in Süddeutschland war etwas mannigfaltiger und bot verschiedene charakteristischere Erscheinungen; der schon

Der Karlsbader Beschlüsse lastete aber hier ganz ebenso, wie in Norddeutschland. Auch hier durfte kein Laut werden, der die Regierungen irgendwie genierte, kein Wort ausfallen, was einst feierlich versprochen war und nun erwährt wurde. Und darum macht auch die süddeutsche Literatur der zwanziger Jahre nur einen trübseligen Eindruck.

In die Frankfurter Journalistik trat eine neue Persönlichkeit mit Karl Peter Berly, der sich sehr bald als der Typus politischen Redakteurs der Metternichschen Zeit entwickelte. In seinem Äußeren kennzeichnete er sich als einen solchen. War er gemessen, vornehm, zugeknöpft wie ein Diplomat. In seinem immer glatt rasierten Gesichte sprach eine gewisse Ruhe, besonders seit er den Titel eines Hofrates führte. Dieser Titel, so sagte man, verliehen worden sein, weil er niemals hätte habe, den Höfen einen Rat zu geben. Jederzeit war sein Gesicht in zierliche Röschchen gelegt, ganz wie bei Metternich und Metternich. Von der Wichtigkeit seines journalistischen Berufs war er sich wohl bewusst, wie Niehl erzählt, der ihn noch persönlich kannte\*), vollständig in demselben; er übte ihn mit Passion, aber nicht mit Leidenschaft. Doch war er erst auf einem Umwege zum Journalismus gelangt. Am 10. November 1781 zu Frankfurt a. M. geboren, war er zunächst in einem Frankfurter Handelshause, stand dann von 1804 mehrere Jahre in Coburgischen Diensten und wurde dortlicher Finanzrat, verlor aber bei den politischen Umwälzungen diese Stelle, lebte hierauf, von 1811 an, als Privatlehrer in seiner Vaterstadt, bis er 1821 in die Journalistik eintrat und die Redaktion der „Zeitung der freien Stadt Frankfurt“ übernahm. Er führte er darauf bis 1829; während der Jahre 1827 und 1828 redigierte er auch das Beiblatt „Iris“. Von Bedeutung wurde seine journalistische Tätigkeit jedoch erst, als er die nicht mehr lebensfähige Zeitung (die dann auch am 30. Juni 1831 einging) aufgab, in die Dienste des Fürsten von Thurn und Taris

\*) W. H. Niehl, Kulturgeschichtliche Charakterköpfe. Stuttgart 1891, 75 ff.

trat und Redakteur der „Oberpostamtszeitung“ wurde. In seiner vorsichtigen und sorgfältigen Redaktion hob sich die „Oberpostamtszeitung“ rasch ganz außerordentlich, doch wird dies im zweiten Kapitel dieses Abschnittes weiter darzulegen sein.

Die beiden anderen Frankfurter Blätter von einiger Bedeutung, das „Frankfurter Journal“ und das „Journal de Francfort“, erhielten sich nur mühsam am Leben. Das „Journal“ suchte sich hin und wieder durch eine liberale Anwendung interessanter zu machen, doch durfte diese Neigung nur selten zu Tage treten, daß sie vom Publikum kaum bemerkt werden konnte und darum fast ganz wirkungslos blieb. Als die Nachricht vom Tode Napoleons kam, druckte das „Journal“ ein Nekrolog der „Morning Chronicle“, des Londoner Opponentenblattes, ab (in Nr. 194 u. 195), in welchem die englischen Minister angeklagt wurden, das Dahinsiechen des Verstorbenen schuldete zu haben. „Die Geschichte von dem Schlusse des Lebens“, hieß es da, „ist alles, nur nicht ehrenvoll für die die die Geschäfte Englands leiten, und ebensowenig für die Nation selbst.“ Zu diesem Eintreten für Napoleon gehörte hin ein gewisser Mut.

Noch behutsamer als das „Frankfurter Journal“ war und nach das „Journal de Francfort“ geworden, das noch im vorigen Jahrzehnt seine Leser immer recht gut über Frankreich orientiert hatte. Jetzt zeigte es keine ausgesprochenen französischen Tendenz mehr, sondern gravitierte vielmehr, wie Niehl behauptet, nach dem Norden und wurde vorzugsweise von Leuten gelesen, die durch das regelmäßige Lesen einer französischen Zeitung Sprachkenntnisse täglich wieder auffrischen wollten, denen aber die Pariser Blätter zu teuer waren. In diesem Sinne wurde sogar auf Gymnasien zur Privatlektüre empfohlen.

In vollständiger Schweigsamkeit mußte auch in den vierziger Jahren noch die Presse Badens verharren. Der Minister von Werstett fand die Karlsbader Beschlüsse so vortrefflich, daß er durch den Bundestagsgesandten in Frankfurt erklären ließ: „Baden drückt seinen ehrfurchtsvollen Dank für die von Ihrer Majestät dem Kaiser von Österreich für das Beste des deut-

und seine innere Ruhe bewiesene Sorgfalt aus.“ Bei Anschauungen blieben natürlich alle die feurigen Worte Motte und Liebenstein zu Gunsten der Pressfreiheit und Freiheit vollständig wirkungslos, und tiefbekümmert schrieb der an Brockhaus: „Was und wieviel darf man noch sagen dürfen bei Ihnen? Bei uns im Badischen kann ich durch nichts Politisches mehr drucken lassen, weil jeder auch nur freie Ausdruck, jedes nicht vollends knechtische Wort von uns sofort gestrichen wird.“

Ähnlich lagen die Verhältnisse in Württemberg. Dort am 7. Februar 1823 eine strenge Zensur-Instruktion an alle württembergische Regierungen erlassen worden, und vom Ministerium aus wurde sorgfältig kontrolliert, ob die Zensoren genau den Anweisungen nachkamen. Waren sie zu milde, erhielten sie einen Verweis. Und so erschien denn auch eines Tages im Regierungsblatt eine von dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten kontrahsignierte Bekanntmachung, nach welcher dem dort Geheimen Legationsrat von Bilfinger, „wegen unentschiedener Entfernung verschiedener, mit den bestehenden Zensur-Schriften unvereinbaren Stellen eine öffentliche Zurechtweisung höchstens Befehl zuerkannt“ wurde.

Unter diesen Umständen war es dem „Schwäbischen Merkur“, der einzigen politischen Zeitung von Bedeutung, in dieser Zeitigen Periode, niemals möglich, sich zu einem höheren politischen Bewußtsein emporzuschwingen, was schon ein Blick auf die Titelschriften zeigte. Da stehen lange Jahre: „Bundesversammlung“, dann „Preußen“, „Bayern“, „Hessen“, „Sippe“ u. s. f., erst seit 1829 erscheint wieder die Überschrift „Deutschland“, neben demselben „Österreich“ und „Preußen“ als besondere Rechte. Die Empfindung für ein gesamtes deutsches Vaterland ist vollständig. Es durfte ihrer aber auch gar nicht Ausdruck gegeben werden, und darum spielen denn die Vorgänge im Auslande, die Verhandlungen in der französischen Deputiertenkammer über den griechischen Aufstand, eine viel größere Rolle, als die deutschen Vorfälle; nur der Tod Napoleons wird kurz abgemacht. Während vor zehn Jahren sich die Zeitung in ehrfurchtsvoller Er-



gebenheit gar nicht genug tun konnte, berichtet sie in „Buonaparte ist nicht mehr“, und dann folgen einige über Krankheit, Tod und Begräbniß, ohne jede politische Betrachtung.

Welche idyllischen Redaktionsverhältnisse damals beim „Schwäbischen Merkur“ bestanden, schildert Otto Elben in seiner Geschichte des „Schwäbischen Merkurs“. Als eine der wichtigsten Aufgaben der Redaktion, erzählt er, galt die genaue Kontrolle der Königstraße. Kam dort ein Staffetenreiter daher, so unzweifelhaft etwas Neues, und es wurde beobachtet, was sich wendete. Im Dezember 1825 rollte nun sogar eine Postkutsche die Straße herauf; eiligst ward ihr ein junge nachgeschickt, und bald brachte dieser die Nachricht, die Kutsche ist in den innern Schloßhof gefahren, ein Kurierportal abgestiegen. Jetzt wurde ein Buchhalter ins Kabinett des Königs geschickt, der darauf die Kunde von dem 1. Dezember zu Taganrog erfolgten Hinscheiden des Alexander von Rußland brachte. Die Zeitung meldete das Ereigniß nun in ihrer Nr. 306 vom 21. Dezember. Die Kutsche hatte also drei Wochen gebraucht, um von Taganrog zum „Schwäbischen Merkur“ zu gelangen.

In der inneren Verwaltung des „Schwäbischen Merkurs“ trat Ende der zwanziger Jahre insofern eine Änderung ein, als Prof. Chr. Gottfr. Elben, der Gründer des Blattes, am 4. Februar 1829 starb, und darauf seine beiden Söhne Karl und Emil Elben, von denen der erstere bereits 1817, der letztere 1818 in das Geschäft eingetreten war, die Leitung übernahmen.

Neue Zeitungen kamen in Württemberg nicht auf. Die „Neckar-Zeitung“, die Friedrich Seybold 1820 ins Leben gerufen, erlag bald den Zensurkalamitäten; ein „Teutscher Beobachter“ von S. G. Liesching im August 1822 in Stuttgart gegründet wurde und für die politische Einheit Deutschlands eintrat, war zunächst in Preußen und Frankreich verboten und dann von der württembergischen Regierung nach einer kümmerlichen Existenz von dreiviertel Jahren unterdrückt. Zudem wurde Liesching noch durch bestraft, daß er fünf Jahre lang bei keiner Redaktion ein

periodischen Zeitschrift mit politischer Tendenz zugelassen wurde. Die Konzession zur Herausgabe weiterer politischer Blätter, um welche verschiedene Buchhändler baten, wurde abgelehnt.

Immer mehr mißlich gestalteten sich mehr und mehr die Verhältnisse der Presse in Bayern, weil sich die bayerischen Staatsmänner jetzt freier anlehnen begannen und die Ansichten Metternichs

gegen die Presse nach und nach vollständig zu den ihrigen machten. Die „Allgemeine Zeitung“ geriet dadurch in immer größerer Unlegenheit. Sie sollte ein großes politisches Blatt sein und durfte oft genug nicht einmal das sagen, was der benachbarte „Schwäbische Merkur“ frei und offen berichten durfte. In einem Brief vom 26. Juni 1822 klagt der Redakteur Stegmann, daß er nur Zeit hätte und nicht auch Kraft wäre, würde er seine Gedanken über die Möglichkeit oder vielmehr Unmöglichkeit eine allgemeine Zeitung zu schreiben, ausführlich darzulegen. Die Schranken seien allzu eng geworden.\*) Dabei sollte es noch schlimmer kommen, denn am 15. Juni 1823 wurde die Zensur auch auf den in der „Allgemeinen Zeitung“ so wichtigen politischen Stoff ausgedehnt, und außerdem durfte über die Ständeversammlung nichts mehr ohne besondere Erlaubnis der Regierung und dann nur in der von der Regierung vorgeschriebenen Form veröffentlicht werden.

Die Folgen dieser verschärften Zensur-Vorschriften blieben nicht aus. Als die „Allgemeine Zeitung“ mitteilte, daß das Königreich England eine für Spanien günstige Haltung eingenommen habe, — eine Meldung, die der „Schwäbische Merkur“ in seiner Nummer vom 25. Juni 1823 ungehindert bringen durfte, — trieb der Zensor die Stelle und setzte noch für die Redaktion folgende Bemerkung: „Diese Nachrichten können bei der Nichtoffizialität derselben und bei den gemachten Eröffnungen nicht gegeben werden.“ Sie wurden einfach unterdrückt, weil Österreich und auch Bayern auf der Seite Ludwigs XVIII. standen, der gegen Frankreich den Krieg erklärte, um die dortigen Konstitutionellen

\*) Ed. Heyd, Die Allgemeine Zeitung. München 1898, S. 216.

niederzuwerfen. Da nun aber die Zeitung doch um „Offizielles“ bringen konnte, so wandte sich Cotta 28. Juni 1823 in einem Briefe an den bairischen Grafen Rechberg und führte aus, daß unter solchen Umständen und wenn selbst Beschlüsse und Reden aus dem englischen Parlamente „bei der Nichtoffizialität“ der Nachricht nicht gebracht werden könnten, die Aufgabe der „Allgemeinen Zeitung“ bis zur Unmöglichkeit in Frage gestellt werde. Er tue Unparteilichkeit und Mäßigung zu beweisen, und werde anerkannt werden müsse, die „Allgemeine Zeitung“ gern Instrumente der Regierungszwecke her; er sei auch durch die Zensur, aber die „Unparteilichkeit und Anhörung aller Parteien“ möge durch sie seiner in ganz Europa verbreiteten Zeitung doch nicht geraubt werden. Die Antwort des Ministers war aber sehr kühl. Die Zensurweisungen gegen die „Allgemeine Zeitung“, erwiderte er, bezweckten nur, den „den leider nicht immer bewährten Ruf der Unparteilichkeit“ zu erhalten und ihm dadurch den Beifall der Kabinette sowie des gebildeten Publikums, wie den fortwährenden Unterstützung der Regierungen zu sichern.“ Der Hinweis auf den „Schwarzen Merkur“ besage nichts, denn es sei bekannt genug und er sei nicht ohne Erfolg auf eine sehr unerfreuliche Weise öffentlich zur Sprache gekommen, daß die zu Stuttgart erscheinenden Zeitungen nach anderen Grundsätzen und Ansichten redigiert würden. Er sei also dabei, daß nur Nachrichten offiziellen Charakters veröffentlicht werden sollten.

Allein Cotta wollte sich unter dieses Joch nicht beugen und unterließ es, seinen Korrespondenten die entsprechenden Nachrichten zu geben, und infolgedessen hatte die „Allgemeine Zeitung“ unter massenhaften Streichungen zu leiden. Selbst solcher Streichungen den Stuttgarter, Frankfurter, Hamburger und sogar auf bairischem Boden den Nürnberger Blättern durchging, wurde vom Staat schonungslos getilgt. Von den teuer bezahlten Pariser Sendungen war kaum noch das letzte, das uninteressanteste Achtel, durch die Zensur hindurchzubringen.\*) In dieser Not war Cotta eben im Ver-

\*) Heyd, S. 219 ff.

einmal mit einer Eingabe an die bayerische Regierung, als ganz unerwartet eine kleine Besserung der Verhältnisse einzutreten schien. Auf wessen Veranlassung diese herabzubringen wurde, kann nicht mehr dargelegt werden. Offenbar trat Cotta auch an geeigneter Stelle in Wien seine Klagen vor und darauf richtete der königlich kaiserliche Bücherrevisor in Stuttgart unter dem 22. Juli 1823 ein Schreiben an die Redaktion der „Allgem. Ztg.“, in welchem es heißt: „Da ihm der Adressat (doch wohl Cotta) so loyale und gesunde Gesinnungen ausgedrückt und sich insbesondere bereit erklärt habe, „die wohlwollenden . . . Absichten der österreichischen Regierung in Handhabung einer geregelten Pressefreiheit . . . durch die kräftigsten Maßregeln zu unterstützen . . ., so kann die österreichische Regierung keinen anderen Wunsch hegen, als daß der hiesige . . . Redakteur . . . auch von diesem preiswürdigen Beispiele befeelt sein mögen.“ Die österreichische Regierung müsse es sich anstrengen, „und sie darf und wird hierzu den Beistand aller deutschen Bundesstaaten und der fremden Mächte kräftigst in Anspruch nehmen, daß nebst der gebührenden Ehrfurcht für die katholische Religion und einer wechselseitigen, alle Reibungen auslöschenden Duldung der übrigen Religionsparteien künftig in jeder Hinsicht allein nach den Grundsätzen der heiligen Allianz fürgegangen werde, mithin in Behandlung der Pressegeschichte . . . diese Tendenz die vorherrschende sei.“

Der österreichische Zensor in Stuttgart hatte also die Fäden der bayerischen Pressaufsicht in der Hand und schaltete und beherrschte wie im eigenen Lande, und Cotta mußte dies sogar als einen Glücksumstand ansehen! Zu solchen ungeheuerlichen Umständen hatten sich die Presseverhältnisse verschoben.

Die leichte Schwenkung zum Erträglicheren war übrigens von kurzer Wirkung. Zu Ende des Jahres 1823 trat eine neue Hinneigung Bayerns zu Frankreich ein; man wollte sich jetzt an der Spitze große Politik treiben, und die Folge war, daß an den Zensor in Augsburg die Weisung erging, fortan nicht mehr, was überhaupt auf eine Opposition gegen die französische Regierung und auf den Liberalismus in Frankreich Bezug nehme,

zu streichen. Darauf ging der Zensur so handfest zu Werke, daß sogar der Minister Graf Rechberg sich veranlaßt sah, ihm bei einer Audienz zu bemerken, daß er so streng denn doch nicht vorzugehen brauche; er möge sogar hier und da auch einmal ein „Oppositions“-Artikel passieren lassen, allerdings nicht ohne vorsichtige Auswahl und nicht ohne zur Bedingung zu machen, daß auch jeweils Artikel im entgegengesetzten Sinne aufgenommen würden.

Nun verfuhr der Zensur wieder etwas milder, immerhin war der Inhalt der Zeitung beständig so kläglich, daß die Abonnentenzahl von 4089 im Jahre 1823 auf 3602 im Jahre 1824 herabsank.

Doch die einigermaßen erträglichere Zeit dauerte nicht lange, es kam ein neuer Zensur, und dieser dekretierte (wie Stegmann unter dem 17. Febr. 1815 an Cotta schrieb), die „Allgemeine Zeitung“ dürfe durchaus nichts bringen, was möglicherweise ein französischer Minister übelnehmen könne, gesetzt auch, daß das Gleiche schon in französischen Zeitungen gestanden habe. Und wiederum wurde alles gestrichen, was nur einigermaßen nach Liberalismus aussah, oder auch nur die geringste Mißbilligung der kais.-reaktionären Regierung Karls X. enthielt.

Mühselig schleppte sich die Zeitung durch die weiteren Jahre des traurigen Dezenniums.

Am kläglichsten im ganzen Gebiete des deutschen Bundes ja es aber in der österreichischen Presse aus. Hier war, wie schon S. 158 bis 168 und S. 256 bis 259 ausgeführt wurde, jede geistige Bewegung unmöglich; die beiden Blätter der Hauptstadt, die „Wiener Zeitung“ und der „Österreichische Beobachter“, blieben daher auch jetzt noch die beiden einzigen nennenswerten politischen Zeitungen des Kaiserreichs, und davon gab sich die erstere nach wie vor in ängstlicher Gemessenheit als der Hof- und Staatsanzeiger, während die letztere, speziell das Organ von Genz, sich in hohlen Phrasen erging und immer auf neue in hochfahrendem Tone das herrschende Regierungssystem zu rechtfertigen suchte. Es verlohnt nicht, näher darauf einzugehen. Die Provinzblätter blieben auch weiterhin nur der matte Wider-

beiden Wiener Zeitungen. Die „Prager Zeitung“  
 n doch einigermaßen dem Wunsche ihrer Leser zu ent-  
 am 1. Januar 1828 „Unterhaltungsblätter“ ein, die  
 s Beilage an jedem vierten Tage erschienen. Sie wur-  
 Prof. Anton Müller (geb. 1792, gest. 1843) redigiert,  
 besonders als geistreicher Theater- und Musikrezensent  
 ete. Später entwickelte sich aus diesen „Unterhaltungs-  
 die „Bohemia“.

eitschriften der zwanziger Jahre. Brockhaus über die Seichtheit der  
 . Die alten Zeitschriften. Der „Hermes“. Er erhält mehr und  
 en politischen Charakter. Sein Inhalt. Rotted über den „Hermes“;  
 über ihn. Brockhaus Antwort darauf. Der „Hermes“ unter K.  
 id. Die „Wiener Zeitschrift“; ihre Mitarbeiter. Grillparzer und  
 itt. Das „literarische Wochenblatt“ unter Brockhaus' Redaktion;  
 Konflikte mit der preussischen Regierung. Muß zweimal den Titel  
 Das „Morgenblatt“. Heine über die Zähmheit des Blattes. Wil-  
 auff übernimmt die Redaktion. Sein Konflikt mit Cotta. Sein Tod.  
 besellschafter“. Heinrich Heine und das Blatt. Bringt die „Harzreise“.  
 bendzeitung“. Ihr kläglicher Inhalt. Verspottet von Hauff und  
 Kleinere Journale. Die neuen Zeitschriften, das „Mitternachtblatt“  
 ällner. Die „Berliner Schnellpost“ und der „Berliner Kurier“ von  
 Der Saphirsche Witz. Heine und Holtei über ihn. Die sonstigen  
 Zeitschriften. Goethe über die Journalliteratur der zwanziger Jahre.

Wie auf den Zeitungen, so lasteten natürlich auch auf den  
 risten die Karlsbader Beschlüsse wie ein schwerer Alb. Das  
 : Leben, daß die „Nemesis“, die „Kieler Blätter“, die „Izis“,  
 Wage“, die „Zeitschwingen“ in die Journalliteratur gebracht  
 1, war erstorben; immer seichter, immer kläglicher, immer  
 mlicher wurde unter der scharfen Kontrolle der Zensoren der  
 it. „Unser Journalwesen ist in Deutschland ein glänzendes  
 d“, schreibt Friedrich Arnold Brockhaus im Sommer 1823  
 en Professor Karl Ernst Schmid in Jena. „Fast alle Zeit-  
 risten kämpfen mit dem Hungertode, und nur wenige, die ent-  
 r durch altes Herkommen in alle Lesezirkel einmal eingeführt

sind, oder deren Gemeinheit sie in solche führt, gedeihen wahrhaft. Wer hält für sich ein Journal?“ Und zugleich klagt er in einem Briefe an Professor F. L. W. Meyer, den Biographen des berühmten Schauspielers Friedrich Ludwig Schröder, über die „Blackereien mit der Zensur hier (in Sachsen), und wieder in einer zweiten in Berlin und die elenden Verbote in Oesterreich. „Und diese Menschen, die solche Albernheiten verordnen“, ruft er verzweifelt aus, „die wollen die Welt durch Kongresse und Bajonnette regieren! Wir sehen, fürchte ich, noch großen Bewegungen entgegen; haben die Parteien jemalen einander so schroff entgegen gestanden?“ Aber er beschwert sich auch über die Haltung der Schriftsteller. „Eine traurige Erscheinung ist ferner die Gemeinheit, welche in unserer Tagesliteratur herrscht, und die Verachtung, welche dadurch auf die deutschen Schriftsteller herabfällt. Anstatt sich in dem Kampfe gegen Pfaffentum und Junkertum — denn in diesen beiden ‚tümern‘ steckt tausendfältig nuanciert der Feind verborgen — zu unterstützen, gefallen sie sich in erbärmlichen kleinlichen Zänkereien und in knechtischem Beginnen.“ Diesen Beschuldigungen gegenüber ist aber doch hinzuzusetzen, daß es den Schriftstellern jener Zeit schlechterdings nicht möglich war, einen offenen Kampf gegen die Reaktion zu unternehmen; jedes Wort des Tadelß wurde ja doch vom Zensor sofort gestrichen.

Es war also ganz selbstverständlich, daß ein Journal von ausgesprochen politischem Charakter und nachdrücklich liberale Tendenz in den zwanziger Jahren gar nicht erscheinen konnte. Um diesem Mangel aber doch wenigstens einigermaßen abzuhelfen suchte Brockhaus seiner literarischen Zeitschrift „Hermes“ (wie schon S. 232 erwähnt wurde) mehr und mehr einen politischen Charakter zu geben. Aber aus Sorge, die Zensur könne alsbald einen Streich spielen, verlegte er den Druck und Vertrieb der Zeitschrift ins Ausland, nach Amsterdam, dem Ausgangspunkte seiner buchhändlerischen Wirksamkeit. Der ganze Jahrgang 1820 des „Hermes“ erschien daher scheinbar in Amsterdam, und es als sich herausstellte, daß die Behörden doch etwas mehr Rücksicht übten, als er erwartet hatte, bekannte der „Hermes“ wieder Leipzig als seinen Heimatsort.



Die Schwierigkeit der veränderten Haltung der Zeit-  
 ar sich Brockhaus vollständig klar. „Bei dem jetzigen  
 der Presse in Deutschland“, schrieb er an Johannes  
 n Wiesbaden, „wird sich kaum erwarten lassen, daß noch  
 u erscheinen werden, welche Gelegenheit zu politischen  
 hungen darbieten dürften, und es wird daher eine Art  
 nst werden, einen Faden zu finden, an welchem man der-  
 Untersuchungen und Betrachtungen wird anknüpfen können.  
 ird es daran nie ganz fehlen, da man besonders ja auch  
 ländische Literatur zu Hülfe nehmen kann.“ Seine Be-  
 gen, „gewandte Federn“ ausfindig zu machen, waren denn  
 cht vergebens; eine ganze Reihe hervorragender liberaler  
 r — darunter Kottke, Fries, Krause, Paulus, Weg-  
 , Wilhelm Grimm, Wilibald Alexis, Freiherr von der  
 urg, Wilhelm Müller in Dessau u. a. — wurden Mit-  
 r des „Hermes“, und der Absatz der Zeitschrift steigerte  
 rmaßen, daß sich Brockhaus verpflichtet fühlte, im 6. Stück  
 820 „dem gesamten deutschen Publikum für die ausgezeichnete  
 Aufnahme des Journals zu danken“.

Den Inhalt der Hefte des „Hermes“ bildeten eingehende  
 sche Essays über die wichtigsten Tagesfragen, namentlich über  
 Verhandlungen der württembergischen, bairischen und badischen  
 tage, die damals als die Vorschule des konstitutionellen  
 us in Deutschland im Vordergrunde des Interesses standen,  
 Hegelsche Rechtsphilosophie, das Schopenhauersche Hauptwerk  
 e Welt als Wille und Vorstellung“, das Auftreten des My-  
 smus und Somnambulismus, die Nachblüte der Romantik, die  
 idysalstragödie, ferner über Goethes „Divan“ und die mannig-  
 en Übersetzungen des Tasso, Calderon, Milton zc.

Den Wert dieser vielen ausgezeichneten Beiträge, die alle  
 einer gewissen, wenn auch immerhin stark gedämpften natio-  
 en Grundstimmung getragen wurden, erkannte besonders Kottke  
 gast an. „Nach der jetzigen Lage der Dinge,“ schrieb er an Brock-  
 is, „kann Ihr Institut einen ganz unschätzbaren Wert und eine  
 hrhaft welthistorische Bedeutung erhalten, und ich weide mich  
 t patriotischer Freude und mit inniger Hochachtung für den

edeln Urheber und Lenker des Instituts an der Vortrage der Großen und Guten, welches dadurch ausgeführt oder befördert werden mag. Sie werden unzähligen Wohlthätigen ein Schöpfer des Trostes, der Befräftigung werden. Der Zeitgeist wird sich freudig Ihrer Waffe bedienen, um trotzen Ministerialbefehle zu zernichten.“

Einem andern Standpunkt, ganz seiner niedern Entsprechend, nahm Müllner ein; er wies auf das spekulative Geschäft hin, das Brockhaus mit seiner liberalen Schrift wohl machen müsse, worauf dieser ihm die entsprechende Aufklärung gab. „Wer den ‚Hermes‘ für eine kaiserliche Spekulation hält“, schrieb er ihm, „der kennt die Geschichte unserer kritischen Institute wenig. Fast keins existiert ohne Unterstützung vom Staat, und die Wiener ‚Jahrbücher‘, welcher Idee wie dem ‚Hermes‘ zum Grunde liegt, mußten, um zu bestehen, und müssen nun, um fortzubauern, zur Hälfte kaiserlichen Privatkasse bezahlt werden . . . Deshalb fordere ich nicht erwarten, beim ‚Hermes‘ zu gewinnen, das ich im ersten Jahre gewiß nicht getan, sondern dabei sehr bedeutend gesetzt habe, was mich übrigens nicht abhält, das Institut zu setzen, da ich es für nützlich halte und es mit der Zeit hoffentlich schadlos halten dürfte, welches alles ist, was ich wünsche.“

Ein halbes Jahr später konnte Brockhaus an den Professor R. G. Schmid in Jena schreiben: „Ich bin jetzt nahe dabei dem ‚Hermes‘ auf meine Kosten zu kommen, wobei ich aber alle meine Mühen u. s. w. gar nichts annehme. So schwer ist es in Deutschland, ein Journal zu gründen und zu erhalten. Glück ist es, daß der Absatz nach Österreich zwar nicht eigens erlaubt, aber auch nicht absolut verboten ist, denn dahin der stärkste Absatz. Dies kommt wohl mit daher, weil es in Österreich viele reiche Privatpersonen gibt, die ein Journal selbst bei uns aber im Norden die Journale fast nur in Journalen gelesen werden. Ich werde aber nicht aufhören, diesem Journal die größte Sorgfalt zu widmen, und zufrieden sein, wenn ich am Ende nur nicht geradezu dabei einbüße.“

nder war es Brockhaus nicht vergönnt, die mit so vieler  
 und mit so energischem nationalen Empfinden geleitete  
 ist weiter auszubauen; erschöpft von all den Kämpfen,  
 anzumachen hatte, starb er vor der Zeit am 20. Aug. 1823.  
 Redaktion des „Hermes“ übernahm nun Professor Karl  
 Schmid in Jena (geb. 1774, gest. 1852), der bisher schon  
 Mitarbeiter gewesen und auch mehrfach bei der Redaction  
 te gezogen worden war. Er setzte das Unternehmen ganz  
 nne des Gründers fort, doch erklärte er, daß der Stand-  
 „etwas höher und allgemeiner“ als bisher genommen wer-  
 de, und die Zeitschrift sich möglichst auf dasjenige be-  
 fen werde, „was keinem, der auf höhere und universale  
 ng Ansprüche macht, gänzlich gleichgültig oder unverständlich  
 arf.“ Er mußte aber bald erkennen, daß er dieses höhere  
 nicht zu erreichen vermochte, und erklärte darum auch offen  
 er Vorrede zum 32. Bande, daß doch nur dem unermüd-  
 Brockhaus durch „seine außerordentliche Tätigkeit, seine  
 , andere für seine Ideen zu gewinnen, ja zu begeistern,  
 i Mut und seine Beharrlichkeit es möglich gewesen sei, dem  
 nes‘ immer eine reichliche Ausstattung zu verschaffen und so  
 regelmäßiges Erscheinen sicher zu stellen.“ Schließlich erlahmte  
 und nachdem 1827, 1828 und 1829 nur je zwei Bände zur  
 gabe gelangt waren, und 1830 und 1831 sogar nur je ein Band  
 : fertig gestellt werden können, hörte die Zeitschrift ganz auf.  
 umfaßt im ganzen 35 Bände im Umfang von durchschnitt-  
 25 Bogen; die größere Hälfte der Bände (20) erschien bis  
 e 1823, also wesentlich unter Brockhaus' Leitung. In ihrer  
 en Zeit hatte sie eine Auflage von 1100 Exemplaren gehabt.  
 Dem norddeutschen Brockhaus'schen Journale stellte sich — die  
 smüden „Politischen Annalen“, die dann auch 1828 in München  
 gingen, können nicht weiter in Betracht kommen — als öster-  
 hisches führendes Blatt gern die „Wiener Zeitschrift“ zur  
 ite (vergl. S. 220), aber ihr Herausgeber Johann Schickh  
 nte natürlich auch nicht den leisesten Versuch wagen, einmal  
 en Schritt in das politische Gebiet zu tun; um so angelegent-  
 er war er bestrebt, sein Blatt zum Sammelpunkte aller her-

vorragenden österreichischen Poeten zu machen. So erzielte die „Wiener Zeitschrift“ Beiträge von Chr. v. Zedlitz, A. v. Leitner, M. Ent, J. G. Seidl, R. E. Ebert, Bra. Braunthal, J. N. Bogl, Drögler-Maufred, E. v. Bauernfeld, A. Fraunkl, Betti Paoli, Ant. Alex. Graf von Auersperg (später als Anastasius Grün zur Verühmtheit gelangt), J. Lenau u. a. Der größte von allen, Grillparzer, stellte sich jedoch selten ein, dagegen beschäftigte sich die Zeitschrift wiederholt mit dem Dichter und seinen Werken. Als im März 1820 die „Medea“ in Wien zur ersten Aufführung gelangt war, brachte das Blatt die „Geschichte der Medea“ und die „Geschichte des goldenen Vlieses“ als belehrende historische Erläuterung des Dramenstoffes, ferner ein Gedicht „An Grillparzer“ von Mayer und noch manches andere. Im ganzen fehlte es der Zeitschrift an der nötigen geistigen Frische. Der mechanische Druck ließ keinen höheren geistigen Flug zu.

Zur allgemeinen Orientierung in dem gesamten literarischen Leben suchte auch ferner das „Literarische Wochenblatt“ sein Licht möglichst hell leuchten zu lassen; doch änderte es bei dem Übergange aus dem Verlage der Gebrüder Hoffmann in den von Friedrich Arnold Brockhaus in Leipzig seinen Charakter wesentlich (vergl. S. 226). In der ersten Nummer, die Brockhaus im Juni 1820 herausgab, entwickelte er sein Programm in einer eigentümlichen Form. In einem Gespräche im Jahre 1820 zwischen Baron Grimm, dem geistvollen Verfasser der „Fables littéraires“, dem gelehrten Laharpe, der die „Correspondance littéraire“ an den damaligen Großfürsten, späteren Kaiser von Rußland richtete, und Roquebue werden die Grundlinien dargelegt, denen sich der neue Herausgeber richten will. Es soll, heißt es dort, künftig nicht ein einzelner Schriftsteller, wie es an der Zeit Roquebue tat, über die gesamte Literatur Bericht erstatten, sondern das Blatt soll so viele Berichtgeber haben, als die Literatur Hauptseiten besitzt. Dabei soll das Blatt weder encyclopädisch, noch ein *Moniteur* in Folio, noch ein *bureau d'esprit* werden, sondern ein einfaches „literarisches Unterhaltungsblatt oder Konversationsblatt“, etwa ein Tausendundeine Nacht für offene und mut-

gleichzeitig eine Art Ergänzung für das bereits ziemlich bekannte „Konversationslexikon“. Zudem sollte es fortgesetzt erscheinen. In einem Briefe an Börne drückte sich Brockhaus noch bestimmter aus. „Ich werde dem Blatte edelsten Charakter geben,“ schrieb er, „der alle rein polemische gänzlich ausschließt und von der Literatur und so weit sich diese aus Schriften behandeln läßt, da rein literarische Aufsätze, die keine literarische Veranlassung haben, ausgenommen bleiben) das Neueste in kurzen, verständigen und wohlgeleiteten Aufsätzen mittheilt.“

Benbei sei bemerkt, daß in diesem Briefwechsel zwischen Brockhaus und Börne der letztere, zur Mitarbeiterschaft aufgefordert, ein Honorar von acht Louisdor für den Bogen in Quart erhielt.

Obwohl so sehr auch Brockhaus bedacht war, die Politik hier nicht zurückdrängen und nichts zu bringen, was bei irgend einer Regierung Anstoß erregen könnte, mußte er es doch im Sommer 1820 erleben, daß sein Blatt in Preußen verboten wurde. Durch eine Stelle in der „Correspondance intellectuelle Napoleon“, die in der Nr. 4 des Juni 1820 zum Abgedruckt gekommen war, und in der sich einige wenig schmeichelhafte Bemerkungen über den König von Preußen und die Königin Luise fanden, hatte sich Friedrich Wilhelm III. unangenehm berührt gefühlt, worauf Hardenberg sofort das Verbot verfügt hatte. Brockhaus gab sich darauf die erdenklichste Mühe, dieses Verbot zu ledig zu werden, doch gelang es ihm erst, als er sich dazu entschloß, mit dem 1. Dezember 1820 den Titel seines Blattes in „Literarisches Konversationsblatt“ umzuändern und weiterhin, was ihm sehr schwer wurde, seinen gewöhnlichen Verlag einer preussischen „Rezension“ zu unterwerfen.

Trotz alledem kam es wenige Jahre später (1826) nochmals zu einem Verbote des Blattes in Preußen. Im Dezember 1825 wurde das „Literarische Konversationsblatt“ nach einem preussischen Verbot wieder die Notiz gebracht, daß der russische Thronfolger der Großfürst Nikolaus sei und nicht der ältere Großfürst Konstantin. Der letztere hatte auch in der That bereits auf die Thronfolge

verzichtet; es war das aber bei dem damaligen mangelhaften Briefverkehr noch nicht in Preußen bekannt geworden, so daß Minister von Schuckmann sich des höchsten über die Antastung des Erbfolgerechts der besreundeten Zareninsetzte und die Verbreitung des Brockhaus'schen Blattes zum zweitenmale untersagte. In dem in der „Allgemeinen Preussischen Staatszeitung“ veröffentlichten Verbote heißt die Notiz könne nur „als eine geflissentliche Falschheit betrachten, wie sich dieses Blatt deren schon öfter schuldig gemacht.“ Darauf reiste Heinrich Brockhaus, der nach dem Tode Vaters das Verlagsgeschäft und auch die Redaktion des Journals übernommen hatte, sofort nach Berlin, um die Aufhebung des Verbotes zu erwirken, war doch mittlerweile allgemein bekannt geworden, daß Nikolaus in der Tat den russischen Thron bestieg hatte. Allein alles Bemühen war vergeblich; der so schwer geschädigte Verleger wurde sowohl im Ministerium, wie im Rat des Königs, abschlägig beschieden. Er versuchte es nun aber mit einer Titeländerung und nannte sein Journal vom 1. Juli 1816 ab „Blätter für literarische Unterhaltung.“ Das seltsamerweise auch diesmal wieder zu dem erwünschten Erfolg gelangte. Die preussische Regierung gab sich den Anschein, als habe sie eine ganz neue Zeitschrift vor sich, und ließ sie anstandslos passivieren. Unter dem Titel „Blätter für literarische Unterhaltung“ mußte die Zeitschrift noch siebenzig Jahre erscheinen.“\*)

Dürfen der „Hermes“, die „Wiener Zeitschrift“ und die „Blätter für literarische Unterhaltung“ als die vornehmeren Journale der zwanziger Jahre bezeichnet werden, so können die „Morgenblatt“, der „Gesellschafter“ und die „Abendzeitung“ die beliebtesten gelten. Sie kamen mit dem meisten Geschick

---

\*) Zu den Brockhaus'schen Zeitschriften wird auch des öftern das „Zeitgenossen“ gerechnet, das von 1816 bis 1841 in 18 Bänden (48 Nummern) erschien; doch ist diese Publikation nur eine Sammlung von Aphorismen, die eine Art Gegenstück zu Schlichtegroll's „Metrollog der Deutschen“ bilden sollte.

des großen Publikums nach unterhaltender, reichlich fern- und süßlicher Lektüre entgegen.

„Morgenblatt“ (vergl. S. 213) hätte vielleicht einen höheren Rang einnehmen können, wenn es Cotta geglückt wäre einen geeigneten Redakteur zu finden. Allein nach seinem Tode suchte er Jahre lang vergebens nach einem solchen und leitete unterdessen in Gemeinschaft mit seinem Sohne Johann Georg das Blatt selbst. Dabei spielte dies etwa die Rolle eines Aschenbrödel's. Es wurden ihm, wie früher schon er auch später noch, allerlei Beiträge aufgezwungen, die aus freundschaftlichen und geschäftlichen Rücksichten nicht ablehnen wollte, während sie doch wegen ihrer Nichtigkeit ihren Platz hätten im Papierkorb finden müssen. Außerdem war Cotta als Geschäftsmann allzusehr darauf bedacht, seinem Blatt einen möglichst großen Leserkreis zu gewinnen und darum nichts anzustoßen. Alles, was eine entschiedene Sprache führte, wurde unterdrückt. Nach 1829 klagte Heinrich Heine in einem Briefe an Cotta, allerdings in der zahmsten Weise, um den viel-jährigen Verleger nicht zu verletzen, daß er dem „Morgenblatt“ bisher nur wenig habe schicken können; die Schuld liege nicht in der Natur seines Talent's, das nur selten imstande sei, „den Ton des ‚Morgenblattes‘ zu treffen.“ So waren das Beste jener Zeitschriften eigentlich nur Gedichte. Ziemlich viele Gedichte, wie schon früher, so auch jetzt noch, rückert bei, so z. B. eine Reihe persischer Fabeln, die Makamen des Hariri, „Morgenblattische Früchte“ u. s. w. Seine schönsten aus jenen Jahren, die Lieder aus dem „Liebesfrühling“, gab er freilich dem damals beliebtesten Taschenbuch „Urania“.

Gegen Ende des Jahrzehntes gelang es Cotta endlich, einen Redakteur für sein Blatt zu gewinnen, von dem er sich mit Recht etwas versprechen durfte, den jungen Wilhelm Hauff. Dieser, geboren 1802 zu Stuttgart, war allerdings erst 24 Jahre alt, als Cotta mit ihm in Verhandlung trat, aber schon hatte er durch seine Märchen, seine witzsprühenden „Mittheilungen aus den Memoiren des Satans“ und seinen Roman „Der Mann im



Wond“ die Aufmerksamkeit der ganzen literarischen Welt Deutschlands auf sich gezogen. Cotta beeilte sich daher, diese junge Kraft an sich zu fesseln, worauf bereits im vierten Quartal 1826 die neueste Erzählung des Dichters „Die Bettlerin vom Pont de Arts“ im „Morgenblatt“ erschien, und Hauff dann mit dem 1. Januar 1827 auch die Redaktion gegen ein Jahresgehalt von 1400 Gulden übernahm, jedoch nur den belletristischen Teil während seinem Bruder Hermann der wissenschaftliche übertragen wurde. Das mit dem „Morgenblatte“ verbundene „Literaturblatt“ redigierte bereits seit 1825 Wolfgang Menzel.

Das „Morgenblatt“ lenkte nun unter Wilhelm Hauff in neue Bahnen ein, aber die erhoffte Entwicklung zu größerer Bedeutung ließ doch auf sich warten, denn wie schon früher bei Theresie Huber, so erlaubte sich Cotta auch jetzt wieder allerlei eigenmächtige Eingriffe, die das Ansehen des Blattes schädigten und dem Redakteur sein Amt bis zur Unerträglichkeit erschwerten. „Ich wage zu behaupten“, klagte daher Hauff bereits unter dem 17. April 1827 in einem Briefe an Theodor Hell, „daß unter allen Redakteuren in Deutschland keiner ein so schwieriges Amt hat, wie ich, nicht allein wegen der ungeheuern Menge mittelmäßiger und schlechter Stoffe, die alltäglich eingehen, sondern wegen des Charakters des Eigentümers dieses Blattes. Cotta hat es zu verschiedenen Zeiten und namentlich in den letzten vier Jahren allein mit seinem Sohne (einem Stallmeister und Kammerherrn) geführt. Arglos übernahm ich das Blatt. Nachdem ich es aber einmal einen Monat geführt hatte, gab er mir so oft zu verstehen, was er, als Eigentümer, anders haben wolle, daß ich ihm endlich, wiewohl mit blutendem Herzen, da mein Hochzeitstag schon bestimmt war, die ganze Geschichte heimslug und abtrat. So hatte er es aber auch nicht haben wollen; er knüpfte die Verbindung wieder an, gab nach. Die größte Schwierigkeiten machten mir die Rücksichten, die ich wegen ihm zu nehmen hatte bald war ein Manuscript schon früher bezahlt, bald hatte man eine alte Rechnung an einem anderen abzuziehen; bald hatte man auf die Regierung Rücksicht zu nehmen, bald wieder nicht. Es kam es, daß wir ausmachten, ehe ich die Sache von neuem über

(Alle Artikel, die polemischer Natur sind, sollen dem ‚Litteraturblatt‘ übergeben werden.\*)

Unter den wertvolleren Beiträgen, die das „Morgenblatt“ von Wilhelm Hauffs Redaktion brachte, sind besonders die von Wilhelm Müller, Ludwig Robert, Karl Simrock und Brüneisen zu nennen, ferner Roberts „Aphorismen aus dem Leben“ und dessen geistreicher Aufsatz „Über den Einfluß der Kunst auf Kunst und Künstler“. Der Redakteur selbst hat die Novelle „Jud Süß“ bei, die aber von der Zensur gestrichelt wurde.

Wider setzte der Tod dem begabten Dichter ein frühes Ziel; am 29. November 1827 starb er an einem Nervenfieber, nicht ganz 25 Jahre alt. Nur zögernd entschloß sich Cotta, den Lesern des „Morgenblattes“ den Verlust mitzuteilen; als Epigramme wurden dabei die Seumeschen Verse gewählt:

Du schienst uns mit Feuerblicken  
Noch jüngst fortunens Lieblingssohn,  
Und in dem Morgen deines Lebens schon  
Schnitt Atropos ihr Werk in Stücken!

Für den „Gesellschafter“ (vergl. S. 224) gestalteten sich die Verhältnisse etwas günstiger. Der rührige Gubitz mußte sich nicht um einen großen Mitarbeiterkreis zu bilden und hatte das Glück, auch wertvolle Beiträge, u. a. von Heinrich Heine zu erhalten, besonders dessen „Harzreise“. Die ersten literarischen Beiträge im „Gesellschafter“ waren jedoch Gedichte. Gubitz in seinen Erlebnissen (II, 260) erzählt, trat Heine eines Tages im zweiten Vierteljahre 1821 bei ihm ein und überreichte ihm fünf Gedichte mit dem Bemerkten „Ich bin Ihnen persönlich unbekannt, will aber durch Sie bekannt werden!“ Gubitz überreichte die Verse sofort durch und gewährte alsbald, daß ein bedeutender Poet aus ihnen sprach; doch hatte er noch allerlei an der Form auszusetzen und bei dem Gedichte „Die Brautnacht“ verlangte er, daß einige Stellen „gereinigt“ würden. Diesem Verlangen wollte Heine anfangs nicht entsprechen, bequemte sich

\*) Hans Hofmann, Wilhelm Hauff. Frankfurt. 1902, S. 154.

aber schließlich doch dazu, nannte aber später in seiner Art das Korrigieren und Ändern der Redaktionen „gubigen“.

Die fünf Gedichte, mit denen sich Heine zum ersten Mal der literarischen Welt Berlins vorstellte, waren „Der Krieger“, „Die Minnesänger“, „Gespräche auf der Baderborner Höhe“, „Zwei Sonette an einen Freund“ und die schon oben erwähnte „Brautnacht“. Der Abdruck erfolgte vom 7. Mai 1822. Gubitz vermittelte sodann auch die Herausgabe des ersten Heineschen Gedichtes in der Maurerschen Buchhandlung in Berlin und veranlaßte die Besprechung dieses Erstlingswerkes in Barmhagen im „Gesellschafter“ (1822, Bl. 11). „Der betretende Dichter“, schrieb Barmhagen, „hat ausgezeichnete Verse. Seine Lieder kommen aus einer echten Quelle.“ Mit Recht denn auch Heine in einem Briefe an Gubitz vom 23. November 1822 den „Gesellschafter“ „die Wiege seines Ruhms“.

In noch weit höherem Maße sollte sich aber der „Gesellschafter“ diesen Ehrentitel verdienen, als er die „Harzreise“ brachte, mit der Heine seinen ersten großen Erfolg in der breiten Welt des Publikums erzielte. Bei der Einsendung des Manuskripts bat er aber dringend, nichts zu ändern. „Es ist freilich manchmal derbe darin, indessen, da doch der ‚Gesellschafter‘ (zu aller Verwunderung) sich in der letzten Zeit vom Verdachte der Liberalität gereinigt hat und täglich zahmer und zahmer wird, hoffe ich, daß die Zensur deshalb meiner Harzreise etwas an die Finger sehen wird. . . Sollte dennoch gestrichen werden, bitte ich an solchen Stellen die gebräuchlichen Querstriche einzusetzen auszulassen.“

Die Besorgnis Heines war leider nicht unbegründet: Die Zensur war der übermütige Ton, der hier angeschlagen wurde, so neu, daß er mit seinem Rotstift viele Stellen durchstrich. Aber Gubitz ließ das doch nicht so ohne weiteres übergehen; er wurde vorstellig, und als sich der Zensur hartnäckig zeigte, führte er eine ministerielle Entscheidung herbei, vermöge der er schließlich das Ganze doch noch „glücklich genug über die geit-

hinwegbrachte. Die „Harzreise“ erschien darauf 1826  
1 bis 24, vom 20. Januar bis 11. Februar.

Dem sonstigen Inhalt des „Gesellschafters“ wären dann  
eicht die Beiträge von Daniel Leßmann und der Helmine  
y und der Protest des Herausgebers gegen die schlüpf-  
mane Claurens (1827, Bl. 38) hervorzuheben. Obgleich  
iz bewußt war, welchen großen und eifrigen Leserkreis,  
s unter den Frauen, Clauren besaß, scheute er sich doch  
e Claurenische Richtung energisch zu verurteilen.

nz und gar dem flachen Modegeschmacke huldigte die  
er „Abendzeitung“ (vergl. S. 223), ja, sie versank,  
sie wurde, immer mehr in platte Alltäglichkeit. Ihr  
geber Theodor Hell (Friedrich Kind trat 1827 von der  
on zurück) wurde schließlich immer schwachsinniger, und  
uchss die Koterie ins Unglaubliche. Bis zu welchen Ge-  
losigkeit sich der Herausgeber verirrt, möge ein Loblied  
ürnbergers auf die „Schnellpost“ zeigen, das am 1. Aug. 1828  
„Abendzeitung“ erschien. Es begann:

Was kann nicht oft aus einem Dinge werden,  
Wie klein scheint manches, wenn man es entdeckt!  
Es kommt ein neugebornes Kind auf Erden,  
Und niemand weiß, was in dem Burschen steckt.  
Der Zeit erst glückt's, die folgen ganz zu zeigen,  
Sie ist's, die der Erfindung Urteil spricht,  
Und riesengroß tritt aus bescheidnem Schweigen  
Der Nutzen der Erfindung dann ans Licht.

diesen Trivialitäten kommt dann der „Dichter“, nach und  
auf die Erfindung der Schnellpost und fährt dann fort:

Die Schnellpost leiht Kultur die raschen Schwingen  
Und beut ihr gern die schnellen Dienste an,  
Um bis ins Reich der Jnder vorzudringen,  
Daß allwärts Segen sich verbreiten kann.  
Die Reisemühe wird für den zum Spiele,  
Der dem beschwingten Sofa sich vertraut,  
Und eh' man sich's versteht, ist man am Ziele,  
Nach dem man sonst schier endlos ausgeschaut.

diesem Tone geht es dann noch ein ganzes Stück weiter.

Mit Recht überschütteten denn auch die vornehmeren Zeit das Blatt mit Spott und Hohn. „In Dresden“, schreibt Wilhelm Hauff im Oktober 1826 in einem Briefe in der „Abendzeitung“, „tanzt das Gnomen- und Zwergenvolk um den Abendgott Th. Hell, machen Sonettchen und Glossen, Dramaspielchen, Triolettchen, quaken lustig im Sumpf und haften für ganz tüchtige Nachtigallen, weil es immer einer dem andern versichert, mit der Voraussetzung, der andere fahre retour.“

Das hielt freilich Hauff nicht ab — da er eben die Zeitfänger sehen mußte, wo er seine Sachen absetzen konnte — einmal bei der „Abendzeitung“ eine Novelle oder einen Aufsatz nicht anzubringen.

Weit schärfer als Hauff und auch auf öffentlichem literarischem Markte ging Laube gegen die „Abendzeitung“ vor. Er sprach dabei wie von einem längst dahingeschiedenen Blatt, durch die Wirkung der heißenden Satire noch gesteigert: „Von Theodor Hell und seinen Freunden — ‚spricht er allen Schrecken des Gewissens, von Hell und seinen Freunden spricht mir nicht!‘“ so begann er seinen Artikel gegen die „Abendzeitung an der Elbe“.\*) „Die breite, endlose, wasserlose Wüste der Restaurationzeit unserer Literatur mit der trockenen, dürren Erde und dem langweilig ununterbrochen blaßblauen Himmel stellt sich vor unsere Blicke, und man schüttelt sich in Durst und Verachtung. Wahrlich, jene ‚Abendzeitung‘, der Moniteur unsrer Literatur, in der Mäßigkeit und Schwäche, und aller darum herkrabbelnden ähnlichen Schriften ist ein traurig Blatt unsrer Literaturgeschichte.“ Es gibt eine alte halbchristliche Sage, daß diejenigen Leute, die nicht recht gut und nicht recht schlecht sind, weder in den Himmel noch in die Hölle kommen, sondern auf die ‚grüne Wiese‘.

---

\*) Heinrich Laube, Moderne Charakteristiken. Mannheim 1835. S. 135—144, Ausführlich legt das damalige literarische Leben in Dresden dar. Herm. Anders Krüger in seinem Buche „Pseudoromantik. Friedrich Kind und der Dresdener Liederkreis“, Leipzig 1904, dar. Auch hier erzählt er die „Abendzeitung“ eine harte Beurteilung. Mit mehr Nachsicht schildert Boeten an der Elbe Moriz Berndt in seiner Abhandlung „Dresdener literarische Verhältnisse in den Jahren 1815 bis 1830“ (Grenzboten, 1881, Nr. 37).

Biese', das Symbol der grauen Mittelmäßigkeit, ist die  
 in Deutschland, auf welcher Theodor Hell und seine  
 ihr saftloses, schwächliches Wesen treiben, die Lüneburger  
 r Schriftstellerei, auf welcher das dürftige Völkchen der  
 ucken seine kümmerliche, spärliche Nahrung sucht. . . .  
 rage gab es mehr, keine Zweifel, keine Gegensätze; die  
 obte nur, auch wenn sie tabelte; man küßte sich auf beide  
 , wenn man sich drei Stunden lang nicht gesehen; man  
 immer; das Herz war von Papiermaché, die Augen von  
 und die Konversation wurde auf einige bestimmte Noten  
 Claren schrieb sein ‚Bergigmeinnicht‘, und Theodor Hell  
 alle Jahre ein anderes Sonnett dafür, um zu zeigen, wie  
 chtkunst nichts sagen könne über nichts. Theodor Hell und  
 Freunde sind die literarischen Jakobiner Deutschlands; wie  
 ie Freiheit, so ruinierten diese den Geschmack und die Kunst.  
 mordeten durch die Guillotine, diese durch Langeweile . . . .  
 zeit der ‚Abendzeitung‘ war die Zeit der Grippe in unsrer  
 tur: die schönen Wissenschaften emmigierten sich und hatten  
 Schnupfen; die Leute waren nicht krank, denn das ist ein  
 iedener, ganzer Zustand, sie waren kränklich, sie aßen lauter  
 hten Kuchen und hatten aufgeschwemmte Gesichter. So sind  
 Schriften: wie der sächsische Dialekt breiweich; man greift  
 all durch und greift nichts. Sie sind ein schwammiges Holz,  
 muß man nichts schnitzen, das man nicht brennen kann. In  
 Wissenschaft süßliche Bedauten, in der Kunst Wortklimperer  
 verwässertem Geschmack, in der Kritik Speichellecker, mutlose  
 weltsmenschen, oder schwachnervige Kleinigkeitskrämer. Eine  
 ratur der Visitenkarten!“ Schließlich kommt er auch noch  
 die „Memoiren der Abendzeitungs-Epoche“, wie er den von  
 l herausgegebenen Briefwechsel zwischen diesem und Ran der  
 lde nennt, zu sprechen und ruft aus: „Man kann des Todes  
 hrecken vor dieser friedseligen Beschränktheit; alle künstlerische  
 efulation, alle höhere Kultur scheint verloren gegangen zu  
 n; lauter häusliche Kartoffelgedanken kriechen vorüber!“

Aber trotz dieses Spottes und Hohnes erschien die „Abend-  
 lung“ ruhig weiter und hatte auch noch viele Jahre ihr großes

Publikum, brachte auch sogar hie und da einige Auffä-  
 deutenderen Autoren, z. B. Artikel von dem jungen Richard  
 der unter dem Pseudonym „Freudenfeuer“ mit Witz zu  
 die verschiedensten Mißstände geißelte. Lange Zeit er-  
 die Zeitschrift der für die damaligen Verhältnisse recht-  
 lichen Auflage von 1200 Exemplaren, während der „Ge-  
 nicht viel über 600 Exemplare hinauskam. Einen  
 Leserkreis mag sie sich übrigens wohl dadurch erhalten  
 daß sie eine Zeit lang wertvolle Besprechungen  
 Aufführungen des Dresdener Hof-Theaters brachte. Dies  
 von keinem Geringeren als Ludwig Tieck her. Tieck  
 zwar durchaus von den Abendzeitungs-Leuten fern um  
 sich über ihr Treiben sogar bisweilen lustig, wie z. B.  
 Novelle „Die Vogelscheuche“, in der Theodor Hell als  
 Lederbrinna figuriert; auf Wunsch des Hoftheater-Direk-  
 von Könnert hatte er sich aber bereit finden lassen, die  
 über die theatralischen Aufführungen in der „Abendzeitung“  
 übernehmen. Theodor Hell, der auch gleichzeitig Theater-  
 war, mußte aus Rücksichten auf seinen Chef dem ihm we-  
 pathischen Dichter die Spalten der „Abendzeitung“ öffnen,  
 gern er es auch tat. Später gab Tieck diese Besprechungen  
 dem Titel „Dramaturgische Blätter“ auch in Buchform.

Bei dem „Morgenblatt“, dem „Gesellschafter“ und  
 „Abendzeitung“ sei schließlich auch noch die „Eos, Zeitschrift  
 Bayern zur Erheiterung und Belehrung“ erwähnt, weil sie  
 der zwanziger Jahre verhängnisvoll in das Leben Heinrich  
 eingriff; im übrigen blieb sie unbedeutend. Sie wurde  
 1818 gegründet, von C. C. von Mann herausgegeben und er-  
 zunächst in München, siedelte aber 1820 nach Nürnberg und  
 nach Leipzig über, kehrte jedoch 1822 nach München zurück  
 kam nun dort, redigiert von Eßholz und F. Herbst, bis Ende  
 heraus. In dieser zweiten Münchener Zeit gehörten G.  
 Baader, Mon, Ringseis und Döllinger zu ihren Mitarbei-  
 und diese waren es, die 1828 in der „Eos“ einen Feldzug  
 Heine eröffneten, als bekannt wurde, daß der Dichter eine  
 Professur für Literaturgeschichte an der Universität München erba-



Besonders trat Döllinger mit aller Heftigkeit gegen Heine er anonyme Artikel in Nr. 132 stammt, wie Stemplinger unzweifelhaft aus Döllingers Feder. Es werden dort „Isebilder“ zerzaust, und es wird dem Verfasser „Lästerung vorgeworfen, „was dem Christen das Heiligste ist.“ Auch Nr. 1 und Nr. 19 des Jahrganges 1829 erschienen An= gegen Heine. „Er schimpft auf die katholische Kirche,“ 3 dort, „so gut wie ‚Hesperus‘ und die ‚Neckarzeitung‘, tut es nicht wie diese mit plumper Derbheit, sondern mit ewissen (freilich etwas judaisierenden) Grazie, und auf ihn der Vers des Sophokles passen, den Plutarch auf Timo= anwendet: Welche Venus, welche Liebesgöttin legte Hand an was er tat?“ Der Zweck dieser Angriffe wurde denn auch ndig erreicht, König Ludwig lehnte es ab, das ihm vom ter von Schenk vorgelegte Dekret zu unterzeichnen, welches zum Literaturprofessor ernennen sollte. Heine wurde da= aufs schmerzlichste getroffen und hat den Schlag wohl als verwunden. Mit Spott und Hohn überschüttete er seit= die „Nachtulen der Kongregation“ in München nebst König nig, und nach zwanzig Jahren noch schrieb er im „Romancero“:

„Apropos! Der erzinfame  
Pfaffe Dollingerius —  
Das ist ungefähr sein Name —  
Lebt er noch am Isarfluß?  
Dieser bleibt mir unvergeßlich  
Bei dem reinen Sonnenlicht!  
Niemals schaut' ich solch ein häßlich  
Armesünderangeficht . . . .  
Sah' ihn am Charfreitag wallen  
In dem Zug der Prozession,  
Von den dunkeln Männern allen  
Wohl die dunkelste Person.“

Ohne jedes literarische Gepräge blieben der Ruhnsche „Frei= tige“ in Berlin, die „Zeitung für die elegante Welt“

\*) E. Stemplinger, Heine in München. Frankf. Ztg., Jan. 1900. Ver= che außerdem Friedrich, Ignaz von Döllinger. 3 Teile. München 18—1901.

in Leipzig, der in Schwelm wieder erstandene „Germania“ jedoch bisweilen wertvolle Artikel über Industrie und Baugeschichte enthielt, die Bänderlesche „Theaterzeitung“ in Wien u. a. Doch mag erwähnt sein, daß der „Freimütige“ einmal (1827) in der Lage war, eine Novelle zu bringen, die von keinem Geringeren herrührte als von dem späteren Feldmarschall. Moltke schrieb diese Novelle, kurz nachdem er eine schwere Herzenskrisis durchgemacht hatte. In dem Bade Ober-Salzbrunn, wo er nach Abjournieren der Kriegsschule im Jahre 1825 zur Kräftigung seiner angegriffenen Gesundheit weilte, lernte er ein Mädchen kennen, das völlig geschaffen zu sein schien, ihn für das ganze Leben zu machen. In einem Briefe, in dem er sich seiner Mutter vertraute, schrieb er darüber: „Hier ist ein Mädchen, das verdient, Deine Schwiegertochter zu sein. Es ist eine Reichenbach. Sie ist bildschön und trefflich erzogen. Du könntest sie auf Händen tragen. Aber leider ist sie unvermögend.“ Moltke mußte daher schweren Herzens entsagen, und um sich aus der trüben Stimmung der Resignation hinwegzuhelfen, schrieb er die Novelle „Die beiden Freunde“, die dann schließlich den „Freimütigen“ fand.

Diese sämtlichen hier charakterisierten Zeitschriften der zwanziger Jahre stellen sich aber doch nur in bedingter Weise als Erzeugnisse dieses Jahrzehnts dar, insofern sie ja doch aus dem vorigen Jahrzehnt herübergenommen wurden; schöpferisch aufzutreten war aber der traurigen Periode des härtesten Druckes nur in äußerst geringem Maße möglich. Zwei Schriftsteller, und diese auch nur vermöge ihrer Geschicklichkeit in der Klopffechterei, im Witzgeplänkel und in der Benutzung literarischer Skandale, wußten sich einige Aufmerksamkeit für ihre journalistischen Unternehmungen beim großen Publikum zu erringen und spielten daher eine gewisse Rolle in der Journalistik jener Zeit: Müllner, der zunächst die „Gefate“ und das „Mitternachtsblatt“ gründete, und Saphir, der die „Berliner Schnellpost“ und den „Berliner Kurier“ ins Leben rief.

Schon im Cottaschen „Literaturblatt“ hatte Müllner ja

zu sticheln, herabzusetzen und zu verhöhnen, oft genug zu schießen lassen, jetzt bei der „Gefate“ und dem „Mitterte“, wo die Verleger sich um den Inhalt der Zeitschriften bekümmern vermochten, ließ er sich fessellos gehen und er ausgesprochene literarische Kandalist. Die „Gefate“ er 1823 im Verein mit dem Leipziger Verlagsbuch-  
Wienbrad. Dieser zahlte ihm ein Jahreshonorar von 2000 Talern, wofür Müllner die Aufsätze der Mitarbeiter (in Hauptsache Rezensionen von Büchern) mit „Randglossen“ zu hatte. Die Abhandlungen wurden also gleichsam noch mit einer reichlich mit Paprika gewürzten Müllnerschen überschüttet, so daß sie doppelt gepfeffert war und dem süchtigen Publikum doppelt gut schmecken sollte. Das war nicht der Fall. Das Publikum fand an diesen schier endlos Schmähungen, Verhöhnungen und hämischen Bemerkungen Geschmack, so daß die Zeitschrift schon nach Verlauf eines Jahres wieder einging. Müllner ließ sich dadurch jedoch nicht entmutigen, sondern entwarf nun mit dem Buchhändler Bieweg in Wien die Absicht, den Plan zu dem „Mitternachtsblatte“, für das ein weitlich erweitertes Gebiet in Aussicht genommen wurde. Müllner wollte nicht nur ein kritisches (nach Art des „Literaturblattes“ der „Gefate“), sondern zugleich auch ein ästhetisches Unterhaltungsblatt zu bieten, und zwar, wie er in dem Einführungswort „Was wir wünschen“ der ersten Nummer kundtat, ein sehr originell belletristisches. Allein Müllner besaß für ein solches weder die erforderliche ästhetische Bildung, noch den entsprechenden Takt, noch das nötige Rechtlichkeitsgefühl. Dazu kam; Bieweg einen verhängnisvollen Fehler beging; er billigte Müllner ein jährliches Honorar von 2000 Talern zu, doch sollte er von diesem Gelde auch die Beiträge der Mitarbeiter honorieren. Dieser Verbindlichkeit gegenüber zeigte aber Müllner ein sehr weites Gewissen. Er suchte die Beiträge so wohlfeil wie möglich, oder gar ganz unentgeltlich zu bekommen und brachte dafast nur mindertwertige Erzeugnisse. Dadurch enttäuschte er die Leser und schädigte das Ansehen des Blattes. Auch nahm er an dem kritisch-räsonierenden Teil, der sich in dem stehenden Artikel

„Preßzeitung und Kriegszeitung“ breit machte, bald einen großen Raum ein und wurde der Schauplatz vieler unersetzlicher Bänkereien. Die erste Nummer erschien mit dem Beginn des Jahres 1826 und lockte mit ihren Versprechungen, ihrem fallenden Titel und Müllners doch sehr populärem Namen eine ziemlich große Anzahl von Lesern an; allein schon der Beginn des zweiten Jahrganges ließ sehr zu wünschen übrig, so daß nicht auf seine Kosten kam. Zu dieser ungünstigen Zeit gesellte sich bald noch eine unangenehme Differenz zwischen Müllner und Bieweg. Dieser nahm, völlig kontraktwidrig, ohne Müllners Zustimmung, einen Aufsatz von August Klingemann über die schweigischen Theaterverhältnisse auf, in dem auch der Name des Geheimen Rats Schmidt-Philstedt mit dem Herzog von Braunschweig zur Sprache kam. Darüber geriet Müllner in solche Aufregung, daß er Bieweg verklagte, worauf dieser den Verlag des „Mitternachtblattes“ für den folgenden dritten Jahrgang kündigte. Müllner vermochte jedoch sein Blatt zu retten, indem er den Buchhändler Niedmann in Braunschweig zum neuen Verlag zu übernehmen. Darauf gab denn Müllner das „Mitternachtblatt“ noch bis zu seinem am 11. Juni 1827 erfolgten Tode bei Niedmann heraus. Weiterhin suchte er das Journal mit eigenen Kräften zu erhalten und änderte den Titel in „Mitternachtzeitung“; bald nachher verkaufte er es an den Buchhändler Tormeyer in Braunschweig, der es nun dadurch zu heben suchte, daß er den jungen Heinrich Laube am 1. Januar 1836 ab als Redakteur anstellte. Laube leitete die „Mitternachtzeitung“ etwa ein Jahr lang, jedoch ohne den Ruhm seines Namens, da diese von Preußen nicht gestattet war. Allein auch dieser Versuch war erfolglos; alles Interesse für das Blatt war doch dahingeschwunden, so daß der Verleger schließlich 1839 dessen weitere Herausgabe einstellen mußte.

Die Erfolge, welche Müllner mit seinem „Mitternachtblatt“ erzielte, waren mithin äußerst gering; immerhin kann er als

---

\*) Ludwig Geiger, Das Junge Deutschland und die preussische Zeitungs-  
Berlin, 1900, S. 166.

abteren Journalisten der zwanziger Jahre betrachtet werden. Ungländer, der im Jahre 1829 einen Aufsatz über Müllner „Foreign Review“ veröffentlichte, hob hervor, daß das „Salgeschäft“ dem „Nabob von Weißenfels“ noch am besten in der Hand gehe; er sei nicht ohne eine Ader von eigenem Verstand sein „Mitternachtblatt“ sei zur Zeit gewissermaßen das beste Journal Deutschlands. Aber sein Stil sei doch bloß ein gemeiner Schänkenstil, zänkisch, prahlend, mit einem Anstrich von Niedrigkeit, ein halb unehonetter Stil, der nach Tabak und süßen Getränken rieche. Wirklich wertvolle Kenntniß oder Kritik werde in dem Blatte nicht mitgeteilt. \*)

Einen noch geringeren geistigen Gehalt, als die Müllnerschen, haben die Saphirschen Journale. M. G. Saphir, geboren am 1. Februar 1795 als der Sohn eines jüdischen Oberlandessteuerbeamten zu Lovas-Berény in Ungarn, bildete sich anfangs zum Kaufmann aus, wandte sich dann aber der Schriftstellerei zu, machte Beiträge für Bäuerles Theaterzeitung, kam aber mit der Zeit in Konflikt und ging deshalb im Sommer 1825 nach Berlin, wo er zunächst von 1826 bis 1827 die „Berliner Generalpost“ und von 1827 bis 1829 den „Berliner Kurier“ herausgab. Ganz unerwartet nahm jedoch seine Berliner journalistische Tätigkeit 1829 ein jähes Ende. Er hatte den Ruf der jüngeren Schwester der von Berlin vergötterten Henriette Sontag frivol und anstößig angetastet, wodurch er nicht nur die Sympathie der Berliner verlor, sondern sich auch eine sechswöchige Gefängnisstrafe zuzog und dadurch seine ganze gesellschaftliche Stellung verlor. Er konnte denn auch nicht länger in Berlin verweilen und siedelte nach München über. Den Wert seiner Berliner Journale mag man nun so gering anschlagen, wie man will, trotzdem muß man aber doch zugeben, daß er mit ihnen insofern etwas Neues brachte, als er alle Erscheinungen und Ereignisse des Tages durch die Brille des Humors betrachtete, was gegenüber der sentimental und süßlich-lasziven Stimmung der andern

\*) Schütz, Müllners Leben, Charakter und Geist. Meissen, 1830, S. 186, 187, 200 u. 436.

Journale gewiß zunächst sehr angenehm empfunden wurde. Der Philosoph Hegel fühlte sich erfrischt durch den Saphir'schen Witz und zog den Humoristen öfters zu Tisch. Heinrich Heine amüsierte sich, wie er an seinen Freund Joseph Lehmann, nachmaligen Begründer des „Magazins für die Literatur des Auslandes“, schrieb, „königlich“ über die Kapriolen der „Schnellpost“, und in der großen Masse des Publikums wurden die Nummern der Journale sozusagen verschlungen. „Das Quartal der ‚Schnellpost‘ war das Evangelium der Zeit“, erzählt Holtei in seinen Lebenserinnerungen. „Ich habe Trost gefunden, als ich den Saphir auf ihrem Boock und Gemüseweiber vor ihren Köchen daran erbauen sehen.“ Leider schwang sich aber Saphir nicht dem wahren Humor empor; er wurde nicht der Weise, der er über die Torheiten der Welt und über diese lächelt, ist nur der Witzbold, der durch Wortverrenkungen, komische Zusammenstellungen, drollige Vergleiche die Leute lachen machte, damit irgend eine Idee auszusprechen, oder gar eine Betrachtung zum Ausdruck zu bringen. Seine „Abhandlungen“, „Betrachtungen“, „Skizzen“, „Novellen“, „Vorträge“ u. s. w. sind daher weiter nichts, als ein regelloses Geplauder, in welchem in humoristischen Worthascherien, Kalauern, beißenden Bemerkungen und böshaften Witzeleien das Mögliche leistete. Dies zeigte sich schon in seinen Überschriften, wie z. B. den folgenden: „Das ausgestopfte Beethovenfest, oder Ach und Krach über das Beethovenfest“, „Die deutsche Butter in bezug auf deutsche Literatur, Kunst und Zensur“, „Leere Betrachtungen über den mir liegenden leeren Bogen Papier“, „Unseres Herrgotts Beiseite im Wirtshause des Lebens“ etc. Von seinen Witzstücken sind nur einige als Beispiele der ganzen Art angeführt: Als der Zensur Beh. Rat Granow in Berlin gestorben war, der durch seine Streichungen in so manchem Manuskripte die größten Verheerungen angerichtet hatte, erklärte Saphir, Granow sei gar nicht gestorben, er sei jetzt nur im Jenseits „bei dem Konzert der ewigen Sphäre als Streichinstrument angestellt.“ Die „schwarze Kunst“ meinte er, heiße so, weil sie die Kunst sei, den Menschen etwas weiß zu machen. Als in Wien die Börse in ein neues Gebäude verlegt

war, warf er die Frage auf: „Warum haben jetzt die kein Geld? — Je nun, weil sie ihre Börse verlegt.“ Von einem biedern Tapezierer behauptete er, seine Begehr berechtige ihn, „selbst Throne auszuschlagen“. In einer Reihe über eine Bergpartie, die auf Eseln unternommen wurde, erzählte er: „Die Esel sind die ersten Urheber und Wegbahner der Freiheit, denn auf Eseln kann man auf hohe Berge kommen, und auf den Bergen — sagt Schiller — wohnt die Freiheit.“ Von demselben versicherte er, daß es dort keine Krebsse gäbe, ganz einseitig an ein Zurückgehen von dort gar nicht zu denken sei. Die mit aller Gewalt erzwungenen Pointen, solche Fabeln und Ländeleien konnten aber nur ein Publikum erreichen, das auf die sorgfältigste geistige Kost gesetzt war, und als von 1830 ab ein frischerer geistiger Luftstrom zu wehen begann, schwand die Popularität Saphirs schnell dahin, besonders in den gebildeten Kreisen. Immerhin hat Saphir einen gewissen Einfluß auf die Berliner Journalistik ausgeübt; er hat eine größere Beweglichkeit in den Stil gebracht und den Feuilleton-Witz eingeführt, der dann von Glasbrenner, Kossak, Stettenheim, Schmid-Cabanis u. a. weiter kultiviert wurde.

Endlich seien der Vollständigkeit halber noch einige Journale erwähnt, die wohl hie und da einmal bei einer Schilderung der 20er Jahre genannt werden, aber auf das geistige Leben der Nation doch niemals einen tieferen Einfluß ausübten, die „neue Berliner Monatschrift“, 1821 von Fr. Förster gegründet und hauptsächlich der Verherrlichung Goethes gewidmet, 1823 in Breslau von Karl Schall und Holtei ins Leben gegangenen „Deutschen Blätter für Poesie“, die 1824 und 25 erschienenen „Berlinische Zeitschrift für Wissenschaft und Literatur“, herausgegeben von F. W. Goedicke, die Zeitschrift „Britannia“ von Karl Heinrich Hermes, die 1827 in Stuttgart herauskam, das „Berliner Konversationsblatt“, das Förster und Häring von 1827 bis 1829 erscheinen ließen, das „Jahrbuch für wissenschaftliche Kritik“, das E. Gans und Hegel von 1827 bis 1840 herausgaben, und „Das Ausland“, ein russisches Unternehmen, mit dem das geistige Leben besonders



Englands, Frankreichs und Italiens den Deutschen näher werden sollte. Das Blatt erschien vom 1. Januar 1825 zwar zunächst täglich. Die Ausgabe erfolgte in München; nächst leitete es Dr. Mebold, dann von Mitte 1831 ab Lautenbacher. Der Inhalt bot viel Belletristik und Geographie, die Naturwissenschaft blieb anfangs völlig unvertreten, die Erdkunde wurde berücksichtigt. Das Journal fand jedoch keinen Anklang, so daß, als Dr. Lautenbacher 1833 gestorben war, Nachfolger Dr. Ed. Widemann die Erd- und Völkerkunde alleinigen Hauptgebiete erhob und die Zeitschrift zu einem geographischen Blatte umgestaltete. Vom 1. Jan. 1853 an erschien es dann auch nur wöchentlich. Nach Widemanns 1854 erfolgtem Tode übernahm der Geograph Oskar Ferdinand Beschel die Leitung des Blattes und nach dessen Weggange nach Leipzig 1872 Friedrich von Hellwald, der noch die Kulturgeschichte in das Bereich der Zeitschrift zog und diese außerdem zum Organe der Darwinischen Lehre machte. 1873 siedelte das Blatt nach Stuttgart über.

Die vernichtende Wirkung der Karlsbader Beschlüsse zeigte sich also in der gesamten Zeitschriftenliteratur der zwanziger Jahre in der traurigsten Weise geltend gemacht. Keine einzige Zeitschrift vermochte in diesem öden Jahrzehnt eine gewisse führende Stellung im geistigen Leben der Nation einzunehmen; um überhaupt bestehen zu können, mußten sich alle Journale im leichtesten Wasser halten. Verächtlich sagte daher Goethe von dem ganzen Zeitungs- und Zeitschriftenwust dieser Periode:

Wer hätte auf deutsche Blätter acht,  
Morgen, Mittag, Abend und Mitternacht,  
Der wär' um alle seine Zeit gebracht,  
Hätte weder Stunde, noch Tag, noch Nacht,  
Und wär' ums ganze Jahr gebracht;  
Das hätt' ich ihm gar sehr verdacht.



## Zweites Kapitel.

### Wiedererwachen des nationalen Geistes.

(1830—1848.)

Bundesstaaten und der neue Geist. Die Maßregeln zur „Bändigung  
tischen Revolution“. Die „sechs Artikel“. Weitere Beschlüsse zur  
den „Säuberung“. Die allgemeine Demagogenhetze. Reinigung der  
gskliteratur. Börne und Hoffmann von Fallersleben über die Öde der  
gen. Das Vorgehen gegen das Junge Deutschland. Der Kampf der  
Geister gegen die Zensur. Gustav Freytag über die Zensur. Witz  
und Satire über die Preßverhältnisse.

Die Öde und Dumpsheit, zu der nach und nach in den  
ziger Jahren das ganze politische Leben Deutschlands hinab-  
lickt worden war, sollte jedoch gleich zu Beginn der dreißiger  
re ein rasches Ende nehmen. In Frankreich hatte das Volk  
gewalttätigen und eidbrüchigen König Karl X. kurzer Hand  
Throne gestoßen und sich, mit Louis Philipp an der Spitze,  
neue, auf liberalen Grundsätzen fußende Staatseinrichtung  
haffen. Diese mit bisher noch nie gesehener Schnelligkeit voll-  
ene Umwandlung versetzte ganz Deutschland in große Erregung  
weckte in allen patriotischen Herzen aufs neue den lebhaften  
wünsch, auch bei uns die staatlichen Angelegenheiten einer gedeih-  
eren Ausgestaltung entgegen geführt zu sehen. Allwärts  
scholl wieder der Ruf nach Reformen, und besonders wurde der  
wünsch laut, daß endlich die drei großen Versprechungen der Be-  
ziehungsjahre, der Einführung landständischer Verfassungen, der  
ensurfreiheit und der allgemeinen deutschen Handelsfreiheit, ein-

gelöst werden möchten. In Baden, Hessen, Sachsen, kam es zu hochgestimmten patriotischen Festen, Stürmischen Sammlungen und selbst zu Exzessen, und in Braunschweig sogar der junge Herzog Karl, der sich einer argen Mißthat schuldig gemacht hatte, über die Grenze gejagt.

Erschrocken fuhren die deutschen Regierungen auf. Das Gefühl der Sicherheit, in dem sie sich bisher gewiegt hatten, wie Schnee an der Sonne dahin. Das Legimitätsprinzip, die heilige Allianz hatten sich als vollständig wertlos erprobt, ein beängstigendes Gefühl der Haltlosigkeit bemächtigte die leitenden Staatsmänner. Metternich fühlte erdrückend die Macht seines Systems und bekannte offen, daß er „geißelt“ worden sei, und Genz wußte weiter nichts, als den Rat, in allen Fällen den Frieden zu erhalten. Verschiedene deutsche Regierungen, in deren Gebieten es besonders erregt zugegangen, suchten denn auch rasch viele Zugeständnisse und suchten dadurch die Bewegung zu beschwören.

Unterdessen glätteten sich die Wogen wieder; eine Gefahr von Frankreich her war nicht mehr zu befürchten; einen blutigen Aufstand der Polen, der ebenfalls verhängnisvoll für Deutschland hätte werden können, hatte Rußland mit barbarischer Gewalt niedergeschlagen — es wäre doch wohl nicht so schlimm gemeint man jetzt in den Kabinetten; besonders aber geißelte Metternich rasch auf seine frühere Sicherheit. Er ließ sich zu schnell einschüchtern lassen, meinte er, und drang darauf, daß die Zügel wieder straffer angezogen würden. Bereits im September 1831 trat er in Verhandlung mit Preußen und suchte dies „zur Bändigung der deutschen Revolution“ die schärfsten Maßregeln zu gewinnen. Er wollte nichts mehr und nichts weniger, als die vollständige Vernichtung der „nationalen deutschen Verfassungen neufranzösischen Stils“ und eine totale Beschränkung der Presse, wie sie in Oesterreich gehandhabt wurde. Aber ein so gewaltsames Vorgehen erforderte doch zunächst ein neues Bundesgesetz, und ein solches, so bedeutete Preußen den österreichischen Staatskanzler, dürfte doch nicht so leicht durchzusetzen sein. Immerhin könne man sich aber innerhalb der

Der Wiener Schlußakte über verschiedene Maßregeln ver-

Diesen Anschauungen mußte Metternich schließlich zu-  
worauf man sich über sechs Artikel einigte, die dann  
n Bundestage gutgeheißen und unter dem 28. Juni 1832  
gegeben wurden.

Diese verhängnisvollen sechs Artikel sollten sowohl „die rohe  
aufgeregter Volkshaufen,“ als auch „eine in das ver-  
mäßige Gewand ständischer Opposition gekleidete An-  
des demokratischen, mit einer zügellosen Presse verbün-  
beistes“ bekämpfen, die „die Macht der Regierungen teils  
suchen, teils wirklich schon geschwächt und ihnen  
ndnisse von Rechten abgenötigt haben, oder noch abzu-  
drohen, deren sie sich ohne Gefahr für die Erhaltung  
der Ordnung und eines gesicherten geschlichen Zustandes  
hilverstandenen Interesse ihrer Untertanen nicht entäußern  
.“

Gegen diese „Grundübel“ sollte sich 1) eine neue Aus-  
des Artikels 57 der Wiener Schlußakte richten. Da nach  
Artikel die gesamte Staatsgewalt in dem Oberhaupte des  
es vereinigt bleiben solle und der Souverän durch eine  
ändische Verfassung nur in der Ausübung bestimmter Rechte  
ie Mitwirkung der Stände gebunden werden könne, so sei  
ein deutscher Souverän, als Mitglied des Bundes, zur Ver-  
ng einer hiermit im Widerspruch stehenden Petition nicht  
berechtigt, sondern verpflichtet. Da 2) gleichfalls nach dem  
e desselben Artikels keinem deutschen Souverän durch die  
stände die zur Führung einer den Bundespflichten und der  
esverfassung entsprechenden Regierung notwendigen Mittel  
eigert werden dürften, so hätten die Stände kein Recht, mittel-  
oder unmittelbar die Bewilligung der Steuern an die Er-  
ng anderweitiger Bedingungen zu knüpfen. Hierher gehörige  
e seien solche, auf welche die Artikel 25 und 26 der Wiener  
ußakte anwendbar seien, die bei einer Widersetzlichkeit der  
ertanen gegen die Regierung die Bundesglieder zu gegenseitiger  
sleistung verpflichten. 3) Die innere Gesetzgebung der deut-  
a Bundesstaaten dürfe weder dem Zwecke des Bundes irgend  
n Eintrag tun, noch der Erfüllung sonstiger bundesverfassungs-

gemäßiger Verbindlichkeiten gegen den Bund hinderlich sein. die Würde und Gerechtfame des Bundes und der ihn vertretenden Versammlung gegen Eingriffe aller Art sicher zu zugleich auch in den einzelnen Bundesstaaten die Harmonie zwischen den Regierungen und den Ständen bestehende Verfassungsmäßigen Verhältnisse zu erleichtern, solle vom Bund eine mit diesem Geschäfte besonders beauftragte Kommission häufig auf sechs Jahre ernannt werden. 5) Da, wo Öffentliche Verhandlungen durch die Verfassung gestattet sei, die Grenze der freien Äußerung auf keine die Ruhe des Bundesstaates oder des gesamten Deutschlands gefährdende überschritten werden, weshalb sämtliche Bundesstaaten sich gegenseitig verpflichteten, zur Verhütung von dergleichen Angriffen angemessensten Anordnungen zu erlassen und zu handhaben. 6) Die Bundesversammlung sei zu einer Auslegung der Bundesakte und der Wiener Schlußakte mit rechtlicher Wirkung ausschließlich der Bund berechtigt, der dieses Recht durch die Bundesversammlung ausübe.

Mit diesen sechs Artikeln wurden dem Volke so ziemlich alle Rechte genommen. Es sollte nicht mehr an die alten Verfassungen erinnern; es war ihm künftig verboten, irgend einen Druck zur Erlangung des Versprochenen auszuüben; es sollte nicht mehr befugt sein, die Bestimmungen der Bundesakte und der Wiener Schlußakte zu erörtern und auszulegen, und es sollte ihm nicht mehr gestattet sein, an die Verhandlungen der Wiener Kongresse irgend welche Erörterungen zu knüpfen. Durch diese Bestimmungen war in erster Linie der Presse jede Behandlung politischer Fragen abgeschnitten. Falls sich nun aber dennoch die Presse zu politischen Diskussionen verirre, oder irgend ein „Schwärmer“ bei irgend einer Gelegenheit unschickliche Reden über Deutschlands Lage oder Zukunft führe, sollte eine besondere Kommission eingesetzt werden, die darüber zu wachen habe, daß die Bestimmungen der sechs Artikel genau befolgt würden.

Wie ein schwerer Donnerschlag fuhr die Nachricht von der Festsetzung dieser sechs Artikel in das hoffnungsfreudige politische

utschlands. Wie gelähmt fühlten sich alle, die noch so politischen Zusammenkünften, wie beim Hambacher Feste, tischen Frühling“ zugejubelt hatten. Immerhin wurden nignifache Versuche gemacht, die verbrieften Rechte wieder zlangten. In vielen Adressen und Protestationen wurde ung gegen die freventliche Beschränkung der Freiheit ein- a den Landtagen wurden bittere Klagen gegen diese heim- Snebelung erhoben, und in der Presse erklang „der letzte Ab erstickte Notschrei.“ Allein jedweder Einspruch war h. Metternich fühlte sich wieder so fest im Sattel, daß nicht die geringste Milderung eintreten ließ, ja die Zügel och straffer anzog. Kurze Zeit nach der Veröffentlichung s Artikel veranlaßte er noch weitere politische Bundes- e, die noch tiefer in das öffentliche Leben einschnitten. de beschlossen, fortan sollte keine in einem nicht zum Bunde den Staate in deutscher Sprache erscheinende Zeitschrift ht über 20 Bogen starke Schrift politischen Inhalts ohne re Genehmigung der Regierungen zugelassen oder verbreitet . Alle Vereine zu politischen Zwecken wurden bei strenger verboten; in keiner Versammlung durften Reden politischen ts gehalten, keine Adressen oder Beschlüsse beantragt werden. öffentliche Tragen von Abzeichen, Bändern, Kokarden und von andern Farben als der Landesfarbe, das Aufstecken Fahnen und Flaggen zc. wurde mit schweren Strafen be- Die 1819 erlassenen und 1824 bestätigten Bundesbeschlüsse die Bewachung der Universitäten und öffentlichen Lehrer dringend eingeschärft. Endlich forderten diese Ordonnanzen den Regierungen die strengste Wachsamkeit auf alle Ein- chen, die durch Reden, Schriften oder Handlungen ihre Teil- e an aufrührerischen Plänen offenbart, oder Anlaß zu Ver- gegeben hätten; sie ermahnten zur geschärften Aufmerksam- auf Fremde, die sich wegen politischer Vergehen oder Ver- en in einen Bundesstaat begeben hätten, und sprachen schließ- die Verpflichtung der Bundesregierungen aus, diejenigen, je, um der Strafe für ein in einem Bundesstaate begangenes

politisches Vergehen oder Verbrechen sich zu entziehen, in ein anderes Bundesland geflüchtet seien, sogleich auszusuchen und sich gegenseitig die prompteste militärische Assistance zu leisten.

Diese Bundesbeschlüsse wurden von den einzelnen Staaten sofort als Landesgesetze veröffentlicht, und darauf bezugsnehmend wärts eine allgemeine „Säuberung“. Viele angesehene Persönlichkeiten wurden in die Gefängnisse gesteckt, etwade von Studenten, die sich als Burschenschaftler am Leben beteiligt und Projekten „zur Herbeiführung einer einheitlichen Verfassung Deutschlands“ nahe gestanden. Eine allgemeine „Demagogenheze“ entwickelte sich, der auch Fritz Reuter zum Opfer fiel. Daneben ward eine Reinigung der Zeitungsliteratur durchgeführt und jedes Blatt unterdrückt. Aus den Zeitungen, die übrig geblieben, alsbald eine öde Leere. „Die deutschen Blätter,“ schrieb er, „die politischen sowohl, wie die nichtpolitischen, sind ganz schreiblich abgeschmackt. Die Armut hat doch sonst etwas Politisches, die Bettelei hat etwas Rührendes; aber die Blätter haben von der Armut nur das Widrige und von der Bettelei nur das Unausstehliche.“ Und Hoffmann von Fallersleben rief mit bitterem Hohne aus:

Wie sind doch die Zeitungen interessant  
für unser liebes Vaterland!  
Was ist uns nicht alles berichtet worden!  
Ein Portepfeführer ist Leutnant geworden,  
Ein Oberhofprediger erhielt einen Orden,  
Die Lakaien erhielten silberne Borden,  
Die höchsten Herrschaften gehen nach Norden,  
Und zeitig ist es Frühling geworden. —  
Wie interessant, wie interessant!  
Gott segne das liebe Vaterland!

Doch nicht nur die politische, sondern auch die poetische Literatur sollte unter die strengste Aufsicht gestellt werden. Fallersleben hatte Gutzkows Roman „Wally, die Zweiflerin“ als ein höchst gefährliches, Herz und Sinn vergiftendes Buch bezeichnet und zugleich auch über die sämtlichen übrigen Werke der jungen Dichter-Generation, die sich jetzt hervordrängen,



Die junge Deutschland nannte man sie — das Anathema, worauf nun Preußen und Oesterreich beim Bundestage eingriffen, auch hier vorsorgend einzugreifen und der Verweigerung zu wehren. Allein es konnte nicht gleich eine allgemeine Freizügigkeit erzielt werden, weil besonders Württemberg der Gefahr überzeugt war; doch mußte Metternich alle Bedenken zu verscheuchen, so daß der Bundestag am 10. Dezember 1835 folgenden Beschluß faßte: 1. alle Bundesregierungen sollen gegen Gutzkow, Wienbarg, Mundt und auch Heine die Gesetze ihres Landes in Anwendung bringen und die Verbreitung ihrer Schriften hindern, 2. die Verleger jener Schriften warnen und 3. eine spezielle Verbotsschrift durch den Hamburger Senat der Buchhandlung Hoffmann und Campe zugehen lassen.

Das gesamte geistige Leben hatte aber seit 1830 doch einen neuen Impuls erhalten, daß alle diese Gesetzesbestimmungen zu einem gewissen Grade zu wirken vermochten; voll- auf den früheren Stand zurückschrauben, oder gar ver- konnten sie es nicht; immer wieder brach es durch; immer neue wußte es sich geltend zu machen. Um nun aber, trotz Beschränkung, doch das sagen zu können, was sie erfüllte bewegte, mußte die junge Generation jetzt eine ganz besondere Art erfinden, bei der man zwischen den Zeilen liest, mußte die feingeschliffenen Satire, zur geistreichen Malice und ge- auch zum derb zuhauenden burschikosen Witz greifen. Auch bildete sich ein ganz neuer Ton in der Zeitungsliteratur, der sich besonders in dem erbitterten Kampfe gegen die Zensur bewährte. Kaum jemals wieder ist eine verhaßte Institution mit einer solchen Fülle von in allen Farben schillerndem Spott und Hohn überschüttet worden, wie hier. „Gegen die Leiden des alten Beamtenstaates“, sagt Gustav Freytag in seiner Biographie Karl Mathys, „sind so viel Tintenfässer ge- worden. Aber die heftigsten Anklagen gegen die Zensur haben nur unvollständig den Jammer, die Verstimmung und die Bitterung wieder, welche durch diese tyrannische, freche und un- glückliche Gouvernante in die Seele des Volkes kamen. Sie machte

den Schriftsteller zum Rebellen und den Leser hämisch Feind der Monarchie hätte ein besseres Mittel erdacht: die Herrscher ihrem Volke widerwärtig zu machen. Des heuer erschien der Hochmut und unerträglich die Selbstsucht es unternahm, dem Volke das Urtheil über seine eigenen Tugenden zu wahren und jedes freie Wort in den Hals des Emperors zurückzustoßen.“

Aus der großen Menge der satirischen Bemerkungen, beißenden Witze über die Zensur und die Zensoren führt als Probe nur die folgenden an:

Der „Komet“ macht folgende Glosse: „Der Deutsche braucht 100 Jahre, daß etwas gesagt werde, und 100 Jahre, daß er es ausführe. Auf diese Weise dürfte uns der deutsche Kaiser in zirka 250 Jahren die (schon 1814) verheißene Preßfreiheit wahren.“

Der „Dorfbarbier“ stellt die Betrachtung an: Sachverständige haben ausgerechnet, daß aus einer Klafter Holz eine Million Streichhölzchen gemacht werden können, und daß man dabei verdient werden. Wie's doch heutzutage den Menschen so bequem gemacht wird. Wie lange mußten unsere Großmütter in der Küche mit Stahl und Stein hämmern, wenn sie Suppen kochen wollten. Und gleichwohl ist die Menschheit nicht zu danken. Undankbares Volk! Die Deutschen besitzen Streichhölzer, besitzen Schweigefreiheit und wollen nun gar noch Preßfreiheit.

Die „Breslauer Zeitung“ erzählt, Friedrich der Große hat bestimmt, daß an dem Jahrestage der Schlacht bei Hohenfriedberg nach 100 Jahren sich ein Nachkomme des Siegers, des Generalsmarschalls Grafen von Geßler, vom Könige von Preußen Gnade erbitten dürfe, worauf der „Charivari“ fragt: Ist Geßler unter uns, der im Namen des ganzen Volkes um eine mehr Preßfreiheit bittet?

Die „Signale“ berichten: Der berühmte Taschenspieler ist in Wien angekommen und wird dort folgende außergewöhnliche Kunststücke produzieren: Er wird sich Bäuerles „Illustrirte Theaterzeitung“ reichen lassen, sie in ein Kästchen verschließen, aber sogleich wieder öffnen und dem Publikum zeigen —

Darin ist. Er wird die Schere eines Krebses nehmen, sie in des Wasser legen und nach zwei Sekunden — einen Rotstift herausziehen. Endlich wird Bosco seine aus mitgebrachte Finsternis produzieren und den einleuchtenden Beweis führen, daß sie mit der deutschen Aufklärung leicht wechsell ist.

In der Blanderede des „Charivari“ fragt der Schauspieler Journalisten Z.: „Wer ist der Herr, der soeben hinaus-  
„Ach,“ erwidert Z., „ich spreche nicht gern Böses von hinter seinem Rücken; aber ich glaube, es war ein Zensur.“  
Und in einem „Zensurliede“ ruft Eduard Mautner dem zu:

Streiche nicht aus innerer Neigung,  
Streiche nicht aus reiner Lust,  
Streiche nicht aus Überzeugung,  
Streiche nur — wenn du es mußt!

Doch bemächtigten sich der Witz und die Satire auch der im allgemeinen, sowie überhaupt aller staatlichen Verhältnisse im Argen lagen.

Der „Charivari“ brachte das Distichon:

Als man die Freiheit begrub, da folgte die Presse dem Zuge;  
Lebte sie heute, gewiß, folgte der Presse sie nach.

Der „Dorfbarbier“ erzählte: Der große Gedächtniskünstler Ktlow, der auf 15000 Fragen antwortet, der da weiß, wie jeder Berg und Turm, wie tief jeder Brunnen ist, wurde gefragt, ob er auch wisse, wie viele Versprechungen seit dem Jahre 1813 dem deutschen Volke gemacht worden seien? Hier mußte die Ohnmacht bekennen. Er erklärte, solcher Versprechungen es so viele, daß kein menschliches Gedächtnis ihre Unzahl zu erforschen im stande sei.

In der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ las man folgende (übriglich fingierte) Bekanntmachung: „In einigen mir zur An- gekommenen, gegen Johannes Ronge gerichteten Schriften den Protestanten gesagt, daß sie den Denkmälern Blüchers die Verehrung erwiesen, wie die Katholiken den Abbildungen der Heiligen. Dem aber ist nicht so, denn niemals haben

Protestanten sich vor einem Standbilde Blüchers kniebeugend mit dem Gebete niedergelassen:

Heiliger Vorwärts,  
Hilf uns,  
daß wir nicht gehen rückwärts.

Obrist F. von Bülow."

Und nach der Hinrichtung des Attentäters Tschsch machte die Notiz die Kunde durch die Blätter:

Die letzten Worte Tschschs auf dem Schaffot sollen „Freiheit, Wahrheit und Gerechtigkeit“ gewesen sein. Solche Wünsche darf sich auch nur ein zum Tode Verurteilter ungeschert erlauben.

Diesem neuen Tone der Presse gegenüber erklärte Heinrich Leo, der bekannte Hallische reaktionäre Professor, in den hochkonservativen „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik“: „Da liberale Gesindel muß man für vollkommen machtlos halten, und man muß so viel unverwüßliche Lustigkeit besitzen, um diese Menschen als eine eigens zu seiner Aufheiterung bestimmte Pöbelsreißerbande zu betrachten.“

Das war aber eine vollständige Verkennung der Macht des nationalen Gedankens, der jetzt viele Tausende von Herzen erfüllt und immer nachdrücklicher sich Geltung zu verschaffen suchte.

2. Die Presseverhältnisse in den einzelnen Ländern. Das Zeitungswesen in Preußen seit 1830. Friedrich Wilhelms III. Erlaß gegen die „planmäßige Vergiftung des Zeitgeistes“. Das Ober-Zensur-Kollegium. Geh. Reg.-Rat v. Rehfues u. sein Organisationsplan für die Handhabung der Zensur. Sein Mißerfolg bei Friedrich Wilhelm III. Tschoppes Gutachten über die Maßregeln gegen die Presse. Das Vorgehen gegen das Junge Deutschland. Herrat John, der Zensor des Jungen Deutschlands. Die weiteren Zensurverhältnisse des Jungen Deutschlands. Aufhebung des Ober-Zensur-Kollegiums und Errichtung eines Ober-Zensur-Berichts. Die Magerkeit der preussischen Zeitungen. Arnold Ruge über den unwürdigen Zustand. Ein Süddeutscher über die Berliner Blätter. Die Bedrückungen der Zeitungs-Korrespondenten. Geringses Ansehen der Journalisten. Die „Allgem. Preuss. Zeitung“. Die „Spenersche Zeitung“. Neigt zur konservativen Richtung. Ihr Kunstreferent

L. Rötcher. Die „Dossische Zeitung“, das Organ des Berliner Bürger-  
 s. Ihr Mitarbeiter Wilibald Alexis. Friedrich Wilhelm IV. mißbilligt  
 die journalistische Tätigkeit. Die beiden Cholera-Zeitungen. Der miß-  
 glückte Versuch, ein christlich-konservatives Blatt zu gründen. Die „Schlesische  
 Zeitung“. Ihre Stellung zu den wirtschaftlichen und religiösen Fragen. Die  
 „Potsdamer Zeitung“. Ihr neuer Besitzer Eugen von Vaerst. Sein Pro-  
 gramm. Die Redakteure des Blattes. Die Zeitung geht an H. Barth über  
 und wird konservativ. Die „Allgem. Oder-Zeitung“, der „Oberschlesische  
 Anzeiger“. Die „Königsberger Zeitung“. Das geistige Leben in Königs-  
 berg. Johann Jacoby über die Zensur. Georg Friedrich Hartung und sein  
 Testament. Bedeutung und Wert der „Königsberger Zeitung“.  
 Sonstige Blätter des Ostens. Die „Magdeburgische Zeitung“. Ihre  
 Verhältnisse. Der neue Besitzer Gustav Faber. Dessen Vater über die  
 Situation der Zeitungen. Die „Magdeb. Ztg.“ steht in keinem „guten Ge-  
 schick“ in Berlin. Ihre Weiterentwicklung. Der „Hallische Kurier.“ Sein  
 Redakteur Gustav Schwetschke. Dessen Renkontre mit Friedrich Wilhelm IV.  
 Die „Hallische Volksblatt“. Die „Kölnische Zeitung“. Ihr Besitzer Joseph  
 Moench. Einrichtung eines feuilletons. Ankauf des „Welt- u. Staats-  
 Anzeigers“. Verbesserte Verbindung zwischen Berlin und Köln. Die Redakteure  
 der Zeitung: Hermes, Andree, Levin Schücking und Brüggemann. Die  
 bestehenden Zensurverhältnisse. Versuch, eine zweite Zeitung in Köln ins  
 Leben zu rufen. Der erste Versuch mißglückt. Gründung der „Rheinischen  
 Zeitung“. Das Blatt findet wegen seiner liberalen Tendenzen großen Beifall.  
 Zeitgenössisches Urteil. Die Redakteure Rutenberg und Marx. Ihre  
 Verhältnisse. Der Zensor Dolleschall. Die Zeitung wird unterdrückt. Das  
 burleske Nachspiel zur Tragödie. Die kleineren Blätter des Westens.

Nach diesem allgemeinen Überblick ist nun darzulegen, wie  
 die Einzelstaaten mit dem neuen Geiste abfanden, und wie  
 die sechs Artikel des Bundestages und die Beschlüsse gegen das  
 Reich Deutschland ihrer heimischen Presse gegenüber zur An-  
 wendung brachten. Dabei werden zugleich die Schicksale der ein-  
 zelnen Zeitungen ihre Darstellung finden.

Die beiden Hauptmächte Preußen und Oesterreich wurden von  
 der Bewegung, welche 1830 anhub, zunächst am wenigsten in  
 Leidenschaft gezogen. In Preußen scheute sich das Volk,  
 den greisen Könige Friedrich Wilhelm III. die Ruhe seiner letz-  
 ten Jahre zu stören; es hoffte auf die neue Zeit, die kommen  
 würde, wenn der geniale Kronprinz den Thron besteigen werde;  
 zudem empfand man auch die Unzulänglichkeit des deutschen Bundes  
 nicht in ihrer ganzen Kläglichkeit, da die festgefügte große

preussische Monarchie einen gewissen Ersatz für die mangelnde Nationaleinheit bot, und endlich hatten die vielen volkswirtschaftlichen Fortschritte in Preußen den Wohlstand nicht unerheblich gefördert und dadurch einem großen Teile der Bevölkerung eine gewisse behaglich-konservative Stimmung gegeben, die man sich durch erregte politische Diskussionen nicht stören lassen wollte. Erst als nach dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms III eine Enttäuschung auf die andere folgte, ergriff auch in Preußen der Wunsch nach einer Umgestaltung der Verhältnisse immer weitere Kreise.

Noch weit weniger wurde Österreich von der Bewegung berührt. Es war Metternich mit Hilfe Sedlnitzky's gelungen auch fürderhin alles geistige Leben darniederzuhalten, so daß die große Menge nicht einmal das Bedürfnis nach einer größeren geistigen Freiheit empfand.

Dagegen sah sich die Bevölkerung der kleinen Staaten auf das lebhafteste von dem neuen Geiste ergriffen. Sie mußte das Unzulängliche des deutschen Bundes oft genug schmerzlich fühlen, viel unter Willkür und Mißregierung leiden, besonders empfindlich in Kurhessen und Braunschweig, und es geduldig geschehen lassen, daß die während der Not der Befreiungskriege von den Regierungen gemachten Zugeständnisse nur in der Form gewährt und zum Teil auch wieder zurückgenommen wurden. Hier fanden also die liberalen Ideen, die in den Julitagen von 1830 in Paris proklamiert worden waren, den lebhaftesten Beifall.

In Preußen hatte bekanntlich das Ober-Zensur-Kollegium die Oberaufsicht über die Preßerzeugnisse auszuüben;\*) es besorgte dieses Geschäft jedoch mit solch geringem Interesse, daß nicht einmal die Hälfte der Mitglieder zu den Sitzungen erschien. Nun aber im Juli 1830 der Vulkan in Paris losbrach

---

\*) In der Mitte der vierziger Jahre erschienen in Preußen ca. 450 Zeitungen, Tagesblätter und Zeitschriften, von denen aber nur 42 politische Tendenzen verfolgten. Den Unterhaltungsblättern, deren es 190 gab, war es verboten, irgend etwas Politisches aufzunehmen. Dann gab es 104 Ordnungsblätter der Regierung. Den Rest bildeten Erbauungsblätter.

den Funkenregen bis nach Deutschland herüberwarf, drängte Regierung das Kollegium zu peinlichster Aufsicht, damit auch geringste Erregung sofort gedämpft werde. Der König Friedrich Wilhelm III. erließ sogar unter dem 6. Oktober 1830 eine Kabinettsordre, in der er Paris als den Herd der planmäßigen Vergiftung des Zeitgeistes bezeichnete und erklärte, daß das Geratenste sei, sämtliche Mittheilungen über revolutionäre Ereignisse in den deutschen Zeitungen zu verhindern. Alle revolutionären Bewegungen der letzten Zeit waren in seinen Augen durch die periodische Presse hervorgebracht worden, und er verlangte deshalb, daß das Ober=Censur=Kollegium, welches bisher zu spät erfahren habe, von sämtlichen im Lande erscheinenden Zeitungen und Tagesblättern politischen Inhalts ohne alle Ausnahme genaue Kenntniß nehme und alle außerhalb Deutschlands erscheinenden Schriften prüfe, um nöthigenfalls deren Verbreitung rechtzeitig entgegenzutreten. Allein um diesen Anforderungen entsprechen zu können, hätte der Staat einige Ausgaben machen müssen; Geld aber wollte der König an die Sache nicht wenden, und so wurde das Kollegium nur noch um einige neue Mitglieder verstärkt, u. a. durch den Geh. Reg.=Rat Tzschoppe, der sich bald als ein sehr heftiger Feind jeglicher Pressfreiheit zeigen sollte. Außerdem erhielten zwei Mitglieder des Kollegiums hiesige Besoldung, damit sie sich ausschließlich mit Censurangelegenheiten beschäftigen könnten. Ferner wurde bestimmt, daß die Censoren in den Provinzen künftig von den Regierungspräsidenten dem Oberpräsidenten und von diesem den mit der Aufsicht über das Censurwesen beauftragten Ministern in Vorschlag gebracht werden sollten. Dem Kollegium aber wurde aufgegeben, darüber zu berichten, welche Wirksamkeit den Präsidenten auf die Kontrolle der Censur einzuräumen, und welches Verfahren zum Verbote schädlicher Schriften einzuschlagen sei.

Alle diese Vorschriften, mit denen man dem Geiste der sechs Artikel des Bundestages zu entsprechen gedachte, hatten aber wenig Wirkung; deshalb suchten die Ministerien des Innern, des Auswärtigen und der Polizei nach wirksamern Maßregeln und beauftragten schließlich unter dem 14. Juni 1833 den damaligen



Regierungsbevollmächtigten an der Universität Bonn, den Geh. Reg.-Rat v. Rehfaes, das bisherige Zensur-Wesen einer genauen Revision zu unterwerfen und einen neuen Organisationsplan für die Handhabung der Zensur aufzustellen. Ph. S. von Rehfaes war ein feingebildeter, welterfahrener Mann, der sich auch durch seinen geistvollen historischen Roman „Scipio Cicala“ eine gute Stellung als Schriftsteller erworben hatte und außerdem der gemäßigt-liberalen Richtung angehörte. Es war also von ihm jedenfalls eine Besserung der Verhältnisse zu erwarten, und der That arbeitete er auch eine nach jeder Richtung hin wohlwogene Denkschrift von 169 Foliosciten aus, der er noch eine Geschäftsordnung von 166 Paragraphen, eine vertrauliche Instruktion von 144 Seiten, eine tabellarische Übersicht von 19 Punkten und schließlich den Entwurf eines Ausgabe-Etats für das Ober-Zensur-Kollegium von 47 Seiten beifügte. Am 10. Dezember 1833 überreichte er den genannten Ministerien die Schriftstücke.

Sein Hauptgedanke war, daß die literarischen Erscheinungen ebensowohl wie jedes andere Erzeugnis der geistigen Regsamkeit als ein Ausfluß und Ausdruck der allgemeinen großen geistigen Richtung ihrer Zeit zu betrachten seien und darum im Zusammenhang mit diesen Richtungen beurteilt werden müßten. Die beaufsichtigende Behörde müsse aber noch weiter gehen; sie müsse zu der Erkenntnis jener großen Bahnen vordringen, aus denen die einzelnen Erscheinungen im Leben der Nationen hervorgehen. Wo solche Erkenntnis mit sicherem Blick erreicht werde, würden sich Aufklärungen über die täglichen Hauptzustände der Nationen und Staaten ergeben, die für die Regierungen von der höchsten Wichtigkeit sein müßten. „Nur die Übung, in den kleinen Anfängen die große Erscheinung zu erkennen“, fährt er fort, „macht jene vorsehende Weisheit der Regierungskunst möglich, welche die früheren Lehrer derselben mit den Worten „Principiis obsta“ bezeichnet haben. Eine partielle Zensur ist immer nachtheilig. Sie alle guten und wohlberchneten Maßregeln wirkt die Zensur im tiefsten und wohlthätigsten durch ihr bloßes Dasein. Die Furcht vor der Wachsamkeit der Polizeianstalten fördert ihren Zweck

als alle Tätigkeit derselben, obgleich sie nur durch die Lehrgewonnen und erhalten wird. Diese Tätigkeit muß sich aber nicht abblenden; sie darf nie sprungweise wirken. Dadurch allein verfährt sich das Publikum an den Gedanken ihrer Allgegenwart, und dieser Ausdruck gewagt werden darf, und versöhnt sich auch mit ihr. Bricht sie nur hier und da, wenn auch immer zur Zeit, aus, so erscheint sie lauernd. Sie wird gehässig, man hütet sich vor ihr, die Hälfte ihrer Wirkung ist verloren. Die Zensur muß sich in einer Höhe des Wissens zeigen, welche imponiert, und in diesem Eingreifen die Milde walten lassen, die versöhnt.“

Des weiteren wollte Rehnes die Zahl der Mitglieder des obersten Zensur-Kollegiums auf etwa zwölf erhöht wissen, und diese sämtlich zu besolden. Sodann solle die Abhängigkeit des obersten Zensur-Kollegiums von den drei sogenannten Zensurministerien aufgehoben werden. Und endlich verlangte er die Befreiung der wissenschaftlichen Literatur von den Zensurgebühren. Die Tagesblätter dagegen möchten 10 Sgr. per Bogen zahlen, da sie nur der Neugierde und oberflächlicher Unterhaltung dienen.“

In den der Denkschrift beigelegten Zensur-Instruktionen zeigte sich Rehnes in der Hauptsache patriarchalisch bevormundend und den Ideen der jüngeren Generation vollständig abgeneigt. Im Interesse des Königreiches glaubte er auch betonen zu müssen, daß „jene unglücklichen Jahre, welche dem Wiederaufschwung des preussischen Adlers vorausgegangen sind“, so selten und so schonend wie möglich zu berühren seien.

Allerlei wertvolles Material brachte er endlich in der tabellarischen Übersicht bei, in der er nachwies, daß die auswärtigen Zeitungen in den letzten Jahren in immer größeren Mengen in Preußen eingeführt würden. Dabei konstatierte er: „Von dem Jahre 1830 an erscheint die Teilnahme des Publikums an den französischen Angelegenheiten mit mehr Bewußtsein der bewegenden Interessen und mit größerer Entschiedenheit für die konstitutionellen Meinungen.“

Von den französischen Zeitungen wurde 1831 in Preußen am meisten das „Journal des Débats“ gelesen, und zwar in

698 Exemplaren, der „Constitutionel“ in 396 und die „Gazette de France“ in 365. Von den deutschen Zeitungen hatte die meisten Abonnenten in Preußen die Augsburger „Allgemeine Zeitung“ (1831: 432, 1832: 566), dann kamen der „Hamburger Korrespondent“ (1831: 338, 1832: 349), das „Frankfurter Journal“ (1832: 325), die „Leipziger Zeitung“ (1832: 325), die Frankfurter „Oberpostamtzeitung“ (1832: 194), die „Hamburger Börsenliste“ (1832: 191) zc.

Englische Zeitungen scheinen fast gar nicht nach Preußen kommen zu sein; die belgischen waren seit 1819 sämtlich in Preußen verboten.

Die umfangreiche Rehfuesssche Arbeit wurde darauf sowohl von den betreffenden Ministerien, wie auch vom Könige Friedrich Wilhelm III. durchgesehen, aber sie fand keinen Beifall. Dem Könige erschien sie zu genial. Dem ganzen Übel könne man doch gewiß durch polizeiliche Maßnahmen viel kürzer und zweckmäßiger beikommen! Und nun gar noch das viele Geld für die Journale ausgeben! Mißgestimmt ließ er die Denkschrift volle zwei Jahre unerledigt liegen und überwies sie dann laut Kabinettsordre vom 16. Dezember 1835 kurzer Hand dem Ober-Zensur-Kollegium als wertvolles Material. Dabei forderte er das Kollegium auf, ihm Vorschläge über eine Organisation des Zensur-Wesens zu machen. „Von einem solchen umfassenden Plane, wie die Arbeit des Geheimen Regierungs-Rates von Rehfuess sowohl rücksichtlich der kollegialen Organisation, als des Geschäftsganges, verbunden mit der Beaufsichtigung der gesamten Literatur, enthält,“ bemerkte er dabei, „muß hierbei ganz abgestanden werden.“ Schließlich fügt er noch hinzu: „Die Minister der auswärtigen Angelegenheiten und der Polizei haben unter den Mitteln, die Verbreitung ausländischer Schriften zu verhindern, eine Re-Zensur solcher Schriften in Vorschlag gebracht, indem zufolge der letzten Wiener Konferenzen festgesetzt worden ist, daß das in einem Bundesstaate erteilte Imprimatur des Zensors von den Aufsichts-Maßregeln in anderen Bundesländern nicht entbinde. Ich bin mit der Maßregel selbst einverstanden. Wie solche am zweckmäßigsten auszuführen sei, hat das Ober-Zensur-Kollegium näher

eraten und in das Mir zu erstattende Gutachten aufzunehmen.“

Ein solches Gutachten auszuarbeiten übernahm Tzschoppe, er faßte in einer längeren Abhandlung alles zusammen, was einer vollständigen Fesselung der Presse führen konnte. „Schamlos als hier,“ bemerkt dazu Friedrich Rapp, „hat sich wohl die Niedrigkeit der Gesinnung breitgemacht.“ Unter dem März 1836 reichte er sein Schriftstück ein. Da jedoch mittlerweile der Bundestag seinen Bannstrahl gegen das junge Deutschland geschleudert hatte, so glaubte der König Friedrich Wilhelm III. jetzt auch ohne besondere Maßregeln, die vielleicht ein solches Aufsehen erregen würden, gegen die unruhig drängenden Geister vorgehen zu können, und ließ die Vorschläge Tzschoppes unberücksichtigt. Es ist daher auch nicht nötig, hier weiter auf sie einzugehen. Der Aufforderung des Bundestages wurde durch eine Königliche Kabinetsordre vom 7. April 1836 nachgegeben und durch sie bestimmt, daß die preussische Zensur über die Schriften des Jungen Deutschland nicht in gewöhnlicher Weise ausübt, sondern daß ein besonderer Zensor eingesetzt werden solle, der indessen bei dem leisesten Zweifel die Entscheidung des Oberzensurkollegiums einzuholen habe. Ein solcher Zensor wurde in der Person des Geheimen Hofrats Karl Ernst John gefunden.

Bei dem ungeheuern Einfluß, den darauf John auf die Entwicklung unserer Literatur bis 1848 ausübte, ist es nötig, diesen Mann wenigstens in kurzen Strichen zu charakterisieren. John wurde am 17. März 1788 als der Sohn eines evangelischen Pfarrers in Arnstadt in Thüringen geboren, studierte er in Jena und kam 1812 als Sekretär in Goethes Dienst. Doch blieb er dort nur bis 1814, weil er sich weder geistig, noch sittlich, noch auch körperlich bewährte, da er infolge seiner mannigfachen Kränklichkeit dem Dichter wenig zu schaffen machte. Daher war ihm denn auch Goethe wenig günstig gestimmt und äußerte sich einmal ärgerlich über ihn: „Diese Menschen, wie es ihnen wohlgeht, wollen sich und nicht der Herrschaft leben . . . . Er ist pretentiös, speisewählerisch, genäsig, trunkliebend, dämperig (Provinzialismus für nachlässig, trödelig) und arbeitet nie zur rechten Zeit.“ Nach seinem Weg-

gange von Goethe muß er sich in Sachsen und schließlich in Preußen aufgehalten und als Schriftsteller versucht haben. Bei einer Broschüre „Sachsen und Preußen“ kam er sogar in Untersuchung, ging jedoch unversehrt aus ihr hervor und gelangte sogar in preußische Dienste. Bei der Errichtung der damaligen Berliner Regierung wurde er zunächst als Hilfsexpedient beschäftigt und dann 1817 als expedierender Sekretär bei ihr angestellt. Nach der Auflösung dieser Regierung ging er sodann in gleicher Eigenschaft zum General-Bureau des Polizei-Präsidiums über, wo man allerdings bei ihm burschenschaftliche Ideen witterte, da er ja in Jena studiert hatte. Doch drückte man offenbar ein Auge zu, „obgleich er für straffällig erachtet wurde“, vielleicht auf Veranlassung einflußreicher Gönner, oder weil er versicherte, jetzt von ganz anderen Grundanschauungen erfüllt zu sein, und bald nachher erweiterte man sogar seine Amtstätigkeit, indem man ihm die Zensur der Stücke für Privatbühnen und Marionettentheater und der Reden, die in den Tabagieen gehalten wurden, zuwies. Damit trat er in die Zensoren-Karriere ein, in der er nun rasch emporstieg. Um ihm mehr Zeit zur Durchsicht der zu beurteilenden Schriften zu schaffen, entband man ihn von dem Sekretär-Dienste und machte ihn unter dem 22. Dezember 1823 mit einem Gehalte von 1500 Talern zum Redakteur der Staatszeitung; zugleich verlieh man ihm den Hofrattitel. Neben den Redaktionsgeschäften muß nun John bereits in so mannigfacher Weise auch als Zensur tätig gewesen sein, daß man ihn schon zu Lebzeiten des damaligen offiziellen Zensors für Berlin, des alten Geheimen Rates Grano, zu dessen Nachfolger auserkahl, und als Grano am 26. Mai 1831 gestorben war, schrieb der Minister des Auswärtigen, Ancillon, unter dem die „Staatszeitung“ stand, sofort an den Minister des Innern, Brenn, der Hofrat John möge als Nachfolger Granos ernannt werden. Dabei stellte er ihm ein ausgezeichnetes Attest aus, sprach von seiner „vielseitigen wissenschaftlichen Bildung“ und meinte, daß er bei seiner „in der That fast peinlichen Vorsicht auch in den schwierigsten Fällen jedenfalls vor Mißgriffen bewahrt“ werde. Infolgedessen wurde John als Zensur für Berlin am 30. Juni 1831 zunächst provisorisch und,

Indem sich auch das Oberzensurkollegium für ihn ausgesprochen  
 e, am 14. Juni 1832 definitiv angestellt. Sein Gehalt wurde  
 1650 Taler normiert: 1350 Tlr. Zensurgebühren, die auch  
 Vorgänger bezogen hatte, und 300 Tlr. Zuschuß des Mini-  
 sters. Außerdem wurde ihm auf seine besondere Bitte, „durch  
 Gleichung eines höheren amtlichen Charakters vor einer schiefen  
 und ungünstigen Beurteilung des Publikums geschützt zu werden,“  
 der Titel eines Geheimen Hofrats gewährt. Mit der Zeit ver-  
 mehrteten sich seine Einnahmen noch wesentlich, besonders durch  
 die wachsenden Gebühren des Intelligenzblattes, so daß er schließ-  
 lich ein jährliches Gehalt von ungefähr 3700 Taler bezog.\*)

Zu seiner eigentlichen Bedeutung für das vormärzliche Lite-  
 raturleben gelangte John aber erst durch seine unter dem  
 1. Juni 1836 erfolgte Ernennung zum besonderen Zensor des  
 Jungen Deutschland. Und diese Stellung erhielt noch dadurch  
 eine besondere Wichtigkeit, daß durch eine ministerielle Erklärung  
 vom 16. Februar 1836 der Bundestagsbeschluß vom 10. De-  
 zember 1835 für Preußen etwas gemildert worden war. Es  
 war bestimmt worden, daß die Schriftsteller des Jungen Deutsch-  
 land nicht an jeder literarischen Tätigkeit gehindert werden sollten;  
 das Verbot solle sich vielmehr nur auf ihre ohne diesseitige Zensur  
 außerhalb der preussischen Staaten gedruckten Schriften erstrecken;  
 mit diesseitiger Zensur dagegen könnten sie in Preußen ihre  
 Schriften wie früher erscheinen lassen.

Es war nun also die Obliegenheit Johns, zu beurteilen,  
 was von den neuen Schriften des Jungen Deutschlands zuzu-  
 lassen sei. Diesen Anforderungen war er aber offenbar nicht ge-  
 wachsen. Er verurteilte sehr vieles, was er ruhig hätte passieren  
 lassen können, und geriet dadurch wiederholt in heftigen Wider-  
 spruch mit dem Oberzensurkollegium. Da es sich aber meistens

---

\*) Der „Charivari“ brachte 1846 die Notiz, daß John jährlich über  
 6000 Taler als Zensor beziehe, und machte dazu die satirische Bemerkung,  
 daß er dafür allerdings was Ehrliches zusammenstreiche. Wenn nun auch  
 das letztere richtig war, so ist doch in der Erregung, in der sich damals die  
 Herausgeber von Zeitschriften dem Zensor gegenüber stets befanden, die  
 Summe um volle 2250 Taler zu hoch gegriffen.

um Drameu, Romane, Reiseschilderungen zc. handelt, so können wir hier nicht näher darauf eingehen; sobald jedoch Zeitschriften in Frage kommen, werden wir die Konflikte an geeigneter Stelle darlegen. Nur ein Beispiel von den vielen, die angeführt werden könnten, sei hier gegeben, um die unerhörte Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit Johns zu charakterisieren. Der Novellist Karl Seidel, ein sehr loyaler, durchaus nicht im Geruche der Freisinnigkeit stehender Mann, hatte eine kleine Erzählung geschrieben in der er schilderte, wie ein Liebespaar, das sich im Postwagen kennengelernt hatte und mit diesem umgeworfen worden war, durch dieses eigentümliche Schicksal endlich zur Heirat gekommen ist. Der Zensur John strich jedoch diese Novelle, weil ein preussischer Postwagen nicht umwerfen dürfe, somit eine solche Erzählung eine Verhöhnung der Königlich preussischen Post sei!\*)

Die vielen Verbote, die auf Veranlassung Johns nun nach und nach erlassen wurden, mußten naturgemäß das Junge Deutschland außerordentlich schädigen und bei ihm den lebhaften Wunsch hervorrufen, doch so bald als möglich wieder von diesen Ausnahmemassregeln befreit zu werden. Alle Eingaben blieben jedoch zunächst erfolglos; erst als Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestiegen hatte, wurde nach längeren Verhandlungen der Bann wieder von den geächteten Schriftstellern genommen. Durch Kabinettsordre vom 28. Februar 1842 ermächtigte der König den Minister, „die gegen die Schriften des Jungen Deutschlands noch bestehenden Ausnahmemassregeln hinsichtlich aller derjenigen jener Kategorie angehörigen Schriftsteller aufzuheben, die, in Deutschland wohnend, persönlich das Versprechen geben würden, fortan in ihren Schriften gewissenhaft alles, was die Religion, die Staatsverfassung und das Sittengesetz beleidigt, zu vermeiden. Zugleich ist denselben anzudeuten, daß gegen sie bei einem Rückfalle in ihre frühere verderbliche Richtung das bisherige Ver-

---

\*) Die Zensurschwierigkeiten sind ausführlich behandelt bei Johannes Broelß, Das Junge Deutschland, Stuttgart 1892, und bei Ludwig Geiger, Das Junge Deutschland und die preussische Zensur. Berlin 1900.



ren wieder und dann für immer werde zur Anwendung geht werden.“

Darauf gab zunächst Mundt am 14. April 1842 auf dem Berliner Polizeipräsidium die verlangte Erklärung ab, und ihm folgte Laube in Muskau.\*) Guzkow unterwarf sich nicht; er lehnte die Unterzeichnung eines Reverses ab, aber erklärte, daß er dem Bestehenden nicht feindlich gesinnt sei, worauf durch längeren Verhandlungen der König Friedrich Wilhelm IV. durch Kabinettsordre vom 17. Juli 1843 ebenfalls von den künftigen Zensurbestimmungen befreite. An Wienberg trat die Regierung nicht heran, wohl weil er als Schriftsteller nichts mehr produzierte. Heine blieb unberücksichtigt, da er nicht in Deutschland wohnte.

Der große Einfluß Johns wurde durch diese Aufhebung der Maßregeln gegen das Junge Deutschland zwar etwas gemindert, blieb jedoch in den nächsten Jahren immer noch sehr bedeutend, da ja auch die politischen Zeitungen Berlins seiner Zensur unterstellt waren. Beim Ausbruch der Bewegung im März 1848 erschwand der unheilvolle Mann aber sehr schnell. Am 7. März 1848 legte er infolge der Aufhebung der Zensur seinen Poststift für immer nieder, und am 1. Juli trat er mit 1250 Thlr. in Pension. 1856 starb er in Naumburg a. S.

Die letzten Jahre der Zensur hatten insofern noch eine Änderung gebracht, als das Ober-Zensur-Kollegium im Sommer 1843 aufgehoben worden und an seine Stelle ein Ober-Zensur-Gericht gesetzt worden war, durch das bereits die Tendenz eines Schriftstückes von „Rechtswegen“ bestraft werden sollte. Dieses Gericht blieb aber nur fünf Jahre bestehen, da es naturgemäß bei der

---

\*) In seinen „Erinnerungen“, die überhaupt viel Unrichtiges enthalten, verschweigt Laube, daß er sich den Bedingungen der preussischen Regierung unterworfen habe, und erklärt es sogar für unwahr, daß er an derartigen Verhandlungen betheilt gewesen sei. Ludwig Geiger legt jedoch in seinem schon erwähnten Buche „Das Junge Deutschland und die preussische Zensur“ das betreffende Aktenstück im Wortlaute vor.

Aufhebung der Zensur am 17. März 1848 ebenfalls aufgehoben wurde. \*)

Unter diesen Zensurverhältnissen mußte es den preussischen Zeitungen außerordentlich schwer fallen, auch nur einigermaßen den Wünschen der Leser zu entsprechen. Diese verlangten bei dem immer mehr sich entwickelnden politischen Leben, besonders seit 1840, eine eingehendere Behandlung der politischen Fragen — und kein Blatt wagte es, über die dürre Berichterstattung hinauszugehen. Oder tat es wirklich einmal eine freimütige Äußerung, so tilgte diese eiligst der Rotstift des Zensors. Es werden daher in den beiden Dezennien von 1830 bis 1848 gar viele Klagen über die unzureichende Presse laut. Besonders die Berliner Zeitungen galten allen Beobachtern der zeitgenössischen Publizistik als die kläglichsten, die je erschienen seien.

Recht bitter sprach sich Arnold Ruge in den „Hallischen Jahrbüchern“ (1841, Nr. 38—40) über den unwürdigen Zustand aus. „Wären wir in politischer Indifferenz nicht bis zur Indolenz heruntergekommen,“ schrieb er, „wie ließe sich's da auch nur einen einzigen Tag ertragen, daß wir gar keine lebendige Zeitung im ganzen Lande, gar keine Nachricht, geschweige denn eine Diskussion über unsere nächsten und wichtigsten Angelegenheiten, gar keine Kenntnis, geschweige denn Erkenntnis und Kritik unseres Staatslebens, unserer öffentlichen Charaktere, ihrer Taten, Richtungen, guten oder verfehlten Absichten haben? . Daß wir die Nachrichten über Preußen, wenn es ja einmal dergleichen gibt, über Leipzig, Hamburg und Paris empfangen?“ . . . Die Regierung „hat den Staatsgeist, das öffentliche Leben nirgendwärts zum Vorschein und zur Wirksamkeit gelangen lassen, im Gegenteil, der Staat ist ein absolutes Geheimnis, und die Organe der Öffentlichkeit, die Zeitungen, veröffentlichen eben nichts, ja, sie hüten sich, auch nur etwas zu verraten oder sich entschlüpfen zu lassen, was irgend eine öffentliche Person näher berührt, als die

\*) Rapp S. 225—249, ferner: Hesse, Die preussische Pressegesetzgebung, vollständige Sammlung aller Gesetze u. Berlin 1843. u. Edgar Bauer, Die Zensur-Instruktion vom 31. Jan. 1843. Leipzig 1843.

zeigen, daß sie angekommen oder abgereist, angestellt oder in  
 ieden entlassen sei. Die alte Unmündigkeit ist wiedergekehrt,  
 liberalen Institutionen, Landwehr und Städteordnung, sind  
 Anomalien in den Systemen der „Nichtbeteiligung“ des Volkes,  
 die Regierung hat den ganzen Staat wieder auf sich genommen  
 und die Nation dadurch in den Indifferentismus zurückgeworfen.“

Ein Süddeutscher, der 1832 nach Berlin kam und von dort  
 Briefe aus Berlin“ in die Heimat schrieb,\*) war erstaunt über  
 die unbedeutende Zeitungsliteratur der „Residenzstadt eines der  
 bedeutenderen Staaten Europas“ und meinte: „Sind die Zei-  
 tungen und Journale als die Chaussees des literarischen und po-  
 litischen Verkehrs anzusehen, so gehören die Berliner papiernen  
 Landstraßen unbedenklich zu den schlechteren deutschen Kommuni-  
 cationswegen. Es holpert gewaltig darauf, und sie bedürfen kun-  
 digiger Wegbesserer.“ Und der Korrespondent der „Hannoverschen  
 Morgenzeitung“ erklärte in dieser 1845: „Unsere Berliner Jour-  
 nalistik ist vollkommen verwahrlost. Berlin sollte sich von Rechts-  
 wegen jeden Morgen, wenn es aufsteht, seiner Journalistik  
 schämen.“ Als ein Hohn auf das Berliner Zeitungswesen machte  
 1845 die Notiz die Kunde durch die Presse: „Dem Vernehmen  
 nach beabsichtigt jemand, eine ‚Zeitung für Ordens-Inhaber aller  
 Klassen‘ herauszugeben, von der man sich ungeheuere Verbreitung  
 verspricht. Jede Nummer bringt die Porträts von zwölf Rittern.  
 Einem on dit zufolge sollen bereits 17356 Ritter des roten  
 Adler-Ordens vierter Klasse ihre Teilnahme und Porträts zuge-  
 sagt haben.“

Doch nicht nur der Rotstift des Zensors war es, der die  
 preußische Journalistik auf einem so tiefen Niveau erhielt, auch  
 sonstige Maßregeln trugen noch dazu bei, die Entwicklung des  
 Zeitungswesens zu hindern. So wurde 1846 in Preußen gegen  
 die Zeitungs-Korrespondenten der § 45 der allgemeinen Gewerbe-  
 ordnung geltend gemacht, in welchem es u. a. hieß: „Denjenigen,  
 welche aus der Vermittelung von Geschäften, aus der Abfassung

---

\*) Hanau, 1832. Den Namen des Autors konnte ich nicht ermitteln.  
 Auch dem jetzigen Besitzer der Verlagsbuchhandlung ist er unbekannt.

schriftlicher Aufsätze für andere ein Gewerbe machen, oder möblierte Zimmer und Schlafstellen gewerbeweise vermieten u. s. w. ist der Gewerbebetrieb erst dann zu gestatten, wenn die Behörden sich von deren Unbescholtenheit überzeugt haben.“ Überzeugte sie sich aber vom Gegenteil, wie z. B. bei Edgar Bauer, wurde diesen Korrespondenten jede fernere literarische Tätigkeit untersagt. Dabei war es, angesichts der großen Nachrichten-Dürftigkeit und der Vorsicht, die beobachtet werden mußte, überhaupt ein Kunststück, Zeitungskorrespondenzen abzufassen. Der schon erwähnte süddeutsche Brieffschreiber spöttelt denn auch in seinem „Berliner Xenien“ über „Die Korrespondenten aus und in Berlin“:

Wunderwürdige Kunst, die wir üben! Schöpferisch wir schaffen  
Aus dem verzweifeltsten Nichts „Korrespondenz aus Berlin.“

Bei der Gleichstellung der Zeitungs-Korrespondenten mit den Leuten, „die möblierte Zimmer und Schlafstellen gewerbeweise vermieten“, war denn auch deren Ansehen bei den Behörden höchst gering. Als 1845 die Königin von England den König Friedrich Wilhelm IV. auf Stolzenfels besuchte und dort viele Feste gefeiert wurden, bei denen auch Hofkonzerte unter Mitwirkung der Jenny Lind, der Biardot-Garcia, Montius', Liszts u. a. stattfanden und außerdem gekrönte Häupter, viele hohe Militärs, Zivilbeamte, Geistliche, Kaufleute zc. anwesend waren, wurde als einziger Journalist nur ein Franzose, Jules Janin aus Paris, zugelassen, die Berliner Journalistik dagegen zurückgewiesen. Dieser gegenüber zeigte sich Friedrich Wilhelm IV. überhaupt stets sehr ungnädig; besonders wünschte er nicht, daß sich die talentvollen Schriftsteller ihr zuwendeten, und sprach dies auch bisweilen aus, was dann die Presse als eine Beleidigung empfand. Gelegentlich zeigte er freilich auch wieder liberale Anwandlungen. In der Audienz die er dem Dichter Herwegh gab, sagte er zu diesem: „Ich liebe eine gesinnungsvolle Opposition“; man wußte jedoch, daß diese Äußerungen wenig zu bedeuten hatten, und daher stellte denn auch eine Karikatur den König dar, wie er dem Dichter die Versicherung gibt, zugleich aber den Fuß auf die von seiner Regierung unterdrückten Blätter setzt.

Es ist denn auch in der Zeit von 1830 bis 1848 kaum ein

Schritt im Berliner Zeitungswesen zu bemerken. Die einzige Änderung, die sich in diesem Zeitraume vollzog, war der Umstand, daß sich die Beziehungen der „Allgemeinen Preussischen Staatszeitung“ zur Staatsregierung einigermaßen lockerten. Zwar wurde die Oberaufsicht auch weiterhin von den drei Zensur-Ministern, den Ministern der auswärtigen Angelegenheiten, des Innern und der geistlichen u. Angelegenheiten, geführt und hiervon ihnen gemeinschaftlich ein Kurator bestellt, auch wurden amtlichen Bekanntmachungen nach wie vor in erster Linie hier veröffentlicht und auch fernerhin die erforderlichen Zuschüsse aus Staatskasse bestritten, dagegen sah die Staatsregierung dabei ab, beengend auf den redaktionellen Teil einzuwirken; der Redaktion wurde eine freiere Bewegung gestattet, und das Blatt ebenso wie die anderen privaten Blätter der Zensur unterworfen. Außerdem ward mit dem 1. April 1831 das Format vergrößert und schließlich am 1. Juli 1843 der Titel in „Allgemeine Preussische Zeitung“ umgewandelt. Bereits seit dem Jahre 1824 erschien das Blatt täglich, zunächst zum Jahrespreise von 12 Talern, seit dem 1. Juli 1830 zu dem von 8 Talern. Der Inhalt der Zeitung gestaltete sich nach dieser Reorganisation etwas reicher; besonders bemühte man sich, aus dem Gebiete der Kunst, der Geschichte, des Handels und der Gewerbe manches Lesenswerte zu bringen, und von 1832 ab erschien noch als Anhang — aber doch unabhängig von der Zeitung — das von Joseph Lehmann ins Leben gerufene „Magazin für die Literatur des Auslandes“, eine Verbindung, die bis zum Jahre 1843 bestand. Alle diese Bemühungen konnten aber doch zur Hebung der Zeitung nur wenig beitragen; die Oberaufsicht der drei Minister wirkte nach wie vor lähmend und hemmend, so daß der „Charivari“ 1845 bei der (jedoch unrichtigen) Nachricht, die „Allgemeine Preussische Zeitung“ werde demnächst wieder ihr Format ändern, die satirische Bemerkung machte: „Das Blatt wird von Michaelis ab in Form einer Nachtmütze erscheinen; der amtliche Teil soll den Zipfel bilden.“

Die beiden anderen Zeitungen der Hauptstadt, die „Spenerische“ und die „Boschische Zeitung“, bewegten sich ganz im alten

Schleife weiter. Die Cenſur geſtattete ihnen auch nicht das ſcheidenſte Urteil über die kläglichen politiſchen Zuſtände, und ſprach denn gewiß Guzkow den beiden Redakteuren ganz aus dem Herzen, als er 1831 im 2. Heft ſeines „Forum der ſouthern Literatur“ ſagte: „Die deutſche allgemeine Vaterlandsliebe, der man vor fünfzehn Jahren ſo viel zu ſingen und zu ſagen wußte, iſt alt und ſchwach geworden, und in der That tun wir gut, wenn wir ihr unſere Tränen in der Stille ſichern. Sie hilft nichts, wir müſſen Hermann und Thuſnelde und das ganze Korps der Rache mit all ihren erhabenen Melodeien für ſich einpacken.“

Infolgedessen war denn auch das Intereſſe für die beiden Zeitungen im Publikum ſehr gering. Erſt als Ende der vierziger Jahre die politiſchen Wogen höher und höher gingen, konnte ein Korreſpondent der „Schleſiſchen Zeitung“ ſchreiben: „Sogar in Berlin, deren politiſcher Indifferentismus wohl nirgends ſo gleichgültigen findet, leſen heute auch den politiſchen Teil ihrer ‚Schleſiſchen‘ und ‚Spenerſchen‘.“

Die „Spenerſche Zeitung“ neigte in ihrer politiſchen Grundſtimmung mehr und mehr der konſervativen Richtung zu, wenigſtens in den entſcheidenden Fragen, worauf der Beſitzer und Chef-Redakteur Dr. Spiker beim Ordensfeſte 1845 den Roten Adlerorden mit der Schleife erhielt. In den Kunſtausſchauungen hielt ſich das Blatt ganz im allgemeinen Zeitgeſchmack. Die Theater-Reſerate lieferte noch bis ins Jahr 1845 hinein der Theater-Schulz, und als dieſer am 17. April 1845 im achtzigſten Lebensjahre geſtorben war, trat Profeſſor H. T. Rötſcher (geb. 1803, geſt. 1871) an ſeine Stelle. Mit einer Kritik über Schillers „Wilhelm Tell“ debutierte er in Nr. 161. Für das Amt eines Theater-Referenten brachte er eine umfaſſende äſthetiſche Bildung mit, hatte ſich bereits durch ſein bedeutendes Werk „Die Kunſt der dramatiſchen Darſtellung“ einen Namen gemacht und zeichnete ſich auch noch weiterhin durch dramaturgiſche und biographiſche Schriften aus, ſchrieb „Abhandlungen zur Philoſophie der Kunſt“, „Seydelmanns Leben und Wirken“, „Dramaturgiſche Skizzen und Kritiken“ und gab „Jahrbücher für dramatiſche Kunſt und Lite-

heraus. In seinen Theaterbesprechungen wirkte er jedoch besonders befruchtend; er hielt sich auf einer zu hohen Warte, seinen Referaten nicht genug unterhaltenden und feuillettischen Reiz zu geben und blieb daher vielen Lesern unverständlich. Eine ganz besondere Bewunderung flößte ihm die schöne Schauspielerin Biered ein, der er daher unermüdlich den dichtesten Euer um die Stirn wand, weshalb ihn die Berliner, als den Götzen der Biered, Magister Quadrat nannten.

Ein freierer Zug ging durch die „Bosssische Zeitung“, besonders seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV., als erstarrte Leben überall in Fluß kam. Mit einem gewissen Mut, der freilich immer noch zahm genug zum Ausdruck kam, die Zeitung als das Organ des Berliner Bürgertums für die Verfassung mit Selbstverwaltung und für unbedingte Toleranz allen religiösen Fragen ein, den starren, verfolgungsfüchtigen Orthodoxismus entschieden bekämpfend. Es war dies, wie Klette richtig bemerkt\*), ein geringes Verdienst in einer Zeit, in der sich Schelling mit seiner sonderbaren Offenbarungsphilosophie in der Reihe der Philosophen strich, und Stahl sich mit dem wichtigsten Worte von der Umkehr der Wissenschaft in die Reihe der Dunkelmänner versetzte.

Unter den politischen Mitarbeitern jener Zeit befand sich auch mehrere Jahre hindurch Wilibald Alexis, der jedoch nur einen äußerst gemäßigten Liberalismus vertrat, ganz entsprechend den Grundsätzen, die er auch schon in seinen vaterländischen Romanen „Cabanis“, „Der Roland von Berlin“ und „Der falsche Waldemar“ bekant hatte. Dennoch traf ihn wiederholt das Unglück, daß seine Artikel, die sich nach seiner Ansicht durchaus in den gegebenen Schranken hielten, von der Zensur verboten wurden. Im Bewußtsein seiner Unschuld wandte er sich daher am 1. März 1843 beschwerdeführend an den König Friedrich Wilhelm IV., erreichte damit aber nur das Gegenteil. Sehr ungenügend antwortete der Monarch in einem Ende März erlassenen Kabinettschreiben: „Ich habe Ihre Eingabe vom 25. d. M.

\*) Die Bosss. Ztg. Ein Rückblick. Festnummer vom 23. Febr. 1872.  
III. Salomon, Geschichte des deutschen Zeitungswesens.



empfangen und geprüft. Die Zensoren des mit derselben eingereichten Artikels für die Zeitung haben bei Behandlung desselben nicht gegen die Zensur-Vorschriften gefehlt; es ist also ein Grund zur Beschwerde wegen der gestrichenen Stellen nicht vorhanden. Glauben Sie über ungebührliche Verzögerungen sich beklagen zu müssen, so war diese Klage zunächst an den Minister des Innern zu richten. Mit Widerwillen habe Ich aber einen Mann Ihrer Bildung und literarischen Bekanntheit durch jenen Irrthum unter der Klasse derer gefunden, die es sich zum Geschäft machen, die Verwaltung des Landes durch hohle Beurteilung ihres Zensur durch unüberlegte Verdächtigung ihres nicht von ihnen begriffenen Geistes vor der großen, meist urteilslosen Menge herabzusetzen und dadurch ihren schweren Beruf noch schwerer zu machen. In Ihrer Einsicht wie von Ihrem Talent hätte Ich anderes erwartet und sehe Mich ungern enttäuscht . . .“

Dieses Schreiben des Königs machte großes Aufsehen. Die Presse beschäftigte sich längere Zeit mit ihm, wobei es wiederholt zu Konfiskationen kam. Selbst die vorsichtige Augsburger „Allgemeine Zeitung“ wagte es, die Anschauungen des Königs zu tadeln, und warnte, daß man den Bogen nicht zu straff spannen solle. „Der Ereignisse sind wir nicht Herr“, schrieb sie am Schluß eines Leitartikels „Die fremde und einheimische Presse“ (21. April 1843); „was auch kommen möge, die Obliegenheit aller ist, abzuwenden, was uns auseinanderbringen, und vorzubrengen, was uns zusammenhalten kann. Videant consules!“ Und Barmhagen von Ense bemerkte in seinen „Tagebüchern“: „... Der König zeigt sich nicht genug und auch zu wenig; es ist ein unangenehmes Gemisch, aus dem doch die Macht und Willkür einseitig hervorblickt. Jedenfalls könnte der König gute Antworten bekommen, wenn Häring (Wilibald Alexis) sie geben wollte.“ Dieser fühlte sich jedoch durch das königliche Schreiben so verletzt, daß er seine Mitarbeit an der „Boschischen Zeitung“ einstellte.

Unbeirrt durch die vielen Hemmungen der Zensur, blieb er mit vorzüglichen Sprachkenntnissen und auch einer umfassenden gelehrten Bildung ausgerüstete Dr. G. Friedenberg über zwanzig Jahre, bis 1848, politischer Mitredakteur der Zeitung.

Bei dem frischeren Tone der „Bosfischen Zeitung“ und ihrer liberalen Richtung erweiterte sich der Leserkreis des Blattes von Jahr zu Jahr. 1844 soll die Zeitung bereits 8—9000 Abonnenten gehabt haben.\*)

Als eine vorübergehende journalistische Erscheinung in Berlin sind die beiden Cholera-Zeitungen zu erwähnen, die während des Herbstes 1831 in Berlin erschienen, als die gefürchtete Cholera-Seuche dort zum erstenmale auftrat. Die beiden Blätter brachten nichts als Nachrichten über den Stand der Krankheit, berichteten bemerkenswertere Kuren etc. Die eine wurde von dem Medizinrat Casper, die andere von dem praktischen Arzte Dr. Sachs redigiert; dabei war das Caspersche Blatt das amtliche Organ, das die Ansicht des Geheimen Rates Dr. Rust verfocht, die Ansteckungstheorie vertrat und eine umfassende Absperrung verlangte, während sich die Sachsische Zeitung gegen die Sperrmaßregeln und Kontumaz-Anstalten aussprach und einer streng gesunden Lebensweise das Wort redete. Die Zensur glaubte nicht, allen Artikeln, die der Rustschen Ansicht widersprachen, die Druckerlaubnis verweigern zu müssen, und strich bei Sachs jeden Absatz, der sich gegen die contagiöse Ansteckung, gegen Sperrmaßregeln etc. richtete. Doch dauerte dieser Terrorismus nicht lange; das Publikum verurteilte die Rustschen Sperrmaßregeln, worauf die Zensurbehörde der allgemeinen Stimmung Rechnung tragend der Sachsischen Zeitung mehr Freiheit gestatten mußte. Darauf bekämpfte denn diese die Theorie Rusts mit beißendem Witz. Nach dem Verschwinden der Cholera hörten natürlich auch die beiden Cholera-Zeitungen zu erscheinen auf.

Endlich sei auch noch eines Versuches gedacht, im Jahre 1846 eine christlich-konservative Zeitung zu gründen. Ein Kreis von angesehenen Männern, unter denen sich Berg, Lachmann und Stahl befanden, beabsichtigten in Berlin eine „Deutsche Zeitung“ ins Leben zu rufen, die (nach dem in verschiedenen Blättern veröffentlichten Programm) eine „Opposition gegen die Oppositionspressen“ bilden sollte, „aber auch nur gegen diejenigen Organe

\*) Biedermanns Deutsche Monatschrift, Lpzg. 1844, Maiheft.

derselben, die dem Bestehenden, weil es besteht, feind sind und zu seinem Sturze es entweder offen anlaufen, oder, so weit sie dies nicht können, heimlich untergraben, unbekümmert um das, was unter den Trümmern mit verschüttet werden wird.“ Natgemäß sollte die Zeitung dann auch eine „Freundin der Regierung“ sein und außerdem auf der Seite des positiven Christentums stehen. Doch auch noch einen weiteren Schritt wollten die Begründer des Blattes tun, sie wollten zwei Ausgaben veranstalten, eine für evangelische Leser und eine für katholische; die letztere sollte in Köln erscheinen. Für die evangelische Ausgabe war als Redakteur Prof. Lohbauer, für die katholische Dr. Junfmann in Aussicht genommen. Bereits im Juni 1846 wurde die Konzession für das Unternehmen erteilt; doch ist die Zeitung niemals erschienen, weil Dahlmann in einem Gutachten in schlagender Weise darlegte, daß das Programm gar nicht ausgeführt werden könne. Zunächst sei es ein Unding, für das „Bestehende“ auf alle Fälle einzutreten. „Ich hoffe,“ sagte er, „die ‚Deutsche Zeitung‘ werde auch Freundin genug der deutschen Regierungen sein, um ihren Ratgebern in allen Fällen zu opponieren, wo diese selbst dahin geraten, zu Recht Bestehendes zu vernichten und dadurch den Glauben an den Bestand der deutschen Staatsordnungen zu untergraben. Unter Bestehendem wird ja auch sicherlich nicht bloß verstanden sein, was 1846 bestand, sondern alles, was, wenn Recht und Treue und die wesentliche Wohlfahrt des Ganzen gefördert werden soll, bei uns genesen, oder, wenn unterdrückt, zum Wiederaufstehen gerufen werden muß.“ Und dann wies er auf die traurigen Verhältnisse in Schleswig-Holstein und den unerhörten Verfassungsbruch hin, dessen sich der König Ernst August von Hannover schuldig gemacht hatte. „Eine Verfassung von unzweifelhaft geschlichem Ursprunge“, erklärte er, „beschränkt durch unzweifelhafte Bestimmungen der Wiener Schlußakte, hätte nicht fallen müssen, wie sie gefallen ist.“ Das also, was zur Zeit in Hannover bestehe, könne die neue Zeitung unmöglich verteidigen. Des weiteren wies er darauf hin, daß in dem Programm keine Ungewißheit darüber herrschen dürfe, „ob die ‚Deutsche Zeitung‘ die sogenannten konstitutionellen Staaten als an sich löblich ver-

zt betrachtet, ich meine: ob sie das konstitutionelle Prinzip mit voller Billigung anerkennt und allein dessen Mißbrauch verbietet. Erklärt sie sich gegen das Prinzip, so wird sie nun und nimmermehr eine ‚Deutsche Zeitung‘ werden; ihre Titel wird ihre Beurteilung sein.“ Endlich meinte er, daß es mißlich sei, in einer Zeit, in der die lange Liste der Gebrechen unserer bürgerlichen Gesellschaft „mit zwei Lasten der schlimmsten Art, mit Heuchelei und Leichtfertigkeit in Glaubenssachen, vermehrt wurde, ein Zeitungsblatt von stark theologischer Färbung zu gründen; eine geradezu gefährliche Maßregel aber würde es sein, eine katholische Politik einer protestantischen in der Art, wie es jetzt in preussischen Staate geschehen solle, in zwei verschiedenen Zeitungen erklärt gegenüber zu stellen.“

Diese Verwerfung aller Hauptpunkte des Programms wird schon die Berk, Stahl und Lachmann stark herabgestimmt haben; das Gutachten gelangte aber auch durch Indiskretion in die Öffentlichkeit und übte nun hier bei dem hohen Ansehen Dahlmanns eine vollständig vernichtende Wirkung aus. Von allen Seiten erfuhr der Plan, eine solche Zeitung zu gründen, die lebhafteste Verurteilung, so daß schließlich das Projekt fallen gelassen werden mußte.\*)

Wie in der Hauptstadt, so hatten auch in den Provinzen Preußens alle Zeitungen die harte Hand der Zensur fort und fort zu fühlen, selbst die konservativen und gut-königlichen, wie ganz besonders das Beispiel der „Schlesischen Zeitung“ zeigt, die doch als eine Stütze des Königtums gelten mußte. Auch sie wurde in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit so bedrängt, daß sogar eine Zeitlang ihr Weitererscheinen in Frage stand. Als die Preßverordnungen des Bundestages vom 31. Oktober 1830 veröffentlicht waren, wagte die Zeitung viele Jahre hindurch alle das Königreich Preußen und Deutschland betreffenden politischen Nachrichten nur aus der „Allgemeinen Preussischen Staatszeitung“ zu

---

\*) Zur Geschichte der neuen Berliner „Deutschen Zeitung“. Hamburg 1846 und gütige Mitteilungen des Herrn Archivdirektors Prof. Dr. Hansen in Köln.

nehmen. Diese Mitteilungen waren natürlich höchst dürftig; nationale Fragen durften gar nicht berührt werden; sogar die Feier des vierhundertjährigen Jubiläums der Buchdruckerkunst erfuhr bloß eine kurze Erwähnung, damit nur ja nicht irgend welche patriotischen Wünsche und Hoffnungen zum Ausdruck kommen möchten.\*) Aber auch die Nachrichten über das Ausland, die französischen, englischen und russischen Blättern entlehnt wurden, hoben sich nicht über das trockene Referat. Besonders kurz fielen die Meldungen über die zahlreichen Revolutionen der dreißig Jahre in Spanien und Italien aus; dagegen erfuhr das erste Auftreten der Cholera im Herbst 1831 die eingehendsten Schilderungen.

Diese Cholera-Zeit drückte übrigens im wahren Sinne des Wortes den Zeitungen noch ihren ganz besonderen Stempel auf. Es wurden nämlich (in Breslau vom 8. Oktober 1831 ab) alle Nummern der öffentlichen Blätter vor der Ausgabe geräuchert und erhielten dann den Stempel „Desinfiziert“.

Bei diesem schweren Zensurdrucke bedurfte es natürlich aller Umsicht, die Zeitung lebensfähig zu erhalten, und es war mithin auch von großer Wichtigkeit, den Konkurrenzkampf auf ein Mindestmaß zu beschränken. Der Besitzer Julius Korn vereinbarte daher 1836 mit der „Breslauer Zeitung“, die mehr und mehr an Terrain gewonnen hatte, einen Vertrag, nach welchem fortan beide Blätter dem äußeren Ansehen nach in derselben Gestalt sich darstellen sollten, und sie erschienen nunmehr kontraktmäßig in demselben Format und Druck, hatten dieselbe Anordnung des Textes.

---

\*) Der Feier des Jubiläums wurden in ganz Deutschland Schmierereien entgegengestellt. In Darmstadt z. B. mußte (laut „Schles. Ztg.“ 1844 Nr. 96) auf ausdrücklichen Befehl des Großherzogs jede festliche Erinnerung an den Tag unterbleiben; in Bayern ward eine Feier zwar gestattet, aber alles verboten, was ihr eine politische Bedeutung oder das Gepräge eines Volksfestes geben könnte, worauf das Komitee in Nürnberg sich sofort auflöste und auf jede Kundgebung verzichtete; in Leipzig, der Metropole des Buchhandels, erlaubte man einen Festzug mit Reden auf dem Marktplatz; aber in Preußen wurde eine Feier des Gutenbergtages nur in geschlossenen Räumen zugelassen, doch gestattete Friedrich Wilhelm IV. noch nachträglich in Berlin am 28. August eine ausgedehntere Nachfeier.

und denselben Druck angenommen und standen in Preis- und Gebührensätzen einander gleich, so daß die Konkurrenz ledig- in die Grenzen der geistigen Arbeit gewiesen wurde.

Bald nachher (1837) starb der Verleger Julius Korn, und trat bis 1850 eine vormundschaftliche Verwaltung ein, während her nacheinander Professor Dr. Schön, Martin Kunkel,olph Hielscher und F. A. Voigt die verantwortlichen Redak- e der Zeitung waren. Die beiden Hauptthemata dieser Jahre vormundschaftlichen Leitung bildeten eine volkswirtschaftliche eine religiöse Frage. Die volkswirtschaftliche war: sollen wir Bahnen bauen, und die religiöse betraf die durch Johannes ange und den Bischof Czerński hervorgerufene religiöse Bewegung. : Kämpfe, welche sich für und gegen die Eisenbahnen ent- delten, wirken heute auf uns hauptsächlich komisch; sie kommen s um so drolliger vor, je ernsthafter die Gegner der Bahnen streiten. Die „Schlesische Zeitung“ selbst verfocht stets mit r Wärme die Nützlichkeit der Eisenbahnen, doch mußte sie viele „ingesandt“ aufnehmen, in denen die Rentabilität der Bahnen t bezweifelt und z. B. eine Bahnverbindung zwischen Breslau d Berlin als durchaus entbehrlich und höchst überflüssig be- chnet wurde. Einer der Gegner der Bahnen berief sich unter lobigung der vollkommen ausreichenden und sehr guten Post- bindungen auf die zweifellose Zustimmung der überwiegenden Mehrzahl der Breslauer, wenn er die Frage aufwarf, ob rlich der Zeitgewinn, den die Benutzung eines Schienenweges bringe, die Besorgnis aufwiege, mit der man sich auf eine Eisen- hn wage. Die religiöse Bewegung ging von der Reliquienfrage s und nahm bald einen sehr stürmischen Verlauf. Die frei- meindlichen Bestrebungen erfaßten weite Kreise, und der offene tief Konges an den Bischof Arnoldi in Trier entzündete einen toßen Enthusiasmus, von dem nach und nach auch die „Schlesische Zeitung“ ergriffen wurde. Das veranlaßte aber die Gegner, wiederholt an geeigneter Stelle über sie Klage zu führen, so daß er Redakteur Hielscher am Schlusse des Jahres 1844 sich ver- nlaßt sah, einen Rückblick auf seine Tätigkeit mit einem Pro- gramm zu schließen, in welchem er die kirchliche und politische

Stellung der Zeitung kennzeichnete. „Die ‚Schlesische Zeitung‘ wird nicht müde werden,“ erklärte er, „den Feinden eines freien mächtigen und glücklichen Deutschlands die Stirn zu bieten: wird ferner Bildung und Wissenschaft, Licht und Freiheit fördern helfen, ohne dem Christentume zu nahe zu treten; sie wird das Königtum ehren, auch wenn sie eine Vertretung des Volkes wünscht; sie wird für Preßfreiheit sprechen, ohne den Umsturz zu predigen; sie wünscht die gleiche Berechtigung aller Staatsbürger zu den Pflichten wie zu den Ehren des Staates, ohne die Stände gegeneinander aufzuwiegeln; sie ist für Öffentlichkeit und Öffentlichkeit des Gerichtsverfahrens, ohne dem Staate die Leitung der Obergewalt in Ausübung der Gesetze abzusprechen; sie ist für Gewerbefreiheit und freien Handel, ohne die Gefahren zu verkennen, welche Schrankenlosigkeit in beiden herbeiführen würde; aber sie ist unbedingt gegen Kommunismus und Radikalismus im Staate, wie gegen Glaubenszwang und Heuchelei, gegen Ketzeri und Jesuitismus in der Kirche.“

Dieses Programm fand aber keineswegs die Zustimmung weder der kirchlichen Behörde, noch der Regierung; der fürstbischöfliche Konsistorialrat Dr. J. B. Walzer richtete eine geharnischte Epistel an die gesamte schlesische Tagespresse,\*) und die Zensurbehörde suchte das Terrain der Zeitungen noch weiter einzuzengen. 1846 wurde sogar die Veröffentlichung von Abschnitten aus den Landtagsabschieden beanstandet, weil durch Auswahl und Gruppierung die öffentliche Meinung irre geführt und die Regierung in ein falsches Licht gestellt werden könne. Der „Schlesischen Zeitung“ suchte die Regierung aber noch ganz besonders dadurch beizukommen, daß sie, da 1821 das Privilegium erloschen sei, den Mangel einer s. Z. nicht wieder erteilten Konzession ausfindig machte und nun unter dem 15. Juni 1846 das Aufhören der Zeitung verfügte. Der Verlag protestierte und wehrte sich mit allen gesetzlichen Mitteln, mußte sich aber schließlich

\*) Dr. J. B. Walzer, Preßfreiheit und Zensur mit Rücksicht auf die Trierer Wallfahrt und den doppelten Anklagezustand der schlesischen Tagespresse. Breslau 1845.



doch dazu bequem, trotz des mehr als hundertjährigen Bestehens der Zeitung, nachträglich noch eine neue förmliche Konzession für das Erscheinen des Blattes nachzusuchen. Damit aber ist die Regierung einen sehr bedeutenden Vorteil in die Hand, sie gewährte unter dem 30. Dezember 1847 die neue Konzession nur unter dem Vorbehalte jederzeitigen Widerrufs und der ausdrücklichen Bedingung, daß der offenbar zur liberalen Gesinnung hinneigende Redakteur Sielscher unter Verzicht auf jede weitere Mitarbeit aus der Redaktion entlassen und der seitherige Redakteur J. A. Voigt mit ihr betraut werde. Voigt leitete in die Zeitung auch in den Sturmjahren 1848 und 49 ganz im Sinne der Regierung.\*)

Recht wechselvoll gestaltete sich in den dreißiger und vierziger Jahren das Schicksal der „Breslauer Zeitung“, doch bewegte sich dabei das Blatt stets in aufsteigender Linie. Nach Schalls erfolgtem Tode übernahm der Freiherr Eugen von Baerst das Blatt und hob es sofort auf ein höheres Niveau. Eugen von Baerst war ein geistvoller, witzsprühender Mann von umfassenden Kenntnissen, dabei eine vornehme, zurückhaltende und doch radikal gesinnte Natur. Bevor er die Redaktion der „Breslauer Zeitung“ übernahm, hatte er schon viel erlebt und einen großen Teil der kultivierten Welt gesehen. Geboren 1792 als Sohn eines preussischen Offiziers zu Wesel, widmete er sich zunächst ebenfalls dem Soldatenstande und nahm 1812 in dem russischen Hülfskorps des Generals York als Offizier an dem Zuge nach Rußland teil. Weiterhin machte er auch die Feldzüge von 1813 bis 1815 mit und erwarb sich dabei das Eiserne Kreuz. Nach dem Kriege nahm er einen zweijährigen Urlaub, um in Breslau mannigfache Studien zu treiben, und schied 1818 mit dem Charakter eines Kapitäns vollständig aus dem Militärdienst. Darauf widmete er sich literarischen Arbeiten, knüpfte Freundschaften mit verschiedenen bedeutenden Schriftstellern an und traf 1825 mit Karl Schall, wahrscheinlich nachdem er diesem eine

\*) (Karl Weigelt), 150 Jahre Schlesische Zeitung. Breslau 1892, S. 188—212.

nicht unbedeutende Summe vorgestreckt, ein Abkommen, das ihm mit Bewilligung des Königlich-ministeriums, den Mitbesitz und die Mitredaktion der „Breslauer Zeitung“ sicherte. Doch beiligte er sich noch nicht an den Redaktionsarbeiten, sondern unternahm große Reisen nach Dänemark, Holland, England, Frankreich, Italien, und befaßte sich dabei mit großartigen Börsen-Spekulationen. Mancherlei Erlebnisse aus jener Zeit schilderte er später in dem originellen Buche „Kavalier-Perspektive“, das er 1834 unter dem Pseudonym Chevalier de Velly herausgab, und in welchem er sich als ein Anhänger des raffinierten Epikuräismus bekennt.

Die ersten Reformen, die Baerst bei der Übernahme der „Breslauer Zeitung“ in dieser einführte, betrafen den politischen Teil. Er erkannte, daß die Rolle, die das Inland bisher in der „Breslauer Zeitung“ gespielt hatte, höchst kläglich gewesen war, und räumte ihm die erste Stelle ein. Auch verkannte er nicht die Bedeutung örtlicher und provinzieller Interessen. In seinem langen Programm vom 1. Mai 1834 sagt er: Es ist von Übel, wenn eine provinzielle Zeitung eben so gut von Monomotapa als von Breslau datiert erscheinen kann, ohne daß der Inhalt den näheren Bezug auf eins von beiden verriete. In demselben Programm verwahrt er sich auch sehr energisch gegen jede politische Parteinahme. „Ja, es ist bei unseren provinziellen Verhältnissen sogar nicht zu wünschen,“ sagt er, „daß ein großes politisches Interesse sich wiederum sehr in der Nähe von uns entspinne, die angenehme Beschäftigung der Lesewelt dabei nicht in die Waagschale zu werfen ist gegen die Störung des Glücks und der Ruhe, welche jene zweideutige Erhöhung des Interesses begleitet. Die Theaterbesprechungen, die ehemals einen so breiten Raum eingenommen hatten, drängte er weit zurück, dagegen dehnte er den Handels- und Finanzteil sehr bedeutend aus. Die Zeitung erhielt somit ein ganz neues Gepräge. Mit dem internen Redaktionsbetrieb befaßte sich Baerst jedoch wenig; diesen leitete lange Zeit Dr. Nimbs, ein sehr ruhiger, besonnener Mann, und ferner seit 1835, nachdem der Umfang der Zeitung sehr gewachsen war, als zweiter Redakteur Dr. Weiß, der dann viele Jahrzehnte an der Zeitung tätig war. Bald nach dem Eintritt des Dr. Weiß erfuhr die Zeitung auf

eine wesentliche Erweiterung durch das Beiblatt „Schlesische Wochenschrift“, das mit dem 1. Januar 1836 ins Leben trat und zuerst von Fr. Lewald, dem nachmaligen Direktor der Ober-österreichischen Eisenbahn, vom Anfang der 40er Jahre jedoch bis zum 1. Juli 1838 von Dr. Moriz Elsner redigiert wurde. Mit dem 1. Juli 1838 übernahm die Zeitung in den Besitz Hermann Barth's, des Inhabers der Firma Graß, Barth u. Komp., über, während sich Baerster auf Reisen begab, bis er nach mancherlei Schicksalen 1855 in Herrendorf bei Soldin auf dem Gute seines Bruders starb. Unter Barth's Regime änderte sich der Charakter der Zeitung. Der neue Besitzer durchbrach das Prinzip der politischen Objektivität und gab dem Blatte eine konservative Richtung, die es dann auch in der bewegten 48er Zeit innehielt. \*)

Neben diesen beiden großen Zeitungen Breslaus kamen noch 1846 ein „Breslauer Beobachter“ im Verlage von H. G. Richter und eine „Allgemeine Ober-österreichische Zeitung“, verlegt und redigiert von einem Dr. Kuzen, heraus. Besonders die letztere sollte wohl die liberalen Ideen vertreten; in ihrem Programm erklärte sie, daß sie „nicht jedem Fortschritt entgegen sein werde, sondern sie vielmehr dem Fortschritte der Entwicklung des Historischen und der historischen Grundlagen heraus das Wort reden wolle“, und sie fügte auch gleich wieder vorsichtig hinzu, daß sie die „in der Zeit angestrebten revolutionären Umgestaltungen des Historischen nicht begründeten“ verurteilen müsse. Eine Bedeutung erlangte sie nicht.

Von den sonstigen Blättern, die noch in Schlesien erschienen, sind nur der „Oberschlesische Wanderer“ in Gleiwitz, der 1828 ins Leben trat, und der „Oberschlesische Anzeiger“ in Glatz, der bereits seit 1802 herauskam, erwähnt. Beide erwarben sich nach und nach einen gewissen Leserkreis, obgleich sie ihren redaktionellen Teil in sehr engen Grenzen halten mußten, und es ihnen nicht gestattet war, irgend welche Politik zu treiben.

\*) R. G. Nowak, Schlesisches Schriftsteller-Lexikon, 2. Heft, S. 152. Breslau 1838, Allgm. D. Biographie, 39. Band, S. 455 und Breslauer Zeitung, Jubiläums-Ausgabe zur Jahrhundertswende, 1. Jan. 1900.

Etwas freier als die Breslauer Blätter konnte sich „Königlich Preussische Staats-, Kriegs- und Friedenszeitung“ in Königsberg, die heutige „Königsberger Hartwische Zeitung“, bewegen. Es hatte dies seinen Grund zum Teil darin, daß die Provinzen Preußen und Posen nicht zum dem Bunde gehörten, also auch nicht dem direkten Einflusse des Bundestages unterstellt waren, und ferner in dem zufälligen glücklichen Umstände, daß in jener Zeit in Königsberg eine Anzahl sehr hervorragender Männer wirkte, die auch am politischen Leben regen Anteil nahm. Von diesen sind besonders der bekannte Johann Jacoby, dessen weittönendes Wort den größten Einfluß auf die öffentliche Meinung ausübte, der Philosoph und Literaturhistoriker Karl Rosenkranz, der geistsprühende Alexander Janderwizig und reddegewandte Ludwig Walewode und der jugendlich überschäumende Rudolf Gottschall zu nennen. Hierzu kam noch ein reges Vereinsleben in der Königsberger Bürgergesellschaft, der städtischen Ressource und in anderen Vereinen. Entwickelte sich dieses leidenschaftliche politische Leben erst mit dem Beginne der 40er Jahre. Die Erregung, welche die süddeutschen Staaten nach der Julirevolution ergiff, warf nach dem fernen Osten nur wenige schwache Wellen. Hier ging auch noch während der dreißiger Jahre das politische Interesse über die militärischen Übungen und die Hofnachrichten nicht weit hinaus. „Es herrschte im ganzen öffentlichen Leben eine wahre Totenstille“, verriet ein Zeitgenosse dieses Dezenniums.\*) „Ein Mensch mit liberalen Ideen würde für verrückt gehalten worden sein, und wer etwas mehr davon wußte, sagte: das paßt nicht für uns, das ist nicht deutsch. Der König und die Regierung verstanden ja alles am besten; sie korrigieren wollen, wäre eine Blasphemie gewesen.“ Mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. änderte sich das aber sofort, und Jacobys Broschüre „Vier Fragen. beantwortet von einem Ostpreußen“ eröffnete die politische Diskussion auf der ganzen Linie.

\*) V. Passarge, Ein Ostpreussisches Jugendleben. Erinnerungen und Kulturbilder. Leipzig 1903.

u. Betreff der Presse und der Zensur erklärte Jacoby dort: präventive (vorkührende) Zensur hat vernünftiger Weise nur zu streichen, was der Richter, wenn's gedruckt wäre, bewürde. Eine Zensur aber, die also wie in unserem Vaterlande gehandhabt wird, hört auf, eine rein präventive zu sein: sie wird zu einer anmaßenden Bevormundung, zu einer Unterdrückung der öffentlichen Meinung und führt endlich zu einer bedenklichen, dem Volke und dem Könige gleich gefährlichen Macht der Beamten.“

Die „Königsberger Zeitung“, wie sie kurz genannt wurde, trat sofort mit allen Segeln in die Bewegung ein, und die Redakteure, die nacheinander das Blatt leiteten, Professor Schubert, Nagel, Privatdozent Dr. Thomas u. a., verstanden es, die Tagesereignisse in flotter, allgemein verständlicher Weise zu behandeln. Die Redaktionen wurden sie darin auch durch die Wortführer der Stadt, die übrigen Mitarbeiter waren, bedeutend unterstützt. Zudem erlangte das Blatt auch alle Förderung durch den hochgebildeten und freigebigen Besitzer Georg Friedrich Hartung, dem wir schon in der napoleonischen Zeit begegnet sind (Bd. II, S. 208.). Wie fleißig sich Hartung der Zeitung widmete, legte er in einem von politischem Testament dar, welches er vor seinem am 1. April 1849 erfolgtem Tode abfaßte, und das seinem Wunsche nach nach seinem Hinscheiden in der Zeitung veröffentlicht wurde. „In der Führung einer Zeitung,“ sagte er dort, „mit großen Annehmlichkeiten und Mühen verbunden ist, so wurde die Leidenschaft derselben in den letzten Jahren um so schwerer, als die Interessen des Vaterlandes sich in Parteien spalteten und Vorurtheile und eigene Meinung sich nicht mit den allgemeinen Ansichten und den Zeitforderungen vereinigen lassen. Wenn aber ein Geschäft, dem ich fünfzig Jahre meines bewegten Lebens gewidmet, mich in den letzten Jahren so ganz fesselte, daß ich ihm mich in jeder Tageszeit dienen mußte, so dürfte, wenn auch nach meinem Tode, mein mißlicher Stand und meine gefährliche, sorgenvolle Lage erkannt, und ich für den oft getadelten Eifer um die Zeitung eine billige Entschuldigung finden.“

Die Resignation, die aus diesen Zeilen spricht, war gewiß

berechtigt; immerhin durfte Hartung auch mit einer gewissen Friedigung auf seine mühevollen Tätigkeit zurückblicken, denn die Zeitung genoß ein hohes Ansehen und galt als eine wertvolle politische Stimme Deutschlands, besonders während der Jahre, denen sie sich der milden Zensur des freisinnigen und sehr liberalen Polizeipräsidenten Abegg zu erfreuen hatte. Eine Stimme kann denn auch von ihr rühmen: „Die Königsberger Zeitung zeichnet sich durch ihre leitenden Artikel aus, die nicht die besten sind, die jemals in deutscher Sprache geschrieben wurden. Die inländischen Angelegenheiten des preussischen Staates sind noch nie mit so viel Gründlichkeit, Umsicht und Freimut gesprochen worden, als es hier geschieht. Die Wünsche der liberalen und freisinnigen Mehrheit werden, namentlich ihrer praktischen Seite, hier vor die öffentliche Meinung Deutschlands gebracht, und zwar in so klarer, bestimmter, unverholener Sprache, daß der Verfasser und der Zensor in gleicher Weise durch den Geist der Zeit geehrt werden.“ \*)

Von den sonstigen Blättern des Ostens erreichte keine eine ähnliche Bedeutung wie die „Schlesische“, die „Breslauer“ und die „Königsberger Zeitung“. Die „Zeitung des Großherzogtums Posen“ erschien zwar vom 1. Januar 1831 täglich, gewann aber keinen größeren Einfluß; die „Danziger Allgemeine Zeitung“, 1840 von A. Schroth als „Wagen der Zeit“ gegründet, und das von dem Improvisator Volkert und dem Journalisten Bartholdi herausgegebene „Danziger Tageblatt“ blieben unbedeutend, ebenso der „Elbinger Anzeiger“, „Der Gesellige“ in Graudenz und die „Königliche Preussische Stettiner Zeitung“, neben der seit dem 14. Aug. 1835 noch „Börsen-Nachrichten der Ostsee“ erschienen, herausgegeben von dem Kaufmann Adolf Altvater, die jedoch keine Artikel über Politik, Staatsverwaltung und Religion aufnehmen durften.

\*) Deutschlands politische Zeitungen. Zürich 1842. Gelegentlich streift werden die Königsberger Preßverhältnisse der in Rede stehenden Jahre bei Rosenkranz, Königsberger Skizzen, Danzig 1842, Jung, Königsberg und die Königsberger, Leipzig 1846, Falkson, Die lib. Bewegung in Königsberg, Breslau 1888, und Gottschall, Aus meiner Jugend, Breslau 1899.

Langsam aber stetig entwickelte sich die „Magdeburgische Zeitung“. Zwar hatte sie auch ferner noch viel von dem sonstigen Intelligenz-Insertionszwange zu leiden (vergl. S. 275) und noch mehr von der Zensur, dennoch gelang es der Umsicht und Vorsicht ihres Besitzers Friedrich Faber, das Blatt immer wichtiger zu gestalten und den Leserkreis beständig zu erweitern.

Die Streichungen der Zensur sind uns heute oft ganz unbegreiflich. Einfach lächerlich erscheint es uns, wenn, wie der Bericht der Zeitung berichtet,\*) im Jahre 1841 die Mitteilung bekannt wurde, daß der preussische Konsul in London unserem Faber Geschenke von der Königin Viktoria überbracht habe. Und doch unbegreiflich aber ist es, daß noch 1843, in einer politisch schon so bewegten Zeit, die Zensurbehörde mit Zustimmung der höchsten Zivil-Beamten der Provinz Sachsen als Grundsatz feststellte, die Zeitung sei nur dazu da, politische Neuigkeiten zu bringen; sie dürfe aber, als für einen großen, zum Teil ungenutzten Leserkreis bestimmt, politische Raisonnements und Kritiken nicht veröffentlichen.

Unter diesen drückenden Verhältnissen war es begreiflich, daß Friedrich Faber bei zunehmendem Alter schließlich die Arbeitsfähigkeit verlor und sich an seinen Neffen Gustav Faber mit der Bitte wandte, das Geschäft zu übernehmen. Der Neffe, geboren 1811 zu Magdeburg, war gelernter Buchhändler und bereits Besitzer eines eigenen Geschäftes in Mainz, aber trotzdem geneigt, nach seiner Vaterstadt zurückzukehren. Sein Vater jedoch, Apotheker in Magdeburg war und die Verhältnisse seines Neffen genau kannte, riet ihm sehr energisch ab, auf das Anerbieten des Onkels einzugehen. Der lange Brief, den er zu diesem Zwecke an den Sohn richtete, schildert die traurige Situation der damals in Magdeburg erscheinenden Zeitungen so klar und eingehend, daß er ein wertvolles Dokument zur Geschichte des Zeitungswesens der vierziger Jahre bildet und hier zum großen Teil wiedergegeben werden muß.

„Der Onkel hat seit einiger Zeit“, schrieb der Vater, „mehr als es je der Fall war, unbeschreiblich viel Ärger und Verdruß,

\*) Alexander Faber, Die Fabersche Buchdruckerei. Magdeb. 1897, S. 133.



der ihm von seiten der Zensur-Behörde zugesügt ward, erdulden müssen. Ganz gleichgültige Nachrichten, die selbst durch andre preußische Zeitungen schon bekannt gemacht waren, sind ihm gestrichen, obgleich ausführlichere Bestimmungen und Erläuterungen über das Zensur-Edikt den Zensoren sowohl als den Redakteuren mehr Freiheiten, als sonst, zu gestatten scheinen. Sogar ist in wissermaßen seine persönliche Freiheit durch eine Verfügung der Oberbehörde an sämtliche Redakteure beschränkt, in welcher ihm zu erkennen gegeben wird, daß, wenn ein Redakteur irgend eine Reise, selbst zur Befestigung seiner Gesundheit eine Reise in ein Bad, zu unternehmen beabsichtige, er dies nicht allein der Behörde anzeigen habe, sondern auch einen anderen stellvertretenden Redakteur vorzuschlagen verpflichtet sei, und es dann noch von der Behörde abhängen werde, ob sie den Stellvertreter genehmige oder nicht. Alle diese Unannehmlichkeiten haben den Unkel, und mit Recht sehr verdießlich gemacht . . . . Unter solchen Umständen ist eine nochmalige ernste und reifliche Überlegung dieser Sache von deiner Seite unerläßliche Pflicht. Besonders ist eine Stelle in diesem Zirkular-Schreiben für die künftigen Redakteure und Unternehmer der Zeitschriften sehr bedenklich, wo es heißt: daß es erforderlich sei, daß bei Genehmigung neuer Zeitschriften und neuer Redaktionen mit großer Vorsicht verfahren werde, damit die Tagespresse nur unbescholtenen Männern anvertraut werde, deren wissenschaftliche Befähigung, Stellung und Charakter für den Ernst ihrer Bestrebungen und für die Loyalität ihrer Denkungsart Bürgschaft leiste. Nun ist es eine große Frage, ob man Dir diese wissenschaftliche Befähigung (wie man sie nur von einem Gelehrten erwarten kann) einst zugestehen wird. Wäre dies auch nicht der Fall, so würde der Verlag der Zeitung Dir schon ein hinlänglichliches Auskommen gewähren, wenn nur dieses Dir gesichert wäre. So ist aber unter Westfälischer Regierung das unsern Vorellern gegebene und auf deren Kollateral-Berwandte ausgedehnte Privilegium aufgehoben und nicht wieder erneuert; es ist also sehr zweifelhaft, ob man Dir doch wenigstens den Druck und Verlag der Zeitung überlassen würde. Hierzu kommt noch die große Ungewißheit, ob man bei Erteilung der Konzession als Redakteur

als Verleger wenigstens Dir als einem Ausländer (denn bist Du jetzt) den Vorzug vor dem Inländer geben würde? Wenn Dir auch, wie wohl zu erwarten steht, das Bürgerrecht nicht versagt werden wird, so kann Deine Aufnahme als solcher nur erst dann geschehen, wenn Du aus den Großherzog-Hessischen Staaten mit genügenden guten Zeugnissen entlassen worüber noch einige Zeit hingehen kann. Du kommst also in jeden Fall in eine bedenkliche und ungewisse Lage.“

Diese Schilderungen des Vaters konnten aber doch den jungen Gustav Faber nicht abhalten, auf den Vorschlag des Vaters einzugehen; er kam nach Magdeburg, arbeitete erst eine Zeitlang als Gehilfe in der Buchdruckerei und übernahm dann das Geschäft am 1. Juli 1846. Schon im nächsten Jahre starb der Vater Friedrich Faber.

Der Übernahme ging jedoch erst eine lange Zeit der Mühen und Sorgen um die Erlangung der Konzession voraus. Das Ministerium wollte das Privileg Friedrich Fabers nicht auf den Sohn übertragen. Auf Umwegen erfuhr Gustav Faber, daß die „Magdeburgische Zeitung“ trotz der peinlichst durchgeführten Zensur in Berlin „schon seit längerer Zeit in einem nichts weniger als sehr guten Geruche“ stehe. „In politischer und noch mehr in religiöser Hinsicht,“ hieß es weiter in dem vertraulichen Briefe von befreundeter Hand, „wird ihre Tendenz als eine sehr tadelnswerte bezeichnet. In erster Hinsicht ist es die Aufnahme von Artikeln, welche ganz dazu gemacht sind, die Regierung in ihren Absichten und vorhabenden Maßregeln zu verdächtigen und Mißtrauen gegen dieselbe zu erregen, welches man hier (in Berlin) mit Mißvergnügen in einem Blatte sieht, welches in der besten treuen Stadt, wie in der Provinz viel gelesen wird. In religiöser Hinsicht hat sich dieses Blatt zum Organ der sogenannten Lichtfreunde und ihrer Zusammenkünfte hergegeben, und da die ultrarationalistische Richtung dieser Gesellschaft gewiß nicht die ist, welche man gefördert und gehegt zu sehen wünscht, so wird das diesem Blatte und seinem Verleger gewiß mit Recht verübelt.“

Diese Ausstellungen und Vorwürfe waren aber durchaus

unberechtigt. Wenn man die Jahrgänge der Zeitung durchblättert, selbst bis in die Bände der verhängnisvollen Jahre 1848 und 49 hinein, stößt man nirgends auf irgend welche Unhöflichkeiten oder extremen Forderungen. „Man wird viel anerkennen müssen“, betont daher Alexander Faber, „daß dieses Blatt niemals in Bezug auf die Liebe und Treue zum Königreiche und der Monarchie geschwankt, sondern in warmer und würdiger Weise einen notwendigen und daher gesunden Fortschritt vertreten hat.“

Aber man brauchte in Berlin solche gewichtigen Gründe um sich, wie es in dem vertraulichen Briefe hieß, die „möglichst zu sichern.“ Diese erblickte man darin, daß man dem neuen Besitzer der Druckerei die Herausgabe der „Magdeburgischen Zeitung“ nur „unter dem Vorbehalte des jederzeitigen Widerrufs“ erteilte, nämlich von dem Ermessen der Verwaltungs-Behörden ohne Promotion auf den Ausspruch des Königlichen Ober-Zensur-Gerichtes abhängig und von jenen Behörden auszusprechenden Widersprüchen gestattete. Diese unbedingte Widerruflichkeit der vorläufigen Konzession mußte Gustav Faber außerdem noch durch Unterschreiben eines Protokolls vor dem Polizei-Direktor von Kampf anerkennen.

Trotz dieser unerhörten Beschränkung ging der junge Gustav Faber arbeitsfreudig daran, die Zeitung weiter zu fördern, ersetzte die alten Guttensbergschen Pressen durch Schnellpressen und erwarb sich in dem Dr. Voempke einen tüchtigen Redakteur, der auch in den folgenden stürmischen Zeiten das Blatt geschickt durch alle Klippen führte. Die Zeitung erschien damals in einer Auflage von etwa fünftausend Exemplaren.

Lebhafter, als die „Magdeburgische Zeitung“, trat der „Hallische Kurier“ für die liberalen Tagesfragen, besonders für die religiösen, ein. Sein Redakteur Dr. Gustav Schwetschke (vergl. S. 276) war ein eifriger Anhänger des Pastors Wislicenus und ein tätiges Mitglied der „Sichtfreunde“. Als 1845 die hallischen Orthodoxen gegen den freisinnigen Pfarrer die Anklage des Abfalls von Christo erhoben, wagte es Schwetschke im Juli 1845 als Friedrich Wilhelm IV. auf einer Durchreise Halle berührte dem Könige mit großer Freimütigkeit den religiösen Standpunkt

Pfarrers Wislicenus darzulegen und mit der ihm eigenen Rede den Monarchen um sein persönliches Eingreifen zu Gunsten Angeklagten zu bitten. Friedrich Wilhelm IV. gab jedoch die folgende Antwort „Ich bin ein mächtiger Herr, ich lasse mir nicht unterwerfen!“ und wies damit jeden Versuch, ihn für Wislicenus günstig zu stimmen, zurück.

Schwetschke beharrte jedoch, trotz der königlichen Abweisung, fest auf seinem freisinnigen Standpunkte und brachte ihn seiner Zeitung zum Ausdruck; bei der wachsenden Arbeit, die sein Verlagsgeschäft aufbürdete, mußte er aber die Leitung der Redaktion in die Hände des Dr. Julius Schadeberg legen, und sodann das Blatt bis in die siebziger Jahre hinein redigierte.

Zur Bekämpfung des liberalen Geistes und somit des „Halbes Kuriers“ gründete der Pastor Friedrich von Tippelskirch in Siebichenstein mit dem Buchhändler Richard Mühlmann in Halle im Jahre 1844 das „Volksblatt für Stadt und Land“, auch kurzweg das „Hallische Volksblatt“ genannt. Mit diesem sollte ein gemütsinniges Christentum und ein königstreuer Patriotismus in der Volksseele verbreitet werden; es verirrte sich aber so weit in orthodox-pietistische Irrgänge, daß der Professor Karl Witte, das damalige Wunderkind, in ihm (dem evangelischen Blatte!) sogar die Trierische Rockanbetung gutheißen konnte. Daher drang es nicht in die Volksseele, sondern nur in die Kreise von Geistlichen, Beamten und konservativen Gutbesitzern, so daß ein schalkhafter Mitarbeiter in einem „Guldenen Abc“ über die Ziele und Ergebnisse des ersten Jahrganges reimte:

Von Tippelskirch ein Volksblatt schrieb,  
Das ziemlich fern vom Volke blieb.

Erst später, in den 50er Jahren, unter Philipp von Nathusius, hat es dann eine größere Bedeutung erlangt.

Einen besonderen Aufschwung nahm die Presse im Westen, vornehmlich in Köln, das seiner günstigen Lage wegen die Nachrichten aus Paris, für die man sich seit 1830 wieder mehr denn je interessierte, früher als die Städte Mitteldeutschlands und des Ostens erhielt. Vor allem machte sich die „Kölnische Zeitung“ diesen günstigen Umstand zu nutze, und so datiert denn

auch die eigentliche Bedeutung dieses Blattes aus den Tagen der Julirevolution. Ein besonders günstiger Umstand für die Zeitung trat noch dadurch ein, daß 1831 nach dem Tode des alten Marcus Du Mont dessen intelligenter Sohn Joseph die Leitung des Geschäftes übernahm und sofort daran ging, alle Einrichtungen, den Anforderungen der Neuzeit entsprechend, zu verbessern. Hermann Grieben nennt ihn denn auch geradezu den Begründer der späteren Größe der „Kölnischen Zeitung“.\*) Levin Schücking schildert ihn in seinen Lebenserinnerungen in folgender Weise: „Obwohl ohne gelehrte Bildung, war er eine Natur, die geistig so entwickelt hatte, wie es ihr in ihrer Umgebung, mit den alten reichsstadt-kölnischen Anschauungen und Verhältnissen, ermöglicht gewesen; er war tätig und energisch, und das englische ‚Where is a will, is a way‘ paßte auf ihn, wenn je auf einen Mann. Mit diesem Willen hatte er sich vorgenommen, in der immer gärender, politisch bewegter werdenden Zeit die ‚Kölnische Zeitung‘ auf ein ganz anderes Niveau zu heben.“\*\*)

Das erste, was er unternahm, war die technische Verbesserung der Druckerei. Mit sämtlichen Einrichtungen war man hier auffallend zurückgeblieben. Noch immer hantierte man mit den alten hölzernen Pressen und brauchte daher zum Druck einer Auflage von ungefähr 3300 Exemplaren nicht weniger denn zwölf Stunden. Joseph Du Mont ließ es sich daher angelegen sein, so bald als möglich eine König & Bauersche Schnellpresse zu erwerben, mit der dann am 4. Februar 1833 der erste Bogensatz der Zeitung gedruckt wurde. Bereits war Mitte Dez. 1832 das Format des Blattes vergrößert worden; auch erschien die Zeitung von jetzt ab täglich, d. h. es wurde auch Sonntags eine Nummer gedruckt, eine Neuerung, die sich in den späteren bewegten Zeiten als sehr vorteilhaft erwies. Weiterhin richtete er 1838 — zuerst von allen deutschen Blättern — ein Feuilleton für wissenschaftliche und schönwissenschaftliche Literatur ein, in welchem bald ein Gediegenes geboten wurde. Am 8. Oktober 1840 erschien dort

\*) Gesch. d. Köln. Zeitung. Köln 1880, S. 12.

\*\*\*) Schücking, Lebenserinnerungen. 2 Bde. Bresl. 1886.

unter dem Ministerium Thiers das Geschrei der Franzosen, dem deutschen Rhein wieder angefacht war, das Rheinlied Nikolaus Becker:

Sie sollen ihn nicht haben,  
Den freien deutschen Rhein,  
Ob sie wie gier'ge Raben  
Sich heiser danach schrein, u. s. w.

anntlich rief dieß Lied einen ganz ungeheuren Enthusiasmus ganz Deutschland hervor.

Als eine zweckmäßige kaufmännische Manipulation erwies es sich, daß er 1839 den „Welt- und Staatsboten“ zum Preise von 12000 Talern aufkaufte und mit der „Kölnischen Zeitung“ schmolz.

Seine ganze Aufmerksamkeit wendete er dem Vereinigten Preussischen Landtage zu, nachdem dieser am 11. April 1847 eröffnet worden war. Ganz Deutschland knüpfte hochgespannte Erwartungen an dieses Ereignis, und darum setzte Joseph Du Mont alles daran, die unverkürzten Sitzungsberichte so bald wie möglich wiederzugeben. Dem stellten sich aber viele Schwierigkeiten entgegen. Die Sitzungen waren nicht öffentlich und auch den Vertretern der Presse nicht zugänglich, dagegen erschienen die Berichte sehr ausführlich, doch immer erst acht Tage nachher, in der „Allgemeinen Preussischen Zeitung“, der sie die übrigen Blätter entnehmen mußten. Die Verbindung zwischen Köln und Berlin war nun aber zu jener Zeit äußerst mangelhaft; nur bis Minden führte die Eisenbahn von der Hauptstadt; von da brachen die Schnellposten die Briefe und Zeitungen weiter. Joseph Du Mont richtete jedoch zur beschleunigten Beförderung der Posten der „Kölnischen Zeitungen“ einen besonderen Kurierdienst von Minden nach Köln ein. Er ließ das dort mit der Eisenbahn für seine Zeitung eingetroffene Brief- und Zeitungspaket gleich durch eine Staffette weiter gehen und erzielte durch diese allerdings sehr kostspielige Beförderungsweise vor der gewöhnlichen Briefpost einen Vorsprung, durch den er erreichte, daß die Landtagsverhandlungen in der „Kölnischen Zeitung“ einen vollen Tag früher, als in anderen Blättern, erschienen.

Mit diesen Verbesserungen der technischen Einrichtungen ging die Erweiterung des Inhalts der Zeitung Hand in Hand; doch währte es einige Zeit, bis Joseph Du Mont den geeigneten Redakteur fand. Zu Anfang des Jahres 1842 gewann er sich Dr. Hermes, der bisher die „Deutsche Nationalzeitung“ in Braunschweig redigiert und sich durch geistreiche Leitartikel vorteilhaft bekannt gemacht hatte. Auch die Leitartikel, die Hermes nun für die „Kölnische Zeitung“ schrieb, erregten Aufsehen, und sie waren so gewandt abgefaßt, daß sie durch die Zensur nicht unterdrückt werden konnten. Die Regierung unternahm es deshalb, wie Grieben mitteilt, auf dem Wege der Bestechung auf Hermes einzuwirken, um auf diese Weise die Zeitung in andere Bahnen zu lenken, und Hermes war nicht charakterfest genug, einer solchen Versuchung zu widerstehen. Aber Joseph Du Mont's scharfes Auge erkannte sehr bald, welche Schwenkung sein Redakteur machte, erklärte ihm eines Tages auf Grund eines bereits gesetzten Leitartikels, der offenbar im Auftrage der Regierung geschrieben worden war, keine Zeile mehr von ihm aufzunehmen und enthob ihn seiner Stelle. Bald nachher trat dann Hermes (zur allgemeinen Verwunderung der liberalen Blätter, die nicht hinter die Kulissen hatten blicken können) in die Redaktion der „Preussischen Allgemeinen Zeitung“ in Berlin ein. Nach Hermes übernahm zunächst Büttmann, der Dichter der „Eischerfessenlieder“ interimistisch die Redaktion der „Kölnischen Zeitung“, bis am 1. Jan. 1844 Dr. R. Andree, vordem Redakteur der „Mainzer“ „Oberdeutschen“ und der „Deutschen Wochenzeitung“, der Leiter des Blattes wurde. Mit ihm kam ein sehr energischer Vertreter des liberalen Fortschritts und besonders ein Verfechter der nationalen Ziele in der Zeitung zum Worte. Unter seinem Regime stieg die Zahl der Abonnenten bald auf 8100. Doch trug dieser Aufschwung auch die gesteigerte Pflege des Feuilletons bei, dessen Redaktion vom Herbst 1845 ab kein Geringerer als Levin Schücking übernommen hatte. Zu seinem großen Mißvergnügen durfte sich der junge Feuergeist aber nur in sehr engen Schranken bewegen. Nach vielen Jahren noch kam dieser Unmut in seinen Lebenserinnerungen zum Ausdruck. „Ich suchte,“ schreibt



ücking dort, „dem mir anvertrauten Feuilleton etwas von dem geistigen Erscheinungen der Zeit berücksichtigenden Inhalt der „Allgemeinen Zeitung“ zu geben, was aber in dem Rahmen kaum gelang, obwohl ich Gutzkow, Dingelstedt, Weysser, Stahr, Spindler und viele andere für die Mitarbeit gewannen.“ Leider mußte auch Andree bald die Enge der Schranken spüren, in denen sich die „Kölnische Zeitung“ bewegen sollte. Durch dem Auftreten von Ronge und Czerſki geriet er in eine heftige Polemik mit der katholischen Geistlichkeit, und diese übte einen solchen Druck auf Du Mont aus, daß dieser besorgte, einen großen Teil seiner katholischen Leser zu verlieren und eine mäßigere Haltung der Zeitung verlangte; Andree konnte sich nicht zu einer solchen nicht verstehen und gab daher im Sommer 1845 seine Stellung auf.\*) Sein Nachfolger wurde am 1. November 1845 Karl Heinrich Brüggemann, und mit diesem erhielt endlich Joseph Du Mont einen Mitarbeiter, der Jahrzehnte hindurch, bis zu seinem Lebensende 1887, der Zeitung treu blieb und ihr in allen Verhältnissen eine hervorragende Stütze war.

Als Brüggemann nach Köln kam, lag schon ein sehr ernster Lebensabschnitt hinter ihm. Geboren 1810 in Hopsten nahe der holländischen Grenze, hatte er sich als junger Student der Rechts- und Staatswissenschaft der Burschenschaft angeschlossen und war bei dem Hambacher Fest als begeisterter Redner für die Einigung Deutschlands eingetreten. Die Folgen zeigten sich schnell. Er wurde verhaftet, an Preußen ausgeliefert und nach zweijähriger Voruntersuchung wegen Hochverrats zum Tode durchs Rad verurteilt. Zu stolz, die äußerliche Rechtmäßigkeit des furchtbaren Urtheils anzufechten, sah er gefaßt der Vollstreckung des Urtheils entgegen; doch kam es nicht so weit. Friedrich Wilhelm III. änderte die Todesstrafe in lebenslängliche Festungshaft um, worauf Brüggemann nach Posen gebracht wurde. Dort saß er nun sechs Jahre lang, bis der allgemeine Gnadenerlaß Friedrich Wilhelms IV. auch ihm die Freiheit wiedergab. Die abgebrochenen Studien vermochte er aber nicht wieder im vollen Umfange aufzunehmen;

\*) Prijac, Die akatholische Tendenz der „Kölnischen Zeitung“. Cobl. 1844.

er wandte sich daher der publizistischen Tätigkeit zu und verfaßte besonders nationalökonomische und staatswissenschaftliche Abhandlungen und Broschüren. Wie der verfassungsmäßige Ausbau des Staates, so lag ihm ganz besonders auch das Wohl der arbeitenden Klassen am Herzen, und daher beteiligte er sich an der Gründung eines Vereins, dessen Tätigkeit sich auf jene Ziele richtete. Die volkswirtschaftliche Gesetzgebung der jüngsten Zeit hat sich bekanntlich die Verbesserung der Lage der Arbeiter ganz besonders angelegen sein lassen; damals, in den vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts, witterte die Regierung in solchen Bestrebungen jedoch sofort ein staatsgefährliches Unternehmen, und der Minister v. Bodenschwingh hielt es daher, als es bekannt wurde, daß Brüggemann einen Ruf zur Leitung der „Kölnischen Zeitung“ erhalten habe, für angebracht, dem jungen Publizisten vor seiner Abreise nach Köln mündlich zu eröffnen, daß eine kommunistisch-subversive“ Leitung des Blattes die unverweilte Unterdrückung desselben zur Folge haben werde. Ob es Brüggemann gelang, den seltsamen Verdacht, seine volkswirtschaftliche Anschauung fuße auf dem Kommunismus, bei dem Minister zu entkräften, ist nicht bekannt, wohl aber weiß man zur Genüge, daß die „Kölnische Zeitung“ fort und fort von der Regierung auf das sorgfältigste überwacht wurde und von einer scharfen Zensur besonders viel zu leiden hatte. Aber Brüggemann ließ sich dadurch nicht beirren; sein Optimismus war durch die trübe Festungshaft nicht erschüttert worden. Mit einem Arbeitsseifer sondergleichen, schreibt Levin Schücking in den schon erwähnten Lebenserinnerungen, unternahm er die schwere Arbeit, das Fahrzeug, das seiner Führung anvertraut wurde, auch unter so ungünstigen Verhältnissen weiter vorwärts zu führen, und dabei blieb er mit immer gleich heiterem Mute in all den Stürmen, welchen er entgegen ging, der feste Pilot.

Wie drückend und unleidlich die Zensur oft war, berichtet Hermann Grieben in seiner Geschichte der „Kölnischen Zeitung“ in ausführlicher Weise; dazu kam noch, daß das gerade nicht in hohem Ansehen stehende Amt eines Zensors meist untergeordneten

lizeuleuten, oder solchen Beamten anvertraut wurde, deren geistige Befähigung sie zu nichts Anderem tauglich machte. Erwiderte ihm der Oberpräsident dem Klage führenden Brüggemann: „Sagen Sie denn, ich könnte meine besten Regierungsräte zu Zensuren hergeben?“ So wurden denn oft die lächerlichsten Streichungen vorgenommen. Längere Zeit war ein Polizeirat Dollmann mit der Zensur betraut, und dieser leistete geradezu Unübliches bei seinen Streichungen. Einst hatte er einen Verweis erhalten, weil er einem Zeitungs-Korrespondenzartikel „Von der Rheingurg“ das Druckrecht erteilt hatte; infolgedessen strich er lange Zeit konsequent alle von einem kleinen Flusse in Deutschland datierten Artikel, sie mochten nun „Von der Leine“, oder „Von der Weser“, oder „Von der Pleiße“ überschrieben sein. „Der Henker soll die Schreibereien von dem kleinen Bachzeug holen,“ war das gebliebene Wort. Als die Zeiten immer aufgeregter wurden, wollte die Sonne nicht mehr gestatten, blutigrot unterzugehen. Einmal das empfindsamere Berichterstatter hatte seine Schilderung einer revolutionären Bewegung in Köln mit den Worten geschlossen: „In weiter Ferne grollte der Donner, und blutigrot ging die Sonne unter.“ Als sein Bericht vom Zensur zurückkam, ließ er es nur noch „und die Sonne ging unter“, das Wort „blutigrot“ war gestrichen.

Angefißt dieses ganz ungeheuren Druckes, der fortwährend auf die Presse ausgeübt wurde, hätte sich eigentlich — so sollte man meinen — das Verlangen, noch ein zweites Blatt in Köln zu besitzen, gar nicht regen sollen; dennoch tauchte der Wunsch wiederholt auf und wurde sogar für kurze Zeit in einer Weise verwirklicht, die weithin in Deutschland Aufsehen erregte. Die letzte Anregung gab der letzte Redakteur des 1838 von der „Kölnischen Zeitung“ aufgekauften „Welt- und Staatsboten“, Dr. Kave, und die Regierung erteilte auch schließlich die nachgesuchte Konzession, weil ihr die „Kölnische Zeitung“ zu sehr auf der liberalen Seite stand, besonders in dem Kampf mit dem Erzbischof über die gemischten Ehen. Dr. Kave ließ darauf 1840 in der Vereinigung mit Dr. Schulte eine Programmklärung erscheinen

unter dem Titel „Will Köln die Monopolisierung seiner Öffentlichkeit durch Eine Zeitung oder nicht?“\*) und legte darin dar, daß das neue Blatt wohl auf katholischem Standpunkte stehen sich aber von allem Streit in Glaubenssachen fernhalten, da gegen in den Kampf um die Konstitution, gegen den Ultramontanismus und für die Vormachtsstellung Preußens in Deutschland eintreten werde. Mit dieser Erklärung erstanden jedoch der Projekte sofort zwei Feinde, der Klerus, der sich von den Kanzeln herab öffentlich gegen das neue Unternehmen wandte, und die Regierung, die an der ausgesprochen konstitutionellen Richtung Anstoß nahm und sich nun zu einer wohl im stillen in Aussicht gestellten Subvention nicht entschließen konnte. Mit eigenen Mitteln konnte aber Dr. Rave die Zeitung nicht ins Leben rufen, besonders vermochte er nicht die Kaution von 3000 Talern zu leisten und mußte darum schließlich das Projekt fallen lassen. Das Verlangen nach einer durchaus liberalen Zeitung erhielt aber in weiten rheinischen Kreisen, und als der rheinische Provinzial-Landtag 1841 öffentlich dem Wunsche nach Pressefreiheit Ausdruck gab, tauchte auch in den Kreisen dieses Landtages der Gedanke auf, die gewünschte Zeitung als Aktienunternehmen zu gründen, wie man es bereits in Frankreich getan hatte. Der Vorschlag fand Beifall, und noch im selben Jahre trat in Köln ein Kreis von Männern, dem u. a. der Landgerichtsassessor Georg Jung, Dagobert Oppenheim, der spätere Präsident der Köln-Mindener Eisenbahn, Rudolf Schramm, Dr. Claessen und Guittard Mevissen angehörten, zusammen und konstituierte sich am 15. Dezember 1841 als Kommanditgesellschaft mit 30000 Talern Aktienkapital zur Herausgabe einer Zeitung. Unmittelbar darauf kaufte die Gesellschaft die Ravesche Konzession an, was zwar ganz ungesetzlich war, aber doch von der Regierung geduldet wurde, weil sie eine Gegenwirkung gegen die „Kölnische Zeitung“ zu haben wünschte, und nun erschien bereits am 1. Januar 1842 das neue Blatt unter dem Titel „Rheinische Zeitung für Handel, Politik und Gewerbe.“ Es bot sich dar als ein neues Blatt im

\*) Köln hatte damals 70 000 Einwohner.

testen Sinne des Worts, überraschte durch seine Entschiedenheit  
 Gefinnung, sein gereiftes Urteil und zeichnete sich durch einen  
 reinen, würdigen Ton aus. In allen liberalen Kreisen Deutsch-  
 lands wurde es daher mit außerordentlichem Beifall aufgenommen;  
 kaum halbjährigem Bestehen besaß es bereits 3000 Abon-  
 nenten, eine für die damalige Zeit schon sehr ansehnliche Zahl.  
 Eine solch vornehme Sprache, wie sie die „Rheinische Zei-  
 gung“ führte, war bisher in einer deutschen Zeitung noch nicht  
 genommen worden. Sie bewegte sich im junghegelschen Stile,  
 vordem die „Hallischen Jahrbücher“, und entwickelte in dieser  
 Sprache ihre politischen Ansichten mit jener philosophischen  
 Klarheit und Ruhe, die den Leser unwillkürlich gefangen nahm.  
 Ein Beobachter der Journalistik jener Tage,<sup>\*)</sup> der sonst über das  
 deutsche Zeitungswesen recht abfällig urteilt, ist von der „Rhei-  
 nischen Zeitung“ des Lobes voll und stellt sie über die Cottasche  
 „Allgemeine Zeitung“. „Der bedeutende Raum“, schreibt er, „der  
 dem Redakteur der ‚Rheinischen Zeitung‘ stets zur Verfügung  
 steht, gestattet ihm nicht nur die Erörterung allgemeiner prinzi-  
 pieller Fragen und Vertretung, insbesondere des preußischen Libe-  
 ralismus, sondern er kann außerdem noch den Liberalen der  
 übrigen deutschen Länder und der Schweiz zum Organ dienen  
 und die politische Entwicklung der übrigen kultivierten Staaten  
 vom allgemeinen freisinnigen Standpunkte aus verfolgen. Auf  
 diese Weise gibt sie nicht nur über die fortwährende innere Ent-  
 wicklung des liberalen Bewußtseins, sowie über die äußere Ver-  
 breitung der politischen Bildung Deutschlands aufs ausführlichste  
 Rechenschaft, sondern sie legt auch die Parteistellung des Auslandes  
 mit einer nur auf ihrem Standpunkte möglichen Klarheit ausein-  
 ander und läßt bei alledem dennoch dem tatsächlichen Stoff keinen  
 Abbruch geschehen. Vergleichen wir sie in dieser Beziehung mit  
 der ‚Augsburger‘, die, was die Tatsachen anbetrifft, doch immer  
 für die beste Zeitung gegolten hat! Die Rubrik ‚Deutschland‘ ist  
 selbst nach Abrechnung der wöchentlich mehreremal erscheinenden

<sup>\*)</sup> Deutschlands politische Presse. Zürich 1842. Den Namen des geist-  
 reichen Verfassers habe ich leider nicht ermitteln können.

leitenden Artikel in der ‚Rheinischen Zeitung‘ wenigstens doppelt so lang wie in der ‚Augsburger‘, und außer den Tatsachen, die beiden gemeinsam sind, auch noch diejenigen, die die ‚Augsburger‘ vermöge ihrer Unparteilichkeit nicht bringen kann. Dagegen hat die ‚Augsburger‘ allerdings wöchentliche Berichte über das erwünschte Allerhöchste Wohlsein Sr. Maj. des Königs von Bayern und sämtlicher Königl. Bayerischen Prinzen, sowie die Reisen aller hohen Personen in Deutschland, die Beschreibung hoher, höchster Allerhöchster Hochzeiten, Kindertaufen und Begräbnisse in extenso vor der ‚Rheinischen‘ voraus. Die französischen und englischen Artikel mögen bei beiden etwa gleich umfangreich sein, die der ‚Rheinischen‘ haben aber ein bestimmtes Urteil, ein klares Bewußtsein, daher eine Gruppierung der Partien, während in der ‚Augsburger‘ eine Konfusion, ein chaotisches ordnungsloses Durcheinander der Parteien sich breit macht, das bei jedem den unklarsten Eindruck hinterlassen muß, der nicht jede Chiffre ihres Charakter nach kennt. . . . . Die Beilage der ‚Augsburger‘ wird mindestens, was die Masse des Gegebenen betrifft, durch das Feuilleton und Beiblatt der ‚Rheinischen‘ aufgewogen, und in Beziehung auf den Inhalt beschäftigt sich diese mit prinzipiellen publizistischen Erörterungen, mit dem Stande der geistigen Bildung oder der materiellen Interessen, während die ‚Augsburger‘ tausenderlei Allotria, Reisebeschreibungen u. s. w. gibt, die wenigstens in einer politischen Zeitung nicht an ihrem Orte sind. Über den Stand der Literatur endlich berichtet die ‚Rheinische‘ treuer, ausführlicher und von festeren Prinzipien aus, als die ‚Augsburger‘.

Der erste Redakteur der „Rheinischen Zeitung“ war Gustav Höffken, der von der Cottaschen „Allgemeinen Zeitung“ kam, aber den Geranten nicht entschieden genug auftrat und darum schon nach 18 Tagen durch Dr. Rutenberg ersetzt wurde, der bisher in Berlin literarisch tätig gewesen war. Durch ihn wurden besonders die französisch-liberalen Ideen in dem Blatte vertreten. Der Minister von Eichhorn erzwang jedoch sehr bald den Rücktritt Rutenbergs, indem er durch den Regierungspräsidenten von Gerlach in Köln (der sogar selbst Aktionär war) den Geranten mitteilen ließ, daß die Staatsregierung ein „entschiedenes Mißfallen“ über die

Entlassung der „Rheinischen Zeitung“ empfinde, auf die Entlassung Dr. Rutenberg dringen und einen der Regierung zusagenderen Redakteur verlangen müsse. Darauf wurde mit dem Beginn des Septembers 1842 Karl Marx, der damals noch nicht Sozialist, sondern radikaler Bourgeois war, der Leiter des Blattes. Den Mitarbeitern der Zeitung zählten bald alle bedeutenden liberalen Männer des damaligen Jahrzehnts, so Berthold Auerhahn, Privatdozent Bruno Bauer, Dingelstedt, Franz Engels, Julius Fröbel, Gutzkow, Herwegh, Hoffmann von Fallersleben, Friedrich List, Robert Prutz u. a.

Der Zensor Dolleschall geriet über die Zeitung natürlich sehr bald in die größte Aufregung. Er fühlte wohl dunkel heraus, daß hier bedeutende Mächte für die liberalen Ideen eintraten, der der geistreichen Sprache gegenüber war sein Rotstift ganz unentstunfähig. Die Sache war um so schwieriger, als die Zeitung mit allem Eifer für die preußische Führerschaft in Deutschland kämpfte, also eigentlich die preußischen Interessen vertrat. Der Minister von Eichhorn erkannte auch die Unzulänglichkeit des Dolleschall sehr bald und schickte zunächst den Regierungsassessor Biethaus als Zensor nach Köln, und als dieser sich ebenfalls als unzulänglich erwies, den Ministerialsekretär von St. Paul. Außerdem gab er dem Regierungspräsidenten von Gerlach auf, sich täglich die Zeitung, nachdem sie die Zensur passiert hatte, nochmals zur Durchsicht vorlegen zu lassen und dann nach seinem Gutdünken das Erscheinen derselben zu verhindern, wenn er der Zensur ungeachtet doch noch unzulässige Stellen oder Artikel darin finden sollte. Aber auch bei dieser doppelten Durchsiebung des Textes fielen noch so viele Steine durch, an denen man in Berlin Anstoß nahm, daß schließlich die Unterdrückung des Blattes für den 31. März 1843 beschlossen wurde. „Unverkennbar herrschte in der Zeitung fortgesetzt die Absicht vor“, hieß es in dem die Unterdrückung motivierenden Ministerialreskripte, „die Verfassung des Staates in ihrer Basis anzugreifen, Theorien zu entwickeln, welche auf Erschütterung des monarchischen Prinzips abzielen, das Verfahren der Regierung in der öffentlichen Meinung böswillig zu verächtigen, einzelne Stände der Nation gegeneinander auf-



zureizen, Mißvergnügen mit den bestehenden gesetzlichen Zuständen zu erwecken und sehr feindselige Richtungen gegen besternde Mächte zu begünstigen. Seit dem Schlusse des Jahres 1842 hat sich das Blatt von neuem einer Zügellosigkeit des Ausdrucks und der Gesinnung hingegeben, welche seine frühere Weise wo möglich noch überbietet. Seine Absicht, das Bestehende in Staat und Kirche anzufeinden, zu untergraben und allgemeines Mißvergnügen mit der Staatsverwaltung zu erwecken, ist unverkennbar. Es hört nicht auf, dieselbe zu verleumden, ihren Maßregeln frecher Weise hohnzusprechen, lokale Elemente und Organe überall mit unwürdigem Spotte zu verfolgen und selbst auswärtige Mächte sowohl innerhalb als außerhalb des deutschen Landes zu beleidigen.“

Das gewaltsame Vorgehen der Regierung erregte aber einen Sturm der Entrüstung; eine Petition angesehenener Bürger Kölns mit 911 Unterschriften bat den König um Aufhebung des Verbots, jedoch vergebens. Eine Deputation der Aktionäre der Zeitung begab sich in gleicher Absicht nach Berlin, wurde aber vom Könige gar nicht vorgelassen, sondern erhielt durch die dem Premierwesens vorgesetzten Ministerien einfach den Bescheid, daß es bei dem Verbote sein Bewenden haben müsse. Petitionen aus Düsseldorf, Barmen, Trier, Lennep, Bernkastel, Trarbach, Gütersloh, Rheda, Wiedenbrück u. s. w. wurden in gleicher Weise abgetan. Den Advokaten und Notaren Düsseldorfs, die eine solche Petition mit unterzeichnet hatten, wurde durch das Justizministerium eröffnet, daß der König mißfällig bemerkt habe, wie sich auch Justizbeamte durch Anfertigung von Petitionen und Sammlung von Unterschriften an Manifestationen gegen Maßregeln der Verwaltung beteiligt hätten, weshalb sie ermahnt wurden, „sich gereifter Ansichten über die gesellschaftlichen Verhältnisse zu beschaffen.“

Diese barsche Beseitigung eines Blattes, das die politischen Anschauungen, Wünsche und Forderungen weiter gebildeter Kreise vertrat und diese nun mundtot machte, mußte natürlich im ganzen preußischen Westen große Erbitterung hervorrufen und konnte nur dazu beitragen, den Staat um so rascher der Katastrophe von 1848 entgegenzutreiben.

Die Tragödie der „Rheinischen Zeitung“ erhielt übrigens ein kleines burleskes Nachspiel. Der bisherige Zensor der „Rheinischen Zeitung“, Ministerialsekretär von St. Paul, gab, als er von Köln wieder nach Berlin zurückkehrte, einigen Freunden ein Abschiedsessen, bei dem übermäßig pokuliert wurde, und nach diesem besuchte er noch mit dem Zensor der „Kölnischen Zeitung“, dem Assessor Grafen Friß Eulenburg, der ebenfalls stark getrunken war, ein öffentliches Haus. Dort verübte er mit seinem Begleiter alsbald einen solchen Unfug, daß die Inhaberin des Hauses die Polizei holen ließ, die die beiden Herren ins Stadtgefängnis steckte, aus dem sie erst am andern Morgen wieder entlassen wurden. Weiterhin erfolgten richterliche Bestrafungen. Der Ministerialsekretär von St. Paul wurde kassiert, der Assessor Graf Friß Eulenburg zu einer Buße von 25 Talern verurteilt und außerdem seiner Funktionen als Zensor enthoben. An seine Stelle trat provisorisch der Divisionsprediger Grashoff. Die ganze Presse brachte diese Skandalgeschichte natürlich mit einem gewissen stimmungigen Behagen und wies besonders darauf hin, daß erst kürzlich der König Friedrich Wilhelm IV. eine Verordnung erlassen habe, nach der zu Zensoren nur „achtbare, moralische und ehrenwerte Männer“ genommen werden sollten.\*)

Im benachbarten Wuppertal entwickelte sich unterdessen eine orthodox-konservative Presse. Bekanntlich erschienen dort, in Elberfeld, seit Jahrzehnten zwei Blätter, die „Allgemeine Zeitung“ und die „Provinzialzeitung“; diese wurden am 1. Juli 1834 zu einer Zeitung verschmolzen, die nun den Titel „Elberfelder Zeitung (Vereinigte Allgemeine Zeitung und Provinzialzeitung, Verlag von Büschler und Lucas)“ erhielt. Am 1. Juli 1847 ging dann das Blatt in den ausschließlichen Besitz der Familie Lucas über, in deren Händen es bis zum 31. März 1904 blieb. Die hervorragendsten Redakteure der in Rede stehenden Periode waren Dr. Martin Kunkel (1839—1843) und Dr. B. Rave

---

\*) Ausführliches über diese Angelegenheit bei F. C. Bernays. Schandgeschichten zur Charakteristik des deutschen Zensoren- und Redaktorenpacks. Straßburg 1843, S. 11—15. Vergl. auch L. Berger, Der alte Harfort, S. 396.

(1844—1864). Besonders Kunkel ordnete sich ganz der pietistisch-konservativen Partei unter, an deren Spitze der Pastor Fr. A. Krummacher, der bekannte Parabeldichter, stand, so daß der Verfasser der Broschüre „Deutschlands politische Zeitungen“ das höchste Urteil über die Zeitung fällt: „Sie brennt förmlich vor Unklarheit und Unwürdigkeit; sie kann die Weisheit der Regierung nicht genug bewundern, und weil sie ihre eigene Beschränktheit erkennt, ist sie selbst selig in der Theorie vom beschränkten Untertanenverstand.“ Der Kade schlug einen etwas freieren Ton an und hob die Zeitung auch einigermaßen über das Niveau des Lokalblattes.

Gleichzeitig mit der Fusion in Elberfeld trat 1834 die „Barmer Zeitung“ ins Leben. Sie wurde von dem Buchdrucker Friedrich Staats gegründet und erhielt als ihren ersten Leiter den Redakteur v. Czarnowski. Im Gegensatz zu ihrer Elberfelder Kollegin vertrat sie die liberalen Ideen der Zeit und hatte daher von manchen Anfechtungen zu leiden.

Recht kläglich siechte der einst von Arnold Wallindrodt gegründete „Westphälische Anzeiger“ dahin (vergl. S. 55). Dr. Heinrich Schulz hatte ihm in Hamm keine neue Schwungkraft zu geben vermocht und verkaufte ihn daher 1841 an J. Bagel in Wesel, der ihm den Titel „Sprecher für Rheinland und Westfalen“ gab und ihm durch tüchtige Redakteure wieder emporzuhelfen suchte. So war es kein Geringerer als Roderich Benedix, der von 1841 bis 1842 das Blatt leitete, und von 1842 bis 1844 der geistvolle und kenntnisreiche Karl Grün. Nach dessen Übersiedelung nach Paris fand sich jedoch kein genügender Ersatz, so daß das einst so einflußreiche Blatt vollständig verkümmerte.

Ganz unbedeutend blieb auch die Presse in Krefeld. Seit 1829 erschien das Schüller'sche „Wochenblatt“, seit 1822 „Intelligenzblatt für Krefeld“ geheißen, zwar zweimal in der Woche, erweiterte aber seinen Inhalt keineswegs. Als dann 1834 Karl Max Schüller das Zeitungsgeschäft übernahm, wurde das Blatt zwar täglich (mit Ausnahme des Montages) herausgegeben, der redaktionelle Teil blieb aber nach wie vor höchst dürftig. Auch während des regeren politischen Lebens von 1840 ab schwang

das Blatt zu keiner höheren Regſamkeit empor; es änderte den Titel in „Rrefelder Kreis- und Intelligenzblatt“.

Mit der ausgeſprochenen Abſicht, die gouvèrnementalen Interessen am Rhein entlang nachdrücklicher zu vertreten, gründete 1833 Profefſor Bercht in Bonn den „Rheinischen Beobachter“ und wurde dabei von der Regierung mit reichen Geldmitteln unterſtützt. Der Erfolg war jedoch außerordentlich gering; Zahl der Abonnenten ſoll ſich nicht über ſechshundert belaufen ſein. „Das Berchtſche Blatt war“, ſchreibt ein zeitgenöſſiſcher Beobachter der deutſchen Preſſe, „der Gegenſtand einer manchen ſagen ſyſtematiſchen Geringschätzung“, und aus dieſem Grunde gingen ſogar ganz ausgezeichnete Arbeiten, die in der Zeitung erſchienen, wie zum Beiſpiel die gediegenen Aufſätze, die unter der Ueberschrift „Politische Gänge“ zum Abdruck kamen, ſtillschweigend vorüber. Als in dem Sturmjahre 1848 die Subventionen der Regierung aufhörten, nahm das Blatt ein plötzliches Ende.

Endlich iſt noch von den Blättern des preußiſchen Weſtens die „Trieriſche Zeitung“ zu erwähnen, weil ſie den Mut hatte, ſich gegen das Treiben des Biſchofs Arnoldi aufzulehnen und darum von dem ſtreitbaren Kirchenfürſten 1846 in Acht und Bann getan wurde. Infolgedeffen wurde jedem Katholiken, der die „Trieriſche Zeitung“ hielt, von den katholiſchen Geiſtlichen die Abſolution verweigert, was zu vielen Konflikten führte.

---

. Die Preſſe in den übrigen norddeutſchen Staaten. Die Zuſtände in Hannover. Die „Hannov. Zeitung“ und ihr Redakteur Perz. Die Cenſur wird nach dem Wunſche des Königs gehandhabt. Die ſonſtigen hannoverſchen Blätter. Die Stände und die Cenſur. Die Provinzpreſſe. Die Preſſe in Braunſchweig, Oldenburg und Mecklenburg. Die Hamburgiſchen Zeitungen. Der „Hamb. unpart. Korreſpondent“, die „Hamb. N. Zeitung“, die „Börſenhalle“ ꝛc. Die Bremer journaliſtiſchen Verhältniſſe. Die „Bremer Zeitung“. Die Gründung der „Weſer-Zeitung“. Deren Redakteur Arens. Der „Bremer Kurier“. Die

Presse in Lübeck. Das Zeitungswesen in Schleswig-Holstein. Die Wortführer für die deutschen Interessen und ihre Blätter. Die dännenfreundliche Presse. Die kurhessischen Zeitungsverhältnisse. Sylvester Jordans Preßgesetz-Entwurf. Unrechtmäßige Beschränkungen. Die Kümmerlichkeit der hessischen Zeitungen. Ächtung eines Zensors. Absperrungen der „ausländischen“ Zeitungen. Die Situation in Sachsen. Die sächsischen Zensoren. Die „Leipziger Allgemeine Zeitung“. Ihre ersten Redakteure. Wird in Preußen verboten. Ändert den Titel in „Deutsche Allgem. Zeitung“ und wird wieder in Preußen zugelassen. Ist jetzt „weder kalt noch warm“. Die „Leipziger Zeitung“. Die kleineren sächsischen Zeitungen.

Die Presse der übrigen norddeutschen Staaten machte in der Periode von 1830 bis 1848 zwar ebenfalls einige Fortschritte; im großen und ganzen aber war doch im Verhältniß zu der allgemeinen Bewegung der Geister dieses ganze Zeitungswesen äußerst dürftig und eines gebildeten Volkes durchaus unwürdig. Der Grund lag einzig in dem schweren Druck, der jeder geistigen Regung, besonders aber jeder freiheitlichen, entgegengesetzt wurde.

Ganz erbärmliche Zustände herrschten im Königreich Hannover. Zunächst hinderte die Restaurationspolitik des Herzogs von Cambridge und dessen Ministers, des Grafen Münster, so ziemlich jede fortschrittliche Entwicklung, und dann trat unter dem gewaltthätigen König Ernst August und seinem Minister v. Schele eine vollständige Stagnation im öffentlichen Leben ein. Der König schaltete ganz nach Belieben, brach die Verfassung und entsetzte aller Gerechtigkeit zum Hohn, die sieben Göttinger Professoren Dahlmann, Albrecht, die Gebrüder Grimm, Gervinus, Ewald und Wilh. Ed. Weber, die gegen das rechtlose Vorgehen des Königs protestierten, ohne Rechtspruch ihrer Ämter. Natürlich duldet er auch in der Presse keinen Widerspruch und ließ jeden sofort verfolgen, der ein freies Wort wagte. Sogar die Leihbibliotheken und Lesezirkel wurden sorgfältig überwacht, und im Jahre 1845 erließ die Polizeidirektion eine ausführliche Verfügung über die Zensur der Bücher und Journale in diesen Anstalten. Jedes Buch und jedes Journal mußte auf seine Zulässigkeit geprüft werden und erhielt dann, wenn es nicht beanstandet wurde, einen Polizeistempel, für den ein Groschen zu entrichten war. Unge- stempelte Bücher und Journale durften nicht ausgegeben werden.

Bei diesen Grundanschauungen über Recht und Gerechtigkeit konnte sich eine selbständige Presse nicht entwickeln. Die „Hannoverschen Nachrichten“, die von 1815 ab wöchentlich zweimal erschienen, unterrichteten ihre Leser nur höchst kümmerlich über die Vorgänge in der politischen Welt, und als sie mit dem Schlusse des Jahres 1831 eingingen, trat an ihre Stelle ein Blatt, das zwar als die erste politische Tageszeitung Hannovers bezeichnet werden kann, aber als das ausgesprochene Organ der Regierung von sehr zweifelhaftem Werte war. Es erhielt den Titel „Hannoversche Zeitung“ und als ersten Leiter keinen Beringeren als den Archivrat und Oberbibliothekar Dr. Georg Heinrich Berz, den bekannten Herausgeber der *Monumenta Germaniae historica*. Über das Verhältniß der Zeitung zur Regierung gibt am besten ein Bericht des hannoverschen Ministeriums an den König Ernst August vom 30. September 1837 Auskunft. In diesem heißt es: „Die ‚Hannoversche Zeitung‘ ist zwar kein offizielles Blatt, dennoch aber tritt bei ihr das besondere Verhältniß ein, daß sie nicht, wie solches andere Zeitungen und Zeitschriften gewöhnlich sind, ein Privatunternehmen, sondern, um einem allgemein empfundenen Bedürfnisse abzuhelpen, von der Regierung selbst gegründet ist, und daß daher auch die Redaktoren von der Regierung ernannt sind. Im Gefolge dieser, ohnehin widerruflichen, Ernennung stehen die Redaktoren der ‚Hannoverschen Zeitung‘ in einem größeren Abhängigkeitsverhältniß zur Regierung, als die Redaktoren anderer Zeitungen und Zeitschriften, und hat man aus diesem Grunde geglaubt, demselben und insbesondere dem Hauptredakteur Archivrat Dr. Berz zugleich die Zensur übertragen zu dürfen, als der letztere nur unter der Bedingung, daß ihm die Zensur ebenfalls anvertraut werde, die Hauptredaktion übernehmen wollte.“

Die Redaktionstätigkeit des Dr. Berz erreichte jedoch bald ihr Ende; unter der Regierung des Herzog von Cambridge hatte sich Berz immerhin einigermaßen frei bewegen können, nachdem jedoch Ernst August den Thron bestiegen hatte, änderte sich das bald. Schon im Oktober 1837 wurde auf Befehl des Königs ein besonderer Zensor für die Zeitung eingesetzt und dieser Zensor

wie die Zeitung selbst dem Königlichen Kabinett unmittelbar unterstellt. Infolgedessen sah sich Berk gezwungen, von der Leitung der Zeitung zurückzutreten, und das Publikum erblickte in dem Blatte fortan nur das, was es in der That auch geworden war und blieb, „das Organ des Königlichen Kabinetts, ein gewissermaßen halboffizielles Blatt, eine Art Staatszeitung.“ Redakteur wurde Dr. Leg, der bisherige Unterredakteur, ein kenntnisreicher, aber sehr ängstlicher Mann, der sich den Anordnungen des Zensors ohne jede Widerrede unterwarf.

Diese Verhältnisse dauerten bis zum Jahre 1848; dabei strengte sich die „Hannoversche Zeitung“ auch keineswegs mit leitenden Artikeln und informierenden Aufsätzen an, sondern druckte nur Tatsächliches nach, so weit es in ihr Gebiet paßte, und war darum im Lande auch nur wegen ihrer amtlichen Mittheilungen verbreitet. Sehr bezeichnend war die Haltung des Blattes gegenüber der Erklärung, die die „Göttinger Sieben“ gegen den Staatsstreich des Königs Ernst August vom 1. November 1837 erließen. Das Blatt hat die Erklärung nie gebracht, wohl aber in Fälschungen und Entstellungen des Sachverhaltes das Mögliche geleistet.\*)

Die Zensur wurde, wie ein amtlicher Bericht dartut, im allgemeinen mit besonderer Rücksicht auf die persönlichen Wünsche des Königs gehandhabt, und es wurde kein Artikel aufgenommen, der dagegen verstieß oder auswärtigen, besonders befreundeten Regierungen — namentlich der österreichischen oder preussischen — Anstoß geben konnte. Über den deutschen Bundestag und dessen Personale wurden keine Nachrichten aufgenommen, die nicht entweder als offizielle Artikel in der Frankfurter „Oberpostamtszeitung“ gestanden, oder die vorherige Genehmigung des Königlichen Kabinetts erhalten hatten. Die Berichte aus Wien und Berlin mußten dem Zensor oder dem Königlichen Kabinett vorgelegt werden, ehe sie für die Zeitung zurecht gemacht wurden.

---

\*) Näheres bei Oppermann, Zur Geschichte des Königreichs Hannover von 1832 bis 1860. Lpzg. 1860—62, 2 Bde.



Alleß Raisonnement über die englische konservative Partei war verboten, und nichtoffizielle Nachrichten über die englische königliche Familie von einiger Erheblichkeit waren zur Genehmigung unterbreiten. Verhandlungen fremder Ständeversammlungen wurden nur gebracht, wenn das Ergebnis oder die dabei von der betreffenden Regierung abgegebenen Erklärungen im Sinne des königlichen Kabinetts ausgefallen waren. Zeitartikel mußten einige Tage vorher dem Zensur mitgeteilt und von diesem unter Umständen dem Kabinett zur Genehmigung vorgelegt werden.\*)

Neben der vollständig dominierenden und mit Ausnahme des Sonntags täglich erscheinenden „Hannoverschen Zeitung“ konnte keine andere Zeitung von irgend welchem selbständigen Urteil natürlich nicht existieren; die drei kleinen Blätter, die außerdem noch ausgegeben wurden, nennen wir nur, um die Armseligkeit der Zeitungsliteratur Hannovers recht augenfällig zu illustrieren; ihre geringe Bedeutung würde sonst ihre Erwähnung nicht genügend rechtfertigen. Sie hießen „Die Posaune, Überlieferungen aus dem Vaterlande und dem Auslande, ein Tageblatt für Leser aller Stände“, „Hannoversches Volksblatt“ und „Hannoverscher Volksfreund“. „Die Posaune“ erfreute sich einer gewissen Beliebtheit; sie erschien seit dem 2. Okt. 1831 zunächst zweimal wöchentlich in Quart und wurde von dem in Hannover sehr populären Georg Harrys herausgegeben. Später übernahm der Sohn von Georg Harrys, Hermann Harrys, die Redaktion, nannte das Blatt von 1845 ab „Hannoversche Morgenzeitung“ und ließ es von 1846 ab dreimal in der Woche erscheinen. Zugleich fügte er ihm allwöchentlich ein „Allgemeines literarisches Anzeigenblatt“ bei, das eine Zeitlang der Literarhistoriker Karl Goedeke bearbeitete. Das „Hannoversche Volksblatt“ wurde von 1840 ab von Dr. W. Schröder herausgegeben, und der „Hannoversche Volksfreund“ von 1845 ab von dem Freiherrn Eugen von Hammerstein. Das Schrödersche Blatt bestand bis 1857, war aber mehr ein Unterhaltungs- und Witzblatt, das

---

\*) Otto Kunzemüller, Das Hannoversche Zeitungswesen vor dem Jahre 1848 (Preuß. Jahrbücher, Band 94, Heft 3.)

nur nebenbei kurze politische Nachrichten brachte; das Hammersteinsche Blatt ging 1848 ein.

Die Zensur gestattete diesen Blättern auch nicht die geringste freiheitliche Regung. Bis zu welchen lächerlichen Bedenken sich der Zensor bisweilen verstieg, möge nur die folgende Probe zeigen:

Am 7. Juli 1841, dem Tage der Beisetzung der Königin Friederike, der Gemahlin des Königs Ernst August, die bekanntlich in zweiter Ehe mit dem Prinzen von Solms-Braunsfeld vermählt gewesen war, wollte die „Bosaune“ einen Artikel veröffentlichen, worin auf eine Stelle in einem Briefe von Friedrich von Genz an Adam Müller hingewiesen war. Genz erzählt hier von seinem Zusammentreffen mit der Prinzessin von Solms in Tepliz und preist dabei die „wahrhaft erhabene Liebenswürdigkeit dieses mit nichts zu vergleichenden Engels.“ Dieser Stelle versagte der damalige für die „Bosaune“ eingesetzte Zensor, der Bibliothekssekretär Siemsen, das Imprimatur, weil es ihm, wie er in seinem Berichte erklärte, „unpaßlich“ erschienen war, „am Tage der Beisetzung Allerhöchst Ihrer Majestät der Königin an Allerhöchstdieselbe durch sentimentale und — wenn ich meinen Empfindungen trauen darf — dem Ernste der Trauerfeier des Tages nicht nur völlig unangemessene, sondern sie störende Mitteilungen über Allerhöchstderselben heiteres Jugendleben zu erinnern, statt der Gemahlin eines Großbritannischen Prinzen und der Königin von Hannover zu gedenken — und zwar mit der Ehrerbietung eines Untertans zu gedenken — namentlich wenn überdem solche Mitteilungen aus den Schriften eines Mannes entlehnt sind, dessen Charakter, besonders in Rücksicht der Sittlichkeit, in den Augen des Publikums gewiß mit Recht bedeutend gesunken ist.“

Einige Jahre später wurde die peinliche Rücksicht, die die Blätter auf das Königshaus und die königliche Regierung nehmen mußten, auch noch auf das königliche Theater ausgedehnt und der „Morgenzeitung“ 1845 durch Ministerialverfügung aufs allerstrengste aller und jeder Tadel der königlichen Theaterverwaltung untersagt.

Dieser unerhörte Druck wurde natürlich auch im ganzen ge-

beten Publikum von Jahr zu Jahr schmerzlicher empfunden, und als daher den Ständen 1846 der Entwurf eines Polizeiverordnungs- und Strafgesetzes vorgelegt wurde, stellten diese zu dem von Übertragungen der Zensurvorschriften handelnden § 66 des Entwurfs folgenden Antrag:

„Der § 66 hat den Ständen dringende Veranlassung geben müssen, die so viel besprochene und so höchst unbefriedigende Lage der deutschen und insbesondere der vaterländischen Presse in ernstliche Erwägung zu ziehen. Je wohlbegründeter, nach der vor mehr als dreißig Jahren bundesverfassungsmäßig gegebenen Zusicherung, das Verlangen nach einer auf Pressefreiheit gebauten Pressegesetzgebung erscheinen muß, und je allgemeiner auch die in mittelst gemachten Erfahrungen über die Unhaltbarkeit und die Zweckwidrigkeit des bisherigen Präventivsystems der Zensur entschieden haben dürften, desto zuversichtlicher glauben die Stände sich der Hoffnung überlassen zu dürfen, daß die Zeit endlich gekommen sei, wo der allgemeine Wunsch in Deutschland nach einer zeitgemäßen Pressegesetzgebung in Erfüllung gehen werde. Gleichwohl beschieden sich die Stände, daß für jetzt über die einstweilen noch bestehende provisorische Bundespressegesetzgebung nicht hinwegzusehen sei, wonach in der Hauptsache für alle Schriften, die in Form täglicher Blätter oder heftweise erscheinen, desgleichen für Schriften unter zwanzig Bogen, vorgängige Genehmigung der Landesbehörde, also Zensur, vorgeschrieben ist. Wenn dagegen die hiesige Landesregierung seiner Zeit noch über diese bundesgesetzlichen Schranken hinausgegangen ist, statt diese schlechthin zum Grunde zu legen, lediglich das, durch augenblickliche eigentümliche Verhältnisse hervorgerufene veraltete und dunkle Zensuredikte vom 6. Mai 1705\*)

---

\*) Das bis zum Jahre 1848 für das Königreich Hannover maßgebende Zensuredikt vom Kurfürsten Georg Ludwig unter dem 6. Mai 1705 erlassene Zensuredikt lautete:

„Von Gottes Gnaden, Wir Georg Ludwig, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, des heil. Röm. Reichs Churfürst, und fügen hiermit zu wissen. Demnach angemerkt worden, daß ein- und andererseits ungereimte — teils sonst bedenkliche Scripta in Unfern Landen zum Druck gekommen, oder auch wohl von jemanden Unfern Landeseingesessenen anderwärts zum Druck ge-

unterm 14. Oktober 1819 und 9. September 1824 von neuem in Kraft gesetzt hat, so hat dazu irgend ein genügender formeller oder materieller Grund gewiß nicht vorgelegen, und erscheint es umsomehr endlich an der Zeit, daß diese auffallenden und höchst drückenden Beschränkungen auf das ohnehin schon strenge Maß der Bundesbestimmungen zurückgeführt werden. Nach dieser Lage der Gesetzgebung haben die Stände billig Bedenken tragen müssen, durch Annahme des § 66 die angezogenen veralteten Bestimmungen ihrerseits zu billigen; sie ersuchen vielmehr die Königl. Regierung angelegentlichst und vertrauensvoll, so bald als thunlich auf eine zeitgemäße Preßgesetzgebung Bedacht zu nehmen, auch bei dem hohen deutschen Bunde geeignete Schritte tun zu wollen, um die Erfüllung der im Artikel 18 der Bundesakte enthaltenen Zusicherung herbeizuführen, jedenfalls aber sofort die Zensur auf die nach den bundesgesetzlichen Bestimmungen irgend zulässigen Grenzen zu beschränken.“

Allein König Ernst August wollte von einer „zeitgemäßen Preßgesetzgebung“ absolut nichts wissen, wies die Stände schroff ab und erklärte auch ein Jahr später, als Württemberg beim deutschen Bundestage die endliche Ausführung der im Artikel 18

---

bracht worden, solches aber nicht zu gestatten; Als verordnen wir hiermit, daß bei Fünffzig Thaler Straffe niemand von Unsern Untertanen oder Landeseingesessenen, es sey wer er wolle, ichtwas, es sey so wenig und geringe als es wolle, in= oder aufferhalb Unserer Lande drucken lassen, auch kein Buchdrucker in Unsern Landen von Frembden so wenig als von Einheimischen, daß geringste zu drucken übernehmen solle, es sey denn zuvor zur Censur gehörigen Orts eingeschicket und daselbst approbiret worden, und zwar ist solche Einschickung, wenn dasjenige was zu drucken verlanget wird, Publica und Staats= auch Policensachen betrifft, an Unsere Geheimbte Rathskubel, wenn es Juridica betrifft, an Unsere Justiz=Canzleyen, wenn es ab= Theologica, Philologica oder Philosophica betrifft, wie auch Leib= Predigten, Carmina und dergleichen, an Unser Consistorium geschehen. Wer nach sich manniglich zu achten und für Schaden zu hüten. Zu desto besserer Kundmachung soll dieses aller gewöhnlicher Orts in Unsern Fürstenthümern und Landen öffentlich angeschlagen werden. Signatum Hannover 6. Mai 1765. Georg Ludwig Churfürst.“

Bundesakte gegebenen Zusicherung beantragte, daß er von Pressefreiheit nichts wissen wolle. Schon wenige Monate später mußte er dann unfreiwillig das gestatten, was er freiwillig nicht hatte zugeben wollen.

Bei dieser vollständigen Unzulänglichkeit der hannoverschen Presse, an der auch die Provinzzeitungen (von denen nur dem Namen nach die Gerstenbergische „Hildesheimische allgemeine Zeitung“, die Brandische „Hildesheimische Zeitung“ und die von Theodor Hahn in Emden herausgegebene „Ostfriesische Zeitung“ genannt sein mögen) nichts änderten, da sie allesamt über den Charakter des Lokalblattes nicht hinauskamen, gab es somit im ganzen hannoverschen Königreiche bis 1848 keine einzige selbständige politische Zeitung. 1 700 000 Einwohner durften im Lande nichts öffentlich äußern, was der Regierung nicht gefiel, und schöpften daher, wie Oppermann berichtet, alle politische Anregung im Norden von der „Bremer“- und „Weserzeitung“, zum Teil auch von dem „Hamburger unparteiischen Korrespondenten“ und der „Börsenhalle“, im Süden von Frankfurter und Kasseler Zeitungen. Von 1847 ab war namentlich auch die „Kölnische Zeitung“ sehr verbreitet. Zu den Klubs, Konditoreien u. s. w. und man außerdem die Augsburger „Allgemeine Zeitung“, die „Deutsche Zeitung“ von Gervinus und auch wohl, besonders seit 1847, die „Preussische Staatszeitung“.

Im benachbarten Braunschweig gab die Verlagsbuchhandlung von Friedrich Vieweg und Sohn vom September 1831 ab eine „Deutsche National-Zeitung für Braunschweig und Hannover“ heraus. Das Blatt erschien täglich mit Ausnahme des Sonntags in Folio, von 1832 ab in Groß-Folio zum Preise von 17 Mk. jährlich. Sein Redakteur Dr. Hermes, der nach dem Beispiele der englischen und französischen Zeitungen auch den Leitartikel bei sich einführte, huldigte anfangs der konstitutionellen Schultheorie, lenkte dann aber mehr und mehr in das reaktionäre Fahrwasser ein, so daß der Wahlspruch der Zeitung „Nunquam retrorsum“ zur Satire wurde. Sehr lange währte dieses Schauspiel jedoch nicht. Die Weisheit der braunschweigischen Regierung erachtete

die Zeitung trotz deren Bescheidenheit und Genügsamkeit schließlich für staatsgefährlich und unterdrückte sie Ende 1837 ohne Angabe eines gesetzlichen oder politischen Grundes.

In Mecklenburg erschienen zwar bereits seit dem achtzehnten Jahrhundert drei Zeitungen (vergl. Bd. I, S. 160), in Rostock seit 1711 der „Auszug der neuesten Zeitungen“, von 1847 ab „Rostocker Zeitung“ genannt, in Schwerin seit 1757 die „Neue Schwerinische Politische Zeitung“, die 1848 den Titel „Mecklenburgische Zeitung“ erhielt, und in Wismar seit 1795 die „Politischen Neuigkeiten“, von 1801 ab „Wismarsche Zeitung“ und seit 1867 „Mecklenburger Tageblatt“ genannt. Alle drei Blätter brachten aber bis 1848 nur kümmerliche Exzerpte aus anderen deutschen Zeitungen und mußten auf die Wiedergabe eigener politischer Ansichten vollständig verzichten. Im Dez. 1845 sah sich das Rostocker Blatt sogar genötigt, seinen Lesern mitzuteilen, daß ihm durch ein Reskript der Regierung der fernere Abdruck der Berichte über die Landtagsverhandlungen bei hundert Talern Strafe untersagt worden sei. Die Regierung griff wahrscheinlich zu dieser Maßregel infolge eines Vorgehens der landtagsberechtigten Gutsbesitzer in diesem Jahre, welche 21 Punkte zur Diskussion stellten, von denen in Punkt 3 die Aufhebung der Zensur und die Erfüllung des schon vor langer Zeit gegebenen Versprechens der Einführung von Pressegesetzen und in Punkt 18 die gleichförmige Besteuerung der durch die Post bezogenen Zeitungen ohne Rücksicht auf ihre politische Farbe verlangt wurde. Natürlich ging es diesen Abgeordneten ganz ebenso, wie den hannoverschen Ständen; auch sie wurden kurzerhand abgewiesen.

Etwas mehr Leben zeigte sich in den Hansestädten. Zwar klagte ein zeitgenössischer Schriftsteller noch 1844: „Das Interesse an der Zeitgeschichte ist in Hamburg noch sehr schwach“, und das selbe hätte er auch von Lübeck und Bremen sagen können; doch ließ es sich die Presse angelegen sein, dieses schwache Interesse so viel wie möglich zu heben, besonders durch lebhaftere Erörterung der Tagesfragen, wobei freilich hinsichtlich der deutsch-nationalen Angelegenheiten bisweilen Ansichten vertreten wurden, die uns heute als recht engherzig und kurzichtig erscheinen.

An der Spitze der Hamburgischen Zeitungen (vergl. 277) stand nach wie vor der „Hamburgische unpar-  
 tische Korrespondent“ mit seinem tüchtigen Redakteur A.  
 Kunkel. Vom 1. Juli 1830 ab erschien die Zeitung täglich,  
 erst 1836 ging sie vom Klein-Quart zum Groß-Quart über,  
 auf dann im Laufe der Jahre noch einige weitere Vergröße-  
 rungen erfolgten, bis schließlich 1870 das Großfolio-Format an-  
 genommen wurde. Merkwürdigerweise war es bis in die vier-  
 ziger Jahre des 19. Jahrhunderts hinein nicht Brauch, beim  
 Quartalswechsel die heute allgemein üblichen Abonnements-Ein-  
 träge zu erlassen, weshalb auch über den Abonnementspreis  
 nichts Genaueres mehr festgestellt werden kann. Die Mahnung,  
 das Abonnement zu erneuern, lautete in der Regel nur: „Wegen  
 Ablaufs des Quartals werden die Herren Interessenten dieser  
 Staats- und Gelehrten-Zeitung dienstlich erinnert, den Abtrag  
 für geneigt einzusenden.“ Hiernach wurde also postnumerando  
 gezahlt.

In seinem politischen Teile sah sich der „Korrespondent“ sehr  
 zwischen Hannover und Preußen beengt; von beiden Seiten wurde  
 ständig ein Druck auf ihn ausgeübt, und Preußen zwang ihn  
 außerdem, für die reaktionären kirchlichen Verordnungen einzu-  
 stehen, die es gegen die von Ronge und Wislicenus hervorgeru-  
 nen kirchlichen Bewegungen erließ. Doch konnte er trotz alledem  
 immer und wieder eine freimütige Äußerung tun, da der Zensor Dr.  
 Hoffmann ein durchaus liberaler Mann war, der sogar dann  
 ab wann lieber eine Nase riskierte, als daß er einen guten Ge-  
 danken strich. Man traute daher in Berlin der Zeitung auch  
 niemals recht, und der Geh. Reg.-Rat v. Mehfuß behauptete denn  
 auch in seiner wiederholt erwähnten großen Denkschrift vom  
 10. Dezember 1833, daß der „Hamburgische Korrespondent“ den  
 politischen Intriguen der Hauptstadt willig dienstbar sei. Den  
 politischen Angelegenheiten gegenüber verhielt sich die Zeitung auch  
 jetzt noch außerordentlich zurückhaltend. Eine besondere Rubrik  
 für diese Nachrichten existierte bis 1848 nicht.

Die „Hamburgische Neue Zeitung“ unternahm den  
 Versuch, die unterdrückte „Rheinische Zeitung“ zu ersetzen, und



besaß in dem gewandten Redakteur Fr. Wille auch eine ganz geeignete Kraft dazu. Sie begann also freisinnige Korrespondenzen aus Berlin zu bringen, zog dadurch aber sehr bald die Aufmerksamkeit der preussischen Regierung auf sich und sollte die Folge sehr bald verspüren. Preußen beschwerte sich über diese „Mißvergnügen und zur Unzufriedenheit aufreizenden Artikel“ bei dem Hamburger Senat, und die fraglichen Korrespondenzen erschienen alsbald seltener und zahmer. Darauf gab aber im Oktober 1831 Fr. Wille seine Stelle auf und übernahm die Leitung des „Wandbecker Intelligenzblattes“, das damals ein einflußreiches Organ der schleswig-holsteinischen Partei war. Der Weggang Willes sollte der Zeitung jedoch verhängnisvoll werden; die beiden neuen Redakteure R. Fischer (zugleich Eigentümer) und Grifson vermochten das Blatt nicht auf seiner bisherigen Höhe zu erhalten, worauf es 1846 einging.

Die „Börsehalle“, deren Domäne von jeher die Handelsfragen waren, eiferte besonders lebhaft gegen den in der Bildung begriffenen Zollverein, wobei sie übrigens vom „Korrespondenten“ getreulich unterstützt wurde. Doch war ihr Hauptredakteur Schädler trotz alledem auch ein guter Deutscher, der eines Tages den Artikel über Schleswig-Holstein unter der Rubrik „Deutsche Bundesstaaten“ stellte. Das erregte aber bei der dänischen Regierung höchstes Mißfallen, und sie kündigte der „Börsehalle“ an, daß ihr Vertrieb in Dänemark verboten werden würde, falls die Redaktion diese ungehörige Rubrizierung beibehalte. Schleswig-Holstein kam darauf wieder zu Dänemark. Von 1838 bis 1840 redigierte der von einem überschwenglichen Idealismus erfüllte Franz von Florencourt (geb. 1803, gest. 1886) die Beilage „Literarische und kritische Blätter der Börsehalle“ und verteidigte dort in vielen Artikeln die Rechte der katholischen Kirche gegen die Eingriffe der preussischen Regierung im Erzbistum Köln. Später sammelte er diese Aufsätze in dem Buche „Politische, kirchliche und literarische Zustände in Deutschland“ Leipzig 1840. Einen besonderen Stolz der „Börsehalle“ bildete es, daß ein früherer Redakteur des Blattes, Dr. Kirchenpauer,

Anfang der vierziger Jahre Senator und später sogar erster Bürgermeister von Hamburg wurde.

Die „Wöchentlichen gemeinnützigen Nachrichten“ waren auch in dem in Rede stehenden Zeitabschnitte nicht viel mehr als ein Intelligenzblatt, erreichten aber nach und nach die Zahl von 8000 Abonnenten. Der „Freischütz“, der weit besser „garo“ geheißen hätte, beschäftigte sich nach wie vor fast nur mit Theater- und literarischen Angelegenheiten, wurde aber von dem Redakteur Ludwig Venz und dessen fleißigem Adlatus Joseph Mendelssohn ganz geschickt geleitet.

Einen Zuwachs erfuhr schließlich die Hamburger Presse noch durch das von Christoph Marquard Ed 1842 in dem hamburgischen Amte Bergedorf gegründete „Bergedorfer Wochenblatt“, das dann 1843 anlässlich der Eröffnung der Berlin-Hamburger Bahn seinen Titel in „Eisenbahn-Zeitung“ änderte. Doch verlegte die Zeitung 1865 nach Lübeck über, wo sie noch die Lokalbeilage „Lübecker Nachrichten“ erhielt. Eigentümerin wurde als Vertreterin der C. M. Edschen Erben die bekannte Schriftstellerin Johanna von Bohn-Ed.

In Bremen trat eine größere Regsamkeit auf dem Gebiete der Journalistik erst mit dem Beginne der vierziger Jahre ein. Bis dahin hatte die 1813 gegründete „Bremer Zeitung für Staats-, Gelehrten- und Handelsfachen“ nur ein sehr bescheidenes Leben geführt. In kleinem Format, auf grauem Lösspapier gedruckt, brachte sie nur höchst dürftige Mitteilungen von den Weltangelegenheiten; noch kümmerlicher waren der 1816 ins Leben gefasene „Bürgerfreund“, der dann 1866 einging, und die „Bremer Nachrichten“ (1743 als „Bremer Wöchentliche Nachrichten“ gegründet.) Als dann aber nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. in allen politischen Kreisen ein neues Leben zu pulsieren begann, beeilte sich der intelligente Bürgermeister Smidt, auch für Bremen frische Segel aufzuziehen. Während die Stadtverwaltung über sich der Presse sehr unfreundlich und selbst feindselig gegenüberstand, wurde sie jetzt die entschiedenste Gönnerin des Journalismus. Der Bürgermeister Smidt veranlaßte den Eigen-

tümer der „Bremer Zeitung“, den Buchhändler Heise, sein Blatt zeitgemäß umzugestalten, und darauf erschien es vom 1. November 1843 ab wesentlich reichhaltiger, mit vielen Privatkorrespondenzen und wertvollen Aufsätzen, u. a. auch von Adolph Stahr. Die Zeitung kam täglich in 1½ bis 2 Bogen heraus und lieferte außerdem in dem Supplement (½ Bogen), das abends ausgegeben wurde, die neuesten Nachrichten aus Paris und Madrid, die erst am folgenden Morgen nach Hamburg gelangten und dort erst am folgenden Abend in der „Börsenhalle“ und in der „Hamburger Neuen Zeitung“ mitgeteilt wurden. In ihrer Haltung war sie liberal, doch kämpfte sie, ganz wie die Hamburger „Börsenhalle“, ebenfalls gegen den Zollverein, auch zeigte sich eine gewisse konservative protestantisch-theologische Richtung, die besonders bei ihrem Berliner Korrespondenten zum Ausdruck kam und ihrem sonst geäußerten Liberalismus nicht selten Eintrag tat.

Mit der „Bremer Zeitung“ allein begnügte sich aber der Bürgermeister Smidt noch nicht; er wünschte auch noch eine große Zeitung, die vor allem den Interessen des Handels und der Schifffahrt Bremens diene, denen er mit energischer Hand durch die Gründung Bremerhavens den so notwendigen Ein- und Ausgangspunkt geschaffen hatte, und weiterhin den Interessen des Seehandels überhaupt, damit diese stärker als bisher durch die Tagespresse in der erwachenden öffentlichen Meinung Deutschlands zur Geltung gebracht würden. Er forderte daher den Buchhändler Gustav Bernhard Schönemann auf, eine solche Zeitung ins Leben zu rufen, und traf dabei auch den für das neue Unternehmen geeigneten Mann. Schönemann erfaßte das Projekt ganz von der richtigen Seite und fand auch in Dr. Thomas Arens, einem geborenen Bremer, sehr bald den geeigneten Leiter, der dem Blatte von vornherein einen fest umrissenen Charakter gab, den es noch jetzt trägt: besonnene Vertretung einer freiheitlichen Entwicklung in materiellen wie in geistigen Dingen, Verteidigung und Förderung der deutschen Handels- und Schifffahrtsinteressen und vor allem Pflege des nationalen, des Vaterlandes Einheit, Freiheit und Recht anstrebenden Sinnes. Am dem 1. Januar 1844 trat das Blatt unter dem Namen „Weiser

citung“ ins Leben. Es erschien in Groß-Folio und kostete Taler Gold = 20 Mark für das Jahr.

Als Mitredakteure standen Arens zunächst Dr. jur. Migault und dann Dr. Nikolaus Delius, der spätere Bonner Professor, zur Seite.

Leider war es Arens nur vergönnt, die Zeitung eine kurze Reihe von Jahren zu leiten; bereits am 10. November 1850 starb er, erst 33 Jahre alt. In einem Nekrologe\*) wies Otto Bildemeister nachdrücklich auf die Bedeutung des Dahingegangenen für die nordwestliche deutsche Presse hin. „Die Hamburger wie die Bremer Presse“, sagte er, „waren in jener Zeit (zu Anfang der vierziger Jahre) politisch so gut wie bedeutungslos; Oldenburg, Hannover, Braunschweig, Westfalen, kurz das ganze Gebiet von Nordsee und Elbe bis an die Grenzen der preussischen Monarchie war trotz seiner vielfältigen und wichtigen Interessen in der deutschen Presse unvertreten, und eine solche Vertretung zu schaffen war die Aufgabe, welche Arens aller unberechenbaren und heutzutage kaum mehr glaubhaften Schwierigkeiten unerachtet übernahm. Ursprünglich gegen seine innere Neigung, aber trotzdem mit dem aufopferndsten Eifer widmete er sich dem mühevollen, aufreibenden, danklosen Berufe eines Tageschriftstellers, und auf dieser Bahn, wo alles zu schaffen und zu organisieren war, gelang es ihm, in kurzer Zeit ein Institut zu begründen, welches schon im ersten Jahre seines Bestehens unbestritten einen ehrenvollen und einflußreichen Platz einnahm und die Anregung gab zu einem vollständigen Umschwunge der norddeutschen Tagespresse.“

Als das Hauptziel alles zu Erstrebenden stellte Arens die nationale Einheit hin, und dabei blickte er voll Vertrauen in die Zukunft; es ging daher durch alle seine Darlegungen ein frischer Zug des Fortschritts. Des weiteren kämpfte er für Preß- und Vereinsfreiheit, für das Verfassungsrecht in Preußen, und, als 1846 die schleswig-holsteinische Frage aufzutauchen begann, für die Rechte der beiden Herzogtümer. Daß er auch den Handels-

\*) „Weser-Zeitung“ vom 11. Nov. 1850.

und Schiffsverkehrsverhältnissen die größte Beachtung zugewandt, ist selbstverständlich.

Ein solches frisch-frohes Eintreten für die neuen Ziele konnte natürlich in der vormärzlichen Zeit den Anfechtungen der Regierungen nicht entgehen. Weniger mit der Zensur (die in Bremen milde gehandhabt wurde), als mit den Reklamationen deutscher Kabinette waren, wie Bildemeister in dem erwähnten Retrospekt berichtet, unablässige Kämpfe zu bestehen, und nach und nach bildete sich in Berlin und Wien eine ausgeprägte Feindseligkeit gegen die „Weser-Zeitung“ aus, die schließlich 1846 bis zum Verbote des Blattes in Preußen führte. Nichtsdestoweniger fuhr Arens fort, Preußens großen deutschen Beruf zu vertreten.

Zu diesen beiden großen Zeitungen trat schließlich noch eine dritte, der „Bremer Kurier“, der am 1. Januar 1846 durch N. A. Ordemann gegründet wurde und nachdrücklich die demokratische Tendenz verfolgte. In ihm kündigte sich bereits der Brausen der kommenden Sturmjahre an.

Am wenigsten war der Pulsschlag der neuen Zeit in Lübeck zu spüren. Der Chronist der „Lübeckischen Anzeigen“ (vergl. S. 278) gesteht selbst, daß die Geschichte Lübecks seit der Fremdherrschaft bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts wenig Bemerkenswertes aufweise. Das wichtigste Ereignis war die Einrichtung einer Dampfschiffsverbindung mit Riga und Petersburg, die den Lübeckisch-russischen Handel neu belebte. Diese größere Regsamkeit hatte denn auch zur Folge, daß die „Lübeckischen Anzeigen“ vom 1. Januar 1845 ab viermal wöchentlich erschienen, nämlich Montags, Mittwochs, Freitags und Sonnabends.

Als eine Art Ergänzung der „Anzeigen“ können die „Neuen Lübeckischen Blätter“ betrachtet werden, die 1833 ins Leben traten und nur wöchentlich erschienen. Sie brachten zwar zunächst bloß belehrende und unterhaltende Aufsätze, wandten sich dann aber, als die allgemeine Erregung immer mehr wuchs, auch den politischen Interessen der Lübeckischen Gegenwart zu und sprachen sich hierbei immer im Sinne der Reform und des Fortschritts aus.

Ein Anhängsel der Lübeckischen Presse bildeten die „Düsser-

ätter“, die der Badearzt Dr. Saß in Travemünde von 1843 in dem nahe der Lübeckischen Grenze gelegenen Städtchen Hönberg erscheinen ließ. Sie brachten Artikel über Lübeck, denen der Zensur der Hansestadt das Imprimatur verweigerte, u. a. Aufsätze aus der Feder des durch die Lübecker Unruhen 1843 bekannt gewordenen Kaufmanns und Schütingbruders J. D. Jacobj.

Ein von einer Anzahl Lübeckischer Bürger auf Veranlassung von Rudolf Wienberg 1844 unternommener Versuch, eine große „Lübeckische merkantilisch-politische Zeitung“ zu gründen, die auch Mecklenburg und Holstein „geistig versorgen und verbinden“ möchte, blieb erfolglos. Wahrscheinlich scheiterte das Unternehmen an dem Mangel an Mitteln.

Von einer tieferen Erregung wurde nach und nach die Presse in Schleswig-Holstein ergriffen. Bisher hatten sich die Blätter der Herzogtümer wenig bemerkbar gemacht und unter einer milden Zensur ein recht beschauliches Leben geführt; als aber mit dem Beginn der vierziger Jahre die sogenannte schleswig-holsteinische Frage mehr und mehr hervortrat und die Danisierungsversuche der Regierung in Kopenhagen immer drückender empfunden wurde, regte sich die Volksstimme allerwärts und kam nicht nur in den Ständeversammlungen, sondern auch in der Presse zum Ausdruck. Diese bestand in der Hauptsache aus einer größeren Anzahl kleinerer Blätter, in denen sich aber eine sehr lebhafteste Teilnahme an den Fragen des Tages kundgab. Landesbank oder dänische Filialbank, Deutsch oder Dänisch in Schleswig, Dänemark bis zur Eider oder Deutschland bis an die Marken Jütlands, deutsches oder dänisches Kommando, eigene oder fremde Münze, Verfassung, gänzliche Verschmelzung beider Herzogtümer, Anschluß Schlesiens an den deutschen Bund, Thronfolgefrage, Deutsch als vorherrschende oder alleinige Sprache in der schleswigischen Ständeversammlung — das alles und noch vieles andere waren die Parolen des Tages. Der weitaus größte Teil der Bevölkerung trat natürlich für die deutschen Interessen ein; ihre Wortführer waren der Landinspektor Tiedemann, Theodor Olshausen, Dr. Heiberg d. Ält., Hansen in Eckernförde, Bessler,

Gülich, Löff, Prof. Falck, Advokat Claussen und der leidenschaftliche Justizrat Hegewisch. Auf der dänischen Seite standen die Professoren Paulsen und Flor in Kiel, Peter Hjort Lorenzen, der Deputierte für Sonderburg, Kaufmann in Hadersleben, und noch einige *Dii minorum gentium*.

Für die schleswig-holsteinische Sache kämpften das „Nendburger“, „Eckernförder“, „Odesloer“ und „Sonderburger Wochenblatt“, späterhin auch die „Schleswig-Holsteinische Zeitung“ in Altona, das „Wandsbecker Intelligenzblatt“, das „Tzehoer Wochenblatt“ und die „Lyna“ in Hadersleben. Das „Nendburger Wochenblatt“ wurde etwa seit dem Jahre 1843 sozusagen das offizielle Blatt der schleswig-holsteinischen Partei und gewann dadurch wesentlich an Bedeutung und Verbreitung. Heiberg und Hansen waren besonders dafür tätig. Den größten Einfluß aber übte wohl das „Tzehoer Wochenblatt“ aus, das 7000 Abonnenten besaß und in dieser erregten Zeit an 300 000 Leser gehabt haben soll. Es erschien auch in weit größerem Formate, als die anderen Wochenblätter und umfaßte meist 8 Foliosseiten. Sehr oft ergriffen die Leser selbst darin das Wort, so daß ein zeitgenössischer Schilderer jener Zeit meinte: „Man könnte sagen: der Bürgerstand redigiert das Blatt selbst. Jeder schreibt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Fehlt dabei auch die höhere Einsicht, so hat man dafür Einfachheit, Ungeschmintheit und Verständlichkeit als Ersatz“. Die Haderslebener „Lyna“, die zweimal wöchentlich erschien, war nur Kampfblatt, und in ihr kamen nur die gewandtesten Kämpfer zum Wort. Sie war der Vorposten, der nie schlafen durfte, wenn nicht der Feind, der dicht an der Grenze lauerte, ihn und das ganze Lager überraschen sollte. Um auf alle Bevölkerungskreise wirken zu können, erschienen in der „Lyna“ zu Zeiten auch Artikel in dänischer Sprache für die deutsche Sache.

Eine Art Sonderstellung nahm das „Kieler Korrespondenzblatt“ ein, das Theodor Olshausen (geb. 19. Juni 1802 in Glückstadt, gest. 31. März 1869 in Hamburg) von 1830 bis 1848 herausgab. Die Zeitung wurde von einer durchaus edeln Gesinnung getragen, aber sie war, entgegen den übrigen patriotischen Blättern, gegen die Vereinigung der Herzogtümer; in den



islativen Fragen stand sie dagegen durchaus auf der Seite der  
ßen Mehrheit. In den letzten Jahren, nachdem er in die  
ktion der Altona—Kieler Eisenbahn eingetreten war, schrieb  
shausen übrigens nur noch wenig für das Blatt; die Leitung  
te er dem Advokaten Hedde abgetreten.

Nur in geringem Maße beteiligte sich an den innern Fragen  
: „Altonaer Merkur“. Er haßte zwar die Dänen, wollte aber  
t den „stürmischen Brauseköpfen“ der Schleswig-holsteinischen  
rtei nicht sympathisieren und vermied es ängstlich, sich tiefer  
die Streitfragen einzulassen. Er strebte mehr danach, ein all-  
meines deutsches Blatt zu sein, wobei er sich die Hamburger  
lätter zum Muster nahm.

Gegenüber dieser nationalen Presse nahm sich die dänen-  
eundliche recht ärmlich aus; sie bestand aus der 1838 gegrün-  
ten Zeitung „Dannevirke“ in Schleswig, redigiert von P. Ch. Koch,  
r „Flensburger Zeitung“ (gegr. 1840), der „Freia“ des Uhr-  
achers Fischer in Apenrade und dem „Breezer Wochenblatt“. Die  
Dannevirke“ schlug einen sehr hochfahrenden Ton an und be-  
auptete mit edler Dreistigkeit, ganz Schleswig gehöre den Dänen  
nicht etwa bloß dem König-Herzoge); noch heftiger trat die „Flens-  
urger Zeitung“ auf, die, indem sie sich die Miene gab, die  
nteressen des mit Dänemark engverbundenen Flensburger Han-  
elsstandes zu vertreten, für die dänische Filialbank agitierte, die  
ationalen Blätter denunzierte und deren Bestrebungen als un-  
eseßlich hinstellte. Die Entrüstung über das Blatt war denn  
uch allgemein.

Angeichts dieser allgemeinen tiefen Bewegung in der Presse  
Schleswig-Holsteins verschärfte die dänische Regierung die Zensur  
mehr und mehr; schließlich mußte von jedem größeren Artikel das  
Manuskript eingereicht werden, und sogar in duplo, damit dann  
der Zensor das eine Exemplar in Verwahrung behalten konnte.\*)

\*) E. G., Die politische Tagespresse Deutschlands während des Jahres  
1843 (Biedermanns Deutsche Monatschrift 1844, Maiheft), ein mit vieler  
Sachkenntnis geschriebener Artikel, dem wir auch sonst des öfteren in diesem  
Abschnitte gefolgt sind.

Geradezu kläglich und unwürdig waren die Preßverhältnisse im Kurfürstentum Hessen. Dort herrschte seit 1821 der starrsinnige und jedes politischen Verständnisses bare Kurfürst Wilhelm II., der noch dazu durch ein skandalöses Privatleben allgemeinen Unwillen erregte. Es brachen daher bei der allgemeinen Bewegung, die 1830 Deutschland ergriff, Unruhen in Hessen aus, und der Kurfürst mußte sich bequemen, einer neuen Verfassungsurkunde zuzustimmen, die er am 5. Januar 1831 unterzeichnete. In dieser war auch von der Freiheit der Presse und des Buchhandels die Rede; sie sollte durch ein Gesetz gegen Preßvergehen geregelt werden. Allein der Gesetzentwurf, den der Minister Eggena vorlegte, fand nicht den Beifall der Stände, besonders nahmen diese Anstand daran, daß nicht der Weg des Anklageprozesses mit öffentlichem und mündlichem Verfahren eingeschlagen worden sei. Sylvester Jordan, der bekannte hessische Politiker, arbeitete daher einen neuen Entwurf aus. Er bemerkte dabei: „Hat eine Regierung die Arme ihres Volkes nicht zu fürchten, wie kann sie vor den Druckschriften einiger Wenigen in Angst geraten. Jede Regierung möge wohl beherzigen, daß ihr niemand Schaden, niemand ihre Würde verletzen und niemand, wenn man von äußeren Gefahren absieht, sie stürzen kann, als sie selbst. Eine Regierung, welche das freie Urtheil über ihre Einrichtungen und Handlungen scheut, steht in dem Wahne, daß sie unfehlbar sei, oder will das Bessere nicht, da sie Belehrung zu vermeiden sucht.“

Der Entwurf Sylvester Jordans fand aber nicht den Beifall der Regierung, und so kam gar kein Preßgesetz zu Stande, das Zensuramt aber wurde unterdessen vom Minister des Innern selbst mit aller Strenge gehandhabt. Infolgedessen kam es zu vielen Klagen der Zeitungsredaktionen über willkürliche Behandlung der Zensur, so daß schließlich der Minister Hassenpflug den Ständen einen neuen Entwurf eines Gesetzes über die Vergehungen durch die Presse und den Buchhandel unterbreitete. Dieser Entwurf enthielt zunächst ein Kapitel über die vorbeugenden Maßregeln und beschäftigte sich dann in einem zweiten mit den durch Mißbrauch der Presse verübten Vergehungen und deren Bestrafung.

unter die vorbeugenden Maßregeln war Erlaubnis zur Anlegung neuer Druckerei und zur Errichtung einer Buchhandlung gerechnet, ausgedehnt auf die ohne Erlaubnis schon bestehenden Anstalten dieser Art, also mit Aufhebung der nach den ergangenen gerichtlichen Erkenntnissen für den Betrieb des Buchhandels bestehenden Konzessionsfreiheit. Auch für die Herausgabe eines periodischen Blattes war, mit Aufhebung des gerichtlich anerkannten Rechtszustandes, die Einholung der Erlaubnis, unter Kautionsbestellung, neben aber Zensur für alle im Bundesbeschlusse von 1819 erwähnten Schriften, gefordert, und zwar nicht bloß vorübergehend, sondern die Dauer jenes Beschlusses, sondern für alle Zeiten.

Diesen Entwurf wiesen die Stände mit Entrüstung zurück, besonders die vorbeugenden Maßregeln der Verfassungsurkunde wider seien, worauf die Zustände abermals beim Alten blieben, doch nur bis zur Mitte des Jahrzehnts. Denn 1834 hatten in Wien Ministerkonferenzen stattgefunden, deren geheime Beschlüsse direkt gegen die einzelnen Repräsentativverfassungen gerichtet waren und deren Befugnisse beschränken sollten. Auch der Bevollmächtigte von Kurhessen, Herr von Trott, hatte die Konferenz-Protokolle mit unterschrieben und dadurch eine wesentliche Beschränkung der Presse seines Landes herbeigeführt. Denn nach der Vereinbarung war eine Herausgabe neuer politischer Tageblätter ohne vorgängige Erwirkung einer Konzession nicht gestattet, obwohl nach der kurhessischen Verfassungsurkunde keine Konzession für die Herausgabe eines politischen Blattes erforderlich war.\*)

Dieser unrechtmäßigen Beschränkung folgten bald viele andere, so daß die beiden Zeitungen der Residenz, die von Dr. J. Binhas herausgegebene amtliche „Kasselsche Allgemeine Zeitung“ und die „Kurhessische Zeitung“, sowie das vom Hofrat Niebauer redigierte Wochenblatt „Der Bote aus Kassel“, sich nur in den engsten Grenzen bewegen konnten. Ebenso erging es der „Hanauer Zeitung“ und dem „Hessenboten“, der in Hersfeld erschien.

\*) K. W. Wippermann, Kurhessen seit dem Freiheitskriege. Kassel 1850. S. 260, 275, 311.

Die „Kasselsche Allgemeine Zeitung“ soll nach Friedrich Detter bloß 500 bis 600 Abonnenten gehabt und sich nur deshalb gehalten haben, weil sie bereits seit 1814 bestand und dadurch bei dem lebenden Geschlechte die stille Macht der Gewohnheit für sich hatte. „Das war aber auch,“ meint Detter, „so ziemlich alles. Zu einer eingreifenden Wirksamkeit, oder auch nur zu einer lebendigen Rührigkeit in irgend einer Richtung brachte die Zeitung es niemals. Die Zensur und noch mehr die Ängstlichkeit des Herausgebers, der im übrigen sehr tüchtig war, machte jeden Aufschwung unmöglich.“\*) Etwas günstiger urteilt ein anderer hessischer Schriftsteller, Fr. Müller. „Die Zeitung war ein wahres Kompendium für spezielle und allgemeine Politik“, sagt er. „Wer sich noch heute über die eigentliche Lage der damaligen Weltverhältnisse, sowohl im Großen wie im Kleinen, orientieren will, braucht nur in ihr nachzuschlagen. Ihr sonntägliches Beiblatt enthält Schätze für ernste Wissenschaft, Literatur- und Kunstgeschichte. Nur in betreff unserer hessischen Verhältnisse würde man vergebens nach einer anderen Auskunft als einer offiziellen suchen, und diese floß ihr in karglichstem Maße zu. Überhaupt sorgte schon die Zensur dafür, daß nur das Bekannt und öffentlich besprochen wurde, was nach oben keinen Anstand erregte — und was erregte nicht alles an diesem Ort Anstand!“\*\*)

Die Zensur war längere Zeit einem alten engherzigen Regierungsrate übertragen, der sich aber mehr und mehr verhaßt machte und den schließlich der Fluch des Lächerlichen traf. „Eines schönen Morgens“, erzählt Fr. Müller (Bd. II, S. 32), „erblickte er vor seinem Hause eine Ansammlung von Menschen, die verwundert und höhnisch zu seinen Fenstern empor sah. Als er nun selbst nachsehen wollte, was das bedeutete, machte er mit Schrecken die Bemerkung, daß in der Nacht eine volle Tintenflasche bis zu seinem stillen Afyle geschleudert worden, und der Inhalt eine breite Spur von oben bis unten zurückgelassen hatte. Dieser in der

\*) Friedrich Detter, Lebenserinnerungen. Stuttg. 1877, Bd. I, S. 248.

\*\*\*) Fr. Müller, Kassel seit siebenzig Jahren. Kassel 1876, Bd. I, S. 190.

Die recht schwarzen Taten fühlte sich sein Blut nicht mehr gewachsen. Die eindringlichsten ministeriellen Ermahnungen konnten ihn nicht bewegen, noch länger des traurigen Amtes zu walten. Nun wurde es aber schwer, einen Ersatz für ihn zu finden; freiwillig wollte sich niemand mehr dazu bequemen. Einige Personen, die mit Rücksicht auf ihre sonstige dienstliche Stellung dazu gezwungen wurden, übten nicht die Zensur nach Hassenpflug'schem Geheiß, so unter andern nicht der liberale Landesbibliothekar Dr. Bernhardt, welchen die Ironie des Schicksals zu dem preßmörderischen Geschäfte berief. Doch wurde derselbe bald wieder davon entbunden. Das Ministerium schöpfte den Verdacht, daß er nur solche Stellen streiche, die ihm nicht liberal genug vorgekommen. Das war aber gewiß nur unbegründeter Verdacht, denn auch für einen liberalen Zensor gab es damals Gelegenheit, gar zu bedenkliche Preßauschreitungen, und zwar im Interesse der eigenen liberalen Sache, nicht aufkommen zu lassen. Um sich die Gewißheit zu verschaffen, daß die Zensur durchaus im Regierungs Sinne ausgeübt werde, griff man zu dem gewiß nicht versagenden Mittel, im Ministerium selbst beschäftigte Beamte damit zu betrauen. Auf diese Weise war die in der Verfassung zugesagte Freiheit der Presse in die vollständigste Abhängigkeit von der Regierung umgewandelt. Kein Wunder also, daß das Verlangen nach dem Preßgesetz immer stürmischer sich geltend machte.“

Die Regierung wachte jedoch nicht nur über die Zeitungen des Kurfürstentums, sondern auch über die „ausländischen“, und verwehrte allen den Eintritt in die hessen-kasselschen Lande, die sich über die hessischen Zustände ungünstig ausließen. Infolgedessen waren sehr viele deutsche Zeitungen in Kurhessen verboten, u. a. die „Rölnische Zeitung“, die „Weser-Zeitung“, die „Dorfzeitung“, die „Mannheimer Abendzeitung“, die „Nachener Zeitung“ u.

Und endlich wurden auch die sämtlichen Buchhandlungen des Kurfürstentums sorgfältig kontrolliert. Sie hatten von der Polizeidirektion die Weisung, ein genaues Verzeichniß aller jener Zeitungen und Journale einzureichen, die sie im Laufe des Jahres absetzten und auch die Namen der Personen dabei zu nennen, die

diese Blätter bezogen. Jeder, der ein Journal hielt, stand somit sozusagen unter Polizeiaufsicht.

Dieser unerhörte Zustand änderte sich auch nicht, als der Deputierte Fr. Scheffer von Felsberg 1846 energisch die Anhebung aller Zensur und gleichförmige bundesgesetzliche Bestimmungen verlangte, und der Deputierte Henkel ein gresles Bild der Polizeiwillkür in öffentlicher Sitzung der Ständeversammlung entwarf.

„Kurfessens Geschichte schien daher“, sagt Wippermann (S. 183), „in den Zustand eines völligen Stillstandes zu geraten . . . Die Gegenwart bot fast nichts als einzelne zerrissene Erscheinungen dar, die man nicht mit Recht, Gesetz und Billigkeit im Einklang wählte.“

Etwas günstiger gestalteten sich die Preßverhältnisse in Sachsen. Dort war nach der Einführung der neuen Verfassung von 1831 ein regeres politisches Leben erwacht, und ferner hatten sich seit dem Anschluß Sachsens an den preußisch-deutschen Zollverein und durch die Eröffnung der ersten größeren Eisenbahn in Deutschland, der Linie Leipzig—Dresden, Handel und Verkehr besonders in Leipzig ganz außerordentlich gehoben. Es machte sich daher auch alsbald ein gewisser Aufschwung in der Presse bemerkbar, der auch durch den Minister von Lindenau nicht jonderlich gehemmt wurde. In den dreißiger Jahren genoß die sächsische Presse sogar eine ziemlich große Freiheit, wenigstens bei der Besprechung der inneren sächsischen Angelegenheiten. Später wurde der Minister v. Lindenau etwas ängstlicher, und nach seinem Rücktritt 1843 begann dann auch in Sachsen ein strengeres Preßregiment.\*) Eine ordentliche gesetzmäßige Regelung der Preßverhältnisse erfolgte aber nicht, so angelegentlich der Landtag auch danach verlangte; nach wie vor war die Tagespresse von dem Gutbefinden der Regierenden abhängig.\*\*)

\*) Karl Biedermann, Mein Leben. Breslau 1886—87, Bd. I, S. 115 f.

\*\*)

In besonders geistreicher und schlagender Weise legte der Verlagsbuchhändler Salomon Hirzel in einer Petition der Buchhändler an die zweite sächsische Ständekammer 1843 die Notwendigkeit der Zensurfreiheit dar.

och nicht unmittelbare Staatsbeamte aus, sondern sie war mehr  
 r weniger unabhängigen Männern anvertraut, in Leipzig meist  
 Professoren, in den kleineren Städten Gemeindebeamten, Schul-  
 toren oder dergl. Bei diesen Männern kam dann nicht selten  
 der Ausübung ihres Zensoramtes entweder ein gewisses Ge-  
 hl der Scham, oder auch die bekannte sächsische Gutmütigkeit  
 ihrer Amtspflicht in Widerstreit. Karl Biedermann berichtet  
 über manches Drollige. Als er die Zeitschrift „Der Herold“  
 herausgab, war der Professor und Doktor der Medizin Neubert  
 Leipzig Zensor. „Er war ein äußerst gutmütiger Mann“, er-  
 zählt Biedermann, „der nur mit schwerem Herzen den Rotstift  
 andhabte. Da geschah es denn wohl, daß, wenn er mir einen  
 Artikel durch Zensurstriche verstümmelt hatte, ich persönlich zu  
 er ging und ihn um Gnade für meine von ihm zum Tode ver-  
 teilten Geisteskinder bat. Dann setzten wir uns zusammen und  
 half mir überlegen, wie das von ihm Gestrichene dem gleichen  
 Sinne nach, nur in unverfänglicherer, von ihm nicht zu beanstanden-  
 er Form dennoch gesagt werden könne, und gewöhnlich fanden  
 wir einen solchen Ausweg.“

Doch war eine solche gemütliche Beratung nur bei Zeit-  
 schriften möglich, bei Zeitungen, die schnell herausgegeben werden  
 müssen und die brennenden Fragen auch energischer zu behandeln  
 haben, mußte dann auch der Rotstift des Zensors resoluter ge-  
 führt werden. Das hatte besonders die neue Zeitung zu verspüren,  
 die seit dem Herbst 1837 in Leipzig erschien, die von der Firma F.  
 A. Brockhaus ins Leben gerufene „Leipziger Allgemeine Zeitung“.

Die „Leipziger Allgemeine Zeitung“ wurde in der  
 Absicht gegründet, den bürgerlichen Freiheitswünschen in Nord-  
 deutschland, besonders aber in Preußen, einen lebhafteren und  
 nachdrücklicheren Ausdruck zu geben. Mit Hilfe der neuen Eisen-  
 bahnen konnte sie binnen wenigen Stunden in die benachbarten  
 Provinzen und vor allem nach Berlin gebracht werden, vermochte  
 also hier stets intensiv zu wirken. Die ausgesprochene Tendenz  
 der Zeitung war, den Gedanken der Einheit Deutschlands zu  
 einer Tatsache bilden zu helfen und dabei eine Annäherung der  
 konstitutionellen deutschen Staaten an das diesen seit langer Zeit



entfremdete Preußen zu erleichtern und zu beschleunigen, ferner „dem frischen, kräftigen, gesunden organischen Leben des Volkes seine Rechte zu erkämpfen und zu sichern,“ also „für Freiheit und Öffentlichkeit in allen Sphären des Staatsleben in die Schranken zu treten, für Handelsfreiheit, Glaubens-, Denk- und Lehrfreiheit für Preßfreiheit, für Öffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens und überhaupt für die Erwerbung und Sicherheit eines allgemeinen, alle Verhältnisse des materiellen wie des intellektuellen Eigentums umfassenden und von den verschiedenen Staaten einander gegenseitig verbürgten Rechtszustandes im gesamten Vaterlande.“\*)

Sie erschien vom 1. Oktober 1837 ab, und zwar täglich und kostete im Jahresabonnement zunächst 10 Taler, von 1839 bis 1851 8 Taler, von 1852 bis 1860 6 Taler und dann wieder bis zu ihrem am Schluß des Jahres 1879 erfolgten Hinscheiden 8 Taler.

Ihr erster Redakteur war Wilhelm Adolf Lindau (geb. 1774 gest. 1849), ein Mann von reichem Wissen und praktischem Geschick, der aber doch nicht die nötige Frische für ein energisch kämpfendes Blatt besaß und daher bereits 1839 von seinem Posten zurücktrat. Ihm folgten D. H. Thoschesky und Dr. Hermann Franck, die ebenfalls nur für das Programm einzutreten wagten, worauf im Herbst 1842 Dr. Gustav Julius (geb. 1810, gest. 1851) die Zügel der Redaktion ergriff und nun mit einem gewissen Ungestüm vorwärts ging. Sehr schnell machte er das Blatt zum Hauptorgane der politischen Unzufriedenheit und der bürgerlichen Freiheitswünsche in Preußen und zum Kampfblatt gegen den Ultramontanismus und Jesuitismus. Dadurch erwarb es sich rasch einen großen Leserkreis und war auf dem besten Wege, eine Macht in Preußen, ja in ganz Deutschland zu werden. Die deutschen Regierungen traten dem jedoch sehr bald entgegen. Bayern verbot das Blatt kurzerhand, und Preußen beschloß ebenfalls, gegen die Zeitung vorzugehen, doch wartete es noch auf einen durchaus einwandfreien Grund. Dieser fand sich aber in

---

\*) G. Julius, Verteidigung der Leipziger Allgemeinen Zeitung. Straus- schweig 1843.

tzer Zeit. Georg Herwegh, der bekannte Freiheitsfänger, war  
 Berlin von Friedrich Wilhelm IV. empfangen worden, und  
 Her hatte beim Abschiede zu dem Dichter gesagt: „Wir wollen  
 ehrliche Feinde sein!“ Bald nachher aber hatte das preußische  
 Ministerium Herwegh die Erlaubniß zur Herausgabe einer Zeit-  
 schrift verweigert und darauf der Dichter einen Brief an den  
 König gerichtet, in welchem er diesen mit Vorwürfen überhäufte  
 und bedeutete, daß er in einem solchen Vorgehen keine „ehrlische“  
 Feindschaft erblicken könne. Friedrich Wilhelm IV. mußte wohl  
 Anfangs nicht recht, wie er sich diesem unüberlegten Briefe gegen-  
 über verhalten sollte, und würde ihn vielleicht mit Stillschweigen  
 bergangen haben. Aber da erschien am 24. Dezember 1842 ein  
 Auszug aus dem Schreiben Herweghs in der „Leipziger Allge-  
 meinen Zeitung“ (wie es später hieß ohne Wissen und Willen  
 Herweghs), und diese grobe Taktlosigkeit benutzten nun die dem  
 preußischen Zensurwesen vorgesetzten Minister Eichhorn, von  
 Bülow und von Arnim, das Verbot der Zeitung beim Könige  
 zu beantragen. Dabei trugen sie in der Begründung ihres An-  
 trags die Farben ziemlich dick auf. „Mit jedem Tage verviel-  
 fältigen sich die falschen oder entstellenden Notizen,“ klagten sie.  
 „Die Redaktion trug keine Scheu, Aufsätze aufzunehmen, welche,  
 wie ihr nicht entgehen konnte, nur Untreue oder Verrat ihr über-  
 lieferten. Um der Lüge durch die Wahrheit, dem Mißverständnis  
 durch Belehrung entgegenzuwirken, wäre nicht anderes übrig ge-  
 blieben, als jeden Artikel über Preußen und preußische Zustände,  
 deren die Redaktion täglich mehrere in ihre Zeitung aufnahm,  
 einen berichtigenden oder belehrenden Artikel entgegenzustellen und  
 so gewissermaßen eine besondere Redaktion bei der Widerlegung  
 dieser Zeitung zu gründen. Die ‚Leipziger Allgemeine Zeitung‘  
 ist sonach gegenwärtig eine Niederlage von Lügen, Entstellungen,  
 böswilligen Angriffen über oder gegen Preußen, seine Einrich-  
 tungen, seine Verwaltungen, seine Beamten, nicht nur im einzelnen,  
 sondern in ihrer Gesamtheit. Ihre diesfälligen Artikel sind nicht  
 mehr einzelne zufällige Erscheinungen; eine unverkennbare Tendenz  
 zieht sich durch dieselben hindurch, indem mit ihrer Masse zugleich  
 ihre Gehässigkeit zunimmt u.“ Auf diesen Antrag hin erfolgte

eine Kabinetsordre vom 28. Dezember 1842, welche die „Leipziger Allgemeine Zeitung“ bis auf Weiteres in Preußen unbedingt verbot, so daß sie weder eingeführt, ausgegeben, feilgeboten oder sonst verbreitet, noch auch — und dies war gegen die bisherige Postordnung — durch die preussischen Staaten mittelst der Post befördert werden durfte.

Sofort tat der Verleger Brockhaus alles mögliche, sein Blatt vor dem völligen Untergange zu retten, reiste selbst nach Berlin, um dort an geeigneter Stelle vorstellig zu werden, änderte den Titel in „Deutsche Allgemeine Zeitung“, entließ den Dr. Gustav Julius und übergab die Redaktion dem konservativen Professor der Staatswissenschaft und Zensor Friedrich Bülow (geb. 1805, gest. 1859), der das Blatt dann bis zum 1. Juli 1848 leitete. Unter Bülow wurde natürlich der Ton des Blattes ein durchaus anderer; ein Tadel der preussischen Regierung war nicht mehr zu spüren, es begann sogar eine widerwärtige Lobhudelei aller auch der geringsten Anordnungen für die preussische Verwaltung, und nach diesem Gesinnungswechsel erfolgte denn auch am 28. Juni 1843 wieder die Zulassung in Preußen; die Auflage war aber mittlerweile von 3000 auf 700 Exemplare gesunken und stieg auch nicht wieder nennenswert, als dem Blatte das Debitsterrain in Preußen auf's neue geöffnet war. Auch die Aufhebung des bairischen Verbots 1844 trug nicht nennenswert zur Besserung der Lage der Zeitung bei. Sie hat sich nie wieder von jenem Schlage im Dezember 1842 erholen können. „Weder kalt noch warm“, sagt ein Zeitgenosse jener Jahre achselzuckend, „ist die politische Detailkrämerei das einzige Gebiet, auf dem sie einige Originalität bewahrt hat.“\*)

Unterdessen erschien die offizielle „Leipziger Zeitung“ (vergl. S. 123) in alt gewohnter Weise. Der Bächter Grieshammer fuhr fort, das Institut auszunutzen, so viel er konnte, und dabei ging die Zeitung immer mehr zurück. Wie ungenügend die Redaktion geführt wurde, mag nur das eine Beispiel zeigen.

---

\*) E. C., Die polit. Tagespresse Deutschlands (Wiedermanns Deutsche Monatschrift. Leipzig 1844, Maiheft).

Die Abdankung Karls X., die am 2. August erfolgte, erst in Nummer vom 9. August gemeldet wurde.

Diese mangelhafte Verwaltung veranlaßte die sächsische Regierung schließlich, die Zeitung in unmittelbare fiskalische Verwaltung zu nehmen, den Redakteur mit entsprechenden Instruktionen selbst anzustellen und die Verwaltung der Zeitung und die Aufsicht über die Redaktion dem Oberpostamt in Leipzig zu überweisen. Die Zeitungsexpedition wurde dabei von der Verwaltung der „Leipziger Zeitung“ getrennt und als selbständige königliche Zeitungsexpedition ausgebildet. Betreffs der Redaktion wurde schließlich im einzelnen bestimmt, daß ein größerer Kreis von Mitarbeitern angeworben und auch ein regelmäßiger Zufluß von amtlichen Mitteilungen aus dem Geheimen Kabinett in Dresden angebahnt werden solle. Als leitenden Redakteur ernannte die Regierung unter Befreiung von der Zensur für den Inhalt der Zeitung bei seiner eigenen diesfalligen Verantwortlichkeit den Professor an der Leipziger Universität Dr. Chr. Aug. Wasse (den wir schon in seinen Beziehungen zu Brockhaus S. 20 kennen gelernt haben) mit einem Gehalte von 900 Talern, als zweiten Redakteur Dr. C. G. C. Bretschel (nicht zu verwechseln mit Dr. J. C. Bretschel, der von 1820 bis 1830 die Redaktion besorgte). Den Druck erhielt B. G. Teubner in Leipzig.

Mit dem 1. Januar 1831 begann diese neue Ära für die Zeitung; aber so augenfällig auch die Verbesserungen und der reichere Inhalt waren, der erhoffte Aufschwung trat nur zögernd ein. Im Jahre 1831 blieb die Auflage auf der bisherigen Höhe von 3900 Exemplaren und ging sogar 1835 bis auf 3800 Exemplare zurück. Erst von 1836 ab stieg die Auflage langsam, jedoch bis 1848 nur um etwa 1000 Exemplare. Hierfür kann aber nicht die Redaktion verantwortlich gemacht werden, die durchaus tüchtig und rührig war; das Haupthindernis an dem Emporkommen des Blattes lag vielmehr in der unbedingten Abhängigkeit, in welcher die Redaktion in allen Geldangelegenheiten von der Zeitungsexpedition, resp. dem Oberpostamt, stand. Sie hatte, wie ihr Historiograph Wigleben berichtet, nicht das geringste

Disposition quantum zur Verfügung und mußte sich für jeden auch noch so unbedeutenden Zweck vorerst der Genehmigung des Oberpostamts sichern. Der Vorstand dieser Behörde aber, der damalige Oberpostamtsdirektor v. Hüttner, ließ sich bei Beurteilung derartiger Ausgaben vorzugsweise von finanziellen Rücksichten leiten; ihm kam es darauf an, den Ertrag des Zeitungsinstitutes tunlichst rasch zu steigern, und er war daher folgerichtig allen Ausgaben abgeneigt, die keine sofort erkennbare, unmittelbare Ertragssteigerung zur Folge hatten. Der letztere Nachweis aber wird sich mit Evidenz nur selten bei Ausgaben führen lassen, welche im Interesse der inneren Hebung einer Zeitung gemacht werden; die Redaktion hatte daher viele Abweisungen zu erfahren, und die frische Regsamkeit wich nach und nach abermals einer Stagnation, die um so fühlbarer wurde, je mehr die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ an Bedeutung gewann. Infolgedessen legte Professor Hasse mißmutig im Sommer 1846 die Redaktion nieder, und Dr. Bretschel übernahm die Leitung. Unter dessen angelegentlichen Bemühungen nahm die Zeitung abermals einen Anlauf zum Bessern; sie brachte fortan Leitartikel, eine Sonntagsausgabe und zeigte auch die Anfänge zum Feuilleton. Leider sollte Dr. Bretschel der Zeitung jedoch nur noch kurze Zeit dienen: er wurde durch den Ausbruch der Februarrevolution so erregt und erschüttert, daß er am 14. März 1848 den übergroßen geistigen und körperlichen Anstrengungen, die er sich zumutete, erlag. Dadurch erlitt die Zeitung einen großen Verlust, denn sie entbehrte nun in der ereignisvollen Periode, die jetzt anbrach, des umsichtigen und erfahrenen Führers.

Zu diesen beiden größeren Zeitungen Sachsens gesellten sich unter dem milderen Regimente v. Lindenau noch allerlei kleinere Leipziger Blätter, zunächst die „Biene“, die aber so leidenschaftlich stach, daß ihr schon 1833 der Garauß gemacht wurde, dann die „Sachsen-Zeitung“, die ebenfalls mit großem Freimuth der fortschrittlichen Richtung huldigte und darum gleichfalls nach kurzem Bestehen der Ungunst der Umstände erlag, weiterhin die „Sächsischen Vaterlandsblätter“, die besonders für eine liberale Verfassung kämpften und für verfolgte Patrioten eintraten,

für den Marburger Professor Sylvester Jordan und den glücklichen Pfarrer Weidig. Ein Aufsatz über diesen erschien zuerst in besonderem Abdruck und wurde in 10 000 Exemplaren abgesetzt. Der geistige Leiter der „Vaterlandsblätter“ war Robert Schumacher. Von den Mitarbeitern der „Volkssblätter“ ist besonders Johannes Ronge zu nennen, der 1843 in diesen einen Aufsatz über „Rom und das Breslauer Domkapitel“ veröffentlichte, welcher die Suspendirung vom Amte nach sich zog, und dann weiterhin in 44 jenen „Offenen Brief“ an den Bischof Arnoldi (datiert vom 1. Oktober, veröffentlicht am 15.), worin er gegen das „Trierer Hohenfest“ protestierte. Dieser Brief hatte dann Ronges Excommunication zur Folge und gab den Hauptanstoß zur Gründung der deutschkatholischen Kirche. Bei preussischen Angelegenheiten hielten sich die „Vaterlandsblätter“ bisweilen etwas fehr zurück, und dann schrieb die öffentliche Meinung in Sachsen dies erhaltenem preussischem Einflusse zu. Einen etwas größeren Anlauf nahm der „General-Anzeiger für Deutschland“, redigiert von dem durch verschiedene historische Arbeiten bekannten Dr. G. H. P. Lamshorn. Das Blatt erschien wöchentlich in Folio und gab sich etwas vornehm. Jede Nummer begann mit einem Geschichts-Kalender, brachte eine Rundschau über die Tagesgeschichte und ein belletristisches Feuilleton. Im übrigen suchte es möglichst viel Ansehnlichkeit heranzuziehen. Doch hatte es keinen längeren Bestand. Langsam aber stetig entwickelte sich das „Leipziger Tageblatt“, das in den vierziger Jahren eine Auflage von 2000 Exemplaren hatte.

Durchaus einer Residenz unwürdig blieb nach wie vor die publizistische Literatur Dresdens. Dies besaß auch in diesen politisch so bewegten Decennien noch kein eigentliches politisches Organ.

In Grimma gab Dr. Ferdinand Philippi eine „Konstitutionelle Staatsbürgerzeitung“ heraus, die mit vieler Wärme für die deutschen Angelegenheiten eintrat und durch ein auch besonders abgedrucktes „Sendschreiben eines sächsischen Juristen an den preussischen Justizminister Mühler“ über das von diesem erlassene Verbot des Besuchs der Mainzer Advokatenver-

sammlung weit über Sachsens Grenzen hinaus Aufsehen erregte. In den religiösen Fragen war sie den „Vaterlandsblättern“ nicht entschieden genug, worauf sie erwiderte: „Das protestantisch-konstitutionelle Deutschland hat noch andere Heiligtümer zu wahren und noch eine andere Drifflamme zu entfalten, als den Königschen Brief und das Glaubensbekenntnis von Breslau und Schneidemühl; es ist ein Ärgernis und eine Torheit zugleich wenn die bessern Organe der deutschen Presse mit einem Brett vor dem Kopf, wie blind, immer nur gegen Rom anrennen, während der schlimmere Feind und Bundesgenosse der Finsternis in und unter uns seine Fäden weift und Geist und Herzen umspinnt.“ Der Öttingersche „Charivari“ bemerkte hierzu, indem er diese Entgegnung wiedergab: „Auch uns scheint es hohe Zeit zu sein, die Organe der deutschen Presse an wichtigere Fragen zu erinnern. Der ewige Konfessionsstreit, das ewige Lied von Konge und Czernin wird nachgerade unerträglich.“ Er hatte keine Ahnung, daß dieser Kampf dreißig Jahre später noch in ganz anderer Weise entbrennen sollte.

Ein zweites Blatt, das Philippi noch herausgab, die „Ameise“, widmete sich nur der Besprechung der innern Angelegenheiten Sachsens und brachte Vorschläge, Wünsche und Beschwerden über lokale und allgemeine Übelstände vor, größtenteils von Beteiligten selbst, worauf dann meistens Abhülfe erfolgte. Dadurch gewann das Blatt einen ziemlichen Einfluß; auch war es lange Zeit das einzige seiner Art. Später strebte der Abgeordnete Todt in dem „Aldorfer Wochenblatt“ etwas ähnliches an.

---

4. Die westdeutsche Presse. Die Frankfurter Zeitungen. Ihre Situation den 39 deutschen Regierungen gegenüber. Die „Ober-Postamtszeitung“. Ihr Redakteur Hofrat Berly. Seine Ansichten über die Haltung einer Zeitung. Sein Nachfolger von Röder. Otto Müller, der Redakteur des „Konversationsblattes“. Zensurnöte. Das „Frankf. Journal“. Vertritt liberale Tendenzen. Hält zu Konge und wird darum öffentlich verbrannt. Das „Journal



Frankfort“. Seine Schwärmerei für Rußland. Das „Intelligenzblatt“. Offenbart sich in ihm der derb-drollige Volkscharakter. Die Zeitungen im Großherzogtum Hessen und in Nassau. Die Lage in Baden. Das politische Leben dort. Karl von Rotteck, K. Th. Welcker, A. v. Jhstein, Karl Mathy, Gervinus. Der Kampf gegen die Zensur. Mathys Rede für die Pressefreiheit. Die badischen Zeitungen. Die „Deutsche Zeitung“ von Gervinus. Ihre Bedeutung. Gustav Freytag über sie. Ihre Haltung. Ihre Mängel und Schwächen. Ihr Ende. Gesamturteil über die badische Presse der 40er Jahre.

Für Süddeutschland blieb Frankfurt am Main auch in den dreißiger und vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts ein Hauptstützpunkt des Zeitungswesens. Die drei Zeitungen, die „Ober-Postamtzeitung“, das „Frankfurter Journal“ und das „Journal de Franfort“, gewannen sogar etwas an Bedeutung und Verbreitung, wenn sie auch ganz eben so, wie alle anderen deutschen Blätter, unter der Ungunst der Verhältnisse zu leiden hatten. Der Mangel an Verständnis für eine freie Presse ging bei in Frankfurt sogar so weit, daß selbst die Bürgerkreise der Stadt eine höchst befangene Ansicht von dem Rechte der öffentlichen Meinung hatten, und eine Anzahl Bürger, während im benachbarten Baden die dortige Kammer immer aufs Neue die Pressefreiheit verlangte, den Senat anging, die Zensur noch weiter zu verschärfen. Ganz besonders drückend aber war die Aufsicht der 39 deutschen Regierungen, die durch ihre „Gesandten“, die in großen Dingen so wenig zu sagen hatten und darum um so mehr in kleinen Dingen ihren Einfluß geltend zu machen suchten, die Frankfurter Presse mit Argusaugen beobachteten. Schrieb nun ein Redakteur dem Gesandten der einen Regierung zu gefallen, so ärgerte das den Gesandten einer andern, und diese suchte dann, wenn es irgend ging, eine Klage beim Senat anhängig zu machen. Der Senat aber schwebte beständig in Sorge, es mit irgend einer Regierung zu verderben, und schlug sofort, wenn es sich nur irgend wie rechtfertigen ließ, auf den verklagten Redakteur. So sah sich die Frankfurter Presse beständig gehemmt und mußte Notgedrungen nach den verschiedensten Seiten hin Rücksicht nehmen. Ein Zeitgenosse urteilte daher: „Die Frankfurter Presse zeigt

äußerlich viel Devotion gegen sämtliche deutsche Regierungen.\*\*) Immerhin wußte sie sich einige wichtige Vorzüge zu erwerben. Durch die günstige Lage Frankfurts und durch das beständig sich weiter ausbreitende Börsengeschäft gelang es der Frankfurter Presse, die Nachrichten aus Frankreich und Spanien früher zu erhalten als eine andere deutsche Zeitung, so daß man in Hamburg die Pariser Neuigkeiten meist schon übersetzt am Vormittage des fünften Tages nach dem betreffenden Ereignis und gleichzeitig mit der Ankunft der französischen Posten aus den Frankfurter Blättern entnehmen konnte. Was ihnen aber am nächsten lag, blieb von ihnen unberührt. Über die Tätigkeit der Deutschen Bundesversammlung in Frankfurt brachten sie nichts, was uns heute schier unglaublich erscheint.

An der Spitze der Frankfurter Zeitungen stand auch jetzt noch die „Ober-Postamtszeitung“, und sie befestigte sich in diesem ersten Plaze trotz der vielen Fesseln, die ihr auferlegt waren, im Lauf der Zeit noch ganz wesentlich, da sie das Glück hatte, nach und nach drei besonders tüchtige und geschickte Redakteure zu besitzen, den schon Seite 279 kurz erwähnten und charakterisierten Hofrat Berly und den Freiherrn von Röder für den politischen Teil und den Schriftsteller Otto Müller für das der Unterhaltung gewidmete „Frankfurter Konversationsblatt“, das am 1. Januar 1833 eingeführt worden war und seit 1834 täglich erschien.

Der Hofrat Berly übernahm die Redaktion der „Ober-Postamtszeitung“ im Jahre 1829 und zeichnete bis zu seinem am 9. Mai 1847 erfolgten Tode; doch war seit etwa 1842 in Wirklichkeit Dr. Ernst Frhr. v. Röder-Diersburg verantwortlich: Berly schrieb in den letzten Jahren nur noch den französischen und den englischen Artikel. Bis in sein hohes Alter hinauf bewahrte er sich eine außerordentliche Arbeitskraft. Gleich bei seinem Eintritt in die Redaktion der „Ober-Postamtszeitung“ nahm er eine bessere Anordnung des Stoffes vor und führte auch sogenannte „Einleitungsartikel“ ein. „Leitartikel“ wollte er als

---

\*) Deutschlands politische Zeitungen. Zürich 1842.

Der vormärzlicher Journalist diese Abhandlungen nicht genannt  
 lassen, denn eine Zeitung habe nichts zu leiten, meinte er, und  
 der Redakteur müsse mehr danach trachten, die Kunst des Leidens  
 zu erlernen, als die Kunst des Leitens. Nichts lag ihm denn  
 auch ferner, als Ansichten bei dem Leser herauszubilden; er  
 wollte nur über das Tatsächliche orientieren. „Zeitungsaufsätze“,  
 schrieb er noch kurz vor seinem Tode in einer Art von journali-  
 stischem Testament, „sollen nicht das Publikum oder gar die Re-  
 gierungen und Staatsmänner belehren (d. h. ihnen eine Ansicht  
 der Meinung aufdrängen) wollen; unerbetener Rat nützt nichts  
 und wird in der Regel abgelehnt.“ Und dann fügte er noch mit  
 der Miene des Weisen hinzu: „Die öffentliche Aussprache einer  
 Meinung ist immer ein Wagestück.“ Aber er ging noch weiter;  
 er hielt es auch für unangebracht, daß eine Zeitung sich augen-  
 scheinlich als Regierungsblatt geriere. „Eine starke Regierung,“ sagte  
 er einmal zu Riehl, „will gar nicht, daß sich eine Regierungs-  
 partei oder eine freiwillige Regierungspresse bilde. Die amtlichen  
 Blätter in Berlin und Wien schweigen sich meisterhaft aus über die  
 Politik ihrer Ministerien und verteidigen sie nur, wenn eigentlich gar  
 nichts zu verteidigen ist. Warum sollten sie anders verfahren? Ver-  
 teidigung setzt einen Angriff voraus, ja ein Recht des Angriffes,  
 und reizt zu neuen Angriffen. Eine Regierung muß auch gar  
 nicht merken lassen, daß sie angegriffen werden könne, am wenig-  
 sten von den eigenen Untertanen angegriffen. Unerbetene Freunde  
 sind oft lästiger, als offene Feinde. Wirft sich ein Privatblatt  
 zum Anwalt einer Regierung auf, so kann diese selbst das ihr  
 gespendete Lob für eine so anmaßliche Hilfeleistung halten, wie  
 wenn ich Rothschild hundert Gulden schenken wollte zur festeren  
 Fundierung seiner Finanzen. Man lobt eine Regierung am besten,  
 indem man sie niemals tadelt.“ In seiner langen Redaktions-  
 tätigkeit hat er dann in diesem Sinne mehr als 4000 solcher  
 „Einleitungsartikel“ geschrieben. Später, als Dr. v. Röder der  
 neuen Zeit mehr Rechnung zu tragen suchte, durfte allerdings  
 auch der wirkliche und echte Leitartikel nicht länger fehlen, allein  
 er wurde mehr eingeschmuggelt als eingeführt. Der „Einleitungs-

artifel“ Berlyß blieb nämlich nach wie vor an der Spitze des Blattes, und den Leitartikel stellte man an den Schluß des politischen Teils, was freilich einen seltsamen Anblick gewährte. Bei der immer mehr zunehmenden Gärung im politischen Leben prickelte es dem alten Herrn aber denn doch bisweilen so heftig auf der Zunge, daß er seinen Grundsatz, keine Meinung zu äußern, zurückdrängte und etwas verblümt durch „Zitate anerkannter Autoritäten“ seine Ansichten aussprach. Waren diese Zitate etwas dunkel und recht weit hergenommen, d. h. aus der Literatur einer fernen Zeit oder eines fremden Landes, so hielt er sie für besonders geeignet. Um seine Meinung über die Aufgabe der Journalistik im Jahre 1847 recht klar auszusprechen, führte er geheimnisvolle Sätze an, die Hamann, der Magus auf Norden, im Jahre 1764 in die „Königsberger Zeitung“ geschrieben hatte! Als dann die politische Aufregung beständig wuchs und verschiedene Zeitungen Süddeutschlands durch die vieler fett gesetzten Schlagworte, die massenhaft verwendeten Gedankenstriche und Ausrufungszeichen ein geradezu „agitatorisches Gesicht“ bekamen, so daß man ihnen schon von weitem den Charakter des „Wühlblattes“ ansah, bemächtigte sich Berlyß mehr und mehr eine tiefe Unruhe. Er besaß eine feine Witterung für politische Dinge und empfand offenbar, daß die Nation einer Katastrophe zutrieb; um so ängstlicher suchte er das Bestehende zu erhalten. Solche durchschossenen Worte, solch abgerissene, von Gedankenstrichen unterbrochene Perioden, meinte er, seien der Rede eines Mannes vergleichbar, der in atemloser Aufregung überlaute Ausrufe ausstößt, statt zu sprechen. Für eine gute Zeitung zieme sich dagegen der lange Atem eines wohldurchdachten Sachbaues und das mezza voce des Vortrages. Daß aber der Lärm der politischen Diskussion schließlich die mezza voce vollständig übertönen werde, sollte er nicht mehr erleben.\*)

Dr. Ernst Frhr. v. Röder, der um 1842 die Leitung der „Ober-Postamtszeitung“ übernahm, war 1813 zu Gießen geboren, studierte die Rechtswissenschaften und versuchte sich zu

\*) Mehl, Charakterstöcke, S. 86—98.

hst als Privatdozent, trat aber wegen der damaligen höchst  
 günstigen Aussichten bald von der akademischen Laufbahn zurück  
 und ging 1841 zum höheren Postdienst bei der fürstlich Thurn-  
 und Taxischen Generaldirektion zu Frankfurt über. Dort machte  
 sich bald durch vorzügliche Leistungen bemerklich, so daß er  
 nach Jahresfrist mit der Redaktion der „Ober-Postamts-  
 zeitung“ betraut wurde. Hierzu befähigten ihn politische Einsicht  
 und Takt ebensowohl, wie eine bedeutende allgemeine Bildung.  
 Im Gegensatz zu Berlin gehörte er einer maßvollen liberalen  
 Richtung an, bewahrte die in der Jugend erwachte Begeisterung  
 für die Wiedergeburt eines geeinigten Deutschlands im konstitu-  
 tionellen Sinne auch als Mann und blickte mit unbestechlicher  
 Gerechtigkeit in die verworrenen Zustände des vormärzlichen  
 Vaterlandes. Seine Leitung des Blattes zeichnete sich denn auch  
 durch tadellose Ehrenhaftigkeit aus. Zum Generaldirektionsrat  
 erhoben, trat er von der Redaktion zurück und übernahm weiter-  
 hin die Oberleitung des Postwesens in den thüringischen Staaten  
 mit dem Amtssitz in Eisenach, bis er 1866 infolge der Übernahme  
 des Thurn- und Taxischen Postregals von Seiten Preußens  
 in den Ruhestand trat und nach Darmstadt übersiedelte, wo er  
 1880 starb.

Nur etwas über drei Jahre war Otto Müller bei der  
 „Ober-Postamtszeitung“ tätig, von 1845 bis Mitte 1848. Zu  
 Schotten am Vogelsberg 1816 geboren, war er eine Zeitlang  
 Bibliothekar der Darmstädter Hofbibliothek und hatte durch einige  
 Erzählungen die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, worauf an ihn  
 die Aufforderung erging, die Redaktion des „Konversationsblattes“  
 zu übernehmen, das in seinem Ansehen sehr gesunken war. Denn  
 der bisherige Redakteur, ein Dr. Schuster, besaß wenig Talent  
 für eine passende Zusammenstellung des Blattes und hatte schließ-  
 lich 1844 noch das Unglück, mit einer Übersetzung des „ewigen  
 Juden“ von Eugen Sue einen argen Mißgriff zu tun. Der  
 Roman erregte allgemeines Mißfallen, und schließlich wurde so-  
 gar das „Konversationsblatt“ dieses Romans wegen in Oesterreich  
 nicht mehr zugelassen. Bald nachher erklärte dann die Redaktion,  
 daß von einem großen Teile des Lesepublikums die Fortsetzung

des „ewigen Judens“ nicht gewünscht werde, weshalb sich die Redaktion veranlaßt sehe, die Fortsetzung einzustellen. Daran erhielt das Blatt wieder freien Eingang in Österreich. Otto Müller bot seinen Lesern alsbald seinen ersten Roman „Bürger, ein deutsches Dichterleben“, mit dem er sich auf das Vorteilhafteste einführte. Später wurde er bekanntlich einer unserer beliebtesten deutschen Erzähler. Nach vielseitiger schriftstellerischer Tätigkeit starb er 1894 zu Stuttgart.

Unter diesen drei tüchtigen Redakteuren hob sich die „Ober-Postamtszeitung“ mehr und mehr und erreichte gegen Ende der vierziger Jahre ihre Glanzzeit. Bereits wenige Jahre nach dem Eintritt Berlus in die Redaktion wurde der reichere Inhalt und die verständigere Haltung im Publikum angenehm empfunden. „Das Blatt zeichnete sich früher durch den einfältigen Hohn gegen alles aus, was die Interessen der Menschheit berührt,“ schreibt ein Schilderer der Frankfurter Kulturzustände der dreißiger Jahre.\* „Neuerdings tritt es aber doch dem allgemeinen Leben etwas näher . . . Die ‚Frankfurt‘ überschriebenen Artikel (von Berlu sind, im leicht-eleganten Zeitungsstile gehalten, für den, welcher die Politik im Novellen-Gewande liebt, anziehend. Sie bieten eine gedrängte Übersicht über das Ausland, und der sie schreibt versteht es, wenigstens einen unparteiischen Ton anzunehmen, wenn er auch im übrigen von dem Pfade nicht abspringen darf, der der „Ober-Postamtszeitung“ einmal gesetzt ist. Was das Inland betrifft, so muß die „Ober-Postamtszeitung“ sich freilich auch schon mit dem Ton in Acht nehmen; sie darf hier selbst anscheinend nicht der Gegenpartie Gerechtigkeit widerfahren lassen, obwohl solches jesuitisch-klüger sein würde. Da schweigt sie denn nun häufig und tobt nicht wie früher gegen alles, was konstitutionell heißt, wie ein einfältiges Schoßhündchen des Absolutismus. Die invidia, welche früher gegen diese Zeitung stattfand, ist somit geschwunden; sie ist wenigstens eben so kühl und frostig, wie alle deutsch-politischen Zeitungen unserer Zeit, aber sie ist nicht mehr das politische Fegfeuer, welches die Seelen passieren müssen.

\*) Ed. Beurmann, Frankfurter Bilder. Mainz 1835, S. 149.

en nach dem Lande gelüftet, wo der Servilismus das erste  
> letzte Lebens-Gebot ist.“

Mit dem Eintritt des Dr. von Röder besserte sich dann  
H noch die Haltung dem Inlande gegenüber. Die politischen  
tikel dieses Teiles konnten sich sogar bis zu einer gewissen  
Arme erheben und wagten selbst deutsch-nationale Ansichten  
vertreten. So verfocht das Blatt z. B. das deutsche Recht  
F Schleswig-Holstein.

Dazwischen schlug die Zensur der Redaktion jedoch gelegent-  
h immer wieder einmal in den Nacken. Einen Fall, der heute  
st unglaublich erscheint, erzählt Niehl. Im November 1846,  
reibt er (Charakterköpfe S. 96), traf höchst überraschend die  
achricht ein, daß sich Österreich die Republik Krakau einverleibt  
ibe. Die Tatsache stand amtlich berichtet im „Österreichischen  
eobachter“, dem Organe Metternichs. Als die Frankfurter  
eitungen diese amtliche Notiz einfach mitteilen wollten, strich sie  
er Zensur. Mehrere Tage vergingen, das Besiznahmepatent  
rschien, alle deutschen Blätter brachten die Nachricht, nur in  
Frankfurt durfte sie nicht gedruckt werden: man solle noch zu-  
warten. Auf Befragen nach dem Grunde dieser unglaublichen  
Maßregel erklärte endlich der Zensur: man wisse noch nicht, ob  
Frankreich Einsprache erhebe, ob England nicht zürne, vor allem  
aber müsse man erst von dem russischen Gesandten erfahren, wie  
sich Rußland zu dieser Einverleibung verhalte. Am Sitze des  
Bundestages habe die Zensur auch auf die auswärtige Diplomatie  
gebührende Rücksicht zu nehmen!

Nicht so hoch im Ansehen, wie die „Ober-Postamtszeitung“,  
stand das von S. L. Heller redigierte „Frankfurter Journal“,  
aber es erfreute sich, weil es, wenn auch natürlich nur in der  
bescheidensten Form, eine gewisse liberale Tendenz zur Schau  
trug, einer weit größeren Verbreitung. Es soll in den vierziger  
Jahren nach und nach eine Auflage bis zu 9000 Exemplaren  
erreicht haben; tatsächlich wurde es in ganz Südwestdeutschland  
gelesen. Freilich befundete es, um sich diesen großen Leserkreis  
zu erhalten, nicht immer die nötige Charakterfestigkeit. So z. B.  
den Anmaßungen Hessens gegenüber. Es besaß im Großherzog-



tum Hessen viele Abonnenten und gewann infolgedessen dort auch einen gewissen Einfluß. Das war aber der Großherzoglichen Regierung nicht angenehm; sie übte daher einen Druck auf die Zeitung aus, und darauf gewährte das „Frankfurter Journal“ aus Angstlichkeit, es könnte in Hessen verboten werden, den Artikeln liberaler Färbung aus dem Großherzogtume keine Aufnahme mehr. Aber man ging in Darmstadt auch noch weiter; man zwang das „Journal“ sogar, die hessischen Personalmeldungen nur nach den Bekanntmachungen des Großherzoglich Hessischen Regierungsblattes zu bringen, so daß manches Vorgehen gegen unliebsame Beamte nicht zur Sprache kam.\*)

Immerhin blieb dem „Journal“ noch Gelegenheit genug sich ein gewisses liberales Air zu geben. Zu Anfang der vierziger Jahre beutete es den Göler-Haberschen Skandal\*\*) und das Auftreten der jüdischen Reformfreunde aus. Während es aber in der ersteren Angelegenheit sich, im Gegensatz zur „Kölnischen Zeitung“, für Göler gegen Haber erklärte, ja die Schuld dieser Neophyten den Juden zuzuwälzen keinen Anstand nahm, verteidigte es in der Angelegenheit der jüdischen Reformfreunde deren Sache mit leidenschaftlicher, nicht selten in einer in Verkehrung der Gegenpartei ausartenden Hitze. Als dann das Auftreten Monges die Gemüter zu beschäftigen begann, nahm das Blatt entschieden für diesen Partei, und wohl um so eifriger, weil die „Ober-Post-amszeitung“ dieses Thema nicht berühren durfte, zum großen Mißbehagen der Redakteure, die alle drei Protestanten waren.

---

\*) Karl Buchner, Die Presse der Presse. Stuttg. 1839.

\*\*) Der Göler-Habersche Skandal, der sich von 1843 ab in Karlsruhe abspielte, begann mit einem Streit zwischen einem Herrn von Haber, Sohn eines Bankiers in Karlsruhe, früher in karlistischen Diensten, und einem Leutnant von Göler und zog nach und nach immer weitere Kreise, enthüllte eine tiefe Immoralität der vornehmen Welt und führte sogar zur Aufhebung des Böbels und zu Plünderungsszenen in Karlsruhe. „Als Hauptmotiv erblickte das Volk eine dem großherzoglichen Hause sehr nahe stehende Frau, die uncingedenk ihrer Stellung die Funken des Hasses und der Rache schürte, bis sie in immer lichterem Flammen emporloderten.“ (E. Burdhardt, Allgem. Gesch. d. Jahre 1840—1846. Leipzig 1850, S. 154.)

eilich fehlten denn auch die Angriffe auf das „Journal“ nicht. Der Bischof Arnoldi von Trier tat das Blatt in den Bann und bot seinen Diözesan-Angehörigen das Lesen des „Journal“, in Niederlahnstein wurde sogar 1845 ein Autodafé veranstaltet, bei dem die Gegner des Deutschkatholizismus das „Journal“ zusammen mit einem Bildnisse Johannes Kongs öffentlich verbrannten. Zahmer gab sich das 1823 ins Leben gerufene von Wagner redigierte belletristische Beiblatt „Didaskalia“, das in viel belächelten Nebentitel „Blätter für Geist, Gemüt und Popularität“ führte. In der Mitte der vierziger Jahre ging der Ruf durch die Blätter, daß in Peking, Hong-Kong und Canton die freie Einfuhr des Opiums die „Didaskalia“ verboten worden sei — weil es sonst zu viel der Schlafmittel in China gäbe.

Mit dem seither so unbedeutenden „Journal de Francfort“ ging zu Anfang der dreißiger Jahre ganz leise und unmerklich eine seltsame Wandlung vor; es wurde nach und nach zum Sprachrohr der europäischen Diplomatie und außerdem auch der speziellen Wünsche und Forderungen Rußlands. Freilich, die europäische Diplomatie sagte öffentlich nicht viel, und darum machte das „Journal de Francfort“ auch nur dann und wann eine hochweise Bemerkung über die politische Weltlage; um so lauter sprach es von der europäischen Mission Rußlands und dem Heil, das besonders Deutschland widerfahren werde, sobald es sich ganz unter den Schutz des weißen Adlers stelle. Redakteur des „Journal de Francfort“ war in den dreißiger Jahren ein Franzose Namens Durand, der sich wegen eines schmutzigen Verbrechens, das ihm die Tore des Zuchthauses geöffnet haben würde, außer Landes geflüchtet hatte, nun aber im sichern Frankfurt mit der ganzen Dreistigkeit eines gewissenlosen Menschen auftrat. Bei jeder Gelegenheit hatte er die Unverschämtheit, sich zum Repräsentanten Deutschlands aufzuwerfen und seine Urteile im Namen der öffentlichen Meinung abzugeben, eine Anmaßung, die ihm wiederholt empfindliche Zurechtweisungen zuzog. Nach der Aufhebung des Staatsgrundgesetzes von Hannover durch das unselige Patent vom 5. Juli 1837 übernahm er das

traurige Amt, den Schritt Ernst Augusts zu verteidigen. Außer ihm tat das nur noch, zur Ehre der deutschen Presse kann das festgestellt werden, das reaktionäre „Berliner politische Wochenblatt“. Von Rußland soll Durand nicht unbeträchtliche Geldsummen erhalten haben. Im übrigen war er ein Mann von großer stilistischer Gewandtheit, der auch über Nichtiges in elegantem Tone zu plaudern vermochte. Nach dem Ablauf der Verjährungsfrist seines Verbrechens kehrte er nach Paris zurück und gründete dort im Auftrage Louis Napoleons das bonapartistische Blatt „La Colonne“, das sich mit kaiserlichem Hochgefühl bis zu dem lächerlichsten Schwulste aufblies und Deutschland unter mannigfachen Hohne mit einer neuen Eroberung bedrohte, die diesmal nicht am Rhein stehen bleiben, sondern bis an den Schwarzwald gehen sollte, da Flüsse allerdings keine natürlichen Grenzen und die Bewohner des badischen Rheinufers gleichen Stammes seien mit denen des Elsaß. Der Nachfolger Durands wurde zu Anfang der vierziger Jahre Dr. C. Beurmann, der die Richtung des Blattes beibehielt und nun ebenfalls, obgleich früher Liberaler und Jungdeutscher, ein „Verfechter der kosakischen Zivilisation“ wurde. Bitter äußerte sich daher ein Zeitgenosse über das Blatt: „Ein Journal, das sich zum Vertreter eines ausländischen Despotismus aufwirft, hat die Achtung der Nation verscherzt und tut wohl daran, französisch zu sprechen.“ \*)

Schließlich sei bei den Frankfurter Zeitungen auch das „Intelligenz-Blatt“ wieder einmal gedacht (vergl. Bd. I 135, Bd. II 117), das sich in den in Rede stehenden Jahrzehnten sehr wesentlich hob. Vom 1. Januar 1829 ab wurde, laut Beschluß des Senates, das vor elf Jahren gegründete Amtsblatt mit dem „Intelligenz-Blatt“ verbunden und Druck und Verlag der beiden Blätter dem Handelsmann Markus Johann Nebbien und den sechs Kindern des preussischen Offiziers Ernst Daniel Holzward

---

\*) Deutschlands politische Presse. Zürich 1842. — Einige andere Angaben in betreff Durands stützen sich auf den Artikel „Das deutsche Zeitungswesen während der letzten einundzwanzig Jahre“ in der Zeitschrift „Germania“, Leipzig 1852.

lassen. Laut Vertrag hatte es zweimal wöchentlich und zur  
 Zeit dreimal in Quart zum Jahresabonnement von 3 Gulden  
 erscheinen. Die Inhaber des Privilegiums waren dabei ge-  
 wesen, alle amtlichen Bekanntmachungen unentgeltlich einzurücken,  
 Kreuzer Stempelgebühren für jedes Exemplar zu zahlen, ferner  
 1500 Gulden an das Rechnungamt zu entrichten und 46 Frei-  
 exemplare an den Rat der Stadt zu liefern. Später, nach  
 Schbiens Tode (von 1839 ab), wurde dem ältesten Sohne Holz-  
 warts, Johann Gottlieb Holzwart, das Privilegium gegen die  
 höchste Abgabe von 3000 Gulden zugesprochen, zugleich mit der  
 Verpflichtung, das Blatt jetzt dreimal wöchentlich herauszugeben.  
 1848 erlosch das Privilegium und wurde nicht wieder erneuert;  
 es erschien nun ohne das Privilegium weiter.\*) Von jeher bil-  
 dete das „Intelligenz-Blatt“ eine besonders beliebte Lektüre bei  
 Jung und alt in Frankfurt und es offenbarte sich daher oft genug  
 an ihm der ganze warmblütige und derb-drollige Volkscharakter  
 der Mainstadt in der naivsten Weise. Es war gleichsam der ge-  
 druckte Marktplatz des praktischen Lebens. Um einige Stichproben  
 von der Ausdrucksweise und der ganzen Art dieser Inserate zu  
 geben, seien aus den dreißiger Jahren die folgenden mitgeteilt:

Mit überströmendem Herzen veröffentlicht August Klingenspor  
 folgende Dankagung:

„Unter den vielen Zuschauern, die sich bei Gelegenheit des  
 gestern abend den 16. hujus in meinem Keller ausgebrochenen  
 Feuers vor meinem Hause versammelten, waren viele, die durch  
 Rat mich unterstützen wollten, wofür ich ihnen herzlich danke.  
 Erfreulich und gefühlserhebend muß es aber für einen Mann  
 sein, wenn er bei solcher Gelegenheit unter seinen Mitbürgern  
 Menschenfreunde findet, die ihn durch Handlung und Tat unter-  
 stützen und ihm durch tätige Mithülfe den besten Rat geben.  
 Auch ich fand dieser Edlen viele, die mit eigener Hand Mist, das  
 einzige Löschungsmittel für diese Gelegenheit, beitrugen. Meine

\*) Alexander Diez, Das Intelligenz-Blatt, Frankfurter Frage- und An-  
 zeigungs-Nachrichten, 1722—1900. Frankfurt a. M. 1900, und E. Beur-  
 mann, Frankfurter Bilder, Mainz 1838, S. 36.

Feder ist zu schwach, um ihnen die Gefühle meines Dankes auszudrücken zu können, aber in meinem Innern werden stets die Namen dieser Edeln mit unauslöschlichen Zügen aufbewahrt bleiben.“

Ein gekränkter Seifensieder Bettenhäuser macht bekannt:

„Ich widerspreche hiermit dem ausgestreuten Gerüchte, als hätte ich russische Lichter und Talg zum Verkauf, sondern meine gegossenen Lichter sind vom Fett der hiesigen Metzger, welche hell brennen und nicht ablaufen, das Pfund zu 26 Kr., wie auch zentnerweise zu den billigsten Preisen.“

Ein Kaufmann C. Stein war sich offenbar der schreienden Grausamkeit gar nicht bewußt, als er „lebendig gerupfte Bauernfedern, mit Flaumen“ offerierte.

„Ja, gewiß“, ruft darum Beurmann in seinen „Frankfurter Bildern aus, „das ‚Intelligenz-Blatt‘ führt seinen Namen mit Recht. Die Zeitung ist ein Spiegel des menschlichen Lebens, wie es sich unter Heringen und Dankbarkeit, unter Apfelwein und Liebe, unter Limburger Käse und geistiger Bildung beständig umhertreibt.“

Recht kümmerlich sah es mit dem Zeitungswesen im Großherzogtum Hessen aus. Das politische Leben vermochte dort in der Presse nicht zum Ausdruck zu gelangen, weil sich die Regierung beständig im Kampfe mit den Liberalen befand und alle politischen Erörterungen in den Zeitungen zu unterdrücken wußte. Der Ministerpräsident Du Bois Freiherr du Thil und weiterhin der Kanzler von Vinde waren hier die Persönlichkeiten, die die starr-aristokratischen Tendenzen und die unnachsichtige Strenge gegen jede freisinnige Bewegung der Presse zur Geltung brachten. Alles, was im Großherzogtum erschien, stand unter der Beaufsichtigung einer strengen Zensur; auch Druckwerke über 20 Bogen, welche innere Verhältnisse des Landes besprachen, wurden, wenn sie im Sinne der Opposition abgefaßt waren, einfach unterdrückt. Die Vorsicht ging sogar so weit, daß Zeitschriften schon nicht konzessioniert wurden, weil sie vielleicht von Politik sprechen könnten, wie sich das 1834 bei dem Hofgerichtsadvokaten Bopp in Darmstadt ereignete, der eine „deutsche Rechtszeitung“ heraus-

en wollte. Selbst die Konzession von Zeitschriften, welche durchaus nicht politischer Natur waren, wurde nur unter Vorbehalt des Widerrufs erteilt. Die Zensurgehäfte besorgten meist halterne Polizeibeamte als Nebengeschäft; inhaltreichere Manuscripte wurden jedoch im Ministerium geprüft, blieben aber dort Jahre lang unerledigt liegen.

In der Landeshauptstadt Darmstadt war nach wie vor die 1777 gegründete „Großherzoglich Hessische Zeitung“ das Hauptorgan (vergl. Bd. I, S. 163). Als Eigentum der Inva-  
 nenanstalt des Landes, war sie so reichlich mit Privilegien ausgestattet, daß das „Darmstädter Tageblatt“, schon 1738 gegründet, nur kümmerlich neben ihr bestehen konnte. Als Redakteur fungierte seit 1833 der Obereinnehmer Papst, der früher liberal gewesen und noch 1830 für die Juli-Revolution geschwärmt hatte, sich nun aber mit großer Breitspurigkeit im reaktionären Fahrwasser bewegte. Unter der dominierenden Stellung der „Großherzoglich Hessischen Zeitung“ litt auch die „Mainzer Zeitung“, die mehr und mehr herab ging, obgleich sie sich auch weiterhin bemühte, gute übersichtliche Artikel über Politik und Handel zu liefern. Die „Wormser Zeitung“, gegründet 1776, blieb unter den obwaltenden ungünstigen Verhältnissen auch weiterhin nur ein unbedeutendes Lokalblatt.

Vollständig unerschütterlich verharrte auch die Regierung von Nassau in ihrer Abneigung gegen alles Zeitungswesen. Jedem Begehren nach einer Konzession stellte sie ein scharfes Nein entgegen, und so mußte denn Dräger-Manfreds harmlose Badezeitung, „Der Kurfürst“, der für Wiesbaden erschien, in Mainz gedruckt werden!

Ein außerordentlich reges politisches Leben und damit ein wesentlicher Aufschwung des Zeitungswesens entwickelte sich von 1830 ab in dem bisher so stillen Baden. Empfänglich für die politischen Ideen der Zeit war man in Baden von jeher gewesen, aber unter dem Großherzog Ludwig und den Ministern von Berstett und von Berthelm war alles niedergedrückt worden, was nach einer politischen Äußerung aussah. Mit dem Jahre 1830 änderte sich das. Am 30. März 1830 gelangte der Großherzog

Leopold zur Regierung, der eine Schwenkung zum Liberalismus machte und darum vom Volke alsbald den Beinamen „der Bürgerfreundliche“ erhielt; dann stürzte von der Mitte des Sommers ab die Flut der politischen Ideen, die durch die Julirevolution entfesselt worden war, über das badische Land, und zu allem trat eine ganze Anzahl hochbegabter Männer ins öffentliche Leben, die den Wünschen des Volkes eine bestimmte Richtung gab und den geeigneten Ausdruck verlieh, Kottke, Welcker und Thstein, die zwar schon in den zwanziger Jahren Hauptstützen der liberalen Partei gewesen waren, aber jetzt erst eine umfassende Wirksamkeit entfalten konnten, ferner Mittermaier, Duttlinger, Knapp, Natha, Gerwinus und noch mancher andere.

Karl von Kottke (geb. 18. Juli 1775, gest. 26. November 1840) erwarb sich den glänzendsten Namen. In ganz Deutschland wurde er gefeiert als der Verfasser einer „Weltgeschichte“, die das Evangelium des gesamten gebildeten Mittelstandes war, und in seiner engeren Heimat Baden verehrte man ihn als den edelsten Verteidiger der idealen Güter. Seine Weltanschauung entwickelte Kottke u. a. in seinem „Lehrbuche des Vernunftrechts und der Staatswissenschaft“, das 1829 erschien, und wo er sagte: „Die Idee, welche unser Zeitalter bewegt, ist die Frucht der angebrochenen Verstandesreise, der beginnenden Mündigkeit der Völker . . . . Diese Idee ist die des Rechts, nämlich des Vernunftrechts, welche die gebildete Menschheit laut fordert.“ Hierfür zu wirken, erschien ihm als sein wahrer Lebensberuf. „Freiheit und Recht“, schrieb er weiterhin, „sind die Losungsworte der heutigen Zeit, sie können nur siegen durch Vereinigung der Gemüter für sie durch die öffentliche Meinung. Darum soll jeder die hohen Losungsworte treulich mit aller ihm möglichen Kraft verkündigen.“

Unsere heutige, historisch geschultere Auffassung der staatlichen Dinge mag weit über diese naturrechtlichen Vorstellungen Kottkes hinausgeschritten sein; aber dieses Naturrecht hat doch zuerst in Deutschland der Überzeugung Bahn gebrochen, daß der Einzelne ein Recht hat gegenüber der Staatsgewalt, und wie viel auch von der liberalen Weltanschauung, die durch Kottkes „Welt-



chichte“ und das Kotted- und Welckersche Staatslexikon in Deutschland verbreitet wurde, später auch der Berichtigung beruhte — aus jener Anschauung ist doch die heutige konstitutionelle Staatsverfassung in Deutschland hervorgegangen. Deshalb kont denn auch der Breslauer Historiker Richard Köpell in einer Rektoratsrede über Karl von Kotted, in welcher er diesen gegenüber der Treitschkeschen herabsetzenden Beurteilung in Schutz nimmt\*), daß der Grundgedanke des Naturrechts es war, welchem die Lehre von den angeborenen, unantastbaren Menschenrechten entspringen sei. „Ihr verdanken wir, was heute in unserer staatsrechtlichen und gesellschaftlichen Ordnung niemand mehr missen möchte: die Anerkennung der persönlichen Freiheit jedes Menschen, die Anerkennung der Glaubens- und Gewissensfreiheit, die Summe aller der Rechte, welche uns unter dem Namen der sogenannten Grundrechte verfassungsmäßig garantiert sind.“ Und anschließend hieran weist auch Köpell darauf hin, daß „nicht Preußens Zucht und Macht allein, sondern auch der Süddeutschen langer Kampf für die Idee verfassungsmäßiger Freiheit und nationaler Einheit uns an die Ziele gebracht hat, an welchen wir heute stehen.“

In die Anerkennung der persönlichen Freiheit schloß Kotted aber vor allem auch die Anerkennung des freien Wortes, der Pressefreiheit ein.

Unmittelbar neben Kotted stand Karl Theodor Welcker (geb. 29. März 1799, gest. 10. März 1869). Er hatte sich als Bonner Universitätsprofessor an den Agitationen für Einführung einer repräsentativen Reichsverfassung beteiligt und darauf allerlei Bedrängnisse erfahren, so daß er 1822 ganz gern einem Rufe als Professor der Jurisprudenz nach der Universität Freiburg im Breisgau gefolgt war, wo er sich nun alsbald mit dem gleichgestimmten Kotted eng befreundete. Als Vertreter des Wahlkreises Ettenheim trat er 1830 in die neu berufene zweite badische Kammer, in der er sich durch zündende Beredsamkeit und weiten Blick auszeichnete. Verschiedene Konflikte mit der Regierung führten seine Suspendierung in Freiburg herbei, worauf er zu

\*) Richard Köpell, Karl Wenceslaus von Kotted. Breslau 1883.

Anfang der vierziger Jahre nach Heidelberg übersiedelte und sich nun ganz dem politischen Liberalismus widmete. Er wurde daher gern von seiner Partei der „Fahnenträger des Liberalismus“, der „laute Rufer in einer kampferfüllten Zeit“ genannt. Während Rotteck für das Vernunft- und Naturrecht eintrat, strebte Welder mehr einen auf Vernunft, Willensfreiheit und Geschichte gegründeten Rechtsstaat an, dessen letzten Zweck er in der „möglichsten Erreichung der Tugend und Humanität und durch die Glückseligkeit aller“ erblickte. Dieses Ziel müsse man durch den modernen Repräsentativstaat mit der Mischung monarchischer, aristokratischer und demokratischer Elemente erreichen. „Durch seine Motionen in der badischen Kammer“, sagt Blunschli in seiner Geschichte der neueren Staatswissenschaften, „und durch seine publizistische Tätigkeit, die freilich, wie seine Reden, zuweilen all zu sehr ins Breite und Weite ging, aber von einem aufrichtigen Freisinn erfüllt war, hatte er eine Popularität erlangt, welche der Rottecks wenig nachstand.“

Nicht so leidenschaftlich und stürmisch, wie Welder, sondern immer erst nach reiflicher Überlegung, stets vorsichtig und behutsam, trat Johann Adam von Ißstein (geb. 28. Sept. 1775, gest. 14. Sept. 1855) auf. Auch er war von Haus aus Jurist, hatte mehrere Jahre die Stelle eines Bezirksamtmannes in Schwellingen bekleidet, dann als Hofgerichtsrat in Mannheim gewirkt und wurde 1842 von letzterer Stadt zum Abgeordneten gewählt. Seitdem blieb sein Name, sagt Hoffmann von Fallersleben in einer Abhandlung über Ißstein, mit der staatlichen Entwicklung so eng verflochten, daß die Geschichte der badischen Landtage zugleich auch die Geschichte seines Lebens ist. Er war ein geborener Parteiführer, ein gewandter Agitator und Dialektiker und zog sich denn auch sehr bald das Mißfallen der Regierung zu. Unter diesen Umständen war seine amtliche Stellung wenig angenehm: er nahm daher seine Entlassung und lebte fortan als Privatmann. Sein Grundbesitz, der besonders in dem Landgute Hallgarten im rebenreichen Rheingau bestand, gestattete ihm eine unabhängige Existenz.

Von den übrigen badischen Politikern seien nur noch Mathy

Gervinus besonders hervorgehoben, der erstere, weil er wieder-  
 t energisch für die Pressefreiheit eintrat, der letztere, der be-  
 teiligte Geschichtsschreiber, weil er in bewegten Tagen eine größere  
 Wirkung ins Leben rief, um darin die freisinnigen konstitutionellen  
 Grundsätze zur Geltung zu bringen. Karl Mathy (geboren  
 1. März 1807, gest. 3. Febr. 1868) studierte in Heidelberg  
 Mineralwissenschaft und begann die badische Beamtenkarriere,  
 ließ sie aber abbrechen, nachdem er sich in den dreißiger Jahren  
 an den politischen Kämpfen beteiligt hatte. Nach einem längeren  
 Aufenthalt in der Schweiz kehrte er 1840 nach Baden zurück,  
 wandte sich dort der Journalistik zu und wurde 1842 in die  
 neue Kammer gewählt. Weiterhin trat er 1848 in das Frank-  
 furter Parlament, wurde Unterstaatssekretär im Reichsministerium  
 und war dann, nach dem Scheitern der ganzen Bestrebungen, in  
 verschiedenen Bankinstituten Norddeutschlands tätig. Schließlich  
 kehrte er wieder nach Baden zurück und stieg hier 1866 bis zum  
 Finanzminister und Präsidenten des Staatsministeriums empor.  
 Ein glänzendes biographisches Denkmal setzte ihm Gustav Freytag.  
 G. Gervinus (geb. 20. Mai 1805, gest. 18. März 1871)  
 studierte unter Schlosser in Heidelberg Geschichte, wurde 1836  
 ordentlicher Professor der Geschichte und Literatur in Göttingen,  
 schied aber, da er zu den „Göttinger Sieben“ zählte, die gegen  
 die Verfassungsänderung protestierten, seine Entlassung und lebte  
 nun unter günstigen pecuniären Verhältnissen teils in Süddeutsch-  
 land, teils in Italien, bis er 1844 Honorarprofessor in Heidel-  
 berg wurde, das nun sein ständiger Wohnsitz blieb. An den po-  
 litischen Bewegungen beteiligte er sich nur als Schriftsteller, nie-  
 mals als Redner oder gar als Führer wie Rottkef und Welcker;  
 dazu fehlte ihm nicht nur die laute Stimme, die schlagfertige,  
 populäre Beredsamkeit, sondern auch die Hingebung für das Volk,  
 die Rücksicht mit dem Unverstand und der Leidenschaft der Menge.  
 „So sehr er es liebte,“ sagt Georg Weber in seinem „Rückblick  
 auf Heidelberg“ 1884, „im geeigneten Moment die geschriebene  
 Parole auszugeben, so wenig trug er Lust, sich in die Menge zu  
 mischen, in den lauten Schwarm einzutreten.“

Der große Kreis dieser badischen Politiker verlangte neben

der Beseitigung vieler anderer Mißstände vor allem auch die Abschaffung der Zensur. Die entsprechende „Motion“ auf ganze und ungeschmälerte Preßfreiheit stellte Welcker, und beide Kammern traten dem Antrage bei, worauf die Regierung, freilich erst nach einigem Zögern, einen Preßgesetzentwurf vorlegte. Dieser Entwurf erfuhr dann in der zweiten Kammer noch manche Erweiterung, worauf am 24. Dezember 1831 endlich nach Vereinbarung beider Kammern das wichtige Gesetz zu Stande kam. Allein die Großmächte erblickten in dieser „Entfesselung der Presse“ eine große Gefahr und führten einen Bundesbeschluß herbei, kraft dessen der Großherzog gezwungen wurde, das neue Preßgesetz wieder außer Wirksamkeit zu setzen (28. Juli 1832). Da er diesen Schritt tat, ohne die Stände hierum zu fragen, so verstieß er gegen den § 65 der ständischen Verfassung Badens, der vorschreibt, daß zur Abänderung der bestehenden Gesetze die Zustimmung der absoluten Majorität einer jeden der beiden Kammern erforderlich ist.

Das ganze liberale Baden protestierte heftig gegen diese Verfassungsverletzung und klagte laut über den Verlust der Preßfreiheit; auf alle Eingaben hatte der Minister von Blittersdorff aber stets nur die Antwort: „Der hohe Bund hat es so befohlen!“ Die Opposition ließ sich jedoch damit nicht abfinden, immer aufs neue verlangte sie die verfassungsmäßig errungene Freiheit zurück, und dieser Kampf zog sich bis zum Jahre 1848 hin. In dem Landtage von 1835 schilderte Welcker die schwere pekuniäre Schädigung, die der Herausgeber einer Zeitung durch den Preßzwang erleide. „Wenn der Herausgeber eines Blattes sich genötigt sieht,“ sagt er, „ganze Blätter oft drei- oder viermal umbrechen zu lassen, weil auch der unschuldigste Artikel vom Zensor unbarmherzig gestrichen oder verstümmelt wird, wenn er überhaupt vielleicht 40 Fl. für einen solchen Artikel bezahlt und wegen des Umbrechens noch dreifache Kosten zu tragen hat, so verliert er zuletzt selbst die Möglichkeit, das ganze ehrliche Gewerbe fortzusetzen. Mitarbeiter, Drucker und Verleger müssen auf den erlaubten Vorteil ihres Gewerbes verzichten, und so kam es dahin, daß wir nicht ein einziges freies Blatt mehr haben, welches die Klagen

ber Mißgriffe in der Verwaltung, die Beschwerden der Untertanen, die freimütigen Wünsche und Bedürfnisse der Bürger ihren Mitbürgern ans Herz legen kann. Wenn man bei irgend einem andern Erwerbszweige, z. B. bei einem Krämer, heute — nicht für 40 fl., sondern für 40 Kr. — Stockfische, morgen für 40 Kr. Heringe und übermorgen für 40 Kr. Spielsachen konfiszieren sollte, und man durch solche und ähnliche Handlungen zuletzt den Mann zwingen würde, sein ganzes Gewerbe aufzugeben, so weiß ich nicht, ob man dies nicht für eine Verraubung und Tyraunerie halten würde. Ich weiß aber auch nicht, ob irgend wo, etwa bei den Profesen, Stockfische, Heringe und Spielsachen höher stehen als Wahrheit und ihre Mitteilung, ob sie und ihre Verbreiter ein heiligeres Recht haben, als Schriftsteller, Drucker und Verleger, die die Wahrheit ihren Mitbürgern mitteilen, sich der Vertheidigung des Rechts und der Vervollkommnung ihrer Anstalten widmen.“\*) Auf dem Landtage von 1837 begründete Welcker die Pressefreiheitsbeschwerde abermals, und 1839 verurteilten neben Welcker auch Thstein und Kotted öffentlich den Presszwang mit aller Schärfe. Im Jahre 1840 trat der Landtag einstimmig dem Antrage Thsteins bei: „Die Erwartung auszusprechen, daß die Regierung beim Bundestage nicht unterlassen werde, die Wiederherstellung der dort einseitig aufgehobenen Verfassung von 1833 zu bewirken.“ Irgend welche Wirkung hatte der Antrag aber nicht.

Seinen geistigen Höhepunkt erreichte schließlich dieser Kampf gegen die Zensur in dem langen Landtage von 1843 bis 1845, wo Karl Mathy, der Abgeordnete von Konstanz, in seiner geistreichen Weise und schwungvollen Sprache die ganze Bitterkeit über die Knebelung der Presse zum Ausdruck brachte, so daß seine Rede weit über Baden hinaus den lautesten Widerhall fand. Die ganze deutsche Presse gab diese Rede Mathys wieder. Gustav Freytag erklärt in seiner Biographie Mathys, daß sie in der Hauptsache eine Geschichte der badischen Zensur darstelle.

„Es lebt irgendwo ein Mann,“ begann Mathy, „von kräftigem Körperbau und fester Gesundheit, verständig und gut ge-

\*) Landtagsprot. von 1835, Heft VI, S. 76.

artet. Der Mann dient mehreren Herren und löst seine schwierige Aufgabe zur Zufriedenheit aller; dies beweisen die guten Zeugnisse, welche er besitzt. Er half sogar seinen Herren aus einer großen Gefahr; er rettete sie aus den Händen eines mächtigen Nachbarn, der es auf ihre Habe abgesehen hatte. In dem Kampfen, den er bestand, hatte er guten Gebrauch von seiner Kraft gemacht, daß ihm die Herren versprachen, er dürfe fortan nicht mehr blindlings ihren Geboten folgen, sondern selbst Vorschläge machen, frei und offen sagen, was er für das Beste halte; sie würden darauf achten; dies würde für sie und ihn am zuträglichsten sein. Der Mann tat so und ward unbequem. Man warf ihm vor, er trete zu derb auf, er mache Lärm im Hause, reize die vielen Hunde, welche die Herren für ihr Vergnügen hielten, zu lautem Gebelle und störe überhaupt die Hausordnung. Er wurde zwar fortwährend zu allerlei Dienstleistungen verwendet und mußte für Küche und Keller sorgen: wollte er aber ein Anliegen vortragen, so mußte er dies bei einem Bedienten anbringen, der strengen Befehl hatte, nur das Angenehme zuzulassen, das Unangenehme dagegen zurückzuweisen. Die Wahrheit aber ist selten angenehm, das Angenehme oft nicht wahr; an alte Schulden und Versprechen zumal wird niemand gern erinnert.

„Der Mann, meine Herren, ist das deutsche Volk; das freie Wort, sein altes Recht, ist ihm feierlich verheißen, und es ist die zugesagte allgemeine Bestimmung über den Gebrauch des freien Wortes dahin gegeben, daß der Deutsche ungehindert sprechen dürfe über alles, was ihn nichts angeht oder keinen Bezug auf seine Geschäfte hat. Will er dagegen seine Meinung sagen über das, was ihm nütze oder schade, was ihm fehle oder ihn belästige, so muß er den bitteren Kern der Wahrheit unter einer Hülle vom süßen Gegenteile verdecken, seine sträfliche Tendenz zur Offenheit in ein löbliches Schmeicheln verkehren, und zuletzt — weil er in solchen Künsten doch immer ein Stümper bleibt — seine Gedanken, bevor sie laut werden, einem Meister Hämmerling unterbreiten, der sie entweder als ganz unbrauchbar vernichtet, oder in einer Weise zurecht zerrt, daß auch der Gescheidteste nicht mehr errät, was sie ursprünglich gewesen sein mögen.

„So, meine Herren, steht es mit der freien Meinungsäußerung in Deutschland. So steht es mit der Pressfreiheit für Zeitungen und Zeitschriften, für alle Schriften über öffentliche Angelegenheiten in engeren und weiteren Kreisen, für alle Schriften, die an das Volk gerichtet sind. — Daß man heute die Zügel etwas loser läßt, um sie morgen desto straffer anzuziehen; daß man hier den Nachbar zur Rechten, dort den Nachbar zur Linken ergert, bis man sich mit ihnen verständigt, gegenseitig nur Lob zu gestatten: dies ändert die Sache ebenso wenig, als wenn verächtet wird, man meine es nicht so schlimm, man wolle keine Wahrheit unterdrücken, sondern nur für den gehörigen Anstand sorgen. Ohne Freiheit gibt es keine Wahrheit, nur Nachbeterei; keinen Anstand, einzig Dressur. Dem Kinde steht das Gängelband nicht übel, den Mann beschimpft es; den Sträfling, den Wahnsinnigen überwacht das Auge des Wärters, der Unbescholtene geht seinen Weg allein.

„Auffallende Fürsorge, welche den Geist beschränkt, der nur mit Worten Schaden könnte, und die Hand frei läßt, welche doch stehlen oder morden kann; zarte Pflege der Sicherheit, welche das Werkzeug der Gedankenverbreitung, die Presse, unter politische Aufsicht stellt, und doch andere Werkzeuge, welche das Leben zerstören können, dem freien Gebrauche anheimgibt: merkwürdige Achtung vor der edelsten Gabe des Schöpfers, vor dem freigeschaffenen Menschengenies, die ihn dem Gifte gleich achtet, das nur abgegeben wird, wenn vorher nachgewiesen ist, von wem und wozu es gebraucht werden soll!“

Der Redner entwickelt dann, wie durch diese Niederdrückung des geistigen Lebens die ganze Nation in jeder Weise leide, auch in ihrem materiellen Wohlstande, da man von allen Seiten den Deutschen ungestraft ausbeuten könne. Überall im Auslande werde er benutzt und mache sich nützlich, aber nirgends genieße er ein Ansehen, nirgends könne er ein Recht geltend machen. Denn „man kennt keine deutsche Diplomatie, geschweige denn ein deutsches Volk.“ So lange denn die geistige Tätigkeit des deutschen Volkes solche unwürdigen Fesseln trage, werde sich



die Lage des deutschen Volkes nicht bessern. Darum vor allem fort mit der Zensur!

Und schließlich stellte noch einmal der Abgeordnete Peter 1846 den Antrag, die badische Regierung zu ersuchen, durch ihren Gesandten bei dem deutschen Bunde auf vollkommene Preßfreiheit hinzuwirken, und wenn bis Ende 1847 kein allgemeines Preßgesetz für Deutschland zu stande kommen sollte, die großherzoglich badische Regierung an ihre Pflicht zu mahnen, die zurückgenommene Preßfreiheit wieder herzustellen, sowie einstweilen für die inneren Angelegenheiten und die Zustände in anderen als deutschen Bundesstaaten die Preßbeschränkungen sogleich aufzuheben, auch die Zensur-Instruktion für die übrigen Gegenstände auf das ursprüngliche gesetzliche System zurückzuführen.

Auch das war natürlich vergeblich, so bedenklich sich die allgemeine Mißstimmung auch schon gesteigert hatte.

In welcher verhängnisvollen Weise unter diesen Verhältnissen die Zensur bisweilen gehandhabt wurde, mag nur mit einem Beispiele illustriert werden. Bald nach Beendigung der polnischen Revolution lud der russische Gesandte in Karlsruhe öffentlich in den süddeutschen Zeitungen zur Auswanderung nach dem entvölkerten Polen ein, und die Beamten einiger kleinen Staaten erhielten sogar die ausdrückliche Weisung, in ihrem Geschäftskreise diese Einladung mit ihren scheinbar sehr lockenden Bedingungen bekannt zu machen. Welcher aber, der die Verhältnisse genau kannte, hatte die Überzeugung, daß die Auswanderer dem Verderben entgegen gingen, und wollte an die Bauern eine Warnung richten: allein die Zensur strich die Warnung, und alle Schritte, sie durchzubringen, waren vergebens. Einige Zeit später kehrte ein Teil der Ausgewanderten in bejammernswertem Zustande zurück, die andern waren elend zugrunde gegangen.\*)

Die Entwicklung der badischen Presse vermochte bei diesen wechselvollen Schicksalen naturgemäß nur zu Beginn des Jahres 1832

---

\*) Prot. der bad. zweiten Kammer v. 1835, Heft VI, S. 77. Im übrigen vergleiche man Leonhard Müller, Badische Landtagsgeschichte, 4 Teile. Berlin 1900—1903.

ren Anlauf zu nehmen. Nach der Wiederaufhebung der Pressfreiheit (28. Juli 1832) trat sofort aufs neue eine Stauung ein. Immerhin erhielt das Land von 1830 ab eine reiche Zeitungsliteratur, die, wenn auch manches Blatt schnell wieder verschwand, doch eine neue Periode der badischen Journalistik bedeutet und gegenüber der früheren Öde ein Bild großer Mannigfaltigkeit bietet. Es sind zu verzeichnen für die Jahre 1830 bis 1848: In Karlsruhe die „Karlsruher Zeitung“, die „Badische Zeitung“, der „Badische Volksbote“ und die „Oberdeutsche Zeitung“, in Mannheim das „Mannheimer Journal“, die „Mannheimer Abendzeitung“, das „Mannheimer Morgenblatt“, der „Wächter am Rhein“, der „Zuschauer“ und die „Rheinische Postille“, in Freiburg die „Freiburger Zeitung“ und der „Freisinnige“, in Konstanz die „Konstanzer Zeitung“ und die anfangs vom Oberrechtsanwalt Banotti, später von Fickler redigierten „Seeblätter“ und in Heidelberg die „Deutsche Zeitung“. Leider erlangte eins dieser Blätter eine wirkliche Bedeutung. Das offizielle Organ des Landes war nach wie vor die „Karlsruher Zeitung“, außerdem unterhielt die Regierung eine gewisse Fühlung mit der „Freiburger Zeitung“, der „Konstanzer Zeitung“ und dem „Mannheimer Journal“ und wandte diesen Blättern auch alle offiziellen Bekanntmachungen zu. Dadurch bekamen auch diese Zeitungen den Charakter des privilegierten, halbamtlichen Organs. Alle übrigen waren Oppositionsblätter. Unter diesen ragte wohl am höchsten der „Freisinnige“ hervor, der vom 1. März 1832 ab von Kottedt, Welcker und Duttlinger in Freiburg herausgegeben wurde. Er befundete den weiten Blick, die reiche Bildung und die hinreißende Begeisterung seiner Herausgeber und fand sofort großen Beifall; doch sah er sich sehr bald am Ende seiner Tage. Unmittelbar nach der Wiederaufhebung der Pressfreiheit, bereits in den letzten Tagen des Juli 1832 wurde er unterdrückt. Ebenfalls nur ein sehr kurzes Leben hatte die fortschrittliche „Oberdeutsche Zeitung“ in Karlsruhe, die von dem warmherzigen und vielbewanderten Friedrich Giehne geleitet wurde. Sie trat mit dem 1. Januar 1841 ins Leben und ging bereits Ende September 1842, vielleicht weil sie zu doktrinär gehalten war,

aus Mangel an Abonnenten ein. Glücklicher war die „Mannheimer Abendzeitung“, die „viele Jahre lang den äußersten vorgeschobenen Posten der deutschen Presse bildete.“ Sie erlangte diese Position durch die beiden gewandten Redakteure Dr. Karl Grün und Karl Ludwig Bernays. Karl Grün (geb. 1817, gest. 1888) wußte besonders durch seine lebendige Darstellung und durch die Wärme, mit der er für alle freihcitlichen Institutionen eintrat, einzunehmen. Dabei verschmähte er es auch nicht, durch pikante Anekdoten und eine kleine chronique scandaleuse, sowie durch eine gewisse ironisierende Färbung des Tons sein Blatt interessant zu machen. Es bürgerte sich daher sogar in den Berliner Konditoreien ein und wurde dort mit Vorliebe gelesen. Weniger Beifall fand aber der Ton Karls Grüns beim Ministerium Blittersdorff, und so wurde denn der unbequeme Mann, da er Preuße war, kurz nach Schluß der Session 1842 ausgewiesen und über die Grenze gebracht.\*) Später hat sich dann Grün durch eine Reihe schätzenswerter kulturgeschichtlicher Werke einen geachteten Platz als Historiker erworben. Sein Nachfolger Karl Ludwig Bernays, ursprünglich Rechtsanwalt, neigte stark zur republikanischen Partei und gab daher dem Blatte einen schärferen Ton. Als Thstein 1845 bei seinem Besuche Berlins aus den preußischen Staaten ausgewiesen wurde, trat er mit solcher Leidenschaftlichkeit gegen diese Maßregel auf, daß die betreffende Nummer der „Mannheimer Abendzeitung“ von den Postämtern der Rheinprovinz nicht ausgegeben wurde. Bald nachher gab Bernays seine Stellung auf, ging nach Paris und gründete dort mit Arnold Ruge, Marx, Engels und Heinrich Börnstein den „Vorwärts“. Doch wurde dieser bald verboten, worauf Bernays nach Amerika auswanderte, wo er dann lange Jahre in St. Louis den „Anzeiger des Westens“ redigierte. Ebenfalls mit großer Schärfe trat der „Wächter am Rhein“ auf, der von Franz Stromeher herausgegeben wurde. Gelegentlich liebte es Stromeher, in gehobenem Pathos zu sprechen. Als die schwarz-rot-goldene Fahne verboten worden war, rief er aus: „So ver-

\*) Grün, Meine Ausweisung aus Baden. Zürich u. Winterthur, 1843.

winde denn für einen Augenblick vor dem Antlitz deiner Feinde, du heilige Dreifarbe, du himmlisches Bild der Reinheit und des mutigen Ernstes! Ziehe dich zurück auf unsere nackte Brust. Dort hüpfst dir grüßend jeder Schlag unseres Herzens entgegen und empfängt von dir die elektrische Einströmung des heiligen Geistes!“ Gustav Freytag erwähnt in seiner Biographie Mathys, daß auch dieser Mitarbeiter des Blattes gewesen sei, und bemerkt dabei, die Zeitung habe sich durch ihren warmen und herausfordernden Ton alsbald die Herzen der Leser gewonnen, sei dann aber den Machthabern unbequem geworden. Schon im sozialistischen und kommunistischen Fahrwasser schwamm der „Zuschauer“, herausgegeben von Hecker und Struve. Das vierte fortschrittliche Blatt Mannheims endlich, „Der rheinische Postillon“ war nur eine Art Dorfzeitung, die über die Weltlage mit Humor zu berichten suchte und ihre Artikel gern mit witzigen Einfällen schmückte. Dabei zog das Blatt etwas zu weit über die Zustände im Großherzogtum Hessen her und wurde daher dort sehr bald verboten. Nur wenig Boden gewannen die beiden oppositionellen Blätter in der Hauptstadt Karlsruhe. Das vornehmere, wirklich gediegene war ohne Zweifel die „Badische Zeitung“ von Karl Mathy. Dieser war durch den Buchhändler August Groos in Mannheim, den Gründer des Blattes, veranlaßt worden, die Stelle eines Redakteurs zu übernehmen. Das Blatt sollte im Sinne der liberalen Opposition des badischen Landtages geleitet werden. Es trat mit dem 1. Januar 1841 ins Leben, erschien täglich in acht Spalten Folio und brachte außerdem die Beilage „Landtagsverhandlungen“. Schon in den ersten Nummern zeigte es sich, daß die neue Zeitung einen durchaus maßvollen Ton beim Besprechen der heimischen sowohl, wie der deutschen Verhältnisse beobachtete. Sie brachte, schreibt Gustav Freytag,\*) reichlich Berichte von auswärts, alle Neuigkeiten in kurzer gedrängter Übersicht, auch eine Fülle von solchem Einzelwerk, welches dem Tagesleser ein politisches Blatt anmutig macht. Selten stand ein Leitartikel an der Spitze, aber die Korrespondenzen

---

\*) Freytags Ges. Werke, 22. Band: Karl Mathy.

waren größtenteils von dem Redakteur für den Zweck der Zeitung zugerichtet, viele eigene Ansichten in der Firma auswärtiger Briefe mitgeteilt. Wahrscheinlich wählte Mathy diese Form, weil sie den Zensur weniger herausforderte. Um den politischen Standpunkt der Zeitung und ihres Redakteurs bestimmter zu kennzeichnen, möge hier nur folgender Satz angeführt werden: „Für Preußen ist der Rhein eine Besitzfrage; eine höhere Weihe hat er für Deutschland, dessen Ansprüche freilich wenig vertreten sind, so lange es weder zu Land noch zur See, weder durch Gesandte, noch durch eine Flagge beim Auslande repräsentiert ist. Und doch — das einzige preussische Recht von Gottes Gnaden wäre eigentlich, das Haupt des vereinten Deutschlands zu sein!“ Die badische Regierung war jedoch mit der Haltung der Zeitung keineswegs zufrieden und zwang nach einem halben Jahre den Verleger, den Titel in „Nationalzeitung“ umzuwandeln, denn, so behauptete sie, es werfe ein schiefes Licht auf sie, wenn sich ein in Karlsruhe erscheinendes Oppositionsblatt „badisch“ nenne. Leider starb der Verleger Groos unerwartet im Juli 1841, und dadurch verschoben sich die pecuniären Verhältnisse so ungünstig, daß das Unternehmen mit Ende des Jahres aufgegeben werden mußte, so lebhaft das auch von den Parteifreunden beklagt wurde. Einen schwachen Ersatz für das Mathysche Blatt bot von 1843 ab der „Badische Volksbote“, der von dem Abgeordneten Bittel herausgegeben wurde.

Auf die Dauer konnte die liberale Partei Badens aber doch ein großes führendes Blatt nicht entbehren, um so weniger, als es immer klarer wurde, daß Deutschland einer sehr bewegten Zeit entgegen gehe. Die hervorragendsten Männer der Partei fanden sich daher am 29. November 1846 in Durlach zu einer Besprechung zusammen und beschloßen in dieser, eine neue große Zeitung zu gründen, die den Namen „Deutsche Zeitung“ erhalten sollte. Zum Hauptredakteur wurde Gervinus gewählt, der als unabhängiger Mann und berühmter Historiker außerordentlich geeignet erschien; ihm zur Seite traten L. Häusser, G. Höfken, R. Mathy und R. Mittermaier; den Verlag übernahm Fr. Bassermann; den Druck G. Mohr in Heidelberg. Zu Mit-

weiteren konnte bald ein großer Kreis namhafter Gelehrter, darunter Dahlmann, G. Beseler, Waiz, Droysen und die beiden Grimm, gezählt werden.

Mit dem 1. Juli 1847 begann das Blatt zu erscheinen. Es präsentierte sich in stattlichem Folio und wurde allwochentäglich, später auch Sonntags und vom 1. Januar 1849 ab sogar einmal täglich ausgegeben. Anfangs kostete es 10, später 12 Gulden jährlich. „Nie trat eine deutsche Zeitung achtungsbietender vor die Nation“, sagt Gustav Freytag in seiner Biographie Mathys, „die besten Liberalen aus allen Teilen Deutschlands dabei beteiligt, die Zeitung Mittelpunkt und Organ einer neuen Partei, die sich in jugendlicher Kraft rührte. Daß sie auf ganz Deutschland angelegt und vom Süden aus vor anderem preußische Angelegenheiten besprechen sollte, war der größte Fortschritt.“ Und Gervinus widmete sich dem jungen Unternehmen mit allem Eifer. „Nie hat er eine solche Tätigkeit entwickelt, wie in jenen Tagen,“ schreibt der Historiker Georg Weber in seinem „Rückblick auf Heidelberg“, \*) „und sein Name, sein feiner Takt, seine weitreichenden Verbindungen mit hervorragenden Persönlichkeiten waren wirksam genug, aus der Elite der deutschen Nation Gönner, Förderer und Mitarbeiter heranzuziehen. Eine Art Ehrentribunal oder zensorisches Kuratorium, bestehend aus Männern wie Dahlmann, den beiden Grimm, Schlosser, Heinrich von Arnim und anderen Ebenbürtigen, sollte den Regierungen die Garantie bieten, daß sich die Zeitung in den Schranken des Rechts und einer geordneten Freiheit bewegen würde, und sollte die damals noch bestehende Zensur unter den Händen untergeordneter Verwaltungsbeamten als unnötig erscheinen lassen.“

Bei allen wichtigen Fragen trat Gervinus mit seinem eigenen Urteil ein. Die meisten Leitartikel des ersten Jahrganges rühren von ihm her. Er stellte sich in diesen stets auf den höchsten Standpunkt und ließ es sich vor allem angelegen sein, die Ansichten über die allgemeinen deutschen Angelegenheiten zu klären. Bisher hatte man sich bei der unseligen Kleinstaaterei fast nur

\*) Beilage der „Allgem. Zeitung“, 1884, Nr. 244.

mit den eigensten Interessen beschäftigt, jetzt rückte Gervinus in der „Deutschen Zeitung“ die Gesamtinteressen der deutschen Nation in den Mittelpunkt der Betrachtung und suchte eine allgemeine Anschauung und Überzeugung der politischen Verhältnisse, die bei der großen Menge noch vollständig fehlte, herauszubilden. Dabei entwickelte er zum erstenmale das ganze System des doktrinären Liberalismus und erläuterte alle Probleme der politischen Doktrin. Infolgedessen erklärt denn auch Heinrich Rückert in seiner Würdigung Gervinus:\*) „Das Bewußtsein, daß eine ‚deutsche Frage‘ existiere, welches der Nation über der Zersplitterung ihrer Interessen an unzählige Partikularitäten ganz abhanden gekommen war, ist durch die ‚Deutsche Zeitung‘ ins Leben gerufen worden, und zwar gerade in dem weltgeschichtlichen Moment, wo es darauf abgesehen war, daß die Nation in ihrer Gesamtheit in die wirkliche Handlung eintrat. Dies ist ihr bleibendes Verdienst, wogegen das in dieser Art gleichfalls hoch ausschlagende der Belehrung und Klärung des politischen Denkens in den wesentlichsten Problemen der damaligen Doktrin zurücktritt als ein mehr vorübergehendes und zufälliges.“ Aber damit war auch alles zu Gunsten der „Deutschen Zeitung“ gesagt; denn als nun die Forderungen der Wirklichkeit hervortraten, sich tiefe Spaltungen der liberalen Partei zeigten, aus Frankreich herübergedrungene sozialistische und kommunistische Ideen sich geltend machten, versagte in Gervinus der praktische Politiker, der mit allen Erscheinungen rechnet, die nötige Rücksicht mit dem Unverstande und der Leidenschaft der Menge übt, und nur das zu erreichen sucht, was wirklich zu erreichen ist. Er steifte sich auf seine Doktrin, die er einmal für absolut richtig erkannt hatte, und verlangte, daß sich die politische Bewegung in der von ihm gezeigten Weise entwickeln solle. Das tat sie aber natürlich nicht, und so stand denn das Blatt, von den Regierungen mit Mißtrauen

---

\*) Unsere Zeit, N. Folge, 7. Jahrg. 2. Hälfte. Spzg. 1871. — Hierbei sei zugleich bemerkt, daß Gervinus' Selbstbiographie (Spzg. 1893) nur bis gegen Ende der dreißiger Jahre reicht, also von der „Deutschen Zeitung“ nichts erwähnt.



achtet, von den Konservativen und Reaktionären angefeindet, von den Demokraten geschmäht, von den weniger gebildeten Volksschichten nicht verstanden und darum nicht gelesen, bald vereinsamt \*) Und als nun gar die Stürme von 1848 losbrachen, war die „Professorenzeitung“ ohne allen Einfluß auf den Gang der Dinge. „Wie viele Artikel voll goldener Lehren, voll patriotischer Sinnung, voll politischer Weisheit und Wahrheit sind ungelesen und unbeachtet vorüber gegangen, wie viel Geld ist während dieses dreijährigen Bestandes nutzlos verschwunden!“ klagt Georg Meißner in seinem schon erwähnten „Rückblick auf Heidelberg“.

Mißgestimmt trat Gervinus von der Redaktion zurück, worauf die Zeitung alsbald nach Eröffnung der Nationalversammlung nach Frankfurt verlegt wurde. Die erste Frankfurter Nummer (№ 266) erschien am 2. Okt. 1848. Den Verlag hatte die Weidmannsche Buchhandlung in Berlin übernommen; den Druck sorgte der Buchdrucker Heinrich Ludwig Brämer. Am 1. Juli 1850 übernahm dann Brämer auch den Verlag. Die Redaktion wechselten nach einander verschiedene Parteigenossen (bis 1. Dezember 1848 W. Riesselbach, bis 23. Sept. 1849 H. Kruse, bis 1. Juli 1850 Robert Heller und bis zum Ende des Blattes Hermann Marggraff). Denn auch weiterhin blieb die „Deutsche Zeitung“ das Organ der Männer, die von Heidelberg aus das Vorparlament zusammenberufen hatten, in der Paulskirche die Mehrheit um sich sammelten und endlich die Verfassung vom 18. März 1849 und die Kaiserwahl durchsetzten. Eine Frankfurter Karikatur jener Tage stellte Gervinus und Dahlmann dar, wie sie sich abmühten, den deutschen Kaiser aus dem Tintenfaß zu ziehen.

\*) Als Gegengewicht suchten verschiedene Mitglieder der konservativen Partei in Preußen, in erster Linie Otto von Bismarck, ferner Adolf v. Kleist, Fürst Radziwill, Geh. Regierungsrat Werdeck u. a., dieser Vertreterin des „reinen Konstitutionalismus“ 1847 in Berlin eine konservative Zeitung gegenüber zu stellen. Die Gründung kam jedoch vorläufig nicht zu stande. Erst 1848 entwickelte sich aus diesen Bestrebungen die „Neue Preussische Zeitung“. H. v. Petersdorff, Ein Programm Bismarcks zur Gründung einer konservativen Zeitung. „Forschungen zur brandenburgisch-preussischen Geschichte“. Bd. 17, Heft 2, S. 240—246.)

Bei den weiteren Parteibewegungen wurde die Zeitung schließlich das Hauptorgan der Gotha'schen Partei und trat für die Union auch noch ein, als diese nach dem kläglichen Ausgange des Berliner Fürstentages schon augensichtlich verloren war. Infolgedessen glitt ihr der Boden unter den Füßen weg. Von den viertausend Abonnenten, die sie einst besessen hatte, waren ihr kaum noch siebzhnhundert geblieben; die erforderlichen Zuschüsse von der Partei liefen immer spärlicher ein — und, noch ehe der Bankrott der Union förmlich ausgesprochen war, mußte das Hauptorgan der Unionspolitik seine Publikation und seine Zahlungen einstellen. Ende Dezember 1850 hörte die „Deutsche Zeitung“ auf zu erscheinen, mit Hinterlassung einiger tausend Taler Schulden, zu deren Zahlung sich niemand berufen oder verpflichtet glaubte. „Wie Triumphatoren waren die Unternehmer aufgetreten,“ ruft Georg Weber aus, „wie Schiffbrüchige haben sie am Ende auf das verlorene Gut zurück!“

Die badische Presse der vierziger Jahre hatte sich also doch nicht in der umfassenden und lebenskräftigen Weise entwickelt, wie man das bei dem regen politischen Leben des Landes und der großen Menge bedeutender Männer, die in dieser bewegten Zeit in Baden hervortraten, hätte erwarten sollen. Wohl hatte sie die langjährige Armseligkeit und Dürftigkeit endlich überwunden und eine Menge Schößlinge getrieben, aber verschiedene von diesen waren wieder dahingewelkt, und die übrigen zeigten nur einen schwächtigen Wuchs, so daß der politische Sturm sie hin und her warf. Die Schuld an dieser ungenügenden Entwicklung der Presse trug die Regierung, die in ihrer Befangenheit und übergroßen Ängstlichkeit das Auftreten des nationalen Gedankens nach Möglichkeit hinderte. Sie entzog dadurch der heimischen Presse die Lebenskraft und führte die regeren Leser mit aller Gewalt der Lektüre der französischen Zeitungen zu. Damit aber erlitten unsere nationalen Bestrebungen eine außerordentlich schwere Schädigung. Die vielen deutschen Leser französischer Zeitungen fogen aus diesen französische Gedanken, begannen die deutschen Verhältnisse durch die Brille der französischen Presse zu betrachten und sogar für französische Verhältnisse zu schwärmen. Es bildete sich nach und

Es eine förmliche französische Partei heraus, bei der es zu ungeheuerlichen Konsequenzen kam. So brachte es die Presse dieser Partei fertig, über das Juste milieu der Deputiertenkammer in die heiligste Wut zu geraten. „Sie fühlte sich in die Seele eines Franzosen hinein, wie ‚erniedrigt‘ und ‚traulich‘ sei, daß es sich keiner ‚nationalen Politik‘ erfreue und keine so prächtige Gelegenheit, an den „Rhein“ zu rücken, habe sich schlüpfen lassen; sie war auf legitimistisch, auf konstitutionell und auf republikanisch erbozt gegen die ‚Feigheit‘ der französischen Regierung; sie nahm alle möglichen politischen und unpolitischen Standpunkte ein, nur niemals einen deutschen.“ \*) Zugleich erwarren durch die französischen Zeitungen auch die französischen sozialistischen und kommunistischen Ideen in Deutschland Eingang und leiteten die Entwicklung des deutschen nationalen Gedankens auf falsche Bahnen. Das machte sich besonders in der schlimmsten Weise bemerkbar, als 1848 das alte deutsche Reich wieder aufgerichtet werden sollte und nun ein politisch so mangelhaft erzeugtes und durch ungeklärte Parteiansichten zerklüftetes Volk in die heillose Verwirrung geriet.

---

5. Der Journalismus in Süddeutschland. Württemberg und die Zensur. Preußen über die Pressefreiheit. Die Regierung läßt die Eingabe der Kammer unberücksichtigt. Der „Schwäbische Merkur“ und die kleine Presse. Der „Hochwächter“. später „Beobachter“. Seine Klage über die „Nacht“. Sein Redakteur Fr. Seybold. Das „Neue Tagblatt“ und sein humoristischer Redakteur Correck. Die Situation in Bayern. Die Zensur-Verordnung von 1831. Der Kampf gegen sie. Ein neues Pressegesetz kommt nicht zu Stande. Minister von Abel beschränkt die Pressefreiheit. Die allgemeine Korruption steigert sich. Wirths „Tribüne“. Siedelt von München nach Homburg in der Rheinpfalz über. Wird unterdrückt. Siebenpfeiffers „Westbote“. Eisen-

---

\*) Friedrich Diehne, Studien und Skizzen aus der Mappe eines Zeitungschriftstellers. Karlsruhe 1844, S. 52.

manns „Volksbote“. — Die „Allgemeine Zeitung“. Steht unter bayerischem und österreichischem Einfluß. Heine schreibt für sie. Seine Klagen über die Streichungen. Sonstige Mitarbeiter. Ihr Redakteur Dr. Kolb. Kritik Schücking über ihn. Erkennt nicht die politische Mission Preußens. — Die sonstigen politischen Zeitungen Bayerns.

In Württemberg ging das Zeitungswesen in den dreißiger und vierziger Jahren nur wenig über die bisherigen Grenzen hinaus. Wohl herrschte auch dort mehr und mehr eine gereizte Stimmung; der Polen-Enthusiasmus trieb hohe Blasen, und Paul Pfizers „Briefwechsel zweier Deutschen“, die erste wissenschaftlich begründete Verurteilung Preußens an Deutschlands Spitze, erregte in ganz Deutschland Aufsehen; die Zeitungen durften aber von allem dem wenig verraten; sie wurden fest im Zaum gehalten. Nach einer leichten Lockerung in den Jahren 1830 und 1831 wurden die Zügel von 1832 ab wieder um so straffer angezogen. „Die Zensur, von ängstlichen Beamten gehandhabt, mischte sich in alles,“ schreibt Otto Elben in seiner Geschichte des „Schwäbischen Merkurs“. „Nicht bloß politische Urteile wurden beschnitten, sondern geradezu alles, was etwa für zu schonende Ohren mißlieblich sein konnte, einfach gestrichen: unangenehme Ereignisse, dann volkswirtschaftliche, literarische, historische, künstlerische Urteile. Ja, selbst die amtlichen Anzeigen der Kriminalbehörde verfielen dem Rotstift des Zensors. Der ‚Merkur‘ aber wurde häufig strenger zensiert, als selbst der ‚Beobachter‘, das Oppositionsblatt. Hätte ersterer etwas Anstößiges gebracht, so wäre das ja noch viel schlimmer gewesen . . . . Diese traurigen Zustände mußten naturgemäß auch zu einer Selbstbeschränkung der Zeitungen führen; man hat kaum mehr einen Begriff, wie tief die Zensur störend auch in die geschäftlichen Verhältnisse eingriff.“

Dieses Vorgehen der Regierung rief mehr und mehr eine allgemeine tiefe Verstimmung hervor, und so brachte denn 1833 der Abgeordnete Sigmund Schott in der Kammer den Antrag ein, „die Regierung um Wiederherstellung der verfassungsmäßigen Preßfreiheit durch Aufhebung der Zensur zu bitten.“ Dabei

spann sich eine denkwürdige Debatte, bei der auch Ludwig Uhland das Wort ergriff. Freimütig bekannte er:

„Von allen staatsrechtlichen Fragen, die in dieser Kammer geregelt wurden, von den Interessen, die man den materiellen gegenüber die geistigen nannte, ist einzig die Frage von der Pressefreiheit zur Begutachtung und nun auch zur Beratung durchgedrungen. So oft aber auch diese Frage in Erinnerung gebracht wurde, war es immer, als ob ein Gespenst durch den Saal schritte, etwa der Geist eines Erschlagenen. Ich gebe dieser Sache keine feindselige Deutung, sondern die billigste. Es war eine alte Verheißung: ‚ein freies großes Deutschland, lebenskräftig und in Einheit gehalten, wiedergeboren aus dem ureigenen Geiste des deutschen Volkes, sollte wieder unter den Völkern Europas erscheinen.‘ Das hatten nicht deutsche Demagogen verkündet, sondern mächtige Monarchen den Völkern zum Lohne ihrer Anstrengungen verheißt. Ähnliches wurde auch zur Weihe des neueröffneten Bundestages ausgesprochen. Die deutschen Völker warteten in unermüdlicher Geduld auf die Erfüllung dieser Verheißungen, sie verharrten geduldig; auch nachdem sie den Glauben an die Erfüllung derselben aufgegeben hatten. Selbst einzelne hitzige Ausbrüche der Ungeduld stehen in keinem Verhältnis mit der vorherrschenden Ruhe in der großen Masse des Volkes. Es war aber auch in der That nicht möglich, daß die verheißene Verwirklichung Deutschlands in Erfüllung gehe. Sie sollte heraustreten aus dem Geiste des Volkes. Diesem Geiste aber war kein Organ beschaffen, kein Feld freier Wirksamkeit für das große Erneuerungswerk eröffnet. Im Gegentheil wurde dieser Geist in immer engere Bande geschlagen. Die Beschlüsse, wodurch die Pressefreiheit vermindert, Bücher und Zeitblätter verboten, die öffentlichen Verhandlungen der Volkskammern unter besondere Aufsicht gestellt, Vereine und Versammlungen untersagt, gemeinschaftliche Vorstellungen an den Bundestag über öffentliche Angelegenheiten für ungesetzlich erklärt wurden, alle diese Beschlüsse waren nicht geeignet, den ureigenen Geist des deutschen Volkes zur Gestaltung zu bringen. Gleichwohl hat derselbe jezuweilen ein Lebenszeichen gegeben. Die

Julirevolution des Jahres 1830 gab nicht bloß den politischen Ideen des weltbürgerlichen Liberalismus neues Leben; sie erweckte auch ein Gefühl von mehr natürlicher als politischer Art, das Nationalgefühl. Auch in der deutschen Eiche hob es wieder zu rauschen an. Die Volksstämme der vorliegenden konstitutionellen Bundesstaaten betrachteten sich und sahen ihre Blöße. Ohne selbständige Macht, ohne Anhalt in einem größeren Verbande, dem sie mit Neigung und Vertrauen angehört hätten, standen sie in dumpfer Erwartung, ob sie, bei ausbrechendem Kampfe, mit Aufopferung deutschen Nationalgefühls dem Zuge der liberalen Ideen, oder im deutschen Bundesheere der Fahne des Absolutismus folgen würden. In diesem peinlichen Zustande der Unentschiedenheit mußte die Erinnerung an jene alte Verheißung von einem mächtigen und zugleich freien Deutschland schmerzlich wiederkehren. — — Statt daß nun ein großartiger Entschluß diesen neuerwachten Regungen des deutschen Nationalgefühls entgegengekommen wäre, und sich derselben zu schöner Entwicklung bemächtigt hätte, folgten sich Schlag auf Schlag weitere und verstärkte Hemmungen und Gewaltmaßregeln . . . . Nur vereinzelt bestand noch in den minder mächtigen Staaten der ständische Organismus. Es gehört zur Unnatur der deutschen Zustände, daß das Repräsentativsystem nur in den kleineren Bundesstaaten sich begründet hat. Die schwächeren Schultern sollen die Träger der großen Volksrechte sein. — Ermüden wir dennoch nicht, unsre ehrenvolle Bürde, das künftige Eigentum des gesamten Deutschlands, einer helleren Zukunft entgegenzutragen. Rechte und Freiheiten, die in unserer Pflege mühsam gedeihen, können, wenn wir sie nur treulich schirmen und furchtlos verteidigen, einst noch von größeren Volksvertretungen und in der Mitte selbständiger Bundesstaaten von einer deutschen Nationalversammlung zu voller und segensreicher Entfaltung gebracht werden. Die Frage von der Pressefreiheit ist geeignet, alle übrigen Fragen, welche die freie Entfaltung des Volksgeistes angehen, zu vertreten und in sich aufzunehmen. Unterliegen wir auch im Kampfe für sie, einem Kampfe der geistigen, der moralischen Kraft gegen die mechanische, so werde ich doch niemals das Vertrauen aufgeben, daß der

eigene Geist eines großen reich begabten Volkes einst noch diesem würdige Stellung erringen werde, die ihn nicht bloß von Monarchen dieser Erde verheißen, sondern von einer viel höheren Macht angewiesen ist.“\*)

Diese Worte Uhlands machten einen so tiefen Eindruck, daß der Antrag Schott's mit großer Mehrheit angenommen wurde; er blieb aber, wie zu erwarten war, von der Regierung unberücksichtigt.

So geschah es denn ganz wie in Baden, daß auch fürderhin die heimischen Verhältnisse nur sehr dürftig in der Presse besprochen wurden, dagegen die französischen Verhältnisse die breiteste Schilderung erfuhren. Doch neigte sich diese traurige Periode schließlich ihrem Ende zu. Seit der Aufrollung der schleswig-holsteinischen Frage durch den offenen Brief des Königs Christian VIII. von Dänemark vom 8. Juli 1846 erhielten auch die deutschen Interessen wieder eine nachdrücklichere Betonung, und mit dem Beginn des nächsten Jahres trat endlich mehr und mehr eine nationale Grundstimmung hervor.

Der „Schwäbische Merkur“ behauptete sich auch ferner als die Hauptzeitung des Landes; Karl und Dr. Emil Elben leiteten sie, und im Herbst 1847 trat noch Dr. Otto Elben, ein Sohn Karls, mit in das Geschäft ein. Das Format des Blattes wurde 1831 und weiterhin noch 1838 vergrößert, und von 1844 ab wurde die Zeitung auf einer König & Bauerschen Doppel-Pressen gedruckt. Auch trat in diesen Jahren die siebenmalige Ausgabe in der Woche ein. Der Kreis der Mitarbeiter erweiterte sich hauptsächlich, als die nationalen Fragen mehr in den Vordergrund zu treten begannen. Als besonders wertvolle Korrespondenten sind Ehrenfried Stöber in Straßburg, Ministerialrat Christ und Mathy in Karlsruhe, Robert Mohl und R. Klüpfel in Tübingen zu nennen.

Neben dem „Merkur“ suchten noch mehrere kleinere Zeitungen in Stuttgart Fuß zu fassen, doch mühten sich die meisten ver-

\*) Ludwig Uhlands Leben. Aus dessen Nachlaß und aus eigener Erinnerung zusammengestellt von seiner Witwe. Stuttg. 1874, S. 244 ff.



geblich ab; nur zwei kamen empor, der „Beobachter“ und das „Neue Tagblatt“.

Die schnell wieder dahingegangenen Blätter waren die „Stuttgarter Allgemeine Zeitung“, die Louis Hallberger von 1830 bis 1832 herausgab, das „Stuttgarter Tagblatt“, das im Verlage von Karl Göpel vom 16. Dezember 1843 ab nur bis zum 22. Jan. 1844 erschien, der „Deutsche Kurier“ von R. Weil, eingegangen 1842, an dem nichts weiter deutsch war als der Titel, da er im französischen Auftrage geschrieben wurde und unter dem Vorwande, die Interessen des Konstitutionalismus zu vertreten, die süddeutschen Staaten darauf hinwies, ihre Stütze in Frankreich, aber nicht bei Preußen und Oesterreich zu suchen, das „Schwäbische Museum“, das vom 20. Dezember 1843 ab im Verlage von Karl Göpel zweimal wöchentlich bis zum Schlusse des Jahres 1845 herausgegeben wurde, die „Stuttgarter Schnellpost“, gedruckt von Gottlieb Fritsch, die vom 1. Dezember 1843 bis zum Anfang der sechziger Jahre erschien, und der „Verkündiger“ von Karl Courtin, vorwiegend ein Annonzenblatt, das von 1836 bis 1853 herauskam.

Zu diesen früh Verbliebenen gesellte sich außerdem noch eine Greisin, die 1757 gegründete „Stuttgarter Zeitung“, die mit dem Schlusse des Jahres 1833 ihr Ende erreichte. Eine Bedeutung hatte sie nie besessen.

Von den beiden Blättern, die sich am Leben erhielten, war der „Beobachter“ das Organ der Oppositionspartei, das „Neue Tagblatt“ die Zeitung des kleinen Bürgers.

Der „Beobachter“ wurde von der württembergischen Demokratie, vornehmlich von Tafel, Köbinger und Schott, gegen Ende 1830 in Stuttgart gegründet und begann seine Laufbahn mit dem 1. Dezember 1830. Doch hieß das Blatt ursprünglich „Der Hochwächter“, mußte sich aber, da dieser Titel der Regierung mißfiel, vom 16. Jan. 1833 ab „Der Beobachter“ nennen. Das Blatt erschien von anfang an sechsmal in der Woche in Quart und kostete jährlich 3 Gulden. Der erste Redakteur war H. Lohbauer, ein gewandter Mann, der aber von Beginn seiner Tätigkeit an sehr schwer unter der Härte des Zensors zu leiden

atte. Wiederholt reichte er daher bei der Regierung Beschwerden ein, und schließlich wandte er sich unter dem 12. März 1832 mit einer „Wiederholten Beschwerde der Redaktion des „Hochwächters“ gegen das Zensur-Verfahren“ direkt an den König. Nachdem er sein Leid geklagt, fuhr er fort: „Bei solcher, auch für den ruhigsten Mann unerträglichen Willkür kann ich nur mit Mühe mich noch erinnern, einem konstitutionellen Staate anzugehören, und es wird mit mir jeder Vaterlandsfreund nicht ohne den tiefsten Schmerz die Verhöhnung fühlen, welche hierdurch nichtiglich an dem edelsten Rechte des menschlichen Geistes, an der durch die Verfassung verlichlenen Pressefreiheit ungestraft verübt wird. . . . Das von mir redigierte Volksblatt hat keinen andern Zweck, als der Sache der Wahrheit in ungeschminkter Form innerhalb der Grenzen des Gesetzes zu dienen und jede andere Absicht, welche mir zur Verdächtigung meines Strebens vorgeworfen wird, weise ich als rein verleumderisch zurück. Dieses Bewußtsein legt mir aber auch die heilige Pflicht auf, bei der höchsten Landesbehörde gegen jenes verfassungswidrige Verfahren wiederholt zu protestieren und Eure Königl. Majestät um Herstellung des durch das Landesgrundgesetz garantierten Rechtszustandes untertänig zu bitten.“

Einen Erfolg erzielte aber diese Beschwerde nicht, so daß auch die Nachfolger Lohbauers, besonders der vielbewanderte Friedrich Seybold (geb. 1784, gest. 1843), schwer unter den Drangsalen der Zensur zu leiden hatten.\*) Immerhin gelang es Seybold, der die Redaktion von 1837 bis 1843 führte, das Blatt

---

\*) Durch einen originellen Einfall ist der vom Zensor gestrichene Text des „Hochwächters“ erhalten geblieben. Lohbauer sammelte die vom Zensor durchgearbeiteten Fahnen und gab sie mit genauer Kennzeichnung des Gestrichenen und mit Erläuterungen in Baden (bei R. F. Raß in Pforzheim, 1832 [muß wohl heißen 1833]) in einem Quartbande unter dem Titel „Der Hochwächter ohne Zensur“ heraus, oder stellte sie vielmehr, wie er sich ausdrückte, „vor die Gerechtigkeit des Volkes“. Ein Vorwort, das ganz in dem gehobenen Tone der damaligen Zeit gehalten ist, beginnt mit den Sätzen: „Sei mir gegrüßt, deutscher Leser, deutsche Leserin des ‚Hochwächters‘, die ihr treu mit mir durch die matte, tote, weißschimmernde Nebel-Nacht des Schmach-

beständig weiter zu entwickeln und dessen Ansehen und Einfluß zu steigern. Trotzdem schloß er seine letzte Neujahrsbetrachtung 1843 mit den bekümmerten Worten: „Im allgemeinen ist in Württemberg nirgends die Frische, die Lebendigkeit und Teilnahme an allgemeinen Interessen zu gewahren, durch welche allein ein Fortschritt erzielt werden kann; vor allem nirgends auch nur eine Spur von Begeisterung für eine Idee. Alles ermattet, alles erstorben. Jeder lebt für sich in seinem Schneckenhause. Das württembergische Volk wird zwar im Laufe des kommenden Jahres neue Gelegenheit erhalten, durch die bevorstehenden landständischen Wahlen und die Vertreter, die es sich aussucht, seine Teilnahme an der Sache des Vaterlandes zu bezeugen; aber wir wagen kaum zu hoffen. Fast mehr Vertrauen setzen wir auf die bevorstehende Erbauung der Eisenbahnen auch in Württemberg, durch deren Vermittlung wir einen allmählichen Umschwung der Dinge, namentlich vorerst eine Erleichterung der Presse hoffen. So aber, wie jetzt noch im allgemeinen die Dinge stehen, ist der ‚Beobachter‘ so weit entfernt, seinen Lesern, wie’s Sitte ist und Brauch, zum Neuen Jahre zu gratulieren, daß er vielmehr auch diese Gelegenheit nicht vorübergehen läßt, ihnen feierlichst zu kondolieren.“

Mit viel leichterem Gepäck erschien das „Neue Tagblatt“. Es wollte seinen Lesern nicht das Herz schwer machen ob des Sammers der Zeit, sondern sie freundlich unterhalten und womöglich vergnüglich stimmen. Die leidige Politik wurde darum auf ein Minimum zurückgedrängt und der Unterhaltung der größte Raum gegönnt. In den ersten Jahrgängen erhielt die Erzählung sogar die bevorzugte Stelle auf der ersten Seite, wo jetzt die Leitartikel ihren Platz haben. Gründer des Blattes war der ge-

---

vollsten aller Zustände auf Erden, der Zensur, gewandelt seid; seid mir gegrüßt in frischer Luft, seid mir gegrüßt im schönen roten Lichte der Fackeln, die hier ihre Strahlen weit hin versenden. Denn Nacht ist es noch, aber die Nacht, die man erleuchten kann, die helle Nacht, über der die Sterne der Hoffnung stehen, die klare Nacht, aus der dort die allstrahlende Sonne her austauchen wird.“ Der dann beigebrachte vom Zensor gestrichene Text bietet allerdings ein grauenvolles Zeugnis bornierter Gewalttätigkeit dar.

häftsgewandte Buchdrucker Friedrich Müller (geb. 1803, gest. 1857) und erster Redakteur der vielseitig gebildete und mit Humor begabte Dr. G. J. Correck, ein früherer bayrischer Offizier, der aber schon 1845, erst 32 Jahre alt, einem Lungenleiden erlag. Die erste Nummer des „Neuen Tagblattes“ erschien am 24. Dezember 1843 und zeigte gleich in ihrem „Prospektus“, mit welcher untern Redheit, der ein reichlicher Tropfen Eulenspiegelerei beigemischt war, die Redaktion aufzutreten gedachte. „Da wir schon aus Indien eine Erbschaft von mehreren Millionen erwarten, so machen wir uns eigentlich bloß das Vergnügen daraus, das Publikum mit unserem Christgeschenk zu beglücken, und sobald diese Millionen eintreffen, werden wir unser Blatt mit Vergnügen ganz umsonst geben. Vorläufig kostet es monatlich nur neun Kreuzer bei allwöchentlichem Erscheinen. Neun Kreuzer sind ja gegen den ‚Beobachter‘ und ‚Verkündiger‘ ein wahres Spottgeld! Wir werden für diese neun Kreuzer verkündigen und beobachten, was noch nie verkündigt und beobachtet worden ist, und gewiß Horrendes leisten! Wir werden alle Zwerchfelle erschüttern, um unseren Lesern zugleich den Doktor zu ersparen. Kurz wir werden das Unmögliche ganz gewiß möglich machen. Da es uns gelungen ist, Abonnenten aus der Erde zu stampfen, so wird unser Blatt bald das gelesenste des ganzen Erdbodens sein, und man wird es nicht allein bei Marquardt, Hermann und Bubeck (Cafés in Stuttgart), sondern auch in jedem nur einigermaßen kultivierten Hotel von Otahiti finden. Alles, was unsere ehrenwerten anderen Mitwettrenner versprechen, das werden wir bei Anstellung von zirka 20 Redakteuren nicht bloß halten, sondern weit überflügeln. Durch den Besitz bereits oben erwähnter, aus Indien geerbter Millionen werden wir uns nach deren Ankunft nächstens in den Stand gesetzt sehen, alle brauchbaren Beiträge ganz enorm hoch zu honorieren. Druck und Papier sollen jeden anlachen, damit sich gute Wize desto besser und selbst schlechte gut ausnehmen.“

Dieser Ton gefiel, und das Blatt fand Beifall. Auch die wichtigen Inserate stellten sich ein, so daß bereits am 1. Juli 1844 das kleine Format (Großoktav) vergrößert werden konnte. In

den nächsten Jahren weitete sich dann die Zeitung noch mehr und wurde schließlich ein allbeliebtes Blatt, das sich über ganz Württemberg verbreitete.\*)

Von den Tagesblättern, die sonst noch in den übrigen Städten Württembergs erschienen, seien schließlich nur die beiden Ulmer Zeitungen genannt, die „Ulmer Schnellpost“, von Ernst Mübling 1837 gegründet, und die „Zeitinteressen“, ein von Dr. P. L. Adam vortrefflich redigiertes Bürgerblatt.

Ganz besonders trübselig sah es in den Jahren von 1830 bis 1848 in Bayern aus. Nachdem 1830 für kurze Zeit eine etwas größere Freiheit gewährt worden war, trug die Regierung schon zu Beginn des Jahres 1831 Sorge, das freie Wort wieder möglichst zu beschränken, und ließ daher am 28. Januar 1831 eine strenge Zensur-Berordnung erscheinen. Nach dieser Berordnung sollte sich künftig die Zensur nicht nur auf diejenigen Artikel politischen und statistischen Inhalts erstrecken, welche „sich auf äußere Staatsverhältnisse und auf das Wirken der Staatsgewalt und ihrer Organe hinsichtlich der Ausübung der äußeren Regierungsrechte beziehen,“ sondern sie sollte auch bei denjenigen Artikeln ausgeübt werden, die von innern Regierungs-Angelegenheiten handeln. Und um hier dem „rechtswidrigen Mißbrauch“ der Freiheit der Presse durchaus rechtskräftig zu begegnen, sollte der Druck aller Aufsätze untersagt werden: „1) Wenn darin Nachrichten über persönliche und Familien-Verhältnisse des Monarchen oder der Mitglieder des k. Hauses gegeben, die weder durch unmittelbare amtliche Mitteilung, noch durch die vorausgegangene Bekanntmachung in einem als offiziell anerkannten Blatte verbürgt erscheinen, 2) wenn in denselben notorische Unwahrheiten oder erdichtete Nachrichten von zu erwartenden Regierungsmaßregeln enthalten sind, welche Täuschung oder Aufregung zur Folge haben können, 3) wenn durch die Bekanntmachung irgend ein im Königreich bestehendes Strafgesetz übertreten und eine in Verbrechen-, Vergehens- oder Polizei-Übertretungsgrade strafbare

---

\*) Prof. Adolf Müller-Balm, Zum 50jährigen Jubiläum des Neuen Tagblatts. Stuttg. 1893.

Änderung begangen werden würde.“ Dieser Punkt wurde dann noch näher bestimmt.

Gegen diese Verordnung erhob sich ein Sturm des Unwillens im Lande. Aus den Städten Nürnberg, Fürth, Bamberg, Würzburg, Rempten u. a. gingen Beschwerden wegen Verfassungsverletzung bei den Ständen ein, und als diese am 20. Febr. 1831 zusammengetreten waren, erklärte der fünfte Ausschuß der Kammer diese Beschwerden für begründet, und der Referent des Ausschusses stellte sogar den Antrag, den Minister von Schenk, der die Zensurverordnung zu vertreten hatte, wegen vorsätzlicher Verfassungsverletzung in den Anklagestand zu versetzen. In den Debatten, welche sich darauf in der Kammer entspannen, wandte sich die Opposition hauptsächlich gegen die Bestimmung, daß die Regierung von jetzt ab, entgegen der früheren Gesetzgebung und bisherigen Übung, auch alle diejenigen Artikel mit Zensur belegen wolle, die nur innere Angelegenheiten des Königreichs behandeln, und sie mußte diese Beschränkung der Presse so klar vor Augen zu führen, daß die Kammer am 18. Mai mit 96 gegen 29 Stimmen den Beschluß faßte: „Die Beschwerde wegen Verfassungsverletzung durch die Zensur-Verordnung vom 28. Januar 1831 ist begründet und der Monarch auf verfassungsmäßigem Wege um geeignete Abhilfe zu bitten.“ Von einer förmlichen Anklage wegen vorsätzlicher Verfassungsverletzung wurde dagegen Umgang genommen. Immerhin sah sich der Minister von Schenk gezwungen, seine Entlassung zu nehmen, welche vom König Ludwig I. unter Ausdrücken der allerhöchsten Zufriedenheit gewährt wurde. Dem Beschlusse der Kammer entsprach die Regierung aber dadurch, daß sie unter dem 12. Juni 1831 im Regierungsblatte eine königliche Verordnung brachte, welche die Zensur-Verordnung vom 28. Januar 1831 außer Wirkung setzte.

Mittlerweile hatte der Nachfolger des Herrn v. Schenk, der Staatsrat von Stürmer, dem Landtage bereits eine Vorlage über ein umfassendes Pressegesetz gemacht. Sie bestand 1. aus dem Entwurfe eines Ediktes über die Freiheit der Presse und des Buchhandels, 2. aus dem Entwurfe eines Gesetzes über die Zensur, 3. aus dem Entwurfe eines Gesetzes über die Polizei

der Presse und ihrer Erzeugnisse, 4. aus dem Entwurfe eines Gesetzes über die Vergehen und Verbrechen durch den Mißbrauch der Presse und ihrer Erzeugnisse, 5. aus dem Entwurf eines Gesetzes über das Verfahren gegen Übertretungen, Vergehen und Verbrechen durch den Mißbrauch der Presse und ihrer Erzeugnisse und 6. aus dem Entwurfe eines Gesetzes über die Bildung der Geschworenen-Gerichte.

Nach dem Inhalte dieser Gesetzentwürfe sollte die Zensur für die innern Angelegenheiten ganz aufgehoben werden und an deren Stelle ein vollständiges Repressivsystem treten, demzufolge die Herausgeber politischer Blätter zur Erlegung einer Kautionspfand angehalten, Vergehen und Verbrechen aber, welche durch die Presse begangen würden, durch Geschworenengerichte in öffentlicher Sitzung abgeurteilt werden sollten. Für die auswärtigen Verhältnisse sollte die Zensur dagegen nach den Bestimmungen der Bundesgesetze auch fernerhin beibehalten werden.

Diese Vorlage rief in beiden Kammern lange, mit großem Eifer geführte Diskussionen hervor, die aber leider zu keinem Ergebnis führten. Ganz besonders beanstandet wurde die Beibehaltung der Zensur in betreff der auswärtigen Verhältnisse, welche die Kammer der Abgeordneten nicht geradezu durch ein neues Gesetz für immer sanktionieren wollte. Sie hatte deshalb beantragt, daß sich die Regierung innerhalb eines gewissen Zeitraums von der Verbindlichkeit der Karlsbader Beschlüsse lossagen und mit Aufhebung aller und jeder Zensur das gesetzliche Repressiv-System auch auf die auswärtigen Beziehungen ausdehnen möchte. Dieser Antrag wurde aber von der Kammer der Reichsräte verworfen und statt dessen nur der Wunsch aufgenommen, daß die Regierung dahin wirken möge, die Hindernisse zu beseitigen, die der gänzlichen Aufhebung der Zensur noch entgegenständen.

Hätte sich die Kammer der Abgeordneten in ihren Wünschen etwas beschränkt; hätte sie sich zunächst mit dem begnügt, was zu erreichen war, so wäre gewiß eine Verständigung erzielt worden: so aber sahen sich schließlich die beiden Kammern genötigt, an die Krone die Erklärung abzugeben, daß sie sich über die Fassung der ersten vier Entwürfe nicht vereinigen könnten, und daß nur hin-



Endlich des fünften und sechsten ein gemeinschaftlicher Beschluß zwischen ihnen zu Stande gekommen sei. Hierauf enthielt der Landtags-Abschied die Erklärung: „Nachdem sich die beiden Kammern hinsichtlich dieser vier Pressegesetzentwürfe nicht vereinigt haben, so können Se. Majestät auch dem von den Ständen übergebenen Gesamtbeschluß der andern zwei Entwürfe die königliche Genehmigung nicht erteilen“ — und Bayern stand nach all' den langwierigen Verhandlungen nun wieder auf demselben Standpunkte, wo es vor dem 28. Januar 1831 gestanden hatte.

Immerhin war durch die Debatten vieles geklärt worden, und zugleich hatte die Regierung zur Genüge die ganze heftige Abneigung des Volkes gegen die Zensur kennen gelernt. Und darum ließ es sich denn auch der Fürst Ludwig von Ottingen-Ballerstein, der mit dem Beginn des Jahres 1832 an die Spitze des Ministeriums des Innern getreten war, sichtlich angelegen sein, die Schranken, die der Zensur in Bezug auf die innere Politik gesteckt waren, zu respektieren. Den strengen Maßregeln gegenüber, die die Bundesversammlung im Jahre 1832 gegen die Presse in Anwendung brachte, versuchte er natürlich keine mildernde Abschwächung, so daß auch Bayern die ganze tief einschneidende Wirkung dieser Bundesbeschlüsse zu verspüren hatte.

Unter diesen Umständen war es denn ganz natürlich, daß die bayrische Presse nur wenig von den verbrieften Freiheiten Gebrauch machte, sich kaum zu größerer Regsamkeit erhob. Nachdem sich 1830 einige Blätter zu einem kühneren Fluge emporgeschwungen hatten und dann 1832 von der ganzen Wucht der Beschlüsse des Bundestages getroffen worden waren, griff wieder die alte Zaghaftigkeit und Angstlichkeit der früheren Jahre um sich. Daran konnte auch ein „Deutscher Verein zur Unterstützung der freien Presse“ nichts ändern, der 1832 von den drei Juristen Schüler, Savoye und Geib in Zweibrücken gegründet wurde und die Absicht hatte, „für die freieste Entwicklung patriotischer Gedanken, zur Förderung des Wohls der deutschen Völker, die Unterstützung der ganzen Nation in Anspruch zu nehmen.“ Seine Stimme verhallte wirkungslos, und es machte sich aufs neue in ganz Bayern — abgesehen von der Augsburger

„Allgemeinen Zeitung“, die auch von der Regierung stets mehr als Weltblatt, denn als bayrische Zeitung angesehen und behandelt wurde — jener Kleinliche, in sich geduckte spießbürgerliche Sinn bemerkbar, der immer die Frucht der Unterdrückung ist. Doch wurde dieser Zustand nirgends als all' zu drückend empfunden; man bewegte sich ja in gesetzlich geregelten Verhältnissen und kam nicht all' zu oft mit der Regierung in Konflikt. Das änderte sich aber im Jahre 1837 mit dem Rücktritt des Fürsten Ludwig von Ottingen-Wallerstein und der Ernennung des Herrn von Abel zum Minister des Innern ganz unerwartet sehr wesentlich. Der neue Minister setzte alsbald eigenmächtig die bestehende Pressefreiheit für die innern Angelegenheiten stillschweigend außer Kraft und führte auch für die innere Politik den Zensurzwang ein. Doch nirgends wurde diese neue Zensur nach allgemein gültigen Normen, sondern überall nach geheimen Instruktionen ausgeübt, die, nach Zeit und Ort fortwährend wechselnd, die grenzenloseste Willkür in ihrem Gefolge hatten. Dieser Zustand machte jede Erörterung über die innern Angelegenheiten, jede freie Meinungsäußerung über das Verwaltungssystem, sowie über einzelne Maßregeln desselben zu einer Unmöglichkeit. Doch diese äußerste Zensurstrenge genügte noch nicht; der Minister von Abel erfand auch die Nachzensur für auswärtige deutsche Blätter und das Verbot des Postdebits, das einerseits dazu dienen mußte, die auswärtige Presse einzuschüchtern, andererseits aber solche einheimischen Blätter, welche trotz der strengen Zensur eine mißliebige Richtung anzunehmen schienen, oder gegen die man aus andern Gründen eine nachdrückliche Strafe verhängen wollte, empfindlich zu züchtigen. Da es zur Herausgabe eines Blattes in Bayern einer Erlaubnis der Regierung verfassungsmäßig nicht bedurfte und die Unterdrückung eines solchen nur durch ein richterliches Urteil erfolgen konnte, so war ein Verbot, wodurch den königlich bayrischen Posten die Beförderung eines Blattes untersagt wurde, ein Nebenweg, auf dem der Minister der Unterdrückung ziemlich nahe kam. Daß er sich dabei in grellen Widerspruch mit dem Geiste der Verfassung setzte, focht den Herrn Minister wenig an. Doch nicht nur das; Herr von Abel suchte sich auch dieselbe

resse, die er hier mißhandelte und knechtete, dort zu seinen wecken dienstbar zu machen. „So wurde,“ berichtet A. Rauch, dessen Darlegungen wir hier zum Teil folgen,\*), „auf ein größeres Malt durch Einschüchterung und allerlei andere Mittel eingewirkt, daß es sich zur Verteidigung eines Systems herbeiließ, das es aus freiem Antriebe sicherlich nicht zu dem seinigen gemacht haben würde. Die übrigen bairischen Blätter, denen es an Gesinnungsrichtigkeit und Einsicht mangelte, trompeteten dem größeren Organe nach, und nur wenige wußten sich in ein ehrenvolles Schweigen zu hüllen. Auf diese Weise gelang es, die Presse und die öffentliche Meinung, so weit sie nicht auf eigenen Füßen ging, vollständig zu korrumpieren. Dort aber, wo man mit diesen Mitteln nicht ausreichte, in den untern Schichten der Gesellschaft, wurden auch noch andere Hebel zu demselben Zwecke in Bewegung gesetzt.“

Dieser unwürdige Zustand blieb bis über die Mitte der vierziger Jahre hinaus bestehen. Im Landtage war die liberale Opposition durch Urlaubsverweigerungen stark geschwächt worden, so daß einige Versuche zu Gunsten der Presse ganz wirkungslos blieben. Ein 1841 gestellter Antrag auf Veröffentlichung der Censur-Instruktionen fand nur geringe Unterstützung, so daß der Minister von Abel, der einst 1831 die Censur eine „morsche Krücke schwacher Regierungen“ genannt hatte, jetzt eine geharnischte Lobrede auf sie hielt, das Anathem gegen die Presse schleuderte, sie mit dem Namen einer „feilen Buhldirne“ brandmarkte, und alle Anträge auf deren Erleichterung mit schneidender Kürze, ja mit Hohn zurückwies. Endlich wurde der allgemein gehaßte Minister im August 1846 gestürzt; es riß jetzt aber durch das skandalöse Treiben der spanischen Tänzerin Lola Montez eine solche Korruption in Bayern ein, daß mit dem provisorischen Ministerium Zu-Rhein, Maurer und Benetti keine Änderung des Systems herbeigeführt wurde. Der Landtag spielte dabei nach wie vor eine klägliche Rolle und erregte im Lande eine allgemeine Mißstimmung. Eine Adresse, die viele Bürger der Pfalz an die Ständeversammlung richteten, und in der sie um Aufhebung der

\*) Schicksale und Zustände der bairischen Presse. Bamberg 1847.

Zensur und um Wiederherstellung der Pressefreiheit baten, wagten die Abgeordneten nicht zu vertreten. Diese Haltung der Kammer änderte sich auch nicht, als 1847 das Ministerium Wallerstein, Berka, Weisler und Heeres, das sog. Lola-Ministerium, an's Ruder kam. Zwar wurde die Zensur eine Zeitlang etwas milder gehandhabt, aber diese Milderung war ihrem Umfange nach nicht geeignet, auch nur den billigsten Anforderungen zu genügen; vielmehr hatte es — wie A. Rauch meint — den Anschein, als ob man augenblicklich nur deshalb eine freiere Bewegung gestatte, weil man der Presse bedurfte, um sich der zahlreichen Angriffe erbitterter Gegner mit ihrer Hilfe zu erwehren; denn mit ebendem Maße, als die Angriffe schwächer wurden, trat auch wieder ein strengeres Verfahren gegen die politische Tagespresse ein. So war es nicht gestattet, die Verwaltungsmaßregeln anders als im lobendem Sinne zu besprechen, und selbst sehr bescheiden ausgesprochene Wünsche wurden in der Regel nicht zugelassen. Wenn einstweilen die Zensur gehandhabt wurde, möge nur das eine Beispiel zeigen: Während des polnischen Aufstandes waren die Zensoren natürlich russisch gesinnt. Der Redakteur einer Münchener Zeitung hatte den Bericht über ein kleines Treffen aufgenommen, bei welchem die Polen sechs Kanonen erbeutet hatten. Der Zensor strich jedoch die sechs aus und setzte dafür zwei. Zur Erläuterung schrieb er an den Rand „Zwei sind auch genug.“

Auch weiterhin wurde die Zensur nach geheimen, stets wechselnden Instruktionen ausgeübt, so daß der Schriftsteller höchstens aus den Zensurstrichen abnehmen konnte, was erlaubt und was verboten war. Auch die Nachzensur bestand noch immer für eine Anzahl auswärtiger deutscher Blätter fort, und Beschlagnahmen auf der einen und maßlose Abstriche auf der anderen Seite legten Tag für Tag von der Tätigkeit einer kleinlichen und überängstlichen Zensur Zeugnis ab, einer Zensur, die jede freiere Meinungsäußerung, jeden freien Aufschwung mit unnachsichtlicher Strenge hemmte und unterdrückte. „Das ist gegenwärtig,“ so schließt A. Rauch seine Klage über die traurige Lage des bayerischen Zeitungswesens, „der Zustand der Presse in dem konstitu-

nellen Bayern, in demselben Bayern, dessen Schwerpunkt in den Fortschritten, dessen Ansehen und Macht in der Stellung besteht, die es in der öffentlichen Meinung von Europa und Deutschland einzunehmen weiß. Vergleicht man damit die Art, wie in Preußen, ja selbst in Württemberg und Sachsen die Zensur handhabt wird, so fällt das Ergebnis entschieden zu unserem Vortheil aus.“

Dem allgemeinen stürmischen Verlangen nach größerer Freiheit entsprach dann allerdings das Ministerium am 16. Dezember 1847 insoweit, als es die Presse für innere Angelegenheiten wieder freigab; dieser Schritt kam aber, wie viele andere, zu spät; das ganze politische Leben war mittlerweile in einen solchen Wirrwarr geraten, daß, als nun in Frankreich im Februar 1848 die Revolution ausgebrochen war, auch in Bayern die Katastrophe nicht mehr aufgehalten werden konnte.

Unter diesen Umständen war es in den dreißiger und vierziger Jahren ganz unmöglich, daß sich in Bayern eine irgendwie hervorragende Presse — die Cottasche Zeitung natürlich ausgenommen — entwickeln konnte. Alle Zeitungen blieben unbedeutend, und weder das Volk, noch die Regierung kam über die politische Lethargie hinaus. Die letztere zeigte denn auch in den gegebenen Fällen stets eine wahrhaft kindliche Ungeschicklichkeit.

Aus der ganzen Periode der achtzehn Jahre kann mithin nur die kurze Zeit der Bewegung von 1830 bis 1832 eine etwas eingehendere Betrachtung beanspruchen, weil hier einmal mit elementarer Wucht die nationalen Wünsche zum Ausdruck kommen und einige Blätter zu lebhaften Fürsprechern dieser Wünsche werden. An der Spitze dieser Zeitungen stand Wirths „Tribüne“.

Für die Leitung eines solchen Blattes brachte Wirth den ganzen, oftmals überschäumenden Enthusiasmus des streitbaren Patrioten mit. August Wirth war ein leichtentzündbarer Oberfranke; er wurde am 20. Nov. 1798 zu Hof geboren, studierte die Rechte und schrieb zunächst verschiedene, nationalökonomische Fragen behandelnde juristische Werke, die in Fachkreisen geschätzt wurden und auch die Aufmerksamkeit Cottas auf sich zogen. Dieser erinnerte sich denn auch der jungen, vielversprechenden

Kraft, als er 1830 von der bayrischen Regierung veranlaßt wurde, in München eine Zeitung herauszugeben, durch die volkswirtschaftliche und soziale Reformen besprochen und eingeleitet werden sollten. Denn die Julirevolution hatte auch in Bayern eine liberale Strömung hervorgerufen, und der freisinnige Graf Armandsparg war das tatsächliche Haupt des Ministeriums geworden. Die neue Zeitung, das „Innland“ genannt, sollte ihm jetzt als Stütze dienen. Wirth folgte dem Rufe Cottas gern; er verlangte ihn längst, lebhafter am Leben der Gegenwart teil zu nehmen und womöglich bestimmend einzugreifen; er siedelte daher zu Anfang des Jahres 1831 nach München über und begann mit allem Eifer für eine freiheitliche Bewegung im Staate einzutreten. Allein bald gelang es der gegnerischen Seite, die liberale Strömung wieder zu stauen, und Wirth glaubte sogar annehmen zu müssen, er sei nur benutzt worden, die öffentliche Meinung zu täuschen. Jedenfalls war es mit den liberalen Neigungen in den maßgebenden Kreisen bereits vorüber, und Cotta erhielt, als er besorgt nach München kam, den Bescheid, der König lasse ihn wegen der Haltung des „Innlandes“ seine Ungnade bezeigen. Diese Eröffnung nahm nun Cotta zwar nicht so ohne weiteres hin; er wandte sich sogar direkt an den König Ludwig und erklärte in seinem Schreiben, daß das Blatt lediglich die mit der Regierung vereinbarte Richtung eingehalten und der Zensor, bei einer Abweichung von dem der Regierung genehmen Wege hätte rügen müssen, nichts beanstandet habe\*) — es war aber nicht mehr zu erreichen; das „Innland“ hörte auf zu erscheinen, und Wirth gründete nun in Gemeinschaft mit Friedrich Sonntag ein neues Blatt „Die Deutsche Tribüne“, das alsbald der Mittelpunkt der heftigsten Opposition gegen die Regierung wurde. Die erste Nummer kam am 1. Juli 1831 heraus und erregte sofort Aufsehen durch ihren bestimmten Ton, und alle weiteren Nummern steigerten beständig das allgemeine Interesse; das Blatt hatte einen wahrhaft phänomenalen Erfolg. Von Anfang an

---

\*) Das Schreiben ausführlich bei A. Schäffle, Cotta. Berlin 1895 S. 184 u. f.

inden die inländischen Angelegenheiten im Mittelpunkte der Berichterstattung, im Gegensatz zu den anderen Zeitungen, die meist mit den Nachrichten aus Frankreich begannen und diesen den weitestgehenden Raum widmeten. Die in schwungvoller Sprache und mit einer warmen patriotischen Begeisterung geschriebenen Artikel traten für die Reform der innern Zustände ein und kämpften gegen die Willkür der oberen und unteren Staatsorgane. Dabei wurde beständig die Achtung vor der Verfassung betont und auf die unveräußerlichen Rechte der deutschen Nation hingewiesen. Im einzelnen erklärte sie sich besonders für die Öffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen und die Einführung der Geschworenen-Gerichte, und in ihrer Nr. 35 sprach sie unumwunden ihre Überzeugung aus, daß das einzige Mittel, Deutschland aus seiner Erniedrigung emporzuheben, in der Einführung einer gemeinsamen Nationalrepräsentation mit konstitutionellem Prinzipie bestehe. Diese Forderungen, berichtet Max Wirth,\*) und die energische und glühende Sprache, in welcher sie gestellt wurden, machten einen ungeheuren Eindruck. Bald waren die Augen aller Volksfreunde in ganz Deutschland auf die „Deutsche Tribüne“ wie auf eine Standarte im Vordertreffen gerichtet. Gleichzeitig erregte die Zeitung aber auch das größte Mißfallen der bayerischen Regierung, und sie wies ihren Zensor an, seines Amtes der „Tribüne“ gegenüber mit größter Strenge zu walten. Darauf gab es beständig große Striche in den Artikeln, was den Redakteur immer recht schmerzlich traf. Doch er suchte die Klippen durch edle Form der Sprache und Urbanität des Ausdrucks zu umschiffen. Allein es war nicht die Form, an der der Zensor Anstoß nahm, sondern der Inhalt. Das Streichen dauerte also unbarmherzig fort, und nun griff Wirth in seinem feurigen Temperamente, indem er sich auf sein verfassungsmäßiges Recht berief, zu einem Verteidigungsmittel, das bis dahin noch niemand anzuwenden gewagt hatte, ja, welches bei der damaligen Verzagtheit der politischen Charaktere vielleicht nicht einmal jemandem in den Sinn

---

\*) Ernste und frohe Tage. Erlebnisse und Streifzüge von Max Wirth. Köln 1884, S. 19 ff.



gekommen war — er ließ die von dem Zensur gestrichenen Artikel dennoch abdrucken! Über diese unerhörte Verwegenheit war die Staatsbehörde anfangs so verblüfft, daß sie nicht sofort zu Repressivmaßregeln griff, sondern zunächst Instruktionen einholte. über die selbst die Regierung erst nach längerer Beratung schlüssig wurde. Man entschloß sich, es zunächst mit gütlichen Mitteln zu versuchen, und der Ministerialrat Joseph von Hormayr, der bekannte Historiker, wurde zur Vermittlerrolle ausersehen. Es wurde eine besonders milde Behandlung zugesagt, wenn sich die „Tribüne“ nur der Zensur unterwerfe. Wirth hatte aber wenig Vertrauen, daß er von Zensur durchaus nichts mehr wissen wollte. Nun mengte sich der General von Seydewitz in die Angelegenheit; er suchte Wirth einzuschüchtern und begann einen öffentlichen Briefwechsel über Fragen der Militärverwaltung und des Militärbudgets, in welchem es schließlich so hitzig zuging, daß es zu einem Duell kam. Der Zweikampf verlief aber unblutig, und nun schritt die Regierung mit polizeilichen Geldstrafen gegen Wirth ein: Dieser zahlte jedoch die Strafen nicht und setzte passiven Widerstand entgegen, indem er sich ruhig pfänden ließ. Bei wiederholter Publikation gestrichener Artikel verdoppelte die Polizei die Geldbuße, so daß diese bereits nach wenigen Wochen eine unerschwingliche Höhe erreichte, bevor es noch zur Ausführung der Exekution gekommen war. Da brachte die „Tribüne“ eines schönen Tages einen Artikel, in welchem nachgewiesen wurde, daß das Ministerium ein Mittel gefunden habe, um die bayerische Staatsschuld in Jahr und Tag zu decken. Sie brauche nur mit der angeordneten jedesmaligen Verdoppelung der Geldstrafen in der begonnenen Weise fortzufahren. Das Gelächter war allgemein, und die bayerische Regierung griff zu ändern Mitteln, ohne auch nur den Versuch zu machen, die Geldstrafen einzutreiben. Zunächst wandte sie sich an den Drucker und suchte ihn zu bestimmen, den Abdruck vom Zensur gestrichener Artikel zu verweigern, hatte dabei aber keinen Erfolg, und nun ging sie abermals gegen Wirth vor und verhängte über ihn Gefängnisstrafen, für jeden Abdruck eines vom Zensur gestrichenen Artikels vierundzwanzig bis achtundvierzig Stunden Haft. Darauf saß Wirth, da er sein Ver-

hren nicht änderte, in jeder Woche mehrere Tage in Arrest. Dieses tragi-komische Schauspiel dauerte bis in den Herbst hinein. Dabei sei bemerkt, daß Wirth keineswegs revolutionäre Absichten hatte, vielmehr von aufrichtiger konstitutioneller Gesinnung beseelt war, jedoch als starrer Idealist alles daransetzen wollte, um die Unverletzlichkeit der Verfassung zu erringen. Zu diesem Zwecke sollte er gewissermaßen für die Gerechtigkeit seiner Sache Zeugnis ablegen. Er wollte in dem allgemeinen Zustande der politischen Indolenz, Verzagttheit und Unterwürfigkeit des deutschen Volkes ein Beispiel des Mutes geben, um die Bevölkerung nach und nach dahin zu bringen, daß sie sich ermanne, zur Anwendung aller gesetzlichen Mittel für die Verteidigung ihrer verfassungsmäßigen Rechte sich aufraffe. Doch wurde ihm hierzu in seiner nächsten Umgebung, in München, wenig Unterstützung zuteil. Wohl erhielt er von auswärts, aus allen Gegenden Deutschlands viele Beweise der Sympathie und der Zustimmung, in der bayerischen Hauptstadt dagegen fand sein Auftreten wenig Beifall; nur einige Mitglieder der liberalen Partei des Landtages, insbesondere Friedrich Schüler, traten für ihn ein; die übrige Bevölkerung Münchens war nicht fähig, seinem Gedankenfluge zu folgen, betrachtete ihn mit Mißtrauen, schickte ihm Drohbriefe und beschimpfte ihn auf offener Straße. „Das ist der, der unserer gnädigen Obrigkeit den Gehorsam aufkündigt!“ sagte man, auf ihnweisend.

Wirth siedelte daher gegen Ende des Jahres 1831 mit einem Blatte nach der bayerischen Rheinpfalz über, wo eine aufgewecktere und politisch regsamere Bevölkerung saß und die freiere französische Gesetzgebung mit den Schwurgerichten seinen Bestrebungen zur Seite stand. Er wählte Homburg bei Zweibrücken, ein kleines Städtchen, das aber an der wichtigen Kaiserstraße Paris—Mainz lag, so daß er die Pariser Nachrichten sehr rasch erhalten konnte. Eine Druckerei besaß das Städtchen jedoch nicht; es traten daher mehrere patriotische Aktionäre zusammen, die für die „Tribüne“ eine eigene Druckerei errichteten und diese auch mit einer damals noch seltenen Schnellpresse von König & Bauer ausrüsteten. Am 18. Dezember 1831 wurde die letzte Münchener Nummer der „Tribüne“ ausgegeben, und am 1. Januar 1832

erschien die erste Nummer in Homburg. Damit begann eine buntbewegte Episode von dramatischer Lebendigkeit. Durch das frisch-fröhliche rheinfränkische Wesen angeregt, wurde Wirth rasch immer kühner und gab seiner Begeisterung für Recht und Freiheit in den Leitartikeln der „Tribüne“ in überschäumender Beredsamkeit Ausdruck. Natürlich ließ er auch nach wie vor die Striche des Zensors unbeachtet. Im Umsehen wurde er der populärste Mann der weiten Umgegend; sobald er das Haus verließ, umjubelte ihn die Jugend und begleitete ihn mit Hochrufen. Die Auflage der „Tribüne“ stieg unter diesen Verhältnissen in wenigen Wochen um viele Tausende. Aber diese Herrlichkeit sollte nur von kurzer Dauer sein; schon Mitte Februar 1832 wurde der „Tribüne“ der Postdebit entzogen; ein sehr schwerer Schlag. Doch suchte Wirth sich dadurch zu helfen, daß er für die nähere Umgebung ein Botennetz organisierte und für weitere Entfernungen das Blatt unter Siegel versandte. Dadurch wurde der Schädigung durch die Postdebitentziehung einigermaßen begegnet; als jedoch die Regierung das bemerkte, schritt sie zu weiteren Gewaltmaßregeln und ließ die Druckerei der „Tribüne“ versiegeln. Dadurch nahm dieses merkwürdige Preßorgan ein unerwartetes Ende. Wie ein Meteor war es glänzend aufgestiegen, und ganz wie ein solches erlosch es auch plötzlich. Am 18. März erschien die letzte Nummer. Gleichzeitig wurde Wirth wegen Hochverrats, begangen durch Zeitungskartikel, festgenommen und vier Wochen in Zweibrücken in Haft behalten. Dann kam es zwar zu einer Freisprechung, doch konnte sich der Vielverfolgte nicht entschließen, die journalistische Tätigkeit in irgend welcher Weise wiederaufzunehmen. Dem politischen Leben blieb er aber treu und geriet dadurch noch in mannigfache Verwicklungen, bis er 1848 nach Frankfurt ins Parlament gewählt wurde, wo er jedoch mitten in den Beratungen am 26. Juli starb.

Dieselben Ideale, wie Wirths „Tribüne“, verfocht auch der „Westbote“ zu Oggersheim, herausgegeben von Dr. Phil. Jac. Siebenpfeiffer. Doch verfügte dieser nicht über den stolzen, kraftvollen Schwung und die schmetternden Trompetenstöße eines Wirth; das Blatt gewann daher bei weitem nicht den Einfluß der „Tribüne“.

zur selben Zeit, als die „Tribüne“ fiel, mußte auch der „Westbote“ zu erscheinen aufhören. Siebenpfeiffer wurde 1789 zu Lahr in Baden geboren, war längere Zeit bayrischer Landkommisär, gab dann 1830 sein Amt auf und redigierte erst die Zeitschrift „Deutschland“ und darauf den „Westboten“. Weiterhin hatte er eine längere Gefängnishaft wegen politischer Vergehen zu erdulden, während der er in Wahnsinn verfiel. Nachdem er die Strafe verbüßt hatte, genas er auch wieder, wurde später Professor in Bern und starb am 14. Mai 1845.

Gemäßigter trat das „Bayrische Volksblatt“ in Würzburg auf. Es wurde von dem praktischen Arzte Dr. Gottfried Eisenmann (geb. 1795 zu Würzburg) herausgegeben und äußerte nur die bescheidensten Wünsche, erregte aber auch schon dadurch den Haß der Regierung und selbst den persönlichen des Königs Ludwig in so hohem Grade, daß er 1832 verhaftet und zu lebenslänglicher Festungshaft verurteilt wurde. Nach 15jähriger Haft wurde er endlich auf vielseitiges Drängen begnadigt und im folgenden Jahre ins Frankfurter Parlament gewählt. Die lange Haft hatte ihn jedoch so geschwächt, daß er nur noch wenig Anteil an der Politik nahm und bis zu seinem 1867 erfolgten Tode in stiller Zurückgezogenheit lebte.

In den lauten Ton, den die „Tribüne“ und der „Westbote“ vorübergehend anzuschlagen wagten, konnte natürlich die Augsburger „Allgemeine Zeitung“ nicht so ohne Weiteres miteinstimmen. Sie betrachtete sich zwar ebenfalls als eine Hochburg des Liberalismus, als eine Weltherberge der Gerechtigkeit und trat auch wohl dann und wann mit gehobener Stimme für die Ideale der Freiheit ein, aber das geschah doch immer nur in möglichst ruhiger und gemessener Weise. Die enragierten Liberalen sprachen daher immer mit einem gewissen Groll von ihr: „Sie ist eine nervenzarte, herablassende Baronesse,“ erklärten sie, „die in allen europäischen Kabinetten ihre Freunde hat; die durch ihren ‚literarischen Parfüm‘ adlig und hoffähig geworden ist; die aber trotz ihrer hohen Konnexionen auch die Bourgeoisie in ihren Salons empfängt, wenn diese im Frack und in Glacéhandschuhen erscheint und Garantien für bescheidenes Betragen bietet. Die Augsburger

„Allgemeine“ nimmt für sich selbst den Standpunkt der „Allparteilichkeit“ in Anspruch, den Standpunkt, um es deutsch auszu- drücken, einer bewußten Charakterlosigkeit, die es möglicherweise mit keiner Partei, am allerwenigsten aber mit den Regierungen, verderben will. Das bißchen Liberalismus, mit dem sie zuweilen prunkt, wenn Herr v. Metternich in einer guten Laune ihr die Erlaubnis dazu gegeben hat, ist der Köder, der uns locken, der Schleier, der die vielen Äußerungen der Alleruntertänigkeit be- decken soll. Aber es wird dabei auch so zahm, so allgemein ge- halten, alle Konsequenzen werden so glatt abgeschnitten, daß das junge freisinnige Bäumchen wie eine entblätterte und entästete Bohnenstange aus ihren papierenen Furchen emporragt.“ \*)

Dieses harte Urteil wurde jedoch gefällt, ohne daß man eine genauere Kenntniß von den Verhältnissen hatte, unter denen sich die Zeitung nur zu bewegen vermochte. Sie beobachtete nicht aus eigenem Ermessen, weil sie es eben so für gut befand, diese reservierte Haltung, sondern weil sie dazu gezwungen wurde, und zwar mit allen Mitteln eines brutalen Drucks. Zunächst lastete die bayerische Zensur auf ihr, und weiterhin führte die österreichische Regierung eine strenge Aufsicht über sie. Kaum war die freiheitliche Bewegung, die die Julirevolution hervorge- rufen hatte, überwunden, so setzte das bayerische Ministerium auch schon wieder alle Hebel ein, die Zeitung in jeder Weise zu be- schränken. Über die St. Simonisten, die so viel von sich reden machten, sollte das Blatt einfach gar nichts bringen, denn, so meinte der Minister von Schenk in einem Briefe an Cotta, es scheine ihm nicht zeitgemäß zu sein, „zu gestatten, daß durch die öffentlichen Blätter die nähere Kenntniß einer Lehre verbreitet werde, die in den Leidenschaften und beschränkten Einsichten der unteren Volksklassen ihre Stütze sucht.“

Doch auch die sonstigen Zustände in Frankreich wollte die bayerische Regierung nur leicht hin berührt sehen, wodurch sich geistvollere Korrespondenten, die etwas mehr als bloße Tages- neuigkeiten berichteten, schwer betroffen fühlten. Besonders galt

\*) Deutschlands politische Zeitungen. Zürich 1842.

es von Heinrich Heine, der gegen Ende 1831 Pariser Berichterstat-ter der „Allgemeinen Zeitung“ wurde. Heine wollte in Frankreich die Rolle eines politischen Schriftstellers spielen und als Vermittler zwischen Deutschland und Frankreich auftreten, um dadurch „das große Werk der Völkerverbrüderung“ zu fördern. „Die ‚Allgemeine Zeitung‘, die ihre weltgeschichtliche Autokratie so sehr verdient“, sagt er selbst, „schien mir eben wegen ihres Ansehens und ihres unerhört großen Absatzes das geeignete Blatt für Berichterstattungen, die nur das Verständnis der Gegenwart beabsichtigen. Wenn wir es dahin bringen, daß die große Menge die Gegenwart versteht, so lassen die Völker sich nicht mehr von den Lohnschreibern der Aristokratie zu Haß und Krieg verleiten; das große Völkerbündnis, die heilige Allianz der Nationen, kommt zu stande.“ Seine erste Einsendung datiert vom 30. November 1831 und gelangte am 13. und 14. Dezember zum Abdruck. Weitere folgten schnell. Die ersten erhielten ein Korrespondenz-Zeichen ( $\psi$ ), den ferneren wurden — im Widerspruch mit der sonstigen Usance der „Allgemeinen Zeitung“ — die Anfangsbuchstaben vom Namen des Verfassers beigefügt. Zugleich erhielten die Korrespondenzen den Gesamttitel „Französische Zustände“. Anfangs trat Heine in diesen Berichten sehr vorsichtig auf, lobte Louis Philipp als den „Bürgerkönig ohne Hofetikette, ohne Edelknaben, ohne Kurlitanen“; weiterhin aber ließ er seiner Spottsucht die Zügel schießen, machte die kläglichen deutschen Zustände lächerlich und riß an vielen hochhehrwürdigen Köpfen in ganz respektloser Weise. Schmunzelnd ergötzte sich der alte Genz in Wien in seinem Lehnstuhle an diesen köstlichen Kapriolen, aber geduldet durfte doch eigentlich ein solcher unverschämter Hohn nicht werden, und so erhielt denn der Freiherr von Cotta eines Tages durch Genz einen Wink, dem kocken Spötter die Spalten der „Allgemeinen Zeitung“ nicht mehr zu öffnen: die amüsanten Schilderungen der „Französischen Zustände“ erreichten schon im Juli 1832 ihr Ende. Doch trat Heine später, während der „parlamentarischen Periode des Bürgerkönigtums“, von 1840 ab, noch einmal in der „Allgemeinen Zeitung“ auf. Die Zeiten hatten sich etwas geändert, der alte Aufpasser Genz

lebte nicht mehr, so daß die Redaktion der Zeitung glaubte, dem witzigen Spötter das Wort wieder gestatten zu dürfen. Aber seine Korrespondenzen wurden vor dem Abdruck immer erst sehr bedeutend zusammengestrichen.

„Verstümmelt hat Kolb sie abgedruckt  
In der Allgemeinen Zeitung“

sagte Heine selbst später von ihnen mit bitterem Grimm. Endgiltig hörten die Korrespondenzen auf, als die „Allgemeine Zeitung“ 1848 die Mitteilung gebracht hatte, der Dichter habe seit Jahren aus dem Guizotschen Ministerium eine Staatsbesoldung empfangen.\*)

Ein anderer hervorragender Pariser Korrespondent jener Zeit war Julius Mohl, der berühmte Orientalist, der aber nicht nur über die innern französischen Verhältnisse, sondern auch über die indischen und ostasiatischen Zustände schrieb. Er setzte seine Korrespondenzen bis 1863 fort.

Besonders heikel war die Berichterstattung über Österreich. Da es Metternich als unbehaglich empfand, wenn viel über Österreich geschrieben wurde, so mußten sich die Korrespondenten auf das Simpelste beschränken und kamen daher über den leichten Gesellschaftsklatsch selten hinaus. Die meisten Berichte aus Österreich in der in Rede stehenden Zeit lieferte der Freiherr Joh. Ehr. v. Zedlitz, der bekannte Dichter der „Totenkränze“ und des „Waldfräuleins“, besonders von 1836 ab, in welchem Jahre er eine Beamtenstelle im österreichischen Ministerium des Auswärtigen übernahm. Seine Artikel bewegten sich alle in den engen Grenzen der gehorsamsten Servilität, erhielten aber bisweilen einen gewissen liberalen Anstrich, um über ihren wirklichen Charakter und ihre Herkunft zu täuschen. Wie alle österreichischen Korrespondenten, so war auch Zedlitz sehr nachlässig und mußte immer wieder von Cotta an seine Versprechen erinnert werden. Trotzdem wurde er sehr hoch honoriert; schließlich erhielt er 4000 Gulden für 25 Bogen.

---

\*) Ausführliches über Heine und die „Allgem. Ztg.“ bei Strodtmann, Heines Leben, 2. Aufl., Bd. II, S. 27—65. Berl. 1874.



Von den sonstigen österreichischen Korrespondenten sind außerdem früher schon genannten Pilat schließlich noch R. E. Zardke, Wilhelm Hoppe, v. Kleber, der ultrareaktionäre Matthias Koch, C. Frankl und Leo Herz zu erwähnen.

Als die magersten und unzulänglichsten Korrespondenzen mußten erst die Berichte aus Preußen gelten, so daß der General von Pochow einmal im Jahre 1843 an Cotta schrieb: „Der schlechteste Artikel der „Allgemeinen Zeitung“ sind die Korrespondenzen und Artikel aus und über Berlin.“ Allerdings legte die Redaktion doch lange Zeit nur einen geringen Wert auf die Erörterung der preussischen Verhältnisse und glaubte hierzu wohl um so mehr berechtigt zu sein, da das Blatt in Norddeutschland bis gegen Ende der vierziger Jahre doch nur wenig gelesen wurde. Hauptsächlich waren es jüngere Schriftsteller, die für das Blatt korrespondierten, Wilh. Häring (Wilibald Alexis), Kellstab, der Kriminalist Temme, Prof. Ed. Gans, bisweilen auch Chr. R. S. Lunsen, v. Radowiz, Heinrich Leo und ein Major Helmuth von Koltke, von dem noch niemand ahnte, welche hohe Mission ihm noch bevor stand. Er schrieb in den Jahren von 1841 bis 1844 Artikel über die Lage und die Ereignisse auf dem Balkan und über die Eisenbahnangelegenheiten Deutschlands, die mehr und mehr das allgemeine Interesse in Anspruch nahmen.

Ein günstiges Geschick fügte es, daß in dieser mißlichen Zeit die „Allgemeine Zeitung“ einen sehr tüchtigen Redakteur erhielt, und zwar in der Person des Dr. Georg Kolb. Fast vierzig Jahre widmete dieser seine ganze geistige Kraft mit eminenter Umsicht in der selbstlosesten Weise der Zeitung. Als Sohn eines Goldarbeiters am 6. Mai 1798 zu Stuttgart geboren, vermochte er nur unter Schwierigkeiten in Tübingen Kameralwissenschaft zu studieren. Dabei schloß er sich gleich beim Beginn seines Studiums der Burschenschaft an, begeisterte sich für nationale Freiheit, und ließ sich sogar im Frühjahr 1821 verleiten, mit seinem Freunde Gräter nach Piemont zu eilen, um an dem Aufstande teilzunehmen, der dort ausgebrochen war. Die Revolution wurde jedoch sehr bald niedergeschlagen, und die beiden jungen Schwärmer kehrten in die Heimat zurück, ohne sich an irgend welchem

Kämpfe beteiligt zu haben. Die Exkursion war jedoch den Aupassern Metternichs nicht unbekannt geblieben; die Mainzer Zentraluntersuchungskommission erhob Klage, und Kolb wurde wegen burschenschaftlicher Umtriebe zu vier Jahren Festungshaft verurteilt. Im September 1824 trat er diese Haft auf dem Hohenasperge an, wo er u. a. als Mitgefangener auch Karl Hase traf, den späteren berühmten Kirchenhistoriker. In seinen Lebenserinnerungen „Ideale und Irrtümer“ gedenkt dieser denn auch Kolbs. Er erzählt, daß auf Kolb die strenge Einzelhaft in einem Kellerartigen Gefäß sehr drückend gewirkt habe, daß er aber doch ruhig und in sich gefaßt gewesen sei, denn er habe sich als den Hauptschuldigen, den Verführer der anderen betrachtet. „Er hatte alles eingestanden, alles auf sich genommen, keinen verraten,“ sagt Hase von dem Ergebnis der Untersuchung. Die Haft dauerte jedoch nur bis zum Sept. 1826; man mochte einsehen, daß Kolb nicht weniger als ein Hochverräter, vielmehr ein recht warmherziger Patriot war; ja sein Untersuchungsrichter hatte sogar ein solches warmes Interesse an ihm gewonnen, daß er ihn angelegentlich dem Justizminister empfahl, und dieser machte — da er den so schwer Vorbestraften doch nicht wohl bei sich selbst anstellen konnte — den Chef der Cottaschen Buchhandlung auf den kenntnisreichen und geweckten jungen Mann aufmerksam. Cotta griff sehr gern zu, denn er brauchte eine frische Kraft für seine Zeitung, worauf Kolb nach kurzer Einführung in den Zeitungsdienst den deutschen Artikel der „Allgemeinen Zeitung“ mit Einschluß von Österreich und Preußen übernahm. Doch hatte er manche Mühe, sich eine Position zu schaffen, da der alte Chef-Redakteur Stegmann der deutschen Politik, wie bisher, immer nur einen beschränkten Raum gewähren wollte, Kolb dagegen die deutschen Angelegenheiten stets in den Vordergrund zu stellen suchte. Dabei kam es zu manchen erregten Auseinandersetzungen, und schließlich schrieb sogar Stegmann in seiner großen Besorgnis unter dem 11. Mai 1832 an Cotta, die „Allgemeine Zeitung“ schwebte bei der Menge des deutschen Stoffes in der ernststen Gefahr, sich „aus einer europäischen allgemein geachteten zu einer deutschen Zeitung zweiten Ranges zu verwandeln.“ Darauf

ste sich Kolb kürzer fassen; aber das politische Leben Deutschlands regte sich doch immer energischer, und es zeigte sich immer auf, daß der deutschen Politik ein größerer Raum gebühre, mit Kolb mit seiner ausführlicheren Behandlung der deutschen Gelegenheiten das Richtige treffe. Das erkannte auch der junge Georg Cotta, der nach dem am 29. Dezember 1832 erfolgten Tode seines Vaters die Leitung des Verlagsgeschäftes übernommen hatte; er gewährte Kolb wieder einen größeren Spielraum, und als Stegmann 1837 starb, stellte er ihn an die Spitze der Redaktion. Damit trat Kolb in seine Glanzzeit ein. Er hatte sich nach und nach einen weiten politischen Blick und eine große Gewandtheit im Verkehr mit den politischen Parteien und ihren Führern angeeignet, so daß er in der geschicktesten Weise sein Fahrzeug durch alle Klippen hindurchzubringen wußte. Unbeteiligt jedem Parteigezänk, zu dem die erregte Zeit so leicht verführte, erhielt er durch seine geschickte Taktik die „Allgemeine Zeitung“ immer auf einer vornehmen Höhe, selbst wenn er gezwungen wurde, die schlimmsten Konzessionen zu machen. Mit einem Griffel hat Levin Schücking, der 1844 vorübergehend in der Redaktion der „Allgemeinen Zeitung“ beschäftigt war, in seinen Lebenserinnerungen das Porträt dieses Musterredakteurs gezeichnet. „Kolbs Natur,“ schreibt er, „war nicht leicht zu durchschauen. Auf dem Grunde derselben lag eine goldene Treue und Ehrlichkeit, eine unendliche Vaterlandsliebe und ein großer Seelenreichtum nach Poesie; darüber lag ein Anflug von Humor und von Sentimentalität, und zu dem allen kam eine große Anspruchslosigkeit. Es war keine Spur von Überhebung oder eitlen Größenwahn in dem mächtigsten und einflußreichsten Journalisten des damaligen Deutschlands. Er hat seine Stellung nie zu dem allergeringsten persönlichen Vorteile ausgebeutet; er hat nur wie ein geduldiger Kreuzträger alle Widerwärtigkeiten, alle Fehden, die mit der Leitung solch einer Zeitung verbunden waren, auf sich, ganz allein auf seine überbürdeten Schultern genommen . . . Die geistverwüstende Redakteurtätigkeit, die er so viele Jahre hindurch geübt, alles Wichtige selbst tuend, selbst erledigend, nicht die geringste Verantwortlichkeit auf anderer Schultern legend, hatte ihm

dennoch nichts geraubt von seiner Herzenswärme und seinem immer regen und lebendigen Interesse für alles Gute und Schöne; es war wie eine ewige Jugend in ihm. Kolb war ein unbedingter Bewunderer Leopold von Ranke's und wußte, wenn nicht gerade etwas seine patriotische Wärme, sein deutsches Gefühl bis zum Hitzegrade brachte, die Dinge mit der kühlen Objektivität des großen Meisters der Historik zu nehmen; so war er der schwierigen Aufgabe gewachsen, die eigene Anschauungs- und Empfindungsweise schweigen zu lassen, wenn er auf der kleinen Weltbühne, deren Regisseur er war, die Vertreter einzelner Richtungen auftreten und sich aussprechen — und manches auch nicht aussprechen ließ; so verstand er es auch, nur selten und mit allem gebotenen Maß sich die Befriedigung zu gewähren, aus den Kulissen hervorzutreten, um einmal unverblümt eine Parabase zu sprechen.“

Trotz alledem, trotz aller dieser Vorzüge erhob er sich aber dennoch nicht bis zur höchsten Staffel des politischen Redakteurs, dessen Deutschland in dieser kritischen Zeit für die vornehmste Zeitung bedurft hätte. Bei aller Weltbildung blieb er, wie Ludwig Steub einmal von ihm sagte, „ein ganz schwäbischer Mensch“, d. h. auch er vermochte niemals die Scheu vor dem Preußentum zu überwinden, die damals noch so ziemlich alle Schwaben beherrschte. Der geistvolle „Briefwechsel zweier Deutschen“ seines Landsmannes Paul Pfizer wurde von ihm nicht in seiner ganzen Bedeutung erfaßt. Pfizer wies in diesem Buche in scharfsinniger Weise nach, daß Österreich unfähig sei, die Hegemonie in Deutschland auch ferner auszuüben. Nur ein kraftvoller und durch und durch deutscher Staat könne die Führung in Deutschland übernehmen, und dieser Staat sei Preußen. Mit Preußen müßten sich die übrigen deutschen Staaten zu einem konstitutionellen Bundesstaate zusammenschließen. Freilich werde sich Österreich nicht unter die Oberherrschaft Preußens stellen wollen, und da würde es denn die natürliche Entwicklung der Dinge sein, wenn es aus dem deutschen Bunde ausschiede.

Diesen Gedankengängen konnte Kolb nicht folgen, diesen Schlußfolgerungen nicht beipflichten. Daß der politische Schmer-

nft Deutschlands schon langsam von Wien nach Berlin hinüber-  
rücken begann, entging ihm; nach wie vor trat er für die so-  
annte großdeutsche Politik ein; er wollte ein Großdeutschland  
ter Einfluß und Hegemonie eines würdigen verjüngten Öster-  
ch, und er ließ auch nicht von diesem Ziele, je klarer es wurde,  
ß es nicht zu erreichen sei. Vergebens schrieb Heinrich Laube  
ihn: „Der Preuß siegt doch, denn wir wollen ein deutscher  
laat werden, müßten wir persönlich alle darüber zu Grunde  
hen, und mit diesem Siege wird Ihrer Zeitung, wenn sie so  
rtschreitet, eine tiefe Wunde geschlagen.“ Aber Kolb konnte den  
Widerwillen gegen den Preuß“ nicht überwinden, er labierte  
n und her; eine tragische Melancholie legte sich über ihn, und  
dieser schied er am 16. März 1865 aus dem Leben, bevor  
durch den scharfen Schwertstich des modernen Alexander“ dem  
nzen unseligen Konflikte ein Ende gemacht wurde. Wie er sich  
r neuen Situation gegenüber gestellt haben würde, ist schwer zu  
agen; jedenfalls würde seine bisherige Position unhaltbar ge-  
wesen sein.\*)

Die geschäftliche Lage der Zeitung änderte sich unter seinem  
legime in den kritischen vierziger Jahre nur wenig, 1845 hatte  
es Blatt 9172, und 1847 9847 Abonnenten.

Die übrigen politischen Zeitungen Bayerns waren allesamt  
höchst unbedeutende Blätter, die nur kurz erwähnt zu werden  
brauchen. In kleinem Format und mangelhaftem Druck boten sie  
nur einen überaus dürftigen Inhalt dar, der ein wahrhaft kläg-  
liches geistiges Niveau der Redaktion sowohl, wie der Leser verriet.  
Eine gewisse Kühnheit zeigten sie nur in den Schmähungen  
gegen die preußische Regierung.

Eine offizielle „Bayrische Staatszeitung“, die der  
wiederholt schon erwähnte Kurländer F. G. L. Linder, nunmehr  
bayrischer Legationsrat, von 1832 ab in München redigierte,

\*) Vergl. Ed. Hensch, D. Allgem. Ztg. Münch. 1898, S. 110—130;  
Johannes Proelß, Das junge Deutschland, Stuttg. 1892, S. 160 ff.; W. Lang,  
Von und aus Schwaben, 6. Heft, Stuttg. 1890; Gase, Ideale und Irrtümer,  
Kölg. 1872; Schüding, Lebenserinnerungen, 2 Bde., Breslau 1886; Nekrolog  
in „Uns. Zeit“, 1865, S. 317.

vermochte nur kurze Zeit zu existieren, obgleich die Regierung alle Gewaltmittel zu ihren Gunsten anwendete, unter anderem die Gemeinden zwang, das Blatt auf öffentliche Kosten zu halten. Die „Münchener politische Zeitung“, gegründet 1807, vermochte sich nur durch Diebstahl durchs Leben zu bringen. Sie druckte, wie norddeutsche Zeitungen wiederholt klagten, Novellen mit Hingeweglassung des Autornamens und ohne Angabe der Quelle nach und änderte sogar, um den Raub noch mehr zu verschleiern, den Titel. Im Jahre 1861 ging sie endlich ein. Etwas günstiger stand es um den „Bayrischen Beobachter“, den der populäre Schriftsteller J. W. Bruckbräu (geb. 1792, gest. 1874) 1829 gründete, und der bis 1834 erschien. Der „Beobachter“ pflegte eine derbe volkstümliche Sprache und stimmte auch nicht mit in die ungemessenen Lobeserhebungen über die Leistungen des Theaterpersonals ein, in denen sich die übrigen Blätter beständig ergingen. Einen humoristischen Ton schlug der „Volksfreund“ an, der von 1822 bis 1849 in München herauskam und von 1832 bis 1834 von Saphir redigiert wurde; doch kam das Blättchen über die simpelsten Witze und die plattesten Späße nicht hinaus.

Von den Blättern, die außerhalb Münchens, in den Regierungsbezirken, erschienen, sind besonders die beiden Nürnberger Zeitungen, der alte „Korrespondent von und für Deutschland“ und der 1833 ins Leben gerufene „Fränkische Kurier“, hervorzuheben. Beide Blätter suchten die liberalen Grundsätze zu vertreten, sahen sich aber viel von der Regierung gehemmt. Als sie in der Mitte der vierziger Jahre die Berichte über die Kammerverhandlungen in liberaler Färbung brachten, wurden die Redakteure eines Tages von der Regierung aufgefordert, die Namen ihrer Münchner Korrespondenten zu nennen, was sie verweigerten. Die Redaktion des „Korrespondenten“ leitete bis Ende 1845 Dr. Henlé; von da ab war der taktvolle und kenntnisreiche Dr. Philipp Feust bis in die siebziger Jahre hinein Redakteur der Zeitung. Die protestantische „Augsburger Abendzeitung“ und die katholische „Augsburger Postzeitung“, die „Neue Würzburger Zeitung“, die „Regensburger“, „Aschaffenburgische“ und „Speierer Zeitung“ seien nur dem Namen nach

geführt; irgend welche Bedeutung besaßen sie nicht. Doch sei wenigstens erwähnt, daß die „Neue Würzburger Zeitung“ sich durch eine besonders heftige Artikel gegen Preußen auszeichnete, ja nicht selten in den gemeinsten Schmähungen gegen den preußischen Hof ging. Darauf beschwerte sich der preußische Gesandte in München bei der bairischen Regierung, allein ohne Wirkung, und nun suchte die preußische Regierung beim Bundestage ein Verbot der Zeitung herbeizuführen. Erst als das Erfolg zu haben schien, lenkte Metternich ab, und der bairische Gesandte in Berlin erklärte im Juni 1838, König Ludwig verdamme „das undeutsche und nichtswürdige Treiben“ des Redakteurs Ernst Zander und habe „den freiwilligen Entschluß“ gefaßt, ihn von dem Blatte zu entfernen. Die Zeitung selbst aber wurde nicht verboten.\*)

---

Die österreichischen Presseverhältnisse. Metternichs Elaborat über die Presse. Die Eingriffe der Zensoren. Ein Bild von der Kläglichkeit der österreichischen Presse. Die Absperrung der ausländischen Zeitungen. Rückgang des Zeitungswesens. Versuche, eine etwas größere Pressefreiheit zu erlangen. Errichtung einer Zensur-Ober-Direktion. Gründung des „Adler“. Die „Wiener Zeitung“, der „Österreichische Beobachter“, die „Prager Zeitung“.

Über Österreich lagerte nach wie vor der schwere Druck Metternichs, und der Präsident der Polizei- und Zensurhofstelle Graf Joseph Sedlnitzky sorgte dafür, daß die von dem allmächtigen Minister festgesetzten Schranken für die Presse mit aller Strenge aufrecht erhalten wurden. Doch nicht nur in Österreich, sondern auch im ganzen übrigen Deutschland wollte Metternich seine Ansichten über das Zeitungswesen zur Geltung bringen. Er sandte daher noch im Jahre 1846 ein Elaborat über die Presse in Österreich an den preußischen Minister von Canitz und an die kleinen deutschen Höfe, in welchem er hinsichtlich der Tages- und Flug-

---

\*) Treitschke, Deutsche Geschichte, IV, S. 722.



blätter, sowie der Bücher unter zwanzig Bogen zur festen Handhabung des Bundesgesetzes vom Jahre 1819 aufforderte. „Die Presse ist eine Gewalt,“ sagte er, „und Gewalten bedürfen der Regelung. Die Presse läßt sich nur auf dem präventiven Wege dämmen, die Repression bietet eine gänzlich illusorische Form, weil sie dort, wo sie schlägt, nicht das Produkt, sondern den Produzenten trifft.“ Die Sicherheit erfordere Schirmen mehr als Strafen. Jeder Staatsmann, selbst in England und Frankreich behauptete Metternich, erkenne in der Pressefreiheit „ein Übel, dessen Grenzen und Folgen ganz unberechenbar sind.“\*) Mittlerweile machte sich aber auch in Österreich ein immer lebhafteres geistiges Leben bemerkbar, und Männer wie Anastasius Grün, Bauernfeld, Karl Beck, Kollet, Meißner, Hartmann standen auf und verlangten nach einer größeren Freiheit in der geistigen Bewegung. Da sich jedoch die Regierung auch nicht zu den kleinsten Konzessionen bereit fand, so wurde die Kluft, die sich zwischen den Grundsätzen Metternichs und den Anschauungen des emporstrebenden neuen Geschlechts dahinzog, immer tiefer. Dabei kam es zu Eingriffen und Maßregelungen, die aller geistigen Bildung Hohn sprachen. Einige wenige Beispiele mögen zur Illustrierung genügen.

Bei einer kritischen Besprechung glaubte sich ein Schriftsteller unter anderem auf die „Autorität“ von Schiller und Goethe berufen zu dürfen, allein der Präsidialist des Prager Guberniums, der die betreffende Abhandlung zu zensieren hatte, kannte in seinem bürokratischen Hochgefühl nur Zivil- und Militär-„Autoritäten“ und ließ den Verfasser in seine Kanzlei kommen, um ihm die respektwidrige Redeweise vorzuhalten. Der Schriftsteller versuchte zwar, sich zu verteidigen. „Wie in anderen Sphären Behörden und Ämter, so seien auf dem Gebiete der deutschen Literatur Schriftsteller von dem Range eines Schiller und Goethe doch wohl ohne Frage Autoritäten.“ Allein der Mann der Obrigkeit fiel ihm ins Wort: „Autoren wohl, aber nicht Autori-

---

\*) Aus Metternichs nachgelassenen Papieren. 7. Band. Wien 1883.

en," rief er, griff zur Feder und berichtigte in solcher Weise anstößige Stelle.

In einer Anekdote spielte ein Irlander eine lächerliche Rolle; es glaubte der Zensur aber nicht dulden zu dürfen, denn der König von Großbritannien und Irland war doch ein hoher Herrlicher Seiner Majestät des Kaisers von Österreich. Flugs vertauschte er Irlander in Urländer um, und jede diplomatische Verbindung war unmöglich gemacht.

In einer Novelle sollte ein ehrbares Mädchen die unziemliche Frage „Wo führt der Weg zu Ihrer Schlafkammer?“ mit den Worten zurückweisen: „Durch die Kirche, mein Herr!“ Die Gedankenverbindung zwischen Schlafkammer und Kirche erschien aber dem Zensur wie eine Blasphemie; er strich „Kirche“ und setzte für „Küche“. Das Mädchen antwortete also: „Durch die Küche, mein Herr!“

Bisweilen waren die Ausstellungen und Maßnahmen der Zensoren einfach unbegreiflich. Das mußten u. a. die Wiener Redaktoren erfahren. Sie hatten in den zwanziger Jahren eine katholische Zeitschrift „Ölzweige“ gegründet; im Jahre 1841 wollten sie das mittlerweile eingegangene Blatt unter dem Titel „Frische Ölzweige, Konversationsblatt für Katholiken“ in veränderter Gestalt ins Leben rufen; als sie aber um behördliche Genehmigung ankamen, wurde der Beisatz „Konversations-Blatt“ gestrichen, und als sie dagegen Berufung einlegten, wurde auch noch das Epitheton im Titel verpönt. „Ölzweige“ durfte die fromme Zeitschrift heißen, aber „Frische Ölzweige“ sollte man nicht sagen; vielleicht klang das im Ohr des Zensors zu neuerungsbegehrig, zu burschikos, zu herausfordernd.

Im Jahre 1846 wünschte Joseph Kaiser sein „Pädagogisches Wochenblatt“ durch Holzschnitt-Illustrationen zu beleben, was auch bei den berufenen Zensoren auf weiter keine Bedenken stieß. Es wurde daher bei der obersten Zensur-Behörde auf Willfahrgung angetragen, und diese gestattete auch den neuen Schmuck, bestimmte jedoch, daß die Zahl der Illustrationen auf monatlich zwei beschränkt bleibe und eine jede, bevor der Holzschnitt ange-

fertigt werde, „in einer deutlichen Zeichnung zur Zensur vorzulegen sei, sohin nur nach Maßgabe der Zensur-Erledigung zum Abdruck gebracht“ werden dürfe.

Ganz besonders gefährlich für den Herausgeber und Redakteur eines Blattes war es, wenn er es an dem schuldigen Redakteur gegen das Kaiserhaus fehlen ließ. Als Dr. Moriz Rappaport in der für den 19. April 1842 bestimmten Nummer seiner „Blätter“, die er in Lemberg herausgab, das Festgedicht für Geburtstag Seiner Majestät des Kaisers Ferdinand I. verfasst hatte, faßte der Zensor Ignaz Rankoffer das als eine Majestätsbeleidigung auf, ließ den bestürzten Redakteur durch einen Polizeibeamten vorsehen und zwang ihn, sofort im Bureau den Festgedicht zu verfassen, worauf dann die betreffende Nummer der „Blätter“ auch noch rechtzeitig mit „Galicias Jubelgruß“ erschienen.

Für das sonstige Verhalten der Zeitungen gegenüber dem Kaiserhause gab es eine Anzahl geheimer Instruktionen, unter anderem z. B. der Besuch von Mitgliedern des A. S. Kaiserhauses in Vorstadt-Theatern nicht angeführt werden durfte. Auch Angriffe gegen den Adel, das Militär „oder dergleichen höheren Stände“ waren untersagt, ebensowenig wurden Ausfälle gegen die Hofburg-Theater-Direktion geduldet.\*)

Unter diesen Umständen bot die österreichische Presse ein überaus klägliches Bild. Ein touristischer Schriftsteller jener Zeit entwirft folgende Schilderung:

„Und die Wiener Tagesliteratur . . . die macht sich noch immer wichtig, wenn es gilt, über den Paß einer Tänzerin ein eben so lange als breite philosophische Abhandlung zu schreiben — sie spielt noch immer mit den geschminkten Theaterpuppen und beurteilt jeden Geiger, jeden Klavierpauser, vor allem aber die Kunsttreiter. Dabei sieht aber die Wiener Tagesliteratur jäh bleich und hager grämlich und mager aus und kneift sich selbst

\*) Ausführliches bei Adolf Wiesner, Denkwürdigkeiten der österr. Zensur. Stuttg. 1847, S. 331; Wiedemann, Die kirchliche Bücher-Zensur in der Erzdiözese Wien. Wien 1873, S. 290 f. und Frhr. v. Helfert, Die Wiener Journalistik im Jahre 1848. Wien 1877, S. 7—9.

und wieder in die Backen und zaust sich manchmal selbst bei Haaren und gibt sich dann und wann selbst Nasenstüber, um von ihrer Existenz zu überzeugen. Wie die Komödianten es zu pflegen, wenn der Dichter sie sagen läßt: „Träume oder was ich?“ Da betasten und schütteln sie sich und wissen doch nicht, woran sie sind. Der große Dichter unserer Zeit aber ist die Geschichte. Und die Geschichte schweigt über die Wiener Journalistik.“ \*)

Bei dem Geschichtschreiber der Wiener Journalistik aber quillt dieser „Einschläferung und Irreführung der öffentlichen Meinung“ der Bohn auf. „Es war ein trauriges, ein trostloses, ja ekelerregendes Gesamtbild der Wiener Journalistik geschaffen worden,“ sagte er, „auf der einen Seite die systematische Anmaßung der Regierungsware, das Verschweigen aller Mißerfolge der Regierung, das Hinwegleugnen aller Schäden, die Begeisterung jener Leute, die auch nur für das geringste Ausmaß von Reform eintraten; auf der andern Seite die erdrückende Leere, das Schweigen des Grabes, eine Unkenntnis der innern und äußern Vorgänge, als hätte das Rad der Geschichte innegehalten... Man drückte allen Zeitungen, die unter Wölfen nicht heulen wollten, die Faust auf den Mund, zwang sie überhaupt zu schweigen, benahm dem Volke die Möglichkeit, auch des andern Mannes Rede zu vernehmen, und das ist Bergewaltigung, Fälschung der öffentlichen Meinung, Korumpierung der Presse.“ \*\*)

Dieser traurige Zustand der Presse war um so empfindlicher, da auch die auswärtigen Zeitungen nach und nach fast alle aus Österreich verbannt wurden. Im Jahre 1846 konnten nur noch drei deutsche politische Zeitungen die Linie der schwarzen Grenzpfähle passieren: die Augsburger „Allgemeine Zeitung“, die Frankfurter „Oberpostamtzeitung“ und der Nürnberger „Korrespondent“. Mit dem Schlusse des Jahres 1845 war auch der „Rössischen“ und der „Spenerischen Zeitung“ der Eintritt nach Öster-

\*) J. G. Zerffi, Wien und die Wiener. Reiseskizzen. Charivari 1845, Nr. 144.

\*\*) E. B. Zentler, Gesch. d. Wiener Journalistik. Wien 1892, S. 108.

reich abgeschnitten worden, doch wollte das nicht viel heißen: Berliner Blätter waren an der Donau nicht beliebt; die „Wiensische Zeitung“ war nur in 10 Exemplaren und die „Spenerische“ sogar nur in 8 nach Österreich gegangen. Zu gleicher Zeit wurde auch den Privat-Lese-Vereinen in Wien untersagt, weiterhin die „Wiensische Zeitung“ und die Brockhaus'sche „Deutsche Allgemeine Zeitung“ zirkulieren zu lassen. Die letztere war besonders schlecht bei der Regierung angeschrieben; 40 Gulden Strafe mußte diejenige für jede Nummer bezahlen, bei dem sie gefunden wurde. Weshalb auch die harmlose Dresdener „Abendzeitung“ verboten ward, ist unerfindlich.

Infolge dieses allgemeinen schweren Druckes ging das Zeitungswesen in Österreich mehr und mehr zurück. Während im Jahre 1840 noch 14670 Zeitungsexemplare durch die österreichische Post befördert wurden, kamen 1845 nur noch 1290 zur Versendung. Der Verbrauch von Druckpapier für die 40 Millionen Menschen der österreichischen Monarchie belief sich auf 500000 Rieß, das war ungefähr so viel, wie das kleine Königreich Sachsen verbrauchte, das einen achtzehnmal kleineren Umfang hatte.

Unterdessen wuchs die allgemeine Erregung mehr und mehr, man erfuhr ja schließlich doch, was in Frankreich, was in Baden, was in Preußen vorging, und empfand die Absperrung je länger desto drückender, und es wurden die verschiedensten Versuche unternommen, den elenden Zustand einigermaßen zu beseitigen. Zunächst traten die Journalisten Wiens hervor. Sie richteten 1844 eine Bittschrift an den Präsidenten der obersten Polizei- und Zensur-Hofstelle, den Grafen Joseph Sedlnitzky, in der sie um Erleichterung des auf der Presse lastenden Druckes baten; allein noch ehe diese Bittschrift überreicht werden konnte, erlangte Sedlnitzky Kenntniss von derselben und wies sie daher einfach mit der Bemerkung zurück, daß er keine Journalistenkörperschaft kenne. Es möge jeder Einzelne kommen und ihm seine Bitte vorbringen. Das unterblieb aber, da man von der Vergeblichkeit solcher Anträge liegen von vornhinein überzeugt war. Darauf traten im Frühjahr 1845 die Wiener Schriftsteller bei dem Baron von Hammer

rgstall zu einer Beratung zusammen. Es waren Vertreter fast des Zweiges der Wissenschaft und der Literatur erschienen, der die Erzbischof von Erlau, Ladislaus von Pyrker, Graf Auersberg (Anastasius Grün), Grillparzer, Bauernfeld, Fürst Schwarzenberg, die Hofräte Zenuß und Baumgartner und viele andere. Nach sorgfältiger Erwägung aller Verhältnisse setzte man eine Entschrift auf, in der man nur in der bescheidensten Weise der Zensurbedrückungen Erwähnung tat und auch bloß um die genaue Durchführung des im Jahre 1810 erlassenen Zensur-Mandates bat, das seitdem ganz und gar in Vergessenheit gekommen sei. Doch auch diese Bitte fand an maßgebender Stelle keine Beachtung.

So kam das Jahr 1848 heran, und immer höher stieg die allgemeine Aufregung; schon konnte man ein fieberhaftes Zittern in allen Gesellschaftskreisen wahrnehmen. Da begann man endlich in den obersten Zensur-Regionen eine gewisse Reorganisation der Zensurverhältnissen anzustreben, und am 1. Februar trat in Wien eine k. k. Zensur-Ober-Direktion mit einem Hofrat an der Spitze ins Leben und ferner als Berufungs-Instanz ein k. k. oberstes Zensurkollegium unter dem Voritze des Grafen Sedlnitzky. Diese neue Einrichtung zeichnete sich besonders durch die Bestimmung aus, daß künftig einem Verfasser „auf sein Ansuchen“ die Gründe angegeben werden sollten, aus denen Streichungen vorgenommen oder wohl gar die ganze Drucklegung versagt worden sei, was ihm dann als Anhaltspunkt für seine Berufung an die oberste Instanz dienen konnte. Allein diese Bestimmung war versagt: a) bei Zeitschriften, Tag- und Flugblättern „von nicht rein wissenschaftlichem Inhalte“, also gerade da, wo die Belästigungen am ärgsten, am empfindlichsten waren, und wo außerdem eine Berufung zwar unpraktisch und zwecklos, aber mindestens grundsätzlich nicht ausgeschlossen war; b) wegen Hinweglassung oder Änderung in einzelnen Ausdrücken oder Stellen und c) „wenn überhaupt keine wichtige Rücksicht für die Veröffentlichung geltend gemacht werden“ könne, eine Beurteilung, die einzig der Behörde selbst anheimgestellt war und daher dem Belieben oder dem Mangel an Verständnis neuerdings Tür und Thor öffnete. Helfert berichtet denn auch, daß bereits der nächste

Tag einen auffallenden Beweis davon brachte, was man von der neuen Einrichtung zu erwarten habe. Am 2. Februar wurde die jüngst geschaffene Kaiserliche Akademie der Wissenschaft eröffnet. Auf Grund ihrer Allerhöchst genehmigten Statuten hatte der Präsident von Hammer-Burgstall in seiner Rede erklärt, „daß die Akademie zensurfrei wirken werde“; die Rede wurde in der „Wiener Zeitung“ (Feuilleton vom 4. und 5. Februar) abgedruckt, allein die bezeichnende Stelle fehlte. Der Präsident von Hammer-Burgstall war außer sich; er lief in seiner rastlosen Weise von einem zum andern, verklagte den Präsidenten der Zensur-Stelle beim Kurator der Akademie, dem Erzherzog Johann, drohte mit seinem Rücktritt — allein die Sache blieb, wie sie war.

Die Situation für die Presse war also nur schlimmer geworden; doch dauerte sie nicht lange; am 14. März legte der Sturm der Revolution die ganze nichtswürdige Institution hinweg, und Spott und Hohn wurden ihr nachgeschleudert. In der Nacht vom 14. zum 15. März zirkulierte in den Kaffee- und Bierhäusern Wiens in zahlreichen Abschriften ein Parte-Zettel: „Authentische Nachricht von dem am 14. März 1848 erfolgten Hinscheiden und dem Leichenbegängnisse der Frau Belladonna Zensur, geborenen Mitternacht.“

Es ist begreiflich, daß sich die Zeitungen unter dem schweren Druck, der so viele Jahrzehnte lang auf der Presse lastete, kaum nennenswert entwickeln konnten, und daß daher nur wenig von ihnen gesagt werden kann. In der Kaiserstadt Wien erstand während der ganzen in Rede stehenden Zeit nur eine einzige neue politische Zeitung, der „Adler“, und diese war noch dazu herzlich unbedeutend. Sie wurde 1838 von A. S. Groß-Hoffinger gegründet und trat mit der ausgesprochenen Tendenz hervor, in allen Fällen und unter allen Umständen für die Regierung einzutreten. Es wurde ihr daher auch ausnahmsweise die Aufnahme bezahlter Inserate gestattet. Aber Groß-Hoffinger war durchaus nicht ein überzeugter Verfechter der Politik Metternichs, sondern ein charakterloser Vielschreiber, der ursprünglich das Gegenteil von dem verfochten hatte, für das er jetzt eintrat. Geboren 1808 in Wien, widmete er sich anfangs dem Militärdienste, ging dann



er zur Schriftstellerei über, schrieb das Buch „Seufzer aus  
terreich“, in welchem er die Regierung ohne jede tiefere Kennt-  
befehdete, und gab 1833 eine Zeitschrift „Austria“ heraus,  
n der aber nur zwei Bände erschienen. Nach diesen Miß-  
folgen versuchte er es mit Verherrlichungen des Kaiserhauses,  
öffentlichte eine Apotheose des Kaisers Franz und das Werk  
Erzherzog Karl und der Weltstreit“, worauf er die Konzession  
Herausgabe des „Adler“ erhielt. Aber so geschickt das Blatt  
redigiert war, die hämischen Ausfälle auf die politischen  
egner, der enge Horizont, der ganze Ton, mit dem beständig  
die goldene Hand der Legitimität“ gepriesen wurde, sprach einen  
öberen Leserkreis nicht an. Er suchte nun durch eine Änderung  
s Titels in „Windobona“ eine Besserung der Lage herbeizu-  
ühren, doch auch das war vergeblich, worauf die Zeitung im  
Juni 1844 wieder einging. Es erschienen nun abermals, wie  
jedem, in Wien nur die beiden politischen Zeitungen, die beide  
direkt unter dem Einflusse der Regierung standen, die „Wiener  
Zeitung“ und der „Österreichische Beobachter“. Beide  
sind schon genügend charakterisiert worden. Sie bewegten sich  
auch bis zum Zusammenbruch des alten Regimes ohne jede Kon-  
zession in ihren engen Schranken, so daß der Redakteur J. R.  
Bernhard der „Wiener Zeitung“ nach wie vor die althergebrachte  
Reihenfolge der Artikel inne hielt. Erst kam die offizielle Rubrik  
Wien, dann folgten Amerika, weiterhin Spanien, Großbritannien,  
Frankreich, die Schweiz, die Niederlande, Rußland; gleich hinter  
Rußland folgte Preußen und hinter diesem Deutschland. Die  
Buchdruckerfamilie van Ghelen zahlte von 1823 ab zwölf Jahre  
hindurch einen jährlichen Pachtschilling von 20000 Gulden,  
von 1835 ab einen solchen von 22000 Gulden, und im  
Jahre 1847 wurde ein Vertrag auf zehn Jahre mit einem  
Pachtschilling vom 32000 Gulden geschlossen; dieser Ver-  
trag sollte aber nicht mehr seine natürliche Erledigung finden;  
der Märzsturm des Jahres 1848 fegte ihn hinweg. Das Blatt  
selbst aber vermochte sich in dem Sturme zu erhalten, während  
der „Österreichische Beobachter“ nicht nur die Richtung, sondern  
auch die Gestalt änderte und vom 1. April ab unter der Leitung

Ernst von Schwarzerß sich „Österreichische Zeitung“ nannte, sich sogar als „Oppositionsblatt“ ankündigte.

Von den Provinzblättern ist nur die „Prager Zeitung“ zu erwähnen, die mit dem Beginn des Jahres 1846 von Medauschen Verlage gepachtet wurde. Der bisherige Pächter, Haafesche Verlag, hatte die Zeitung mehr und mehr vernachlässigt. Der Verleger L. W. Medau, der dem Landesgubernium eine jährliche Pacht von 10400 Gulden bezahlte, gab jetzt das Blatt in Großfolio heraus, gewann sich in dem bekannten Schriftsteller Ladislaus Tarnowski (eigentlich Gottfried Schulze) einen tüchtigen Redakteur und zog auch die übrigen böhmischen Schriftsteller zur Mitarbeit heran, so G. Franz, Ferdinand Stauder, Dr. Ed. Bruna, Josef Walter u. a. Leider starb Tarnowski bereits 1847, erst 37 Jahre alt, worauf der Romanschriftsteller Eduard Breier (geb. 1811, gest. 1886) an seine Stelle trat und ihn ganz zu ersetzen.



## Drittes Kapitel.

---

### Der neue Geist in der Zeitschriften-Literatur.

(1830—1848.)

Die rein politischen Journale. Die konservativen Zeitschriften. Jarcks „Politisches Wochenblatt“. Verfißt die Legitimität. Rankes „Historisch-polit. Zeitschrift“. Görres' und Philipps' „Histor-polit. Blätter“. „Der Staat“. Die liberalen Zeitschriften. „Das Vaterland“; die „Deutsche Monatschrift“ von Ledermann; der „Herold“. Helds „Lokomotive“. Ihre Schicksale in Leipzig und Halle. „Unser Planet“. „Der Wandelstern“. „Die Sonne“. Die „Rheinischen Jahrbücher“. Mathys „Vaterländische Hefte“. Der „Deutsche Anshauer“. Die „Konstitution. Jahrbücher“. Die „Grenzboten“. Ihr Herausgeber Ignaz Kuranda. Alfred Meißner über ihn. Die Zeitschrift vertritt die Interessen des jungen Österreichs. Wird an Brunow, Gustav Freitag und Julian Schmidt verkauft.

Der neue Geist, der mit den Julitagen des Jahres 1830 hereindrang, kam natürlich nicht bloß in den Zeitungen, sondern auch in den Zeitschriften zum Ausdruck, und hier sogar in allen seinen Schwingungen, mit seiner ganzen Intensivität, da ja der Raum der Journale nicht durch die Berichte über die Tagesereignisse in Anspruch genommen wurde, mithin ein weit größerer Raum, als in den Zeitungen, zur ausführlichen Erörterung der Zeitfragen zur Verfügung stand, und da ferner auch die Zensur den Schriftstellern weniger streng auf die Finger sah, weil die Zeitschriften ja nicht in die breite Masse des Volkes kamen, also, nach Ansicht der Regierungen, nicht so direkt vergiftend wirken konnten.

Die Flut der neuen Gedanken ergriff sehr bald die gesamte Journalliteratur. Jede Zeitschrift suchte jetzt eine gewisse Gesinnung herauszuföhren, irgend einen politischen Glauben auf seine Fahne zu schreiben, wenn sie auch im übrigen nur der simpelsten Unterhaltung dienen wollte. „Die nationale Sache“ und „die Rettung der Gesellschaft“ waren die Schlagworte, an die jeder Aufsatz, jede Novelle, jede Anekdote in irgend welcher Weise anklängen mußte. Eine volkstümliche, gewandte Sprache, ein schlagender Witz, eine beißende Ironie mußten die Ausführungen beleben. „Die Zeit des Räsonnierens, Diskutierens und Debattierens begann,“ schreibt ein Schilderer jener Zeit,\*) „die Kritik wurde räsonnierend, selbst die dichterischen Produktionen waren mit Räsonnements bis zum Ersticken angefüllt . . . . Überall traten politische Ideen und Zeittendenzen an die Stelle der bloß literarischen und sogenannten allgemein menschlichen . . . . Man beehrte gar kein Kunstwerk, man wollte einen zeitgeschichtlichen Inhalt und beehrte ihn selbst von der Kritik . . . . Die Journale wurden, wenn auch nicht Leiter, so doch Träger der öffentlichen Meinungen; sie sprachen nur aus, was Gemeingefühl und Gemeinstimmung war, und konnten sich eben nur dadurch halten, daß sie es aussprachen. Wie weit man über das Maß hinausging, merkte man damals nicht; die allgemeine Stimmung hatte an sich selbst etwas Unmäßiges, etwas Unbegrenztes.“

Die Jugend mit ihrer größeren Empfänglichkeit und Reizbarkeit trat naturgemäß am lebhaftesten für die neuen Ideen ein. Es erstand eine ganze Reihe neuer Schriftsteller, Gutzkow, Laube, Mundt, Kühne, Meißner, Beck, Ruge, Duller, Öttinger, Willkomm u. a., die sämtlich sich der Journalistik zuwandten, weil sie dort sich am bequemsten aussprechen konnten und am weitesten gehört wurden. Wie heftig sie sich gedrängt fühlten, ihrem Unmut und Mißbehagen über die unzulänglichen Verhältnisse Luft zu machen, bringt Mundt recht charakteristisch zum Ausdruck.

---

\*) Hermann Marggraff, Deutschlands jüngste Literatur- und Kultur epoche. Leipzig 1839, S. 269.

Der Zeitgeist zuckt, dröhnt, zieht, wirbelt, hambachert in mir,“  
 st er einmal aus, „er pfeift in mir, hell wie eine Wachtel,  
 ert die Kriegstrompete auf mir, singt die Marseillaise in all  
 en Eingeweiden und donnert mir in Zunge und Leber mit  
 r Pauke des Aufruhrs herum.“

Leider wußten die Regierungen diesem allgemeinen heißen  
 erlangen nach edleren Staatsformen in keiner Weise zu ent-  
 rechen. Vollständig unfähig, die allgemeinen Forderungen zu  
 rstehen, setzten sie alledem nur starren Widerstand entgegen,  
 er sie ließen ihre Ansichten durch Journale vertreten, die ohne  
 len Einfluß blieben.

Von der großen Menge von Zeitschriften, die in diesen be-  
 regten Jahren auftauchten, sind die rein politischen die unbe-  
 deutendsten, zudem erschienen sie auch nur in geringer Anzahl.  
 Es war dies eigentlich selbstverständlich, denn den Journalen mit  
 iberaler Tendenz wurde ja stets nur ein kurzes Dasein gestattet,  
 während die konservativen Zeitschriften, so eifrig sie auch von den  
 Regierungen protegirt werden mochten, doch niemals ein größeres  
 Publikum eroberten. Den verhältnismäßig größten Leserkreis und  
 wohl auch einen zu Zeiten nicht geringen Einfluß besaß von diesen  
 letzteren das durch die Initiative Joseph von Radowiz' in Berlin ins  
 Leben gerufene „P o l i t i s c h e W o c h e n b l a t t“, dessen Redaktion Karl  
 Ernst Zarcke besorgte. Dieser war einer der begabtesten konser-  
 vativen politischen Schriftsteller der dreißiger und vierziger Jahre.  
 Geboren 1801 zu Danzig, studierte er die Rechte und schrieb zu-  
 nächst verschiedene juristische Werke, in denen er sich bereits als  
 ein energischer Verfechter der Legitimität und als ein heftiger  
 Gegner aller freiheitlichen Bewegungen bekannte. Weiterhin ver-  
 suchte er auch, nachdem er 1824 in Köln zur katholischen Kirche  
 übergetreten war, mit großer Leidenschaft die Interessen des  
 Katholizismus. Nach seiner 1825 erfolgten Berufung als Pro-  
 fessor des Kriminalrechts an die Universität Berlin trat er den  
 dortigen konservativen Kreisen näher, befreundete sich mit den  
 Berlachs (Wilhelm, Ludwig und Leopold), sowie mit Joseph von  
 Radowiz, und wurde daher bei der Gründung des Wochenblattes be-

wogen, dessen Redaktion zu übernehmen.\*) Die Zeitschrift begann im Herbst 1831 zu erscheinen und sollte gleichsam einen Damm gegen die von Frankreich herüberströmenden Ideen bilden. In dem Prospekte hieß es denn auch, es werde bezweckt, „der Revolution in jeder ihrer Gestalten entgegenzutreten, die Angriffe des auswärtigen Journalismus zurückzuweisen und die schlechten politischen Lehren durch die guten zu bekämpfen.“ Der allgemeine Charakter der Zeitschrift werde der antirevolutionäre sein, und sie wünsche deshalb auch, als Organ und Vereinigungspunkt aller antirevolutionären Richtungen aufzutreten. Dieses Ziel erreichte sie zwar nicht, doch faßte sie bald in den höheren und höchsten Berliner Gesellschaftskreisen Fuß und übte auf die innere Entwicklung des preußischen Staates während der dreißiger Jahre einen nicht zu leugnenden Einfluß aus. Das eigentliche Leitmotiv des Blattes bildete die unablässige Fehde gegen den konstitutionellen Verfassungsstaat. Wie die Evangelische Kirchenzeitung, die Pastorkonferenzen, die Missionsvereine und die Konventikel der Frommen auf dem religiösen, schreibt Hassel, so gehörte auf dem politischen Gebiete das Wochenblatt zu den Waffen, mit denen die feudal-kirchliche Partei ihr Terrain zu behaupten und zu erweitern mußte. Es erschien an jedem Sonnabend in Folio in Stärke von ein bis zwei Bogen zum Jahrespreise von 6<sup>2</sup>/<sub>3</sub> Talern. Von politischen Tagesnachrichten sah es ganz ab; es wollte nur leiten und brachte daher neben einem kurzen orientierenden politischen Wochenbericht größere, meist polemische Artikel und Korrespondenzen. Es wandte sich gegen den Polenenthusiasmus, der damals weite Kreise ergriffen hatte, die revolutionären Bewegungen in Braunschweig, Hannover und Leipzig, ganz besonders aber gegen die konstitutionellen Bestrebungen in Süddeutschland. Mit der ganzen Schärfe einer gut geschulten Dialektik verurteilte es hier den modernen Liberalismus, „den Herd der Revolution“, „jene doktrinäre Sucht, nach flüchtigen Abstraktionen beliebige

---

\*) Vergl. Paul Hassel, Joseph Maria von Radowiz, Berlin 1905, Band I, S. 213 ff. und die Aufzeichnungen Ludwigs von Gerlach, Band I, S. 193.

Verfassungsformen zusammenzusetzen und politische Luftschlöffer erbauen.“ Die süddeutsche Presse wurde heftig angegriffen, besonders Wirths „Tribüne“; das Hambacher Fest erregte den Richterstattern „Schmerz und Gkel“, und die danach gefaßten Bundesbeschlüsse erschienen ihnen als „Vollendung im rühmlichen Wirken der Sicherheit Deutschlands“. In ähnlicher Weise sprach das „Wochenblatt“ über die liberalen Strömungen in Frankreich aus. Diese Artikel schrieb Radowiz. Oesterreich blieb fast ganz unbeachtet. Diese Haltung des „Wochenblattes“ wurde besonders am preussischen Hofe gebilligt; Friedrich Wilhelm III. nahm ihr durchaus bei, so daß Zarcke, als er am 15. November 1832 aus der Redaktion schied, stolz von sich sagte: „Vielleicht ist noch niemals einem deutschen politischen Schriftsteller ein so ausgewähltes und geistvolles Publikum zu Theil geworden, als die Umgebung, durch welche er sich getragen und durch deren Beifall und Zustimmung er sich beglückt fühlte.“ Zarcke ging nach Wien und trat als Rath im außerordentlichen Dienste bei der k. k. Haus-, Hof- und Staatskanzlei ein, an Stelle des verstorbenen Genz, brachte es aber nur zu einem Genz au petit pied, wie Metternich sagte; ein ganzer Genz vermochte er nicht zu werden. Auch starb er bereits 1852. Sein Nachfolger beim „Wochenblatt“ wurde Dr. F. W. Streit, Major a. D., doch schrieb er auch fernerhin noch oft und gern für sein ehemaliges Journal, bis 1837 ein jäher Bruch ihn für immer vollständig von Berlin trennte. Der Kölner Kirchenstreit war ausgebrochen, und Zarcke, der als leidenschaftlicher Katholik auf Seiten des verhafteten Erzbischofs stand, erwartete, daß, da die Behandlung konfessioneller Fragen ausgeschlossen sein sollte, das „Wochenblatt“ die Katastrophe mit Stillschweigen übergehen werde. Das war jedoch nicht der Fall; das „Wochenblatt“ brachte eines Tages einen scharfen Artikel gegen den Erzbischof Droste zu Vischering, worauf Zarcke in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ erklärte, daß er jede Berührung mit dem „Wochenblatt“ abgebrochen habe, an dessen Leitung und Entwicklung er als unermüdblicher Mitarbeiter acht Jahre tätigen Anteil genommen. Das „Wochenblatt“ erschien darauf noch bis 1840, verlor aber



seinen früheren Einfluß mehr und mehr und büßte ihn schließlich ganz ein.

Dieselbe Tendenz, wie Sardes' „Wochenschrift“, verfolgte auch Leopold Ranke's „Historisch-politische Zeitschrift“, deren erster Band 1832 zu Hamburg, und deren zweiter von 1833 bis 1836 in Berlin erschien. Mitarbeiter waren Savigny, Glanville u. a. Auch sie wandte sich gegen die liberalen Bestrebungen und warnte davor, „nach einem eingebildeten Glück auf Kosten der vom Wahren abführen, zu jagen.“ Immerhin wollte sie das Volk nicht vollständig von einer Teilnahme an den Staatsgeschäften ausgeschlossen sehen. Einem vaterländisch gesinnten Mittelstande könne wohl ein gewisser Einfluß eingeräumt werden, allerdings mit vorsichtiger Beschränkung. „Macht soll er haben,“ erklärte sie, „doch nach dem Maße seiner Einsicht, d. h. im Wesentlichen nach dem Kreise seiner Erfahrungen, aber nicht nach den oberflächlichen Theorien, welchen die öffentliche Meinung zu folgen jetzt nur zu sehr geneigt ist.“ Das mehr und mehr überhandnehmende Politisieren aller Kreise bezeichnete sie als eine Neigung, die von „wahrem Bürgerfenn, d. h. von hingehender, selbstverleugnender Liebe zum Gemeinwohl noch sehr verschieden“ sei, und erklärte sich darum auch gegen die Pressefreiheit. Weiterhin wandte sie sich mehr und mehr der historischen Kritik zu und wurde somit eine rein wissenschaftliche Zeitschrift.\*)

Für das katholische Deutschland riefen Görres und Philipps in München 1839 die „Historisch-politischen Blätter“ ins Leben. In dem Programm hieß es, daß der Hauptzweck der Zeitschrift sei, „die revolutionäre, wie die despotische Doktrin der falschen Staatsweisheit durch die Verkündigung der Grundsätze wahrer Freiheit und des Rechts zu bekämpfen. Das erste Heft wurde mit einem Artikel „Weltlage“ eröffnet, der die allgemeinen religiösen Verhältnisse darlegte; der zweite Artikel handelte „über die gegenwärtige Stellung der katholischen Kirche zu den von ihr

\*) Vergl. auch G. Kaufmann, Politische Geschichte Deutschlands im 19. Jahrh. Berlin 1900, S. 237 ff., wo das „Polit. Wochenbl.“ und Ranke's „Hist.-pol. Zeitschrift“ gegeneinander abgewogen werden.

ennten Konfessionen.“ Mitarbeiter waren hauptsächlich die hessischer Professoren, darunter Döllinger und v. Mohl, und der Garcke, der sogar einen sehr bedeutenden Anteil an der Gründung der Blätter gehabt haben soll. Nach Görres' Hinscheiden (S. 52) übernahm Edmund Jörg, der bekannte antipreußische Politiker, die Redaktion der „gelben Hefte“ und führte sie bis 1891. Bald nach ihrem Erscheinen wurde die Zeitschrift in Preußen verboten.

Aus den Kreisen der Liberalen wagten sich allwärts die verschiedensten Journale hervor, aber fast alle welkten schon nach kurzem Dasein dahin; nur ein einziges überstand die Katastrophe von 1848, die Zeitschrift „Die Grenzboten“. Keins gewann einen nennenden Einfluß; sie können daher hier auch nur kurz angeführt und charakterisiert werden.

In Berlin gab Wöniger 1843 das Journal „Der Staat“ heraus, dem aber das Oberzensurgericht durch Abänderungen so viele Schwierigkeiten bereitete, daß erst Ende Dezember das Novemberheft zur Ausgabe gelangen konnte. Mißmutig sah daher der Redakteur und Verleger von einer weiteren Herausgabe der Zeitschrift ab. Eine „Monatsschrift“, die Buhl zur selben Zeit in Berlin ins Leben rufen wollte, sah sich sofort im Keime erstickt, da verschiedenen Aufsätzen, die für das erste Heft bestimmt waren, das Imprimatur verweigert wurde.

Die mannigfachsten Versuche mit liberalen Zeitschriften wurden auch in dem damals politisch besonders regen Leipzig unternommen. Der gelehrte W. Wachsmuth gab dort „Das Vaterland“, Blätter für Proposition und Opposition (von 1833 an: Blätter für deutsches Volks- und Staatsleben) im Verein mit Fr. Bülow und Jul. Weiske von 1831 bis 1835 heraus. Weiterhin erschienen in Leipzig die „Osterländischen Blätter“, einige Zeit redigiert von Dr. Eduard Singer, und von 1842 bis 1846 die „Deutsche Monatsschrift für Literatur und öffentliches Leben“ von Karl Biedermann. Dieser suchte besonders die „praktischen“ und „materiellen“ Interessen Deutschlands zu fördern. In dem Programm der Zeitschrift, das selbständig als Flugschrift erschien und den Titel „Das deutsche Nationalleben in seinem

gegenwärtigen Zustande und in seiner fortschreitenden Entwicklung“ führte, legte er folgende Grundsätze dar: „Aufbau eines kräftigen Nationallebens auf der Grundlage möglichst allseitig entwickelter materieller Interessen und eines tüchtigen praktischen Geistes im Volke; im Politischen konsequente Durchführung des konstitutionellen Prinzips, tunlichste Selbstverwaltung des Volk, Förderung des Gemein- und Assoziationsgeistes; für die allgemeinen deutschen Verhältnisse Anschluß der sämtlichen Staaten zweiten und dritten Ranges an Preußen, Weiterausbildung des Zollvereins nach der politischen Seite hin; im Kirchlichen mögliche Sonderung der Gebiete von Staat und Kirche; für die idealen Bestrebungen endlich — Wissenschaft, Literatur und Kunst — möglichst enger Anschluß an die lebendige Wirklichkeit, besonders auch die nationale.“ Die Zeitschrift beobachtete dann eine gemäßigt-liberale Haltung, die aber vielen Politikern angesichts der allgemeinen Erregung als viel zu zahm, ja als philisterhaft erschien und darum besonders von der „Rheinischen Zeitung“ und den „Sächsischen Vaterlandsblättern“ wiederholt angegriffen wurde. Ihre Verbreitung war übrigens gering; sie brachte es niemals über 500 Abonnenten.\*) Neben seiner „Monatsschrift“ gab Biedermann von 1844 bis 1847 auch noch eine Wochenchrift „Der Herold“ für Politik, Literatur und öffentliches Gerichtsverfahren heraus, die ebenfalls einen gemäßigten Ton beobachtete und darum gleichfalls wiederholt den Tadel der entragierten liberalen Blätter erfuhr. Im Jahre 1845 machte in diesen der Herold die Kunde: „Durch eine Verfügung der hohen Medizinalbehörde ist der in Leipzig erscheinende ‚Herold‘ in sämtlichen Hospitälern des Königreichs Sachsen eingeführt worden. Man hofft dadurch ein Bedeutendes an Opium zu sparen.“ Viel fecker als Biedermann, resolut und nicht selten beißend witzig war F. W. A. Heil, der aber nur eine sehr kurze Rolle in Leipzig spielte. Geboren 1813 zu Meiße, war er erst Offizier, später Schauspieler und schließlich Schriftsteller, als welcher er Ende 1842 nach Leipzig kam und dort im Verlage von Neclam jun. mit dem Beginn des

\*) Biedermann, Mein Leben. Breslau, Bd. 1, S. 78.

ersten Jahres die Wochenschrift „Lokomotive, Volksblatt für geschichtliche Unterhaltung“, herausgab. Ein eifriger Mitarbeiter wurde ihm bald in Otto von Corvin. Held setzte sofort in hohen burschikosen Tönen ein. Von der Art seiner Schreibweise seien nur einige wenige Proben mitgeteilt. „In Wahrheit“, schrieb er einmal, „manche Regierung hat vor der Volksvertretung keinen Respekt, wie die Wachsbürste vor dem Stiefel.“\*) Ein andermal sagte er: „In Bayern wundert man sich, daß der 1. Mai, der Tag, an welchem der humane König Max seinen Untertanen eine Verfassung schenkte, so ohne alle Feierlichkeit vorübergegangen ist. Mich wundert, daß sich die Leute darüber wundern. (Es wäre doch höchst lächerlich, wenn man den Geburtstag eines Kindes feiern wollte, während es im Sterben liegt.)“ Die Zustände in Hannover apostrophierte er mit den Worten: „Während der Abwesenheit Sr. Majestät des Königs wird E. Königl. Hoheit der Kronprinz geruhen, die Regierung zu beaufsichtigen. (Dieselbe haben zwar das Unglück, blind zu sein; allein E. Majestät haben schon unterm 3. Juli 1841 die Gnade gehabt, zu dekretieren, daß die Blindheit sich mit der Regierung eines deutschen Staates wohl vertrage, was wir untertänig genug glauben vollkommen zu glauben.)“ Dieser Ton mußte natürlich alsbald Aufsehen erregen; in kurzer Zeit hatte die „Lokomotive“ 3000 Abonnenten, und im Verlaufe der nächsten Monate stieg die Zahl der Abnehmer bis gegen 12000. Mit dem Beifall der Menge wuchs aber auch das Mißfallen der Leipziger Behörde über das neue Blatt; es wurde wiederholt verwahrt und schließlich mit der Konzessionsentziehung bedroht. Darauf wollte Held ein „Manifest an das deutsche Publikum“ erlassen, in diesem gegen die „bis zur äußersten Strenge getriebenen Zensurmaßregeln“ protestiren und erklären, daß er für seinen Wahlspruch

\*) Dieser Satz wurde jedoch vom Zensor gestrichen; bei den beiden anderen Beispielen fielen die eingeklammerten Zeilen dem Zensor zum Opfer. Wir sind darüber durch das Buch Helds „Zensuriana, oder Geheimnisse der Zensur“ unterrichtet, das er 1844 in Kassel herausgab, und in welchem er alle i. 3. in den Nummern der „Lokomotive“ gestrichenen Stellen zum Abdruck brachte.

„Vernunft, Freiheit und Recht“ bis zum Bettelstabe und noch mit dem Bettelstabe kämpfen werde, allein das Manifest wurde vom Zensor gestrichen. Dadurch steigerte sich die Gereiztheit Helds noch mehr; er wurde immer heftiger, und nun ereilte ihn sein Schicksal: die „Lokomotive“ wurde unterdrückt, und er selbst des Landes verwiesen. Er wandte sich nach Halle und suchte dort ein Blatt als Monatschrift weiter zu führen, mußte hier aber noch üblere Erfahrungen mit dem Zensor machen. Als er einzuschrieb, daß in Deutschland eigentlich nur zwei Parteien bestanden dürften, die liberale und die konservative, strich der Zensor den Satz mit dem Bemerkten: „Wir kennen gar keine Parteien; wir haben in Preußen nur Recht und Gesetz.“ Aufsätze, in welchen Bücher besprochen wurden, die außerhalb der deutschen Bundesstaaten erschienen waren, verfielen ohne weiteres dem Zensur, da der Zensor den Grundsatz aufstellte, daß alle solche Bücher zunächst als verboten betrachtet werden müßten und darum nicht angezeigt noch kritisiert werden dürften. Zu alledem kam die langsame Erledigung der Zensurierung, so daß z. B. das Oktoberheft von 1843 erst zu Anfang des Jahres 1844 ausgegeben werden konnte. Diese vielen Hemmnisse bestimmten schließlich Held, seine Zeitschrift zu Anfang 1844 ganz aufzugeben; er ging nach Berlin, geriet dort 1848 in die Wirbel der Revolution und übernahm dann nach mancherlei Schicksalen 1863 die Redaktion der den Arbeiterinteressen gewidmeten „Staatsbürgerzeitung“. Schließlich gründete er 1871 noch eine zweite Zeitung gleichen Namens, starb aber bereits am 26. März 1872. — In dem Leipzig benachbarten Grimma erschien im Verlage von Dr. Ferdinand Philippi „Unser Planet“, dessen Redaktion Ernst Reil, der spätere Herausgeber der „Gartenlaube“, leitete. Da es aber bald zu Konflikten mit der Behörde kam, so wurde der „Planet“ in einen „Wandelstern“ umgestaltet. Der Charakter blieb aber doch der alte, worauf die Behörde verlangte, daß die Tendenz des Blattes auf die eines rein belletristischen Journals reduziert werde. Auf diese Umänderung ging jedoch Reil nicht ein, er trat lieber von der Redaktion zurück (1845), worauf der „Wandelstern“ alsbald seinen Lauf einstellte. In Chemnitz, wo sich eben

Als ein sehr lebhaftes politisches Leben entwickelt hatte, gab der irist Dr. Eduard Theodor Säfel von 1841 ab die Zeitschrift „Die Sonne“ heraus, die bald das wichtigste politische Organ im Erzgebirge wurde, aber bereits im August 1845 durch Konfessionsentziehung zu Grunde ging.

Süddeutschland endlich steuerte zur Literatur dieser liberalen politischen Zeitungsliteratur die „Rheinischen Jahrbücher zur gesellschaftlichen Reform“ bei, herausgegeben von Büttmann unter Mitwirkung von Engels, Weller, Ronge u. a. (Darmstadt 1845 bis 46), ferner die „Vaterländischen Hefte“, herausgegeben von der Opposition der badischen zweiten Kammer, redigiert von dem Abgeordneten Matthy (es erschien der erste Band 1843 zu Mannheim in sechs Hefen, der zweite auf einmal, die Verfassungsfeier vom 22. August beschreibend), den „Deutschen Zuschauer“ von H. Hoff und G. v. Strube (Mannheim 1847 und 48), die „Konstitutionellen Jahrbücher“, die 1843 in drei Bänden in Stuttgart herauskamen, von R. Weil redigiert wurden und Berthold Auerbach, G. Kiesser in Hamburg, G. v. Strube in Mannheim, Steinacker und Türgens im Braunschweigischen u. a. zu Mitarbeitern hatten, und die Zeitschrift „Bayerns Deputiertenkammer“, anfangs der dreißiger Jahre von dem Literaturhistoriker Heinrich Kurz in München herausgegeben. Das Journal wurde jedoch bald unterdrückt, worauf Kurz in Augsburg das konstitutionelle Oppositionsblatt „Die Zeit“ ins Leben rief, das aber ebenfalls nur wenige Monate erscheinen durfte. Kurz selbst zog sich wegen seiner freisinnigen Sprache eine Festungsstrafe von zwei Jahren zu, die er 1833 und 1834 auf der Bergfeste Wülzburg verbüßte.

Etwas abseits standen „Die Grenzboten“. Sie waren ein für die damalige Zeit äußerst charakteristisches Blatt. Ihr Herausgeber Ignaz Kuranda, zu Prag 1811 geboren, gehörte zu der Gruppe jener jungen Österreicher, denen es in den vierziger Jahren daheim zu eng und drückend wurde, und die daher auswanderten. Er kam zunächst 1837 nach Stuttgart, wo er mit den schwäbischen Dichtern und David Friedrich Strauß bekannt

wurde, und ging dann, nachdem es ihm gelungen war, mit Cotta in Verbindung zu treten, als Korrespondent der „Allgemeinen Zeitung“ zunächst nach Paris und dann nach Brüssel. Dort erfreute er sich sehr bald der Unterstützung des Ministers Rothomb und des Schriftstellers Hendrik Conscience und hielt unter deren Ägide Vorträge über die neuere deutsche Literatur. Damit weckte er nach und nach ein solches Interesse für das deutsche Geistesleben, daß er auf den Gedanken kam, daß von dem kriegslustigen französischen Ministerium Thiers bedrohte Belgien, besonders aber die stammverwandte flämische Bevölkerung desselben, die eben die ersten Versuche machte, ihre Literatur und ihr Volkstum gegen die übermächtig vordringende französische Kulturmacht zu schützen, enger an Deutschland anzuschließen und zwar durch eine Zeitschrift zur Pflege der beiderseitigen Beziehungen. Diese erschien darauf vom 1. Oktober 1841 ab unter dem Titel „Die Grenzboten, Blätter für Deutschland und Belgien“. Allein die Erwartungen Kurandas erfüllten sich nicht; die flämischen Bestrebungen fanden bei dem deutschen Liberalismus nicht die gehoffte Teilnahme, und außerdem legte die preußische Regierung der Verbreitung der zensurfrei im Auslande gedruckten Zeitschrift nach Deutschland allerlei Schwierigkeiten in den Weg. Wiederholt blieben die Pakete mit den „Grenzboten“ an der Grenze bei Aachen liegen. Kurz entschlossen verlegte daher Kuranda die Zeitschrift im Sommer 1842 nach Leipzig und ließ den buchhändlerischen Vertrieb durch die Verlagsbuchhandlung J. W. Grunow besorgen. Zugleich beseitigte er den Nebentitel und widmete die Zeitschrift fortan hauptsächlich den Interessen Österreichs. „Die Grenzboten“ wurden das Organ für alle Schmerzen der Deutschösterreicher,“ schreibt J. Grunow.\*) „Nicht nur die jungen Poeten, von denen, wie man damals sagte, allwöchentlich einer mit einem Bändchen Freiheitsliedern in der Tasche über die böhmisch-sächsische Grenze kam, schlossen sich ihm an; die ständische Opposition ergriff begierig die Gelegenheit, über Verhandlungen zu berichten, die in Österreich selbst nicht laut werden

\*) Fünfzig Jahre! Grenzboten, 50. Jahrgang, Nr. 40 (1891).



irften, und bis hoch hinauf in die Staats- und Hofkanzleien deten sich die mißvergnügten Beamten von der Leber, was sie üdte. Was ihm auf geheimen Wegen zufloß, unterzog Kuranda it dem ihm eigenen Geschicke sozusagen einem Beredlungsver- hren. Er hütete sich sorgfältig, das Regierungssystem als Ganzes anzugreifen, ließ Prinzipienfragen und Programm auf sich ruhen, verarbeitete nur zu schonender und unterhaltender Schil- rung die Einzelheiten, die ihm als verschwiegenem Beichtvater nvertraut worden waren.“ Sein allgemeiner politischer Stand- unkt war dabei der großdeutsche, den er auch später noch in Osterreich festhielt.

Bildeten mithin die „Grenzboten“ eine ganz besondere, durch- aus eigenartige Erscheinung unter den deutschen politischen Zeit- chriften, so stellte sich auch ihr Herausgeber als eine außerge- wöhnliche, von den sonstigen deutschen Literaten vollständig ver- schiedene Persönlichkeit dar. Er trug sich stets hoch elegant, be- saß die gesellschaftlichen Formen des gewandten Weltmannes, war von gewinnender Liebenswürdigkeit und außerordentlich anregend. Beständig fand man ihn über alles unterrichtet, was in der gan- zen kultivierten Welt vorging, da er es bei seinem unruhigen Geiste nie lange in dem philiströsen Leipzig aushielt, sondern oft monatelang in Paris, Brüssel, Prag, Wien, Berlin, Dresden und Hamburg oder auf längeren Reisen in Italien lebte, überall Verbindungen mit hervorragenden Männern anknüpfend und diese zu Mitarbeitern an seiner Zeitschrift heranziehend. Im Hinblick auf dieses energische Werben spricht August Lewald sogar einmal von einer „gußeisernen Zudringlichkeit“ Kurandas. Alfred Meißner, der ihn durch längeren persönlichen Umgang genau kannte, sagte von ihm (Grenzbl. 1880, № 1): „Kuranda war ein geistreicher Mann und liebenswürdiger Redakteur. Seine Artikel schrieb er mit großer Sorgfalt, und sie waren so elegant wie seine Er- scheinung . . . . Sein Auge wachte über jeder Nummer mit zärt- licher Sorgfalt, und er sprach am liebsten davon, was das letzte Heft enthalten habe, oder das nächste bringen werde. Er war mit ganzer Seele bei der Sache. Man konnte es ihm auf dreißig Schritte ansehen, wenn wieder einmal eine Feder ersten Ranges

ihm ein Manuskript eingesandt hatte. Dann trug er sein Haupt mit besonderem Schwunge, die Hand führte noch fester als sonst das zierliche Stöckchen, die Augen strahlten von siegreichem Feuer.

Für die Bureauarbeiten der Redaktion hatte er sich in den ersten Leipziger Jahren einen jungen Landsmann Jakob Kaufmann bestellt, der jedoch auch manchen gediegenen Aufsatz für die „Grenzboten“ schrieb und selbst in der späteren Periode der Zeitschrift noch ihr Mitarbeiter blieb, so daß bei seinem Tode ihm Gustav Freytag in der Zeitschrift „Im neuen Reich“ einen warmen Nachruf widmete, der auch in Freytags gesammelten Schriften übergegangen ist. Nach Kaufmann waren Dr. Gustav Julius, Dr. Hermann Zellinek und schließlich Julian Schmidt Hilfsarbeiter der Redaktion.

Natürlich wurden die „Grenzboten“ alsbald im ganzen Gebiete des österreichischen Kaiserstaates verboten, aber doch in zahlreichen Exemplaren eingeschmuggelt, so daß sie von allen Gebildeten Österreichs gelesen werden konnten. Schwieriger war die Beförderung der Korrespondenzen aus Österreich an die Redaktion nach Leipzig. Allwärts spähten die Häfcher des Polizeiministers Grafen Sedlnitzky, und mancher Brief wurde in seinem Fluge aufgefangen und nach vorgenommener Einsicht in das geheime Fach des Polizei-Archivs gesteckt. Aus diesem dunkeln Verlies hat neuerdings August Fournier mehrere dieser Briefe wieder ans Licht gezogen.\*)

Unter der geschickten Redaktion Kurandas gelang es auch, das Schifflein der „Grenzboten“ 1842 über die Sandbank zu bringen, die es notwendigerweise bei der innern Umgestaltung des Blattes passieren mußte. Die belgischen Leser, die kein Interesse an der Zeitschrift mehr haben konnten, zogen sich zurück, die neuen Leser in Österreich waren aber nicht so leicht zu erwerben. „Sie können nicht glauben, lieber Grunow“, schreibt daher Kuranda einmal im Februar 1843, „was mir das Blatt für Mühe und Angst macht.“ Nach und nach hebt sich aber die Zeitschrift, und 1846 können schon 690 Abonnenten verzeichnet werden. Das

\*) Morgendämmerung. N. Fr. Presse, Jan. 1902.

r 1847 brachte dann „gegen alle Erwartung“ 1300, und als vereinigte preußische Landtag eine ganz neue Bewegung in politischen Welt hervorrief und die „Grenzboten“ auch den preußischen Angelegenheiten ihre Aufmerksamkeit widmeten, stieg die Zahl der Abonnenten zu Anfang 1848 fast auf 4000. Da aber die Revolution ausbrach, und Kuranda eilte nach Wien, wo er Jubel empfangen wurde. Sofort stand er mitten im politischen Leben und erkannte auch, daß künftig nur in Wien sein Wirkungsfeld sein könne. So verstand er sich denn auch dazu, die Anerbieten von Brunow, Freitag und Julian Schmidt anzunehmen, das Blatt an diese zu verkaufen, worauf die eine Hälfte des Eigentums an Brunow, die andere an Freitag und Julian Schmidt überging. Damit trat die Zeitschrift abermals in eine ganz neue Phase; sie wurde jetzt in den Dienst reindeutscher Interessen gestellt und verlor damit ihren Hauptreiz für Österreich. Die Zahl der Abonnenten sank daher bis auf 800. Ihre weiteren Schicksale werden im letzten Abschnitte des Buches dargestellt werden.

---

Die Zeitschriften für die universelle Bildung. Die „Hallischen Jahrbücher“, gegründet von Ruge und Ecktermeyer. Stellen sich auf die linke Seite der Hegelschen Schule. Kritisieren die deutschen Universitäten, treten für Heine ein, bekämpfen die reaktionäre Richtung, heben Preußens großstaatliche Aufgabe hervor. Werden von Leo und dem „Politischen Wochenblatt“ angegriffen. Sollen sich unter preußische Zensur stellen. Siedeln als „Deutsche Jahrbücher“ nach Sachsen über. Werden unterdrückt. Können auch als „Deutsch-franz. Jahrb.“ nicht bestehen. Das Cottasche „Morgenblatt“. Wagt sich nicht weit vor. Gustav Schwab redigiert den poetischen Teil. Wolfgang Menzel gibt das „Literaturblatt“ heraus. Tritt in diesem als fanatischer Parteimann auf. Bekämpft Goethe und weiterhin das Junge Deutschland. Seine Angriffe auf Gutzkow und dessen „Wally“. Das klägliche Nachspiel der Gutzkow-Tragödie. Die „Wiener Zeitschrift“. Ihre Leiter Schickel und Witthauer. Ihre Mitarbeiter. Witthauer über den schlechten Geschmack des Publikums. Der „Phönix“, redigiert von Duller und Gutzkow. Sucht

die Ideen der neuen Zeit zu vertreten. Mundts „Freihafen“. Engländer's „Salon“. Bäuerles „Theaterzeitung“. Gutkows „Forum der Journal-Literatur“. Das Blatt soll eine „Ausficht auf den Strom der öffentlichen Meinung geben“. Besteht nur wenige Monate.

Weit bedeutender, als die rein politischen Journale, waren die Zeitschriften für die universelle Bildung; ja, die wichtigste in dieser Gruppe stellt sich überhaupt als die hervorragendste der ganzen in Rede stehenden Periode dar. Sie führen den Titel „Hallische Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst.“ Ursprünglich waren die „Jahrbücher“ nur als ein Sammelpunkt aller hervorragenden geistigen Kräfte Deutschlands gedacht. Die Ansichten einer bestimmten Partei oder Schule sollten nicht vertreten werden; die Zeitschrift sollte nur klärend wirken; immerhin war gleich im Anfang, wie die Herausgeber in der No. 1 des zweiten Jahrganges ausführten, „theoretisch der Protestantismus und die freie Wissenschaft, praktisch der protestantische und moderne Staat als das Prinzip des Blattes ausgesprochen.“ Sehr bald zeigte sich jedoch, daß die Herausgeber, wohl ohne daß sie sich dessen ganz klar bewußt waren, einen ganz bestimmten Standpunkt einnahmen, daß sie auf der linken Seite der Hegelschen Schule standen, der Seite der sogenannten Junghegelianer, und den revolutionären Kern der Hegelschen Philosophie immer mehr herauschälten. Dadurch bildeten die „Hallischen Jahrbücher“ in den breiten Kreisen der Gebildeten nach und nach jenen politischen Geist heraus, der schließlich gebieterisch die Umgestaltung der alten unzulänglichen Staatsform verlangte; sie wurden das eigentliche treibende Moment in der gärenden Zeit der vierziger Jahre, und als dann die allgemeine Bewegung Deutschland durchbrauste, ereignete sich nur, was sich theoretisch bereits in ihnen vollzogen hatte. „Die Flut des unsichtbaren Geistes steigt über alle Dämme, Deiche und Nachtwächterposten,“ ruft denn auch einmal der Herausgeber aus, mit seinem geistigen Auge die ungeheuere Strömung überschauend, die sich mehr und mehr entwickelt hat. „Sie fließt über das Land und quer durch die eigenen Köpfe der Schreier, ohne daß sie es gewahr werden, bis zu dem Augenblick, wo dieses Fluidum die

„Die Welt neu baut und nach sich gestaltet.“ Und auf der andern Seite, wo man das Bestehende mit ängstlichen Händen halten will, mehrt sich täglich der Ingrimm gegen die Zeitschrift, die einen solchen gewaltigen Einfluß auf die Geister auszuüben mag. Jammernd ruft der reaktionäre Heinrich Leo: „Wir haben eine Revolution zu erwarten; wir haben eine preußische Revolution zu erwarten; wir haben die preußische Revolution von der Jung-Hegelschen Kotte zu erwarten!“ Schließlich fand die herrschende Gewalt noch Zeit, das gefährliche Journal zu verbieten; die allgemeine Katastrophe konnte sie aber nicht mehr verhindern. „So bleibt denn den ‚Jahrbüchern‘ der Ruhm,“ sagt hier Karl Frenzel einmal, „daß sie für die deutsche Bewegung dieselbe Ferment gewesen sind, wie die Encyclopädie für die französische Revolution; das Auftreten der einen wie der andern war die befreiende Tat.“

Die Gründer der „Hallischen Jahrbücher“ waren Arnold Ruge und Theodor Echtermeyer, doch beteiligte sich der letztere nur wenig an den Arbeiten für die Zeitschrift und schied schließlich ganz aus der Redaktion aus; es ist daher einzig und allein Ruge als die Seele des Unternehmens zu betrachten. Er wurde am 13. September 1802 zu Bergen auf Rügen geboren, wo sein Vater Gutsinspektor war, studierte in Halle, Jena und Heidelberg zunächst Theologie, dann Philologie, trat dabei auch in den Burschenschaften in Beziehung und wurde schließlich Mitglied eines Jünglingsbundes, in welchem ein eidliches Gelöbniß abgelegt wurde, auf die Einheit und Freiheit des Vaterlandes unter preußischer Führung hinzuwirken. Das galt aber nach den herrschenden Ansichten der Regierungen für ein Staatsverbrechen. Ruge wurde im Anfang des Jahres 1824 wegen Hochverrats in Heidelberg verhaftet und zunächst nach Berlin, dann nach Köpenick transportiert. Nach einjähriger Untersuchungshaft erfolgte sodann seine Verurteilung zu vierzehn Jahren Festungshaft, von denen er Delinquent jedoch nur fünf in Kolberg auf dem Lauenburger Feste abzubüßen brauchte, da im Jahre 1830 seine Begnadigung bewirkt wurde. Ruge wandte sich nun wieder nach Halle, war dort zunächst einige Jahre Lehrer am Pädagogium und habilitierte

sich weiterhin an der Universität. Bald nachher unternahm er durch eine Heirat in äußerst glänzende Verhältnisse versetzt, in seiner jungen Frau eine lange Reise nach Italien und machte an dieser viele wertvolle Bekanntschaften mit hervorragenden Männern. Seine Frau zog sich jedoch auf der Reise eine schwere Erkältung zu und starb an deren Folgen, worauf er sich nach einiger Zeit zum zweiten Male verheiratete. Hierauf führte er mehrere Jahre auf seinem Landhause in Siebichenstein ein stilles Gelehrtenleben, hauptsächlich mit dem Studium der Hegelschen Philosophie beschäftigt, bis er im Jahre 1837 mit Ecktermeyer (geb. 1801 gest. 1844) die Gründung der „Jahrbücher“ unternahm. Um einen großen und gediegenen Mitarbeiterkreis zu erwerben, besuchte er alle größeren deutschen Universitäten und knüpfte mit den dortigen geistigen Kapazitäten Verbindungen an. So vorzüglich ausgerüstet, begann er mit Ecktermeyer am 1. Jan. 1838 die Herausgabe der „Hallischen Jahrbücher“. Das Blatt erschien täglich, mit Ausnahme des Sonntags, in Quart im Umfange von ein bis zwei Bogen zum Jahrespreise von 6 Talern im Verlage von Otto Wiegand in Leipzig. Irgend welche Ansprache an die Leser mit einer Darlegung der Zwecke und Ziele der Zeitschrift war vermieden worden, weil die Herausgeber sich nicht an eine bestimmte Marschroute gebunden sehen wollten. Eröffnet wurde die erste Nummer durch einen Aufsatz Ecktermeyers über die Universität Halle, der sich zunächst recht harmlos anließ, im weiteren Verlauf aber (in den Nummern 84 bis 87), wo er zur Schilderung der Gegenwart überging, manche bittere Wahrheiten sagte. Tholuck, der viel Gefeierte, wurde ein Gefühlstheologe genannt, der sich wissenschaftlich manche Blöße gäbe. „Er ist ein geistreicher Mann,“ heißt es dann, „aber er ist unphilosophisch, was hätte er es nicht aushalten können, länger als zehn Jahre in der weiten und schlaffen Reine der Meinungen herumzufahren mit nur das ungeheuer ausgetweitete Prinzip der frommen guten Gesinnung zu haben. Was ist nicht alles fromm und gut!“ Weiterhin wurden Leo und Erdmann ihrer reaktionären Haltung wegen angegriffen. Nach Ecktermeyer brillierte Ruge mit einem geistreichen Artikel über Heinrich Heine, der eben zum Zenit seiner

hmes emporstieg (№ 25—29). „Heine ist der Poet der besten Zeit,“ führte Ruge aus. „Mit ihm lebt in der Poesie die Emanzipation von dem alten Autoritätsglauben und ein neues Genre auf . . . Die Heinesche Poesie ist bei dem Fortritte unserer Zeit beteiligt und darum eine weitverbreitete Geistesangelegenheit, ihre kritische Beleuchtung aber nichts Geringeres, als ein Spiegel der heutigen Bildung.“ Darauf beleuchtet der Verfasser Heines Witz und fährt dann fort: „Heine ist ein Widersacher der trüben deutschen Romantik von 1813 und 1815; die geistliche Philosophie und der französische Esprit haben ihn in die Lehre genommen, und er sucht nun den sentimental, schwermüthigen, trübseligen, religiös verdumpften deutschen Geist zu verarbeiten und zu verdauen. Es weht in der That Frühlingsluft in seinen Schriften. Er hat Recht gegen die Zeit, die er ironisirt. Der Spott, der Romantik und dem Christentum setzt er die heitere Freiheit entgegen.“ Dann wendet Ruge sich aber gegen die Fehler des Dichters, und damit nimmt er ein zweischneidiges Schwert in die Hand. „Heines Fehler bestehen darin“, sagt er, „daß er bei seiner Kritik des hohlen Idealismus, der hohlen Begeisterung für die abgetragenen Kleider der Zeit, in denen die Priester und Despoten einhergehen und der ‚elenden‘ Menschheit auf’s Haupt zu schlagen, das Kind mit dem Bade ausschüttet. Seine Realität, die er der ‚hohlen Idee‘ entgegensetzt, ist selbst hohl und morsch; sie ist die gemeine, geistlose Welt. Seine Freiheit, die er aus der ‚kalten Furchel‘ rettet, ist eben so kalt, als sie. Erst der Spott, der durch den Witz von seiner Empörung gegen Vernunft und Freiheit zurückbrächte, wäre die wirkliche Befreiung, die nun auch ihn und das Publikum nicht mehr kalt ließe. Der Mensch ließe sich mit dem Wahren erfüllen und Herz und Seele von ihm bewegen: es wäre ein Umschlag der Komödie in die Begeisterung, man könnte wieder in die Religion, um die hinreißende Gewalt der beseelenden Predigt und den Übergang zur That unter dem Einfluß dieser Gewalt zu beschreiben.“

Des Weiteren trat eine ganze Reihe hochbedeutender Mitarbeiter mit wertvollen Beiträgen auf, darunter J. G. Droysen und J. P. B. Pöhl in Kiel, Franz Rugeley, Jacob Grimm, B. F. Stühr,



A. B. Marx, F. F. C. Hecker und F. Bött in Berlin, F. Bülow, D. G. Marbach und Heinrich Laube in Leipzig, Karl Reichmann in Königsberg, Adolf Stahr in Oldenburg, R. W. Galling in Jena, C. Bayer in Erlangen, Reinhold Köstlin in Tübingen, David Friedrich Strauß in Stuttgart, Friedrich Vischer in Tübingen, Ludwig Feuerbach in Nürnberg, Daniel Schenkel in Bielefeld.

Es war natürlich, daß die Arbeiten dieses glänzenden Mitarbeiterstabes, die oft mit feiner, prickelnder Ironie und selbstschalkhaftem Humor durchsetzt waren, bald allgemein beachtet wurden und nicht selten das Tagesgespräch bildeten.

Nach fünfzig Jahren noch erinnerte sich Rudolf Haym lebhaft, welchen Genuß und welche Anregung er einst aus dem Journal schöpfte. „Die Zeitschrift war die vornehmste Erscheinung des deutschen Journalismus und das wirksamste Organ desjenigen Teiles der Hegelschen Schule, der das friedliche Reich des absoluten Idealismus zu einem kriegerischen und erobernden machte. Wir rissen uns um jede neu erschienene Nummer und leisteten den tapfern Führern, so oft sie mit klingendem Spiel gegen einen neuen Feind und in ein neues Gebiet vorrückten, willig Folge. Ich bin überzeugt, daß an ihre Fahnen der Sieg geknüpft sei.“\*) In den philosophisch-politischen Artikeln erregten besonders Aufsehen „Der Pietismus und die Jesuiten“, „Kottack und der Erzbischof von Köln“, „Der Protestantismus und die Romantik“ und „Streckfuß und das Preußentum.“ Dieser letztere war von Haym und der Verfasser schloß mit der freimütigen Mahnung, daß Preußen der Mittelpunkt des freien Deutschlands werden solle. „In einer Wiedergeburt freier und wahrhaft reformatorischer Entwicklung,“ sagte er, „kann Preußen uns werden, was wir so sehr an ihm zu gewinnen uns sehnen, das Haupt und der Mittelpunkt des europäisch bedeutenden, freien Deutschlands. Das ist Preußens großstaatliche Aufgabe, das wäre unsere Sicherheit und Emanzipation . . . Sind wir jetzt nur Provinzen ohne Reich ohne welthistorische Bedeutung, so hätten wir bei einer solchen Entwicklung der Prinzipien die tiefsten Sympathien des Europa.“

\*) Rudolf Haym, Aus meinem Leben. Berl. 1902, S. 104.

den Interesses deutscher Geistes- und Staatsfreiheit, ein Band Liebe und der Größe, um allen Stürmen kommender Jahrhunderte ein sicheres Herz und eine feste Stirn zu bieten.“

Ebenfalls aus Ruge's Feder stammte eine geistsprühende Abhandlung über Heinrich Leo's Broschüre „Sendschreiben an J. Res“, die 1838 in Halle erschienen war. Leo wird wegen seiner reaktionären Gesinnung heftig angegriffen. „Dieser gelbliche philosophisch-religiöse Dilettantismus Leo's“, ruft Ruge, „der weder den Tag des Geistes, noch die Morgen- des Gemütslebens, noch die Sonne des Vaterlandes anders durch seine Gassenbrille sieht — das ist wahrhaftig nicht die Dämmerung und nicht das Bewußtsein, welches die Unverschämtheit Rufußbrut über Bord werfen könnte!“

Von den kritisch-biographischen Abhandlungen sind hervorzuheben die von Friedrich Vischer über David Friedrich Strauß und Jakob Mörike, die von Karl Rosenkranz über Ludwig Tieck und die romantische Schule, die von Strauß über Justinus Kerner. Allgemeines Entsetzen in den betreffenden Kreisen rief eine Serie von Aufsätzen hervor, welche verschiedene Universitäten (Berlin, Jena, Tübingen, Freiburg) charakterisierten. Sämtliche Säulen wurden hier rücksichtslos beleuchtet, und der alte, von so vielen ängstlich gehütete gelehrte Dunst und Nimbus wurde mit kalten Backen bei Seite geblasen. Das größte Gaudium aber erregten sehr bald die sogenannten „Hinrichtungen“, in denen pietistische Schwärmer, verbissene Reaktionäre, aufgeblasene Wichtigkeitskleine Schreier und sonstige wunderliche oder kuriose Gemüthsabgetanen abgetan wurden. Tholuck, der in seinen „Stunden christlicher Andacht“ von dem „Eiweiß der Gottesliebe“ und von „Gottes Mutterbrüsten“ sprach, wurde auf diese Gefühlsverirrungen nachdrücklich aufmerksam gemacht; Leo erfuhr eine sehr scharfe Kritik. „Seit Herr Leo zum erstenmale als Historiker trat, war und blieb seine hervorstechendste Eigenschaft die Gelehrsamkeit . . . Herr Leo weiß es immer besser, als es die Geschichte gewußt hat: sie kann es ihm nie recht machen; er weiß immer etwas an ihr zu corrigieren. Er behandelt die historischen Gestalten wie Schulbuben, die eigentlich ihr Konzept, ehe sie es

ins' Meine schreiben, vorher ihm, dem Schulmeister, hätten Durchsicht vorlegen sollen.“ Mit köstlichem Humor war Gustav Bacherer, der jederzeit schnellfertige D. L. B. Wolff, nur in Partizipial-Konstruktionen sich bewegende König Lud von Bayern u. a. in ihrer literarischen Nichtigkeit hingestellt.

Eine solche energische und oft rücksichtslose Haltung mit den „Jahrbüchern“ bald ein ganzes Heer von Feinden schaffend. Leo wandte sich in der zweiten Auflage seines „Sendeschreiben an J. Görres“ in einem Wortwort von 18 Seiten mit ganzer Heftigkeit gegen sie, und das Berliner „Politische Wochenblatt“ brachte im Juli 1838 einen besonderen Artikel „Die Hallischen Jahrbücher“, in welchem es die Tendenz der Zeitschrift durchaus verurteilte. Aber Ruge antwortete stolz: Meine Gegner können nicht darauf antragen, mich abzusetzen. Ich bin halleser Bürger und Pfänner (Salzsieder) und besitze in dieser Qualität einträgliches sicheres Amt, welches keinerlei Gefahr läuft, so lang der preussische Staat so sicher ist, wie ich ihn zu kennen das Recht genügen und den Vorteil habe. Meine Gegner können also nicht rufen: „Tut ihn in die Hölle der Nahrungslosigkeit.“ Denn sie wußten ihm diese Gegner beizukommen, besaßen sie doch in den obersten Regierungskreisen viele mächtige Freunde. Mit deren Hilfe wurde es denn auch durchgesetzt, daß dem Dr. Ruge im Mai 1841 eine Kabinettsordre zuging, dahin lautend, daß die mit sächsischer Zensur erscheinenden „Hallischen Jahrbücher“ hinfort unter preussischer Zensur erscheinen lassen müsse, widrigenfalls er sich eines Verbotes seiner Zeitschrift in preussischen Grenzen zu gewärtigen habe. Allein Ruge befürchtete, daß dann den „Jahrbüchern“ jeder freiere Atemzug benommen werden würde während doch gerade jetzt, nach dem Tode Friedrich Wilhelms III. um so nachdrücklicher auf die Erlangung einer Konstitution zu arbeiten sei. „Je näher wir der Verwirklichung der politischen Freiheit rücken“, schrieb er an Karl Rosenkranz, „um so dringender wird das Bedürfnis, die freie Staatsform im Sinne der neuesten Form der philosophischen Wissenschaft zu erörtern.“ Er erwarb daher, um sich am geschicktesten aus dem Dilemma zu ziehen, das sächsische Staatsbürgerrecht und siedelte im Juni 1841

in Dresden über, doch wurden unmittelbar darauf die „Jahrbücher“ in Preußen verboten. Sie erschienen nun unter dem Titel „Deutsche Jahrbücher“; auch wurden die Namen der Herausgeber nicht mehr genannt, sondern am Schluß jeder Nummer war die Bemerkung angebracht: „Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagsbuchhandlung Otto Wigand.“ Der Stern der Zeitschrift sank jetzt aber trotz alledem schnell hinab; auch die preussische Regierung verfuhr nun strenger gegen das in Preußen verbotene Blatt und verwarnte es wiederholt. „Der Zensurkommission strich par ordre des Zensurkollegiums,“ klagt Ruge in einem Briefe an M. Fleischer, „und dies par ordre des Zensursensurs und der Theologiens die ganze Tendenz, also die ganze Philosophie . . . Wir ließen, nachdem in acht Tagen zwölf Manuskripte rasirt waren, horrible dictu, die unverfänglichen zurück; aber es half nichts; auch das noch zu arg!“ Schließlich gab ein Artikel Ruges „Die Selbstkritik des Liberalismus“ die Veranlassung, daß man die „Jahrbücher“ ganz unterdrückte. Am 3. Januar 1843 besetzte die Polizei die Druckerei der „Jahrbücher“ und beschlagnahmte dort und bei Wigand alle Vorräte. Damit war Deutschland seiner bedeutendsten Zeitschrift beraubt. Dieser Gewaltthat rief jedoch große Mißstimmung in ganz Deutschland hervor, und es wurden Wünsche geäußert, daß die Zeitschrift in einem anderen deutschen Staate ein Asyl finden möge. Dem entgegen beeilte sich die Bundesversammlung schleunigst entgegen zu treten, indem sie das Wiedererscheinen der „Jahrbücher“ im ganzen Umfange der deutschen Bundesstaaten untersagte. Ruge wandte sich nun nach Paris und machte dort noch einen Versuch mit „Deutsch-französischen Jahrbüchern“, die er 1844 mit Karl Marx herauszugeben begann; es erschienen jedoch nur zwei Hefte, da die Verhältnisse zu ungünstig waren und außerdem der Absatz nach Deutschland nicht ermöglicht werden konnte, weil sämtliche Exemplare der Zeitschrift an der Grenze festgehalten wurden.\*)

\*) Diese beiden Hefte der „Deutsch-französischen Jahrbücher“ gehören heute zu den größten Seltenheiten und werden im Antiquariatsbuchhandel mit 75 Mark notiert.

Der Wunsch, eine solche universelle Zeitschrift herauszugeben, muß also für immer begraben werden.\*)

Ein Ersatz erschien in der deutschen Journalliteratur nicht; die Cottasche „Morgenblatt“ (Siehe S. 295), das die entstandene Lücke wohl einigermaßen hätte ausfüllen können, wagte sich nicht so weit hervor und hielt sich besonders von der philosophisch-theologischen Bewegung der Zeit fern. Nur im literarisch-kritischen Teile, dem „Literaturblatt“, trat es energischer auf, so daß sich diese Beilage des „Morgenblattes“ nach und nach eine dominierende Stellung errang. Die allgemeinen Redaktionsgeschäfte versah auch weiterhin bis zu seinem 1863 erfolgten Tode Hermann Hauff; das „Fach der Poesie“ (so drückte sich eine Notiz der Redaktion aus) übernahm von 1827 bis 1837 Gustav Schwab, der bekannte Dichter (geb. 1792, gest. 1850), und nach ihm Gustav Pfizger (geb. 1807, gest. 1890). Beide pflegten den poetischen Teil mit vielem Verständnis und großer Hingebung. Besonders war Schwab unermüdlich in der Prüfung der eingesandten Manuskripte und unterhielt auch eine umfangreiche Korrespondenz, in der er jungen Talenten Ratschläge erteilte oder sie sonst zu fördern suchte. Freilich erfuhr er trotz all seiner Mühe und jenseitigen Wohlwollens oft genug nur schneöden Undank, und so entrang ihm denn eines Tages, im April 1837, die Klage:

Zu kämpfen hat ein Dichter-Redakteur  
Mit was für Riesen?

Mit jedem, dem ein Lied sein fein Gehör  
Zurückgewiesen!

Sie alle hoffen, auf des Feindes Rumpf  
Dereinst zu thronen,

Und schreiben mit dem groben Federstumpf  
Rezenstonen.

Doch hatte er vermöge seines sicheren Urteils auch schöne Kritik aufzuweisen. Er erkannte die bedeutenden Talente Lenau's

\*) Vergl. Arnold Ruge. Briefwechsel und Tagebuchblätter aus den Jahren 1825—1880, herausgeg. v. Paul Herrlich, 2 Bde., Berl. 1885. In dem ersten Bde. findet sich auch eine autobiographische Skizze. Über die Unterdrückung der „D. Jahrbücher“ Ausführliches in der Beschwerde an die Hohe Zweite Kammer der Sächsischen Ständeversammlung. Braunsch. 1843.

eiligraths und führte beide Dichter in die Öffentlichkeit ein; gegen vermochte er Heines Poesie nicht gerecht zu werden. Von den sonstigen Dichtern der damaligen Zeit zog er Karl Simrock, Wilhelm Wackernagel, Eduard Mörike, Ludwig Bauer, Anastasius Grün, Heinrich Kurz, Ludwig Seeger und viele andere zur Mitarbeit heran. Bei dem liebenswürdigen Wohlwollen, das er jederzeit offenbarte, wurde er bald der Mittelpunkt eines großen literarischen Kreises, und sein gastfreies Haus in Stuttgart sah Dichter und ihre Gesellen aus allen deutschen Landen.\*)

Ganz anders verhielt es sich mit dem Redakteur des „Literaturblattes“, mit Wolfgang Menzel (geb. 1798, gest. 1873). Seine leidenschaftliche Kampfnatur, war er ein Kritiker, der immer in lauter Stimme sprach, sich dabei aber beständig von seinen persönlichen Sympathien und Antipathien leiten ließ. Darum ist auch, wie Hermann Marggraff schon 1838 in seinem Werke „Deutschlands jüngste Literatur- und Kulturepoche“ (S. 279) hervorhebt, seine Polemik durchaus einseitig, von den Aufwallungen des Augenblicks bestimmt und gefärbt und durch keinerlei Pietät gebremst. „Er ist es vorzüglich gewesen,“ klagt Marggraff, „der die jetzt herrschende Impietät hervorgerufen hat, die ohne Scheu und Raum dahertrabt und der Blumenbeete und Saatfelder nicht achtet.“ Im allgemeinen bekämpfte Menzel zwar alles Unchristliche, Unchristliche und Unsittliche und war dabei von einer gewissen Freiheitsidee erfüllt, aber er wurde immer von einem persönlichen Fanatismus und solcher launenhaften Parteilichkeit bestritten, daß er oft über das Ziel hinauschoß und sich bis zum blinden Haß verirrte. Eine unüberwindliche Abneigung hegte er gegen Berlin, Hegel und Goethe. Seine Angriffe auf Goethe hatten ja bei dem zum Teil herzlich albernen Goethe-Kultus, der damals in Berlin herrschte, einen gewissen Grund; wenn er aber sich als alter Mann in seinen „Denkwürdigkeiten“\*\*) schreiben konnte „ich erklärte, ein gegen die Religion so indifferenter, gegen die Unsittlichkeit so nachsichtiger und so viel mit ausländischen

\*) Karl Klüpfel, Gustav Schwab. Leipzig 1858.

\*\*) Wolfgang Menzels Denkwürdigkeiten. Bielefeld 1877.

Geschmäcken und Formen kokettierender, weibisch eitler Mann, die auch durch seine Beschmeichelung Napoleons bewährte, wie wenig er für das Vaterland habe, könne und dürfe nicht als erster und einziger Genius der Nation angesehen werden“ — so bewies damit, daß er für die hohe Bedeutung Goethes absolut kein Verständnis besaß. Goethe tat ihn denn auch ganz verächtlich in dem Stachelreim (Sophien-Ausgabe, Bd. V, 1. Abt., S. 20)

Verwandte sind sich von Natur  
Der Frischling und das Ferkel;  
So ist Herr Menzel endlich nur  
Ein potenziertes Merkel.

Und selbst Menzels Kollege Gustav Schwab konnte eine Billigung dieses Goethehasses nicht zurückhalten und machte ihr dem Verse Luft:

Lang' hab' ich mich gewehrt für unsern Meister Goethen,  
Nun schweig' ich, denn wie kannst Unsterbliches du töten!

Weiterhin wandte sich Menzel auch gegen das Junge Deutschland. Anfangs war er Gutzkow mit einem gewissen Wohlwollen entgegengekommen und hatte ihn sogar 1831 als Redaktionshelfer nach Stuttgart gezogen, bald aber war die große Verschiedenheit in den Grundanschauungen der beiden Männer klarer hervorgetreten, so daß Gutzkow seine Stelle wieder aufgab. Nun wendete sich Menzel die „Jungdeutschen“ — außer Gutzkow: Laube, Bierbarg, Mundt, Kühne — genauer an und entdeckte, daß sie allesamt ganz dieselben schlimmen Untugenden wie Goethe besaßen, daß auch sie der Irreligiosität, Unsittlichkeit, Vaterlandslosigkeit und Fremdtümelei verfallen waren und zudem noch ein für den höchsten bedenkliches Laster besaßen; während Goethe sich zeitweise als „Fürstendiener“ gefühlt hatte, waren sie „Revolutionäre“. Menzel begann also einen Feldzug gegen die „Jungdeutschen“. Die mußten sich aber zu wehren. Kräftig hieb Laube in der „Zeitung für die elegante Welt“ auf den Angreifer ein. „Ein Kritiker, dessen System keine Perspektive hat“, rief er, „kann für ein Land ein Unglück werden, wenn er sich Einfluß und Glaubwürdigkeit errungen, denn er erkennt keinen Embryo, keine Knochen, er zertritt die Zukunft. Ein Kritiker, der nicht spekuliert, ist“



ensch, der nicht wächst, ein Kritiker ohne Schönheitsfönn ist ein Karikaturenmaler, und Menzel findet gewiß immer das Liebenswürdigste aus den Dingen, aber das Schöne sieht er nicht. Er ist ein Patriot, aber kein Ästhetiker; auf die Ästhetik ist er geachtet, weil man eine Zeitlang auf nichts Anderes geraten konnte, wenn man laut sprechen wollte. Dahin gehört sein kraßes Urtheil über Goethe, womit er unsere Jugend ansteckte, die vor allen Dingen recht brav sein will und von der Poesie auch was Braves und Wackeres verlangt . . . . Einsam steht er mit altem, rostigem, zerkrüppeltem Schwerte an der Heerstraße und schlägt nieder, was ihm nicht gefällt vom vorübergehenden Gesindel; gegen die Höhen er, wo die früheren Kameraden fürbaß eilen, stößt er donnernde Flüche aus, um so heftigere Flüche, je mehr er alte geliebte Waffen und alte geschmähte Waffen an ihrem Leibe sieht.“

Doch damit nicht genug; die jungen Gesellen trachteten auch nach, sich enger zusammenzuschließen und sich ein eigenes Organ zu gründen. „Deutsche Revue“ sollte es heißen, und in Frankfurt a. M. sollte es erscheinen. Bereits war Wienburg nach Frankfurt gekommen, um Gutzkow in der Errichtung der Zeitschrift zu unterstützen.

In einer solchen Zeitschrift aber erblickte Menzel für sich die größte Gefahr; er fürchtete, seine Autorität einzubüßen und womöglich seine ganze Existenz in Stuttgart zu verlieren. Ein wilder Zorn flammte in ihm auf, und mit haßsprühenden Augen dachte er, wie er einen Hauptschlag gegen diese „Jungdeutschen“ ausführen könne. Da fiel sein Blick auf Gutzkows neuesten Roman „Wally, die Zweiflerin“, und mit der ganzen Wut eines Leserfressers fiel er über das Buch her, um es zu zerfetzen. Zwei ganze Nummern des „Literaturblattes“ (N<sup>o</sup>. 93 und 94 vom 11. und 14. Sept. 1835) wurden der Verdammung dieses Romans gewidmet, und alle Register wurden gezogen, um sowohl den Roman, wie die ganze Richtung des „Jungen Deutschland“ zu kennzeichnen. Die Worte „Unmoralische Literatur“ waren noch als besonderes Brandmal über die Überschrift, die den Titel des Gutzkowschen Romans wiedergab, gesetzt worden. Unter unerhörten persönlichen Beschimpfungen Gutzkows warf Menzel dem

Romane vor, daß er durch Gotteslästerung und Unzucht die Welt reformieren wolle, und daß es darum auch im höchsten Grad gefährlich sei, den jungen Revolutionären ein eigenes Organ, wie es in der „Deutschen Revue“ geplant werde, zu gestatten. Bei einer sachlichen Besprechung des Buches sah er ab, dagegen brach er in einen Wehruf nach dem andern aus. „Nur im tiefsten Rote der Entsittlichung, nur im Bordell werden solche Gesinnungen geboren,“ jammerte er. „So lange ich lebe, werden Schändlichkeiten dieser Art nicht ungestraft die deutsche Literatur entweihen.“ Und die Mitglieder des Jungen Deutschland nannte er den „Auswurf der Nation“. Darum sei auch Front zu machen gegen die neue literarische Revue im großen Stil, die dieses „jüngere junge Deutschland“ plane. „Ich will meinen Fuß hineinsetzen in Euern Schlamm“, rief er, „wohl wissend, daß ich mich besudeln. Aber ich will den Kopf der Schlange zertreten, die im Miste der Wollust sich erwärmt.“

Dieser bitterböse Angriff mit seinem ausgesprochen demagogischen Charakter machte in ganz Deutschland das größte Aufsehen. Gutzkow ließ eine Rechtfertigung in einer besonderen Broschüre „Verteidigung gegen Menzel“ und Wienbarg ebenfalls eine solche „Menzel und die junge Literatur“ erscheinen; auch Heine, Auerbach, D. Fr. Strauß, der Heidelberger Theologe Paulus und weiterhin Börne in der Broschüre „Menzel der Franzosenfresser“ traten gegen die nichtswürdige Verunglimpfung auf. Auch der größte Teil des gebildeten Publikums stand mit Gutzkow ein. Nichtsdestoweniger war der vorläufige Sieg auf Menzels Seite. Es liegt der Verdacht nahe, daß Menzel bei seinem Vorgehen gegen Gutzkow die österreichische Regierung bereits im Rücken hatte,\*) anzunehmen ist wenigstens, daß seine Angriffe ihr durchaus gelegen kamen. Schon im Oktober deutete sie in einer Bundestagsitzung an, daß sie bei der Bundesversammlung entsprechende Schritte einzuleiten gedenke, um das Junge Deutschland unschädlich zu machen, und als die württembergische

\*) Ludwig Geiger, das Junge Deutschland und die preussische Zensur. Berlin 1900, S. 134.

ierung sich gegen ein solches Vorgehen aussprach, ließ Metternich den österreichischen Gesandten in Stuttgart einwirken, worauf Widerstand fallen gelassen und am 10. Dezember 1835 jene über das Junge Deutschland ausgesprochen wurde, über die bereits S. 317 ausführlich berichtet haben. Zugleich wurde Guzkow vom badischen Hofgericht zu einer dreimonatigen Geißstrafe verurteilt. Mit dieser Katastrophe fiel natürlich das Projekt der „Deutschen Revue“. Als traurige Zeugen der ersten Regungen bewahrt die Frankfurter Stadtbibliothek Korrekturbogen des ersten Hestes auf.

Ein recht klägliches Nachspiel dieses Dramas boten schließlich die Erklärungen verschiedener preussischer Professoren und Beamten, die bereits von Guzkow als Mitarbeiter der „Deutschen Revue“ genannt worden waren, und gegen die nun die preussischen Ministerien ebenfalls Miene machten gerichtlich einzuschreiten. Eine ganze Reihe dieser „Mitarbeiter“ leugnete jetzt öffentlich, in dem Drucke der Regierung nachgebend, eine Gemeinschaft mit Guzkow ab. Barnhagen von Ense erklärte in der „Allgemeinen Zeitung“ (23. Nov. 1835), daß sein Name nur „durch Irrtum“ in Verbindung mit der „Deutschen Revue“ genannt sein könne, er antwortete aber zugleich vorsichtiger Weise Guzkow in einem Briefe vom 6. Nov., doch nicht auf diese Erklärung zu antworten. In ähnlicher Weise schüttelten die Professoren Ulrici, Gans, Rosenfranz, Trendelenburg und Goutho den verfehlmten Guzkow von sich ab. Karl Rosenfranz leugnete zwar nicht, Berichte für die „Deutsche Revue“ zugesagt zu haben, fügte aber hinzu: „Die Notwendigkeit, falschen Deutungen entgegenzutreten, veranlaßt mich, zu erklären, daß weder politische, noch religiöse Tendenzen meine Zusage motivierten.“ Durch Brölß (Das Junge Deutschland) ist jedoch festgestellt worden, daß die Privatbriefe Rosenfranz' an Guzkow mit dieser Versicherung nicht übereinstimmten.

Auch Heinrich Laube zog sich ostentativ von Guzkow zurück, indem er eine dahingehende Erklärung in der „Allgemeinen Zeitung“ erließ, die aber einen scharfen Tadel von Heine, Mundt und Wienberg erfuhr.

Unter den wenigen Zeitungen, die den Mut hatten, für

Gutzkow einzutreten, fand sich auch erfreulicherweise die Augsburger „Allgemeine Zeitung“. Sie druckte die Münchener Korrespondenz eines Hamburger Blattes ab, in der Menzel heftig getadelt und gefragt wurde, ob denn wirklich durch die Schritte von ein paar jungen Leuten die gesellschaftliche Ordnung, Moral und Religion umgestürzt werden könne, und zeigte auch noch ihre Sympathien für Gutzkow.

Das änderte aber natürlich an dem Erfolge Menzels nicht, er hatte ja erreicht, daß das junge Deutschland vollständig dem Sattel geschleudert worden war und die gefürchtete „Deutsche Revue“ ihm keine Konkurrenz machen konnte. Sein Ansehen als Kritiker hatte aber trotz alledem schwer gelitten; die geistig Vornehmten der Nation versagten ihm fortan ihre Achtung, und auch seine kritische Tätigkeit an sich verlor mehr und mehr den Zusammenhang mit der großen geistigen Strömung der Zeit, die trotz Acht und Aberacht keineswegs aufzuhalten war. Das „Literaturblatt“ sank denn auch nach und nach von seiner früheren Höhe herab, so daß Menzel schließlich 1848 von der Redaktion zurücktrat. Dem Blatte war jetzt aber nicht mehr zu helfen, worauf es Cotta 1852 ganz fallen ließ. Doch auch das „Morgenblatt“ selbst hatte sich mittlerweile überlebt und ging 1865 aus Mangel an Teilnahme ein. Ein Versuch Menzels, von 1852 ab im eigenen Verlage ein neues „Literaturblatt“ herauszugeben, hatte nur geringen Erfolg; immerhin erschien das Blatt — allerdings ohne je irgend welche Bedeutung zu erlangen — bis 1869.

Ein ähnliches Schicksal wie das „Morgenblatt“ hatte die „Wiener Zeitschrift“ (Siehe S. 291), doch mußte sie noch weit mehr als das Cottasche Unternehmen unter dem Metternichischen Drucke leiden. Immerhin leistete sie, was sie nur irgend vermochte. So versammelte sie u. a. beim Tode Goethes eine große Zahl von österreichischen und anderen Dichtern um sich und ließ von diesen dem dahingeshiedenen Dichtersfürsten in tief empfundenen Strophen eine großartige Huldigung darbringen. Die wertvollsten Beiträge stellten Ed. v. Bauernfeld, Ernst v. Feuchtersleben, Tschabuschnigg, Anastasius Grün, Chr. v. Zedlitz, Joh.

Hammer, J. G. Seidl, Franz Hermann v. Hermannsthal, M. Vogl und J. S. Castelli bei.

Leider starb der Herausgeber der Zeitschrift, der umsichtige hich, am 1. August 1835 zu Gastein, worauf die Witwe das ternehmen vorläufig weiterführte, bis mit dem Schlusse des hres Friedrich Witthauer die Zeitschrift kaufte und nach und nach einmal zu einer zweiten Blüte brachte. Witthauer, ein eigeniger, in mehr als einer Beziehung merkwürdiger Mann, war n geborener Österreicher, sondern ein Norddeutscher; doch ist a seinen früheren Lebensschicksalen nur wenig bekannt. In emen um 1793 geboren, soll er eine Zeitlang als Offizier gedient d sodann einige Jahre in London gelebt haben. Nach Wien n er 1825, wo er zunächst Unterricht im Englischen und Französischen erteilte. Weiterhin trat er als Theater-Kritiker in ierles „Theater-Zeitung“ auf und befundete hier eine reiche ildung. Er war damals nach Wurzbachs Angaben (Biogr. rixion) „der einzige in Wien, der eben so geistreich als gediegen, en so wahr als parteilos die kritische Feder führte und dabei en Anstand und die gute Sitte musterhaft wahrte.“ In dem üßern der „Wiener Zeitschrift“ nahm der neue Besitzer keine eränderungen vor, dagegen suchte er den Inhalt wertvoller zu estalten und zog daher jeden neuen österreichischen Schriftsteller on Bedeutung zur Mitarbeit heran. So erschienen denn bald uch Arbeiten von Franz Stelzhamer, C. A. Kaltenbrunner, Alexander Baumann, Karl Beck, Carlopago (Ziegler), D. Brechtler, ürst Friedrich von Schwarzenberg und, was besonders hervor- hoben werden muß, die ersten Novellen von Adalbert Stifter. der Jahrgang 1840 brachte die Novellen „Der Kondor“, worauf is 1844 „Das Heidedorf“, „Die Mappe meines Urgroßvaters“, Die Wirkungen eines weißen Mantels“ (später „Bergmilch“ be- itelt) und „Die drei Schmiede ihres Schicksals“ in der Zeit- schrift erschienen. Eine feinsinnige Hulldigung brachte das Blatt em damals schon recht verbitterten Grillparzer zum 15. Jan. 1844, einem 51. Geburtstage, dar, zu welchem es eine Reihe von Ge- ichten veröffentlichte, die sämtlich den großen Dramatiker feierten. Von den Kunstbeilagen jener Zeit seien hauptsächlich die sorg-

fältig ausgeführten Porträts von Grillparzer, Palm, Hammer-Purgstall, Feuchtersleben, Zedlitz, Bauernfeld, Seidl, Deinhardstein, Lenau, Castelli, Pyrker, Anastasius Grün, Leitner und Schwarzenberg genannt.

Leider wurden die Verhältnisse, unter denen Witthauer seine Zeitschrift herausgeben mußte, immer ungünstiger; der Zensurdruck steigerte sich immer mehr, und als natürliche Folge verflocht sich der Geschmack des Publikums noch weiter. In einem Brief an einen Mitarbeiter klagt er bitter über seine Leserschaft, die für das Ernste, Geistige allen Sinn verloren habe. „Suchen die Leser in den Journalen doch ganz etwas Anderes,“ schließt er, „als was ihnen zu denken gibt.“

Trotz alledem blieb die Zeitschrift „der Hort des literarischen und künstlerischen Lebens in Österreich“, so lange Witthauer das Steuer in der Hand hielt. In der Mitte des Jahres 1844 erkrankte dieser jedoch und mußte mit dem Schlusse des Jahres die Redaktion niederlegen; er war von einem schweren Brustleiden befallen worden und starb auch bereits 1846 in Meran. Daran ging es mit der Zeitschrift schnell abwärts. Für die Jahre 1845 und 1846 übernahm G. R. von Franck die Leitung des Blattes und suchte möglichst die Traditionen Witthauers zu wahren; 1847 fungierte J. A. Bachmann als Herausgeber, bis die Stürme des Jahres 1848, wie so vielen anderen Unternehmungen des Vormärz, auch der „Wiener Zeitschrift“ ein Ende bereiteten.\*) Die letzte Nummer erschien am 25. Oktober 1848.

Von den sonstigen Zeitschriften brachte es keine zu einer hervorragenderen Stellung. Von einer gewissen jugendlichen Begeisterung wurde der „Phönix, Frühlingszeitung für Deutschland“, getragen. Sie wurde von Eduard Duller (geb. 1809, gest. 1853) in Frankfurt a. M. vom 1. Januar 1835 ab in eleganter Ausstattung zum Jahresabonnement von 16 Gulden herausgegeben. Duller selbst redigierte das Hauptblatt, das neben Novellen und Gedichten ästhetische, philosophische und kulturgeschichtliche Artikel brachte, während ein literarisches Beiblatt, dessen

\*) Schloffer, S. 475—479.

Redaktion Karl Gutzkow übernommen hatte, sich über die literarischen Zustände verbreitete. Doch brachte das Hauptblatt nur selten einmal einen bedeutenderen Artikel wie den humoristisch-ironischen von Franz Dingelstedt „Abschiedsrede an den Kometen“, oder den von Ludwig Wiehl „Börne, Görres und Rothschild“. In den poetischen Beiträgen sind Georg Büchners dramatisches Fragment „Dantons Tod“ und Grabbes Szenen aus dessen „Hannibal“ hervorzuheben. Gewichtig setzte Gutzkow in seinem „Literaturblatt“ ein; er entwickelte ein großartiges Programm und drang in diesem besonders darauf, daß die junge Generation nicht in einem unfruchtbaren Kultus des Ruhms ergehe, sondern selbst schaffe und daß sie sich dabei nicht in Träumereien verliere, sondern große Ideen entwickle. „Wir wollen eine neue poetische Position, aber weder die blaue Blume, noch die Ironie, noch die Manie für die alte Literaturgeschichte.“ Die Ideen der Zeit sollte die neue Literatur künstlerisch widerspiegeln, auch die dramatische, und durch diese sollte die deutsche Bühne wieder nationalisiert werden. Leider fand Gutzkow nur wenig Zeit, dieses Programm weiter auszuführen, denn im Herbst brach ja schon die Wally-Katastrophe über ihn herein, die jede weitere Redaktions-  
 tätigkeit unmöglich machte. Der „Phönix“ erhielt sich darauf nur noch bis zum ersten Semester des Jahres 1838.

Einen etwas universelleren Charakter strebte Theodor Mundts Zeitschrift „Der Freihafen, Galerie von Unterhaltungsbildern aus den Kreisen der Literatur, Gesellschaft und Wissenschaft“ an. Sie erschien von 1838 bis 1844 und hatte C. G. Carus, C. Hans, Wernhagen von Ense, den Fürsten Bückler, Karl Rosenkranz, Gustav Kühne u. a. zu Mitarbeitern. Von D. Fr. Strauß bot sie die „Selbstgespräche über das Bleibende und Vergängliche im Christentum.“

Verschiedenes literarisch-historisches Material brachte der im übrigen herzlich unbedeutende „Salon“, den Sigmund Engländer 1847 in Wien herausgab, so z. B. Erinnerungen an Heinrich Heine von dem Maler Johann Peter Lyser und die Schilderung eines Besuches bei Goethe 1830 ohne Angabe des Verfassers, doch wahrscheinlich ebenfalls von Lyser herrührend.



Der Überblick, den die Bauerlesche „Allgemeine Theaterzeitung, Originalblatt für Kunst, Literatur, Musik, Mode und geselliges Leben“, die täglich in groß Quart in Wien erschien (siehe S. 225), über das allgemeine Kulturleben geben wollte beschränkte sich nach wie vor nur auf ganz flüchtige Notizen und die oberflächlichsten Bemerkungen. Dagegen präsentierte sich das Blatt mehr und mehr in feinerer Ausstattung und mit vielen Illustrationen. Dadurch erhielt es sich die Gunst der Leser und blieb bis zum Beginn der politischen Bewegung vor 1848 die verbreitetste Zeitschrift in Österreich. Im Jahre 1846 ging das Eigentumsrecht von Bauerle auf den Drucker F. B. Sollinger über; doch blieb Bauerle noch bis zu seinem 1859 erfolgten Tode der Redakteur des Blattes, vermochte aber, als mit den Märztagen des Jahres 1848 eine neue Gedankenflut hereinbrach, sich in die ernsthaftere Zeit nicht zu finden und damit auch den Niedergang der „Theaterzeitung“ nicht aufzuhalten. Bald konnte sie nur noch mit Mühe ihr Leben fristen, und unmittelbar nach Bauerles Tode ging sie ein. Sie hatte es bis zu einem Alter von 53 Jahren gebracht.

An den Schluß dieser Reihe von Journalen für die universelle Bildung sei endlich noch eine Zeitschrift gestellt, die zwar nicht die geringste Wirkung ausübte und auch nur während weniger Monate erschien, aber doch sowohl wegen ihrer Eigenart, wie auch wegen ihres Herausgebers nicht ganz unbeachtet bleiben kann. Es ist Gutzkows „Forum der Journal-Literatur“. Bisher war die Zeitschrift vollständig unbekannt, erst Johannes Bröck gelang es, sie aus der Vergessenheit hervorzuziehen, worauf er sie in seinem Werke „Das Junge Deutschland“ Seite 253 bis 261 ausführlich charakterisiert hat. Der junge Gutzkow unternahm mit diesem Journal seinen ersten literarischen Schritt. Er wollte, wie er selbst sagte, durch eine Übersicht des deutschen Journalwesens die Vereinigung hie und da zerstreuter Elemente und die Aussicht auf den Strom der öffentlichen Meinung, dessen Wellen die Zeitungen seien, freier zu gewinnen suchen. Dabei ging er von der Überzeugung aus, daß das Heil der Literatur, sowie eine befriedigende Gestaltung des Lebens von einer gegen-

tigen Befruchtung abhänge. Eine gleiche Wechselwirkung sei in der Wissenschaft und dem Leben zu fordern. Die Journale seien die berufenen Vermittler hierzu. Die Fachjournale müßten Rücksicht auf die allgemeinen Interessen, die Unterhaltungsblätter Rücksicht auf die Fortschritte der Wissenschaft nehmen. „Das Einzige,“ sagt er dann, „was den alten Wust verdrängen und ein besseres Leben vermitteln kann, ist die Erweckung höherer und allgemeiner Interessen, das allgemeine Festhalten an einer gemeinsamen Idee, die würdigere Verhandlungen aufzuregen im Stande ist.“ Die Hauptsache aber seien die Nationalinteressen, und diesen müsse sich die Literatur vor allem widmen. So bald dies der Fall sei, werde auch neues Leben in die Literatur kommen, und diese werde das Band ersetzen, das zerschnitten worden, ja, dieses Band werde durch eine solche neue Literatur wieder gegeben werden. Dem jugendlichen Herausgeber schwebte also nichts weniger, als die Reform des gesamten Geisteslebens als Ideal vor, bei der die Literatur die Führerschaft übernehmen sollte. Dazu fehlte ihr aber zunächst noch alle Kraft, und darum verhallte auch die Stimme des jungen Journalisten vollständig wirkungslos. Die ersten beiden Hefte, die als Vierteljahresschrift in Oktavformat zu Anfang des Jahres 1831 zu Berlin erschienen, blieben fast ganz unbeachtet, und als darauf der Versuch gemacht wurde, das Unternehmen als Wochenschrift in Quartformat einzuführen, konnten nur 13 Nummern ausgegeben werden, da die Zahl der Abonnenten nicht über 70 hinauskam. Das Journal mußte also schon im Herbst ruhmlos zum Orkus hinabsteigen. Nur beim Herausgeber hinterließ es ein Andenken, leider ein recht schlimmes, denn dieser hatte sich verpflichtet, für die Herstellungskosten einzustehen und sah sich nun mit einer großen Schuldenlast beschwert, an der er über zehn Jahre lang zu tragen hatte.

---

3. Die literarischen Journale. Sind zum großen Teil Tummelplätze der Jungen Deutschlands. Der „Telegraph“, herausgegeben von Gutkow. Er steht in Frankfurt a. M. und siedelt dann nach Hamburg über. Seine Mitarbeiter. Wehl und Fontane über das Blatt. Gutkow über seine Tätigkeit am „Telegraphen“. Das Journal wird in Preußen verboten. Lewald „Europa“. Gutkow über Lewald. Der Charakter der „Europa“. Wird von Gustav Kühne erworben. Mundts „Literarischer Zodiakus“, Wienbachers „Literarische und kritische Blätter“, Jungs „Literaturblatt“, Marbachs „Literatur- und Kunstberichte“. Die Berliner „Jahrbücher für wissenschaftl. Kritik“. Eine konservative „Literarische Zeitung“. Die „Blätter für literarische Unterhaltung“. Das „Magazin für die Literatur des Auslandes“. Sein Herausgeber Joseph Lehmann. Das Blatt ist ein Zentralorgan für die Beurteilungen auf dem linguistischen Gebiete. Seine mannigfachen Schicksale.

Ganz besonders laut traten die literarischen Journale der Zeit von 1830 bis 1848 auf. Hier suchten die jungen Schriftsteller ihre Grundsätze zu proklamieren, einen unbequemen Genossen nach allen Regeln der Kunst abzutun und sich selbst möglichst in den Vordergrund zu schieben. Dabei feierte die Kammeraderie ihre höchsten Triumphe. Die meisten Vorwürfe werden Heinrich Laube gemacht; immer wieder wird er beschuldigt, daß er fort und fort die literarischen Zeitschriften mit Reflexionen für seine Schöpfungen füllen lasse. „Wird irgendwo ein Laubesches Stück in Szene gesetzt“, heißt es einmal im „Charivari“ (1845, № 139), „so bilden die Laubeschen literarischen Salais ein wahres Posaunenkonzert.“ Ein andermal steigert sich der Groll bis zum bitteren Hohn. „Zur Aufführung von Laubes ‚Struensee‘ in Dresden“, wird gemeldet, „ging von Leipzig ein Extrazug der Eisenbahn mit Claqueurs und literarischen Bedienten des großen dramatischen Autors dahin ab.“ Oder es wird an die Mitteilung, daß Viktor Hugo zum Pair von Frankreich erhoben worden sei, die bissige Bemerkung geknüpft: „Undankbares Deutschland, wann wirst du den gefeierten Dichter des ‚Notofa‘ in den Pairstand erheben?“ \*)

\*) Einen geharnischten Artikel über das Cliquenwesen, besonders gegen „die forzierte Emporhebung Laubes“, brachte auch die sonst so zahme „Abend-“

Eduard Beurmann klagt denn auch einmal sehr beweglich, die literarischen Journale, statt das „Senfblei der Literatur“ zu stellen, das „Blei an deren Schwingen“ seien, daß sie statt „Akzessorium der Literatur“ zu bilden, sich selbst zur Haupt-  
e machten.\*)

Als die bedeutendste dieser literarischen Zeitschriften ist Guz-  
s „Telegraph für Deutschland“ zu betrachten, der auch  
: Art Bindeglied zwischen den Zeitschriften für universelle Bil-  
ig und den rein literarischen Journalen darstellt. Das Blatt  
te ein eigentümliches Schicksal. Als Guzkow am 10. Febr. 1836  
s dem Gefängnis zu Mannheim trat, in das ihn die Denun-  
tionen Menzels gebracht hatten, suchten ihm seine Frankfurter  
eunde eine neue Basis für seine Existenz zu schaffen. Sie  
uchten Mittel zusammen und ermöglichten es Guzkow, mit Ed.  
urmann eine politische Zeitung zu gründen, die den Titel  
Frankfurter Börsenzeitung“ erhielt; einem literarischen Beiblatt  
er Zeitung wurde die Bezeichnung Frankfurter „Telegraph“  
geben. Mit dem 1. September 1836 trat das Unternehmen in  
ie Erscheinung. Allein die Zeitung entwickelte sich nicht, so sehr  
h auch ihre Herausgeber abmühten; es fehlte an dem nötigen  
etriebskapital und darum besonders an auswärtigen Mitarbeitern.  
chon nach drei Monaten ging sie daher wieder ein; doch gelang es  
uzkow, das Beiblatt zu retten und so den „Telegraphen“ zu  
nem selbständigen Journale auszubilden. Aber er durfte das  
blatt nicht mit seinem verfehmten Namen zeichnen; statt seiner  
urde zunächst W. Speyer und dann Ed. Beurmann genannt.  
ie Verhältnisse für das Journal lagen in Frankfurt jedoch so  
enig günstig, daß Guzkow es in einer großen Verlagsbuchhand-  
ing unterzubringen suchte und schließlich Hoffmann und Campe  
Hamburg veranlaßte, es zu übernehmen. Im September des

---

itung“ 1845 in N. 78. Sie wies dabei auf die unerhörten Reklame-Artikel  
n „Kometen“, den „Grenzboten“, der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“,  
n „Deutschen Allgem. Ztg.“, dem „Morgenblatt“ und der „Kölnischen Zei-  
mg“ hin.

\*) Ed. Beurmann, Frankfurter Bilder. Mainz 1835, S. 307.

Jahres 1837 ging das Blatt, das nun den Titel „Telegraph für Deutschland“ erhielt, in den Verlag von Hoffmann und Campe über. Dabei änderte sich auch der Charakter des Blattes. Während es bisher das gesamte Gebiet der Bildung in den Kreisen seiner Betrachtungen zu ziehen versucht hatte und besonders bemüht gewesen war, seine Leser über die Strömungen in der Theologie und der Sozialpolitik zu informieren, ließ es jetzt, da die Gefahrlichkeit, darüber zu sprechen, von Jahr zu Jahr wuchs, diese Themata mehr und mehr bei Seite und wurde fast ausschließlich eine literarische Zeitschrift. Das literarische Thema erhielt aber einen breiteren Ausbau, wie überhaupt das ganze Journal ein stattlicheres Gewand bekam. Von Januar 1840 an erschien es, statt in Oktav, wie bisher, in Quartformat. Bis verantwortlich zeichnete zunächst der Verlag; mit der Nr. 164 des Jahres 1841 trat jedoch Gutzkow als verantwortlicher Redakteur hervor.

Mit den reicheren Mitteln ließ sich auch bald ein vorzüglicher Mitarbeiterkreis heranziehen. Zu den alten Getreuen aus der Frankfurter Zeit, den Gödefe, Carrière, Heinrich König, Dingelstedt, Herwegh, traten Friedrich Hebbel, August Becker, Theodor Mügge, Friedrich Dettler, Wilhelm Hamm, Julius Rosen, Karl Beck, Alexander Weill, Ludwig Wihl, Therese von Bacheracht, A. v. Sternberg, Siegmund Schott und viele andere.

Daneben war auch Gutzkow selbst eifrig für sein Blatt tätig. Er lieferte eine Anzahl Charakteristiken, Reisebriefe aus Stuttgart, Karlsruhe und Augsburg, schrieb ein „Tagebuch aus Berlin“, in welchem er außerordentliche Personalkenntnisse offenbarte, und Besprechungen von Theater-Aufführungen. Außerdem trat er in verschiedenen Fällen für die Interessen des Schriftstellerstandes ein, kämpfte gegen den Nachdruck, der die Schriftstellerwelt so schwer schädigte, und wandte sich auch gegen die Übersetzungsmode, durch die der Büchermarkt mit minderwertigen französischen und englischen Romanen überschwemmt werde, während die deutschen Schriftsteller schwer dadurch beeinträchtigt würden. Durch dieses energische Auftreten zog er sich allerdings manche Angriffe vor.

den der Buchhändler zu, und der Verleger Heinrich Hoff in Annheim veröffentlichte sogar eine heftige Broschüre „Gutzkow und Gutzkowgraphie“ gegen ihn. Die wertvolleren Aufsätze gab Gutzkow später in seinen „Vermischten Schriften“ (4 Bde., 1839. 42—50) und in dem Sammelbande „Aus der Zeit und dem Leben“ (ebend. 1844) in Buchform heraus.

Der „Telegraph“ gewann durch die bunte Mannigfaltigkeit und den frischen Geist, der aus den Blättern wehte, sehr Bedeutung und wurde mehr und mehr ein beliebtes Blatt. Feodor Fontane erinnerte sich noch in späten Jahren („Zeit und Menschen“, Fontane 1889, Bd. I, S. 259), daß in den Kaffeehäusern Berlins

Anfang der vierziger Jahre der „Telegraph“ ein sehr beliebtes Journal war, und Theodor Fontane meint, er habe in dieser Zeit seine ganze Kenntnis vom jungen Deutschland aus dem „Telegraphen“ geschöpft. Diese Blütezeit sollte aber nicht lange dauern. Die preussische Regierung hatte wiederholt Anstoß an verschiedenen Büchern genommen, die bei Hoffmann und Campe erschienen waren; neuerdings mochte ihr dann auch der rege „Telegraph“ unbequem sein, und so machte sie denn eines Tages *tabula rasa* und verbot unter dem 28. Dezember 1841 den ganzen Verlag Campes in Preußen. Damit wurde aber dem „Telegraphen“ die Lebensader fast vollständig unterbunden, und Gutzkow verlor alle Lust, das Blatt fernerhin zu leiten. Schon vor dieser Katastrophe hatte er sich mit der Frage beschäftigt, ob es für seine literarische Entwicklung nicht besser sein würde, die ganze Redaktionstätigkeit aufzugeben. „Das Blatt schadet mir,“ schrieb er bereits im Mai 1841 an Lewin Schücking. „Meine Gegner fürchten sich und machen daher beständig Lärm, und ich selbst kann doch nicht so diplomatisch werden, daß ich über alles schwiege.“ Und als dann das Verhängnis hereingebrochen war, legte er die Redaktion nieder und unternahm eine Reise nach Paris. Die Redaktionsgeschäfte übernahm, nachdem Schücking es ausgeschlagen hatte, Gutzkows Nachfolger zu werden, Georg Schirges (1811—1879), ein literarischer Bohémien, der etwa seit einem Jahre Mitarbeiter am „Telegraphen“ war, dem es aber durchaus an

dem Weit- und Scharfblick seines Vorgängers fehlte, worauf das Blatt schnell sein Ansehen einbüßte, zurückging und 1845 sein Erscheinen einstellte.

Einen ähnlichen Charakter wie Gutzkows „Telegraph“ trug Lewalds „Europa“, nur war deren geistiges Niveau wesentlich niedriger. In Lewald präsentierte sich der Weltmann der damaligen deutschen Schriftsteller. Gutzkow rühmt ihn als den „vollendetsten Repräsentanten der bürgerlichen Noblesse unserer Literatur.“ „Wie schön,“ fügt er sodann noch hinzu, „wenn dem Weltmanne noch der Wert einer wirklich poetischen Zulänglichlichkeit kommt, Scharfblick, witzige Kombination, schöpferisches Vermögen! In der That ist die ruhige und englische Haltung Lewalds, sein Plie und die kleine Koketterie etwa mit einem neuen au duc d'Orleans definierten Gilet nur die äußere Hülle, ich möchte sagen die stilistische Hülle eines tiefen Geistes, der die menschlichen Zustände mit klarstem Auge durchschaut, die Hülle einer genialen Neuerung in der Literatur, welche wir wahrscheinlich nur diesem Namen verdanken.“ \*) So ernst wird es Gutzkow mit dieser hohen Wertschätzung aber wohl nicht gewesen sein; man fühlt es, der Schalk blüht zwischen den Zeilen hervor, er macht sich im Grunde lustig über den geschäftigen Allerweltskerl, der unaufhörlich über alles Mögliche plaudert, ganz nett und lebenswürdig und auch mit einer gewissen Kenntniß von Literatur, Musik, Mode und Gesellschaft, aber doch immer höchst oberflächlich, ohne die tieferen Strömungen der Zeit zu berühren. Der ganze Verlauf seines Lebens ließ ihn auch nicht zu ernsteren Studien kommen.

August Lewald wurde 1792 zu Königsberg in Preußen als der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns geboren, widmete sich zunächst ebenfalls dem Handelsstande, geriet dann in die Strudel des Krieges und machte als Sekretär eines höheren russischen Offiziers die Feldzüge gegen Frankreich mit. Nach dem Friedensschlusse warf er sich ganz in das schöngeistige Leben, verjuchte sich

\*) Gutzkow, Beiträge zur Gesch. der neuesten Literatur. Stuttg. 1839. Bd. I, S. 307.



Dramatiker, Schauspieler und Bühnenleiter, führte dann auch eine Zeitlang das zwanglose Leben eines Bohémiens in Paris und schrieb Theaterstücke, Novellen, touristische Blandereien und noch vieles andere. Darauf siedelte er sich 1834 in Stuttgart an und gründete dort 1835 die Zeitschrift „Europa, Chronik der gebildeten Welt“. Später zog er mit seinem Blatte nach Karlsruhe um, verlor aber hier die Lust an der steten Redaktionsarbeit, worauf 1846 Gustav Kühne das Journal für 3000 Taler erwarb und es nach Leipzig überführte. Nach längerem Aufenthalte in Wien lebte Lewald dann vorübergehend in Frankfurt a. M., Stuttgart und Baden-Baden, immer eifrig schriftstellernd, bis er 1871 zu München starb. Gustav Kühne leitete unterdessen die „Europa“ bis 1859, worauf sie in den Verlag von Karl B. Neufert und dann in den Ernst Reils überging. Redigiert wurde sie in dieser Zeit von Friedrich Steger (1811—1874) und Hermann Kleinstreuer (1826—1888), sank aber schließlich zu vollständiger Bedeutungslosigkeit herab und ging 1883 aus Mangel an Abonnenten ein.

Unter Lewalds Leitung war die „Europa“ mehr ein Gesellschaftsblatt, das sogar Modenkupfer brachte und nur im Jahrgang 1836 gediegenere „Literarische Übersichten“ von Karl Gutzkow bot. Ludwig Kalisch spottete denn auch in seinem „Buch der Larrheit“ in etwas derber Weise über das Blatt:

In einen Stier hat sich ein Gott verwandelt,  
Um Kadmus' schöne Schwester zu entführen;  
In Ochsen müssen Menschen sich verwandeln,  
Um die „Europa“ Lewalds zu berühren.

Unter Gustav Kühne gelangte die „Europa“ etwas mehr in das Fahrwasser des Jungen Deutschlands; Theodor Mundt, Heinrich König, Berthold Auerbach, Hieronymus Vorm, Robert Blum wurden Mitarbeiter. Doch blieb der Ton immer gemäßigt, da Gustav Kühne keine Kampfnatur war. Wurde er doch „bald wohlwollend, bald scheltend,“ wie er selbst sagt, der „Besonnenste“ der Jungdeutschen genannt. Im Jahre 1848 ward aber auch er von der allgemeinen Bewegung ergriffen und gestaltete, damit er kräftiger in die Tagesdebatten eingreifen könne, die „Europa“ in

ein Tagesblatt um. Er traf aber damit nicht das Richtige; die Tausende von Abonnenten schmolzen auf ebenso viele Hundert zusammen, so daß er sich beeilte, das Journal wieder in seine frühere Form zu bringen. Von dem Stoße, den es durch die Umformung erlitt, hat es sich aber nie wieder erholt.

An diese beiden größeren Journale, den „Telegraphen“ und die „Europa“, schließt sich eine Reihe kleinerer literarischer Blätter unter denen jedoch kein einziges zu einiger Bedeutung gelangte: die meisten bestanden auch nur ganz kurze Zeit. Theodor Mundt gründete 1835 einen „Literarischen Zodiakus“, der aber sehr schnell unter der preussischen Zensur zu leiden hatte und darum bald wieder einging. Rudolf Wienberg gab „Literarische und kritische Blätter“ heraus, die auch Novellen und Übersetzungen aus dem Französischen brachten. Alexander Jung redigierte einige Zeit ein „Literaturblatt“, das die jungdeutschen Ideen im Osten verbreiten wollte. Ein „Literatur- und Kunstbericht“ von Oswald Marbach erschien Mitte der vierziger Jahre in Leipzig. Berliner „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik“, die besonders von Barnhagen von Ense unterstützt wurden und den Verunglimpfungen Menzels gegenüber eifrig für Goethe eintraten, hielten sich von 1827 bis 1846. Eine konservative „Literarische Zeitung“, die sich der Protektion des Ministeriums erfreute, und deren erster Redakteur Karl Büchner (gest. 1837) war, kam von 1834 bis Ende 1845 im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin heraus.

Außerdem erschienen auch ferner noch die „Blätter für literarische Unterhaltung“ (Siehe S. 292), die aber nicht mit in den Ton der jungdeutschen Journale einstimmten. Heinrich Brockhaus, der seit 1823 die Zeitschrift selbst redigierte, suchte sich von den literarischen Kämpfen möglichst fernzuhalten. Er berichtete wohl über die Bewegung und gestattete selbst Männern von so ausgesprochener Parteirichtung wie Arnold Ruge ihre Ansichten zu entwickeln, aber er ließ die Zeitschrift doch nie zum Parteiblatt werden, und darum gelang es ihm auch, sie über das Sturmjahr 1848 hinwegzubringen, in dem so viele Blätter

ahinschwanden. Doch erschien das Journal dann nicht mehr täglich, sondern wöchentlich.

Den Beschluß der langen Reihe der literarischen Zeitschriften endlich macht ein Blatt, das eine ganz neue Erscheinung bildet und sich als ein Führer durch die Literatur des Auslandes darstellt. Das Interesse für die ausländische Literatur war bereits durch die Romantiker, die Schlegel, Tieck, Gries und andere geweckt worden, allein dem Verlangen der Gebildeten, ein Zentralorgan für die Bestrebungen auf dem linguistischen Gebiete zu erhalten, entsprach erst Joseph Lehmann zu Anfang der dreißiger Jahre.

Joseph Lehmann bildet eine ganz eigenartige Erscheinung sowohl auf dem Gebiete der Sprachforschung, wie auf dem des Zeitungswesens. Hier wie dort bewährte er sich als ein ausgezeichneter Fachmann und außerdem in den bewegteren Jahren als ein echter Vaterlandsfreund, als eine Kernnatur. Obgleich ein Mann von umfassenden Kenntnissen, hat er doch niemals eine gelehrte Schule besucht. Er wurde am 28. Februar 1801 in Glogau als der Sohn eines jüdischen Kaufmanns geboren und widmete sich zunächst in Berlin dem Bankier-Geschäfte; daneben aber trieb er schon als junger Mensch mannigfache Sprachstudien und beherrschte sehr bald, vermöge eines außerordentlichen Sprachtalentes, nicht nur das Französische und Englische, sondern auch das Italienische, Holländische, Blämische, Spanische, Portugiesische und Schwedische. Auch in den orientalischen Sprachen und Literaturen erwarb er sich Kenntnisse. Diese umfassende Bildung auf sprachlichem Gebiete brachte Joseph Lehmann nach und nach mit den gelehrten Reisen in Verbindung, u. a. auch mit Alexander von Humboldt, und dieser empfahl ihn im Jahre 1828 eines Tages dem Legationsrate Philipsborn, als dieser für die „Preussische Staatszeitung“ einen in den modernen Sprachen bewanderten Mitarbeiter suchte. Darauf vertauschte Lehmann das Kontorpult mit dem Schreibtisch der Redaktion der „Preussischen Staatszeitung“ und bewährte sich in dieser neuen Stellung bald ausgezeichnet. Hauptsächlich lieferte er vorzügliche Artikel über

die ausländische Literatur, und als 1830 nach der Julirevolution eine Flut von politischen, sozialen und literarischen Schriften des Auslandes in Deutschland einströmte, rief er eine besondere Beilage ins Leben, in der er jene literarischen Erscheinungen nun vollständig systematisch abhandelte. Dieser Beilage gab er den Titel „Magazin für die Literatur des Auslandes“. Das Unternehmen fand vielseitigen Anklang; schon der Prospekt, der der „Staats-Zeitung“ beigelegt wurde, und in welchem der Redakteur auf einen Ausspruch Goethes hinwies, in dem sich der Dichter zum erstenmale des Ausdrucks „Weltliteratur“ bediente, hatte die Einzeichnung von zwölfhundert Abonnenten zur Folge, und als dann am 24./25. Januar 1832 die erste Nummer mit einem geistreichen Artikel Lehmanns über das damals soeben herausgekommene Werk von Lord Dover „The life of Frederic the Second, king of Prussia“ erschienen war, wuchs die Zahl der Besteller noch ganz bedeutend. Das Blatt kam darauf wöchentlich dreimal in Folioformat heraus. Seine Mitarbeiter hatte sich Joseph Lehmann zunächst unter seinen Kollegen gesucht, bald aber gelang es ihm auch, Professoren von Universitäten und bedeutende Schriftsteller zu gewinnen, so daß das Ansehen des „Magazins“ rasch stieg. Leider bestand damals noch nicht die gute Sitte, die Artikel mit dem Namen des Autors zu zeichnen; man kann daher bei vielen Beiträgen nicht mehr angeben, von wem sie herühren.

Nach dem Rücktritte seines väterlichen Beschützers Philipsborn vom Kuratorium der „Staats-Zeitung“ erschien eine längere Verbindung des „Magazins“ mit diesem Blatte nicht als zweckmäßig; man überließ daher 1843 das Journal dem Schöpfer als freies Eigentum, und dieser stellte es nun auf eigene Füße. Dabei ging es in den Verlag der Firma Veit und Compagnie über, mit der es auch 1849 von Berlin nach Leipzig übersiedelte. Von 1859 ab erschien es sodann nur einmal wöchentlich und von 1864 ab, in welchem Jahre es wieder nach Berlin zurückkehrte, da es von F. Dümmers Verlags-handlung erworben worden war, in Groß-Quart. Darauf wanderte es 1879 abermals nach Leipzig in den Verlag von Wilhelm Friedrich und ging nun wiederholt von

Hand zu Hand, wobei es auch mehrmals seinen Charakter änderte.

Nach der Loslösung des „Magazins“ von der „Staatszeitung“ gab Joseph Lehmann in einiger Zeit auch seine Redakteurstelle bei diesem Blatte auf; schon lange mochte er die Grundzüge eines Eichhorn und Rochow nicht mehr vertreten. Er kehrte nach seiner Vaterstadt Glogau zurück, wurde dort Direktor der Niederschlesischen Eisenbahn und brachte durch Ernst und Energie das Unternehmen aus den dürftigsten Verhältnissen nach und nach in die glänzendste Lage. Schließlich siedelte er 1865 wieder nach Berlin über, wo er sich jetzt ganz den literarischen Studien hingab, um das „Magazin“ zu einem Musterjournal auszugestalten. Seinen Zweck, das Geistesleben des Auslandes den Deutschen näher zu bringen, erreichte er dabei in umfassendem Maße. Unablässig tätig, brachte er fast in jeder Nummer einen Aufsatz aus seiner Feder und erregte noch in seinen letzten Jahren durch seinen geistvollen Essay über das gemischte Sprachgebiet zwischen Kärnthen, Steiermark, Äthrien und Ungarn gerechtes Aufsehen. Mitten in Plänen zur weiteren Ausgestaltung seines Journals starb er plötzlich am 19. Februar 1873. Von den späteren Leitern des Blattes ist besonders der vielseitige Eduard Engel zu nennen, der es zu Anfang der achtziger Jahre redigierte. Weiterhin sank es schnell mehr und mehr von seiner Höhe herab und verschwand schließlich 1905 ruhmlos aus der deutschen Publizistik.

---

4. Die Unterhaltungsblätter. Ihre Oberflächlichkeit. Marggraff über sie. Herloffsohns „Komet“. Wetters „Charivari“. Der Klatsch von ganz Europa gibt sich in ihm ein Stelldichein. Der „Leuchtturm“, herausgegeben von Ernst Keil. Sucht einen nationalen Charakter zu gewinnen. Ist darum vielen Verfolgungen ausgesetzt. Die „Bohemia“.tritt für das Deutschtum in Böhmen ein. Die „Sachsenzeitung“, die „Rosen“, die „Jahreszeiten“, die „Iduna“, der „Dorfbarbier“, der „Hans Jörgel“, der „Soldatenfreund“. Die „Zeitung für die elegante Welt“. Ihr Redakteur Heinrich Laube. tritt

leidenschaftlich für das Junge Deutschland ein. Wird ausgewiesen und verhaftet. Gustav Kühne an seiner Stelle. Übernimmt später nochmals die Redaktion. „Der Gesellschafter“, der „freimütige“, das „Berliner Konversationsblatt“.

Wesentlich magerer, als die literarisch-kritischen Zeitschriften, stellen sich die Unterhaltungsblätter der Zeit von 1830 bis 1848 dar. Hier ist nur selten ein höherer Gesichtspunkt, eine gefestigtere Lebensanschauung, ein großes Problem — meist nur Oberflächlichkeit, gehaltloses Geplauder und Gewitzel mit etwas Sentimentalität und süßlicher Bikanterie, die sich wohl auch bisweilen bis zur Lässigkeit steigert. „Die meisten Journale“, klagt Hermann Marggraff (Deutschlands jüngste Literatur- und Kultur-epoche, S. 420), „stützen sich auf das Prinzip wahrhafter Armlichkeit; mit geringen Mitteln will man sie bestreiten, und so geschieht es, daß Literatur, Verleger, Redakteur und Mitarbeiter dabei urkundlich verhungern könnten, wenn die zähe Lebenskraft des Deutschen nicht einen Widerhalt gewährte.“ Daher bringe auch der Sumpf dieser Journalliteratur weiter nichts hervor als „junge Frösche, welche lyrisches Geschrei erheben, Sommertags-Abends, wenn sie sich verliebt, oder wenn sie zu viel getrunken haben, weiterhin Wasserschlangen, welche lieblich glibern und flunkern und, wenn man sie mit der Hand faßt, leicht hinaus schlüpfen, auch wohl hypochondrische, zerrissene, melancholische, schlurrende und schnurrende Unken, dann Wasserkäfer, Infusorien, Pilze — kleine Gedanken, Theater- und Bücherrezensionen, Aphorismen, Notizen, Miscellen und Spielereien ähnlicher Art.“

Von den neuen Blättern der in Rede stehenden Zeit ist zuerst „Der Komet“ zu nennen, den Karl Herloßsohn in Leipzig herausgab. Herloßsohn war ein lebenswürdiger Schriftsteller, der sich durch die in vollstümlichem Tone gehaltenen Lieder „Wenn die Schwalben heimwärts ziehn“ und „Ob ich dich liebe? Frage die Sterne“ und eine große Menge von Romanen und Novellen, die alle eine lebhaftere Phantasie verrieten, in weiten Kreisen beliebt machte. Er wurde 1804 in Prag geboren, wollte ursprünglich, von Zacharias Werner dazu veranlaßt, in Wien in den Orden der Redemptoristen treten, konnte sich aber im letzten

geublicke doch nicht dazu entschließen und ging nach Leipzig, wo er Philosophie und Jurisprudenz studierte, bis er sich mehr und mehr Schriftstellerei und Journalistik widmete und 1830 das Journal „Der Komet, ein Unterhaltungsblatt für die gebildete Leserschaft“ gründete. Es kam sechsmal in der Woche heraus und bot außerdem noch zwei Beilagen, eine „Zeitung für Reisende“ und ein „Literaturblatt“, die aber wöchentlich nur einmal erschienen. Allein schon im zweiten Vierteljahre geriet Herloßsohn in heftige Zwistigkeiten mit dem Verleger, C. H. F. Hartmann, trennte sich von ihm und gab sein Blatt bei Fr. A. Voigt in Leipzig in Kommission, worauf sich Hartmann Anfang August 1830 ein neues Journal „Unser Planet, Blätter für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater“ gründete, für dessen unentgeltliche Redaktion er selbst die Verantwortung übernahm. Der „Planet“ erlebte sodann unter wechselnden Schicksalen und Herausgebern dreizehn und einen halben Jahrgang; er erschien bis Ende 1843. „Der Komet“ überdauerte ihn noch um fünf Jahre; er kam bis 1848 heraus, ebenfalls unter vielfachem Wechsel, namentlich auch seiner Titel. Aus dem „Literaturblatt“ wurde vom zweiten Jahrgange an eine „Beilage für Literatur, Kunst, Mode, Residenzleben und journalistische Zentrale“. Neujahr 1834 kam zu den beiden bisherigen Beilagen noch eine dritte „Der Dampfwagen, ein Gratismagazin zur Unterhaltung und Belehrung“, an dessen Stelle jedoch bereits Neujahr 1835 „Der Luftballon, ein Blatt für Herz, Geist, Kopf und Magen“ trat. 1837 verwandelte sich dann der „Luftballon“ wieder in den „Leipzig-Dresdener Dampfwagen, ein Blatt der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“ und ein Jahr später sogar in den „Leipzig-Berlin-Dresdener Dampfwagen“. In den vierziger Jahren endlich (in denen sich übrigens Herloßsohn einige Zeit vom „Kometen“ abgewendet hatte) wurde aus dem „Dampfwagen“ ein „Teleskop“, während die „Zeitung für Reisende“ in Wegfall kam. Gleichzeitig trat wiederholt ein Wechsel im Verlage ein; auch der Titelskopf wurde mehrmals umgestaltet. Es kann daher nicht wundernehmen, daß sich bei den vielen Veränderungen kein größerer fester Abonnenten-Stamm bildete und die Leserschaft bei



der zunehmenden politischen Bewegung mehr und mehr dahinschwand, so daß Herloßsohn schließlich in große ökonomische Schwierigkeiten geriet und ganz verarmt am 10. Dezember 1849 in Leipzig aus dem Leben schied. Den Inhalt des „Kometen“ bildeten in der Hauptsache die Romane Herloßsohns, daneben allerlei Notizen aus dem literarischen und gesellschaftlichen Leben.

Neben dem „Kometen“ florierte eine Zeitlang der „Charivari“, herausgegeben von Eduard Maria Dettinger. In Dettinger stellt sich eine sehr charakteristische Figur der niedern Journalistik der 30er und 40er Jahre dar, ein Skribent von großer Gewandtheit, der über alles schreibt, aber über nichts gründlich, der alles kennt, aber alles nur oberflächlich, der über alles wipelt, aber doch nie einen wirklich zündenden Funken hervorspringen lassen kann, der mit seinen Späßen zwar die große Menge amüsiert, aber auch viele verletzt und darum immerwährend in Händeln und Feindseligkeiten verstrickt ist. Er wurde 1808 in Breslau geboren, in der Redaktion der Bäuerleschen „Theater-Zeitung“ in die Journalistik eingeführt und mußte dann, da ihn seine Spottsucht fortwährend in Kollisionen brachte, besonders mit den Behörden, lange Zeit ein unstätes Leben führen. Dabei gründete er allerlei Zeitschriften, die oft nur ein, zwei Monate bestanden und daher hier nur eben erwähnt werden können: in Berlin 1829 den humoristisch-satirischen „Eulenspiegel“, in München noch im selben Jahre „Das schwarze Gespenst“, das nur drei Monate bestand und auf direkten Befehl des Königs Ludwig unterdrückt wurde, aufs neue in Berlin im Herbst 1830 den „Eulenspiegel“, der aber schon nach vier Wochen verboten wurde, und zwar mit Zustimmung Friedrich Wilhelms III., darauf Ende 1831 den „Figaro“, der sich fünf Jahre hielt, weiterhin in Hamburg 1836 den „Argus“ und in Mannheim 1839 eine „Allgemeine Hofzeitung“. Diese leitete er bis 1842, worauf er sich nach Leipzig wandte und dort nun den „Charivari“ ins Leben rief. Den Verlag übernahm Philipp Reclam jr. Die Zeitschrift erschien in Oktav in wöchentlichen Hefen und brachte Novellen, Plaudereien, Gedichte, Scherze, auch allerlei Holzschnitte (offenbar aus Paris bezogene, recht minderwertige Bilder) und, was wohl

meisten Beifall fand, eine Unmasse von kleinen Notizen unter Rubrik „Zapfenstreich“. Was hier zusammengetragen wurde, allerdings erstaunlich. Der Klatsch von ganz Europa gab sich ein Stellbischein; nicht selten füllte er fünf bis sechs Seiten, Petit gedruckt, die Seite zu 62 Zeilen. Jeder Vorfall in der Gesellschaft, im Literatur- und Kunstleben wurde berichtet, jedes Anekdöthen, wenn auch noch so unbedeutend, notiert, und wenn Herzog von Wellington sich in Paris einen mit Trüffeln gefüllten Lammhahn für 500 Francs bestellte, so standen sogar darüber 10 Zeilen im „Charivari“. Diese Notizen üben denn auch heute noch einen gewissen Reiz aus. Mit ihrer Reiztheit und Frische setzen sie uns unmittelbar in die Atmosphäre der vierziger Jahre, und es will uns bei ihrer Durchsicht manchmal fast beinahe vorkommen, als hörten wir das Gesumme des Salons, in dem all der kleine Kleinram des Gesellschaftslebens hier scherzend, dort mit bitterer Satire, durchgesprochen wird. Nach der Bewegung von 1848 und vierzig verblaßte der Reiz des „Charivari“ allmählich; der Gesellschaftston war ein anderer geworden, und so ging das Blatt 1852 ein. Dettinger wandte sich jetzt mehr bibliographischen und topographischen Arbeiten zu und erwarb sich ein ganz besonderes Verdienst durch die Herstellung seines „Moniteur des Dates“, mit dem er sich bis zu seinem 1872 zu Blasewitz bei Dresden erfolgten Tode beschäftigte.

Einen ernsteren Charakter als der „Komet“ und der „Charivari“ hatte die „Leuchtturm“, Monatschrift zur Unterhaltung und Belehrung für das deutsche Volk“, herausgegeben von Ernst Keil; doch gelangte das Blatt bei der Ungunst der Zeiten gar nicht zur vollständigen Entwicklung. Die Hefte, 4—5 Bogen groß Lexikon-Oktav mit zwei Stahlstichen (Porträts von Zeitgenossen und meist satirischen Karikaturen) ausgestattet, sollten nach der Ankündigung „unterrichtender und belehrender, in der Belehrung aber durchaus freimüthiger, mit der Zeit fortschreitender Natur fein und außer dem Erzählenden und beschreibenden Texte ausführliche Besprechungen der Tagesfragen bringen, so weit dies in einer Monatschrift thunlich und — erlaubt“ sei. Aber schon auf dieses Programm wurde das Erscheinen der Zeitschrift in Leipzig untersagt,

worauf Ernst Keil die „Expedition des Leuchtturms“ nach Zeitz verlegte und seine Monatschrift von 1845 ab dort erscheinen ließ. Seiner Umsicht und seinem sichern Takt gelang es dann auch, die Zeitschrift bei offener Polemik gegen die herrschenden Mißstände einen großen Zug im Sinne des politischen Fortschritts zu geben. Besonders suchte er in novellistischen Skizzen die sozialen Mißbräuche und Mißstände, das Massenelend in Großstädten und Industriezentren, die Webernot in Schlesien und im sächsischen Erzgebirge zu bekämpfen. Als Mitarbeiter warb er sich Otto Kupprian, Albert Fränkel, E. Th. Säfel, Robert Blum u. a. Bei ihrer energischen Haltung geriet die Zeitschrift natürlich sehr bald in Konflikt mit der Zensur. Schon nach dem Erscheinen der ersten fünf Hefte mußte die Expedition von Zeitz nach Magdeburg verlegt werden, und dort gab es so viel Hemmnisse, daß Keil am Schlusse des ersten Jahrganges in die Klage ausbrach, er wisse wohl, daß eine rechte Zeitschrift als Gottesgeißel durch die Welt ziehen solle, als Gottesgeißel gegen Lüge, Unrecht und Trägheit gegen alles, was den Menschen entwürdigte, wodurch der Mensch sich selbst entwürdigte — er habe viel gewollt, aber nur wenig gedurft! „Wo wir die Geißel schwangen, wurden die Spitzen abgeschlagen, und wo wir mit Keulen schlugen, fing man den Schlag auf, zerbrach die Keule und legte Samt um den Rest. Der wohl dann und wann traf, aber nicht mehr wehe tat.“ Die Drangsale, welche dem Blatte von der Zensur bereitet wurden, wuchsen jedoch noch weiter; schließlich wurde es in Magdeburg überhaupt verboten, und nun wanderte es zunächst nach Halle und von dort nach Dessau; aber auch dort ereilte es das gleiche Schicksal. Nun wandte es sich nach Bremen, wo es sich acht Monate hielt, weiterhin nach Braunschweig, wo es aber nur kurze Zeit erschien, da auch hier alsbald (im Februar 1848) das Verlangen der preussischen Regierung durchdrang, die Herausgabe der Zeitschrift nicht mehr zu gestatten. Besonderen Anstoß nahm die Zensurbehörde immer wieder an dem politisch-satirischen Beiblatt, das anfangs den Titel „Die Laterne“ führte, dann aber, um der Unterdrückung zu entgehen, immer neue Titel annahm; „Reichsbremse“, „Spitzfugeln“, „Wespen“, „Schildwacht“ waren die wei-

Namen. Bei dem Ausbruch der Revolution fielen dann die Fesseln der Zensur, und Keil konnte jetzt den „Leucht“ in Leipzig erscheinen lassen, allein schon 1849 brach die Zensur herein, worauf das Ministerium Beust die „Flamme des Leuchtturms“ für immer auslöschte.\*)

Die schon erwähnte Prager „Bohemia“ konnte sich von dem Rat ab eines vorzüglichen Redakteurs, des aus Leitmeritz gegen Franz Klutschak, erfreuen, der, wo er vermochte, mit Wärme für das Deutschtum eintrat, weil er die Gefahren, die der deutschen Kultur aus der national-tschechischen Bewegung drohten, mit klarem Auge erkannte. Allerdings mußte er sich immer innerhalb des Rahmens eines belletristisch-literarischen Blattes halten; erst im Frühjahr 1848 konnte sich das Blatt zu einer politischen Zeitung erweitern. Mitarbeiter der „Bohemia“ waren so ziemlich alle deutsch-böhmischen Schriftsteller, besonders Egon Ebert, Herloßsohn, Uffo Horn und Ignaz Kuranda. 1848 erschien das Blatt nur dreimal in der Woche.

Verschiedene weitere Journale brauchen nur kurz genannt zu werden, da sie über die Absicht, ihre Leser nur ganz leicht hin zu unterhalten, nicht hinausgingen. Die „Sachsenzeitung“, herausgegeben von dem Verlagsbuchhändler C. H. F. Hartmann, erschien seit 1830 in Leipzig und verbreitete sich mit Vorliebe über Leipziger literarischen und Theater-Verhältnisse und -Streitigkeiten. Die „Rosen, Zeitschrift für die gebildete Welt“, gab der Romanschriftsteller Robert Heller (geb. 1814, gest. 1871) von 1838 bis 1845 in Leipzig heraus, weiterhin George Hefel. In Hamburg erschienen die Monatschrift „Die Jahreszeiten“, herausgegeben von Feodor Wehl und die vielgelesene „Eduna“ von Marie Schoppe, der „Entdeckerin“ Hebbels. In Berlin rief der Dichter Steffens (Pseudonym für R. H. Dammas [geb. 1816, gest. 1855]) die Zeitschrift „Der Hausfreund in Palast und Hütte“, die auch Holzschnitte und Stahlstiche brachte, ins Leben, sich aber nur von 1843 bis 1847 hielt. Den behaglichen Humor der Leipziger Kreise, der aber durch die polternde Kritik des „Generals

\*) (Johannes Pröbß) Zur Geschichte der Gartenlaube (1903.)

von Pulverrauch“ nicht selten auch einen Stich ins Politische hielt, pflegte Ferdinand Stolle (geb. 1806, gest. 1872) in sein 1844 zu Grimma gegründeten „Dorfbarbier“. 1851 ging das Blatt als „Illustrierter Dorfbarbier“ in den Verlag von Carl Reil in Leipzig über, wo es durch Reils Umsicht eine Auflage bis zu 20000 Exemplaren erlangte. Etwas schärfer gewürzt als der „Berliner Charivari, redigiert von Satan“, der seit 1831 bei Louis Hirschfeld in Berlin mit Illustrationen erschien. Ganz platte Späsmacher waren der „Hans Jörgel“, der seit 1831 ab, und der Saphirsche „Humorist“, der von 1837 in Wien erschien.

Für das niedere Militär gab Louis Schneider, der Verleger des bekannten Einakters „Der Rurmärker und die Pilsarde“, das Unterhaltungsblatt „Der Soldatenfreund“ von 1833 ab vier Jahre in Berlin heraus.

Endlich sind zur Vervollständigung des Bildes der vorwärtlichen Journal-Literatur noch die älteren Zeitschriften zu erwähnen, die aus den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts stammen; doch verdienen von diesen nur die „Zeitung für die elegante Welt“ und der „Gesellschafter“ eine etwas ausführlichere Besprechung.

Die „Zeitung für die elegante Welt“ war nach und nach recht monoton und langweilig geworden; der bisherige Redakteur Methusalem Müller hatte den Ton der neuen Zeit nicht mehr zu treffen vermocht und legte daher Ende 1832 sein Amt nieder. An seine Stelle trat mit dem 1. Januar 1833 der junge Laube, der lebhaft von dem Wunsche erfüllt war, aus dem Publikum sowohl, wie aus sich selbst, alles Mögliche zu machen. Auf die Aufmerksamkeit zu erregen, war dabei die erste Bedingung. Vorsichtiger hatte der Besitzer der Zeitschrift, der Verlagsbuchhändler Lorenz Boß, den Passus mit in den Engagementsvertrag eingefügt, daß er sich das Recht vorbehalte, „das ihm etwa unangemessen erscheinende vom Drucke zurückzustellen“, doch scheint er von diesem Rechte nur wenig Gebrauch gemacht zu haben, denn Laube bewegte sich bald in der ungezwungensten Weise. „Mit frühem Wagemut und einem außerordentlichen Instinkt für das Be-

auf Aktualität ausgehenden Journalredaktion gestaltete er Blatt völlig um,“ schreibt Johannes Brölß (Das Junge Jhland, S. 326). „Wie ein eben erst eingefangenes Vollen stürmisch durch die Arena jagt, so stürmt hier ein un-elter Geist, in allzu flüchtigem Galopp sich übernehmend, Ziele zu: die Welt der ‚neuen Ideen‘ sich und seinem Publi- zu erobern. Eine lebensprühende Herzhaftigkeit im Partei- isen für und wider, alle Vorzüge und alle Fehler einer blütigen und warmherzigen Jugend machen sich geltend — lrtel, im Vortrag, im Stil . . . Krieg den Philistern! ist r die Losung; mit ihr geht er dem Geiste der Kleinstaaterei eutschland, als der Wurzel alles Übels, zu Leibe. Über den eipzig herrschenden Kasten- und Kirchturmsgeist schreibt er: Kleinstaaterei ist das Vorbild der Kleinstädtereie geworden; st der Ursprung des deutschen Philistertums. Denn Philister en der, welcher mit dem kleinen, ihm angelernten Maßstabe , auch das größte, mißt.“ Aber aus allem spricht doch eine e Naivetät; immer hört man noch den jungen Studenten, der seinen lauten Reden die ganze Ordnung der Dinge umzu- en meint, den jugendlichen Renommisten, der sich überschätzt, der gelegentlich über die Stränge schlägt. Dabei bringt er nicht wirklich neue Gedanken, sondern er variiert nur das, Börne und Heine längst vor ihm und auch geistreicher aus- hrt haben. Doch fand sein feckes, selbstbewußtes Auftreten en Beifall — nur nicht bei der preussischen Regierung. Sehr nahm man in Berlin an den „Modernen Briefen“, die in „Zeitung für die elegante Welt“ erschienen, Anstoß, und das zensurkollegium erklärte, diese Briefe zeugten von der größten olitität, träten in ihren politischen Bemerkungen zu gunsten pposition der Stuttgarter Stände-Versammlung ein, ver- sichten die Juli-Revolution, rühmten Börne und Heine und aupteten vom Demokratismus, daß er die Grundidee des istentums sei. Schließlich stellte das Kollegium den Antrag, Blatt in Preußen zu verbieten. Der Minister entsprach ch dem Verlangen nicht, sondern beschränkte sich darauf, durch rmittlung des Ministeriums des Auswärtigen die sächsische

Regierung auf die vielen freien Stellen in dem Blatte aufmerksam zu machen und sie zu bitten, den Leipziger Zensur zu größter Strenge zu ermahnen. Das scheint aber nicht in der erhofften Weise erfolgt zu sein, denn einige Zeit später ergriff die preussische Regierung ein anderes Mittel, die unbequeme Stimme zum Schweigen zu bringen: sie richtete auf dem Wege durch das jährl. Ministerium an die Sicherheitsbehörde in Leipzig das Ersuchen den pp. Laube aus Preussisch-Schlesien, dessen Name auf die Liste der preussischen Untersuchungsbehörde für demagogische Unruhmissetzer gesetzt worden sei, polizeilich auszuweisen, und darauf erhielt Laube am 1. Juli 1834 den entsprechenden Ausweisungsbefehl. Er konnte gerade noch die Nummer für den 31. Juli zurecht machen, in der er nun von seinen Lesern Abschied nahm. Aber so ohne weiteres wollte Laube dieses Verbot doch nicht über sich ergehen lassen und fuhr daher schnurstracks nach Berlin, um gleich an oberster Stelle vorstellig zu werden: er wurde dort jedoch am 26. Juli verhaftet, in eine Zelle der Hauptwache gesteckt und hatte nun eine lange Leidenszeit durchzumachen. In seine Stelle in Leipzig trat zunächst H. v. Binzer, der Verfasser des bekannten Burschenschaftsliedes „Wir hatten gebauet ein ständliches Haus“, und als dieser wenig geeignet zur Leitung der Zeitschrift erschien, übernahm Gustav Kühne am 1. Juli 1834 die Redaktion. Unter diesem zeigte sich sodann die „Zeitung für die elegante Welt“ wesentlich gemäßigter, aber auch matter und magerer, und auch der Sache des Jungen Deutschlands nahm der neue Redakteur nur zaghaft und mit einer gewissen nöthigen Laubeit an, so daß ihn Börne ermahnte, doch kräftiger die Verfehmten einzutreten. „Wir sind alle dabei betheiliget“, schrieb er ihm, „das ganze Deutschland; die gesamte deutsche Jugend wird in den Fünfen geschädigt, mißhandelt, getrauert; darum sollen und müssen wir alle, in denen noch ein Tropfen Jugendblut ist, uns ihnen anschließen, auf daß der Ruf eines ‚Jungen Deutschlands‘ immer weiter und weiter greife.“ Allein Kühne verharrte in seiner reservierten Haltung, dabei scheint das Blatt mehr und mehr zurückgegangen



\*) Es war ihm daher gewiß auch ganz erwünscht, daß Laube, er 1843 wieder nach Leipzig zurückkehrte, aufs neue die Redaction übernahm. Freilich war mittlerweile auch Laube wesentlicher geworden, so daß das Witzwort in den literarischen Kreisen kursierte: „Und was sich Rühne nicht erkühnte, das wird Laube nicht erlauben.“ Immerhin suchte Laube wieder einen höheren Zug in das Blatt zu bringen; er schlug einen gewissen männlichen Ton an, hatte er doch mittlerweile oft genug an Tafelrunde des Fürsten Bückler-Muskau gegessen, sprach gern von Mode und Eleganz und erfand selbst eine deutsche Modedichtung, in der er auch zum Erstaunen der Leipziger wohlgefällig durch Leipzigs Straßen wandelte. Aber der Zeitschrift war trotz alledem kein neues Leben mehr einzuhauchen. Darum schied Laube Ende 1846 von ihr, worauf Theodor Drobisch sich noch bis 1860 abmühte, das altersschwache Blatt zu erhalten. Irgend welchen Einfluß auf das geistige Leben der Zeit übte es nicht mehr aus.

Noch kläglicher als der „Zeitung für die elegante Welt“ erlangte es schließlich dem Berliner „Gesellschafter“. Viele Jahre bewegte er sich nur noch im flachsten Fahrwasser. Die geistvolleren Mitarbeiter der früheren Zeit hatten sich entweder zurückgezogen, wie z. B. Heinrich Heine, oder sie waren gestorben; ein neuer Nachwuchs blieb aber aus. Zwar stellte der alternde Laube seinen Sohn als Mitredakteur ein; eine Hebung des Blattes wurde damit jedoch nicht erzielt, und darum machte in der Mitte der vierziger Jahre ein beißendes Epigramm die Kunde durch die Journale, in welchem im Hinblick darauf, daß der „Gesellschafter“ noch den Nebentitel „Blätter für Geist und Herz“ führte, gespottet wurde:

Wie könnt Ihr nur in diesem Blatt  
Etwas für Geist und Herz verlangen;  
Sagt nicht die Schrift: es ist der Geist  
Von Sohn und Vater ausgegangen.

\*) Von Rühne selbst wird allerdings das Gegentheil behauptet. Vergl. Gustav Rühne, sein Lebensbild. Herausgeg. v. E. Pierson. Dresden o. J. S. 30.

Und der Verfasser der „Briefe aus Berlin“ läßt den alten Gubitz sagen:

Emfig schneid' ich in Holz und schreibe. Kein Wunder, daß hölzern Ist, was in meinem Journal aufgeschüffelt euch wird.

Das morsche Schifflein der Zeitschrift konnte sich denn auch als im Frühjahr 1848 die neue Gedankenflut mit Macht heraufbrach, nicht länger über Wasser halten und zerschellte schon bei ersten Wogenanprall.

Nur eben verzeichnet mag schließlich noch „Der Freimütige“ werden, der sog. „alte“, der nach A. Kühnes (1829) mit dem von Friedrich Förster und Wilhelm Häring (Wilibald Alexis) herausgegebenen „Berliner Konversationsblatte“ vereinigt wurde. Aber auch unter dem gemeinsamen Titel waren die beiden Journale nur Hungerkandidaten, wie Ludwig Geiger (Berlin, II, S. 438) sich ausdrückt, kaum imstande, ihr armes Leben zu fristen, bis sie 1832 ruhmlos verschwand. In den „Briefen aus Berlin“ wird ihnen daher spöttisch nachgerufen:

Förster verwaltet' den Forst und Häring die Tonne, und dennoch Mangelt' im Forste das Holz, mangelt' im Fasse das Salz.

---

5. Die illustrierten Journale. Das Auftauchen der Illustrationen. Das Theatrum Europaeum, der erste Vorläufer der illustrierten Zeitungen. Die Wiederbelebung der Holzschneidekunst. Das „Pfennig-Magazin“, die erste deutsche illustrierte Zeitschrift. Die „Illustrierte Zeitung“ und ihr Gründer Johann Jakob Weber. Das Programm der „Illustrierten Zeitung“. Die Entwicklung der Zeitung. Die „fliegenden Blätter“, die zweite illustrierte Zeitschrift. Ihr Gründer Kaspar Braun. Haltung der „fliegenden Blätter“. Ihr literarischer und ihr künstlerischer Wert. — Varnhagens Urteil über die „papierene flut“ des Vormärz.

So dürftig nun auch während der bunt-bewegten dreißiger und vierziger Jahre die deutschen Zeitschriften unter der vicie

rückung und Einengung der Bewegungsfreiheit blieben — das  
 er kräftiger quellende Leben des Journalwesens konnte trotz  
 dem nicht unterbunden werden, ja es trieb sogar in dieser  
 ennszeit noch einen neuen kräftigen Sproß in der Einführung  
 illustrierten Journale.

Die Ausschmückung der Bücher mit Illustrationen tritt be-  
 utlich schon viele Jahrhunderte vor Erfindung der Buchdrucker-  
 t auf. Kunstvoll und mit erstaunlichem Fleiße malten die  
 iatoren in die geschriebenen Werke umfangreiche Initialen in  
 lebhaftesten Farben. Nach der Erfindung der Buchdrucker-  
 it fügte bereits Sebastian Pfister in Nürnberg (1470) in seinem  
 „Oldenen Throne“ Holzschnitt-Illustrationen in den Text ein,

Anton Koberger in Nürnberg (1473—1513) ließ schon eine  
 ße Anzahl von Holzschnitten nach Zeichnungen bedeutender  
 irstler für seine Druckwerke anfertigen. Bald aber verdrängte  
 Kupferstecher den Holzschneider; der Kupferstich eroberte die  
 gemeine Gunst des Publikums, und daher stattete denn auch  
 ). Phil. Abelin sein „Theatrum Europaeum“, ein 1633 zu  
 unskfurt a. M. begründetes zeitgeschichtliches Werk, das als der  
 e Vorläufer der illustrierten Zeitungen betrachtet werden kann,  
 mit Kupferstichen aus. Darauf blieb der Kupferstich und  
 hlstich unbestritten die vornehmere und beliebtere erläuternde  
 ) schmückende Beigabe bei allen Zeitschriften. Bei der Kost-  
 eligkeit des Stahlstiches konnte er aber nur sparsam zur Ver-  
 ndung kommen, und als es daher in den dreißiger und vier-  
 er Jahren galt, den Wünschen der breiten Volksmassen nach  
 cherem Bilderschmuck und besonders nach informierenden Illu-  
 ationen zu entsprechen, griff ein intelligenter englischer Buch-  
 ndler und Schriftsteller, Charles Knight in London, aufs neue  
 n Holzschnitt, indem er 1830 im Verein mit der Society for  
 e diffusion of useful knowledge ein „Penny Magazine“  
 s Leben rief und es mit zahlreichen Holzschnitten ausstattete.  
 ) war dies der erste Versuch, den Buchdruck in Verbindung mit  
 m Holzschnitt zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse und allge-  
 einer Bildung in den Kreisen der nicht mit Glücksgütern Geseq-  
 ten zu benutzen. Unterstützt sah sich Knight dabei durch die

künstlerischen Bestrebungen eines Thomas Bewick, der bereits vor einiger Zeit die Wiedererweckung der Holzschnidekunst herbeigeführt und auch die Technik verbessert hatte, besonders durch vervollkommnung der Werkzeuge und die Vertauschung der Holztafeloberfläche mit der Holzquerschnittfläche.\*)

Das „Penny Magazine“ fand in England einen solchen außerordentlichen Beifall, daß der junge Buchhändler Johann Jakob Weber, der seit 1830 die Leitung der von der Pariser Buchhandlung Martin Bossange Vater in Leipzig errichteten Filiale übernommen hatte, seinen Chef veranlaßte, in Deutschland ein ähnliches Unternehmen, ein deutsches „Pfennig-Magazin“, herauszugeben. Die Schwierigkeiten waren freilich hier erheblich größer, denn der Holzschnitt hatte bisher in Deutschland nur geringe Pflege erfahren. Die beiden Unger, Johann Georg und Johann Friedrich, J. W. Gubitz und Friedrich Unzelmann waren zwar redlich bemüht gewesen, die Xylographie wieder zu Ehren zu bringen, einen Erfolg von kultureller Bedeutung hatten sie aber nicht erzielt. J. J. Weber schreckte aber vor diesem Mangel nicht zurück; er suchte seinen Bedarf an Clichés besonders durch Erwerbungen in England zu decken und konnte daher bereits 1833 mit den ersten Nummern des „Pfennig-Magazins“ hervortreten. Er brachte damit die erste deutsche illustrierte Zeitschrift auf den deutschen Büchermarkt. Allwöchentlich erschien eine Nummer in Quart zu 8 Seiten zum Jahrespreise von 2 Talern.

Das Journal fand sofort einen solchen Anklang im Publikum, daß die Auflage sehr bald die bisher noch nie gekannte Höhe von 60000 Exemplaren erreichte. Die Verwaltung der Zeitschrift von Paris aus scheint aber ihre großen Beschwerden gehabt zu haben, denn bereits am 1. Sept. 1834 ging die Firma Bossange einen Sozietätsvertrag mit der Firma J. A. Brockhaus ein, dem zu Folge das „Pfennig-Magazin“ gemeinschaftliches Eigentum der beiden Buchhandlungen wurde. J. A. Brockhaus zahlte an Bossange für das Miteigentumsrecht die Summe von 14000 Talern

---

\*) Vergl. D. C. Thomson, *Life and Works of Bewick*, London 1882 und Austin Dobson, *Thomas Bewick and his Pupils*, London 1884.

und zeichnete von da an allein „Expedition des Pfennig-Magazins“, während Boffange nur als Kommanditär beteiligt blieb. Am 1. Januar 1847 trat schließlich die Firma F. A. Brodtaus gegen weitere Zahlung von 25 000 Frs. an Boffange Vater den Alleinbesitz des „Pfennig-Magazins“.

F. J. Weber gab bei dem Eintritt der Firma F. A. Brodtaus in das Geschäft seine Stelle auf, worauf hauptsächlich F. J. Bolbeding (geb. 1791, gest. 1864) die Redaktionsarbeiten besorgte. Das Blatt erschien bis 1855.

Neben dem „Pfennig-Magazin“ wurde von F. A. Brodtaus von 1834 bis 1838 auch ein „Pfennig-Magazin für Kinder“ herausgegeben.

Leider ließ das „Pfennig-Magazin“ recht viel zu wünschen übrig; die Illustrationen waren noch sehr grob und auf graues, höchst minderwertiges Papier gedruckt. Der Hauptmangel des Blattes aber bestand darin, daß ihm jedes System, jeder leitende Gedanke und auch der nationale Charakter fehlte. Die Bilder wurden planlos zusammengeworfen, genommen, wie sie eben zu erlangen waren, und da die Glichs fast sämtlich aus England stammten, so mutete das Blatt fast wie ein englisches an. Das war auch bei dem „Pfennig-Magazin für Kinder“ der Fall, so daß der wackere Hartort nach Jahren noch klagte: „Da war zu sehen für den deutschen Knaben: Warwick-Castle, St. Pauls-Kirche, Windsor-schloß. Aber von der Burg der Hohenstaufen, der Habzburg, dem Schlosse der Hohenzollern, den vielen historischen Denkmälern des edeln deutschen Vaterlandes schwieg das Machwerk. Das nennen wir vaterländische Lektüre!“\*)

Diesen Mangel des „Pfennig-Magazins“ erkannte besonders F. J. Weber sehr klar. Bei seinem ausgeprägten Schönheits Sinn und seinem scharfen Blick für die Anforderungen der Zeit gewann er sehr bald die Überzeugung, daß erheblich Besseres geboten werden müsse, wenn es den Ansprüchen der feiner Gebildeten genügen und auf die Dauer sich halten solle. Und als nun bereits

---

\*) Friedrich Hartort, Bemerkungen über die preußische Volksschule und ihre Lehrer. Herlohn 1842.

im Mai 1842 auch in London derselbe Gedanke durch die „Illustrated London News“ und ein halbes Jahr später in Paris durch die „Illustration“ zum Ausdruck gebracht worden war. zögerte Weber nicht länger, obgleich in Leipzig die Verhältnisse für ein solches Unternehmen viel ungünstiger lagen, auch für Deutschland eine illustrierte Zeitung ins Leben zu rufen.

Und Weber war auch für ein solches Wagnis ganz die geeignete Persönlichkeit. In hohem Grade intelligent und mit umfassender Geschäftskennntnis ausgestattet, durfte er sich wohl an eine solche große Aufgabe heranwagen. Geboren am 3. April 1803 zu Siblingen bei Schaffhausen, widmete er sich, nachdem ihm eine gute Schulbildung geworden, dem Buchhandel, war in verschiedenen großen Verlagsbuchhandlungen in Genf, Paris, Leipzig und Freiburg tätig und übernahm, wie schon erwähnt, 1830 die Leitung der von der Pariser Buchhandlung Bossange in Leipzig errichteten Filiale. Nach seinem Austritt aus dem Bossangeschen Geschäft gründete er 1834 eine eigene Verlagsbuchhandlung und wandte sich in dieser sehr bald mit aller Energie der Verbesserung des Holzschnitts zu. Seinen ersten bedeutenderen Versuch mit Holzschnittillustrationen unternahm er bei Franz Ruglers „Geschichte Friedrichs des Großen“, die er durch Adolf Menzel illustrieren ließ. Die anfangs gelieferten Holzschnitte konnten aber Menzel durchaus nicht zufrieden stellen, so daß Xylographen in Frankreich und England ausfindig gemacht werden mußten, die Clichés herstellen konnten, welche den Anforderungen des Künstlers entsprachen. Das veranlaßte besonders den Holzschnneider Eduard Kreßschmar in Leipzig, mit allem Nachdruck eine Verbesserung in der Xylographie anzubahnen, und da ihm das nach und nach gelang, so fand Weber später in ihm seine vorzüglichste Stütze, als er schließlich das Projekt einer illustrierten Zeitung verwirklichte. Doch gab es auch noch eine große Menge anderer Schwierigkeiten zu überwinden, bevor er mit seinem neuen Journale hervortreten vermochte. Erwähnt sei nur, daß es damals noch keine feine Illustrationsfarbe in Deutschland gab, noch keine Satiniermaschine vorhanden war und der Druck von Illustrationen auf der Schnellpresse noch für unmöglich erachtet wurde.

Um alle diese Hemmnisse mußte Weber zu überwinden, und am Juli 1843 konnte er dem Publikum die erste Nummer seiner „Illustrierten Zeitung“ vorlegen. Damit wurde dieser Tag ein weithin strahlender Gedenkstein in der Geschichte der deutschen Publizistik.

In dem Programm, das er in einem „Was wir wollen“ beschriebenen Aufsatze entwickelte, sprach er sich ausführlich über seine Ziele aus. „Was immer sich in der ganzen bekannten Welt ereignet,“ sagte er, „von den Großtaten der Fürsten an bis zum Ergebnis verborgenster Forschung, wenn es nur ein allgemeines Interesse darbietet, gedenken wir unsern Lesern in wöchentlichen Berichten vorzulegen und, was von diesen Mittheilungen der üblichen Darstellung zu genauerm Verständnis oder lebendigerem Eindruck bedarf, in möglichst treuen und sorgsam ausgeführten Holzschnitten ihnen vor Augen zu bringen. Während wir aber dort uns vorzugsweise an Tatsachen und an die wirklichen Fortschritte der Menschheit halten und in ihnen gewissermaßen den ährenden Kern der Tagesgeschichte in gedrängtester Darstellung zu geben gedenken, sollen hier Kunst und Wissenschaft aufgeboten werden, um den Gehalt des Kernes nach allen Seitenästen offen zu legen . . . So wollen wir den Männern die gründlichste Belehrung, den Frauen die angenehmste Unterhaltung und der Jugend die kräftigste Anregung zu einem reichen und tatkräftigen Leben bieten.“ Dieses Programm hat sodann die Redaktion der „Illustrierten Zeitung“ beständig festgehalten und weiter ausgebaut, aber sie hat in der ersten Zeit oft alle Intelligenz, alle Kräfte aufbieten müssen, ihm treu zu bleiben. Die Schwierigkeiten, die die Beschaffung der Holzschnitte und deren Druck auf der Schnellpresse verursachten, schienen bisweilen unüberwindlich zu sein. Erst allmählich konnte ein xylographisches Atelier eingerichtet werden, das im Stande war, den Bedarf an Holzschnitten in der gebotenen kurzen Zeit wenigstens zum Theil zu beschaffen. Für den anderen Theil mußte immer noch das Ausland in Anspruch genommen werden. Die erste Nummer der „Illustrierten Zeitung“ wies an Porträts die Herzogin Helene von Orleans mit dem Grafen von Paris, Emil Debrient, Jos. Tichatschek,



Wilhelmine Schröder-Devrient und D. L. B. Wolf auf, ferner bildete der Themse-Tunnel, ein damaliges Weltwunder, Gegenstand der Besprechung und Zeichnung, während sich „Der Obelisk von Luxor am Wege nach Longchamp“ als das größte Elcké der Nummer auswies. Nach Jahren angestrenzter Arbeit konnte sich die „Illustrierte Zeitung“ aber schließlich doch vollständig auf eigene FüÙe stellen, und nun entfaltete sie sich auch als eine Zeitschrift von durchaus nationalem Geiste, die das gesamte Leben der Welt, das politische und das kulturelle, bis ins einzelne widerspiegelt: ein Universum im Kleinen. In der Vervollkommnung des Holzschnittes gelangte sie dabei zu einer bis dahin noch nie erreichten Höhe. Bis zu seinem am 16. März 1880 erfolgten Hinscheiden leitete Johann Jakob Weber das Institut selbst; nach seinem Tode trat sein Sohn Dr. Felix Weber als vollwertiger Ersatz an seine Stelle. Die Redaktion der Zeitung liegt seit 1866 in den bewährten Händen von Franz Metsch.

Der Aufschwung, den die Holzschnitt-Illustration nun in den vierziger Jahren nahm, machte sich jedoch nicht nur in der „Illustrierten Zeitung“, sondern auch in mannigfachem anderen bildlichen Schmucke bemerkbar. Es wurde Sitte, Titel, Diplome und Programme mit Holzschnittbildern zu zieren, und eine Stuttgarter Buchhandlung ließ sogar eine Prachtausgabe des Nibelungen-Liedes mit Holzschnitten nach den Schnorr'schen Bildern schmücken. Dabei bürgerte sich der Holzschnitt immer mehr ein, worauf es sich fast von selbst ergab, daß schon zwei Jahre nach der Gründung der „Illustrierten Zeitung“ eine zweite illustrierte Zeitschrift hervortrat, allerdings von durchaus anderem Charakter und auch unter vollständig andern Verhältnissen, ein humoristisches Journal unter dem Titel „Fliegende Blätter“ in München.

Der Gründer des Blattes war der Maler Kaspar Braun. Aber dieser ging nicht als vorsichtig abwägender, die Verhältnisse mit scharfem Auge überblickender Geschäftsmann ans Werk, wie Johann Jakob Weber, sondern es war mehr ein Ungefähr, das ihn veranlaßte, die „Fliegenden Blätter“ ins Leben zu rufen.

In Aschaffenburg am 13. August 1807 geboren, eignete sich Braun zunächst in seiner Vaterstadt eine tüchtige Gymnasial-

ding an und ging dann 1822 nach München, um dort Maler werden. Mit frischem Wagemut versuchte sich der fleißige Kunstjünger in allen Arten der Technik, der Ölmalerei, der Freskomalerei, dem Steinzeichnen, der Radierung und selbst in der Holzschnidekunst, in der er es aber, da sie in Ermangelung jedes richtigen Werkzeuges bloß mit dem studentischen Federmesser skizziert werden konnte, nur zu sehr ungenügenden Ergebnissen brachte. Er blieb dann schließlich bei der Ölmalerei, die ihm die beste Aussicht auf Erfolg zu bieten schien, und schuf eine Reihe von Bildern, die auch Anerkennung fanden, „Bappenheims Helden- todt in der Schlacht bei Lützen“, „Gustav Adolfs Leiche auf dem Felde zu Lützen“, „Kaiser Otto II. auf der Flucht durch den Ardennen-Wald“ u. a. Allein eine besondere Position in der Kunstwelt erlangte er trotz aller Anerkennung nicht mit ihnen, und so fing er wieder zu zeichnen an. Da sah er eines Tages die vorzüglich in Holz geschnittenen Illustrationen Grandvilles zu Lafontaines Fabeln, und sofort erwachte die alte Neigung für den Holzschnitt wieder in ihm. Diesem wollte er sich fortan widmen. Aber in Deutschland war kein Meister, an dem er sich hätte bilden können; er entschloß sich daher, 1838 mit seinem Freunde Johann Kehle nach Paris zu gehen, wo es ihm dann auch mit Grandvilles Hilfe gelang, Schüler des berühmten Xylographen Henri Brevière zu werden. Mit eiserne Fleiß brachte er es bald zu großer Fertigkeit, so daß er nach einiger Zeit, nach München zurückgekehrt, dort mit dem ihm befreundeten Herrn v. Dessauer eine xylographische Anstalt gründen konnte. Später löste sich diese Geschäftsverbindung, und an die Stelle Dessauers trat der Buchhändler Friedrich Schneider (geb. 10. Okt. 1815). Die Anstalt hatte sich mittlerweile sehr gehoben; von allen Seiten kamen Aufträge, da es immer mehr Sitte wurde, den Holzschnitt statt des Stahlstiches bei den Illustrationen zu verwenden. Auch die Münchener Liedertafel ging zu dieser neuen Geschmacksrichtung über und ließ ihre Programme von der xylographischen Anstalt von Braun und Schneider mit künstlerischem Schmucke ausstatten. Diese von köstlichem Humor belebten Zeichnungen Kaspar Brauns fanden aber weit über die Grenzen der Liedertafel hin-

aus Beachtung und Beifall, so daß der Künstler auf den Gedanken kam, öfters dergleichen „fliegende Blätter“ in die Bünde zu werfen, da sie „von der fröhlichen Jugend sicherlich und gern eingehascht würden.“ Dazu sollte abwechselnd Altes und Neues benutzt werden. Die erste probeweise ausgegebene Nummer, welche die zwanglose Reihe 1845 eröffnete, gefiel aber so ausnehmend, daß schon nach kurzer Zeit die zweite folgte mit dem Vermerk: „24 Nummern bilden einen Band“, worauf sich dann die weiteren anreiheten. In № 4 heißt es: „Erscheinen monatlich 2 bis 3 Mal.“ Die kleinen Hindernisse, die sich noch in den Weg stellten, wurden leicht überwunden, und bald segelte das neue Journal, das ganz unvermutet entstanden war, seine sichere Bahn. Doch erst in № 60 wagte man zum erstenmale den Vermerk zu machen: „Erscheint wöchentlich einmal“. Die erste Titelvignette mit politischem Beigeschmack und den Karikaturporträts der Herausgeber wurde nur bei der ersten Nummer verwendet; die zweite Nummer trug bereits die jetzt noch gebräuchliche, die mittlerweile in Paris geschaitten worden war. Die Sorge, daß wegen Mangels an Stoff der Spaß eines Tages vertrocknet sein werde, wurde bald gegenstandslos, denn die Beiträge strömten von allen Seiten zu, und die Flut wuchs der Redaktion beinahe über den Kopf. Deutschland besaß damals noch kein einziges derartiges Witzblatt, und so fiel den „fliegenden Blättern“ sofort ein höchst dankbares Publikum aus allen Ecken und Enden Deutschlands zu, das auch gern seine humoristischen Einfälle, Scherze und Witze beisteuerte.

Irgend welches Programm wurde von den Herausgebern nicht aufgestellt; man brachte alles, von dem man sich versprach, daß es die Beschauer und Leser amüsieren würde, und da eine lebhafteste politische Stimmung alle Kreise beherrschte, so streute man zwischen die Scherze über Spießbürgerlichkeiten, Jagdabenteuer und Kirchweihschlägereien auch reichliche politische Satiren ein, die ganz besonders gefielen. Kaspar Braun erfand die Karikaturfiguren Baron Weisele und dessen Hofmeister Dr. Eisele, die Deutschland durchreisen und höchst ergötzliche Erfahrungen machen, ferner den politisierenden Wühlhuber, den Heulmaier und den Master Vorwärts, Pucci den Staatshämmoridarius u.

lorig von Schwind wagte sich sogar bis an den König Ludwig I. ran und machte sich in köstlicher Weise über dessen Liebeshandel it der Tänzerin Lola Montez lustig. Der Spott war in eine abel gekleidet, „Der Teufel und die Raze“, die ganz reizende ilder umrahmten. „Es war einmal“, begann die Fabel, „ein jönes schwarzes Käzlein, Mausbeisia geheißen; das hatte eines istern Abends ein Mäuslein gefangen.“ Das bittet gar rührend, am Leben zu lassen; es verspricht dafür, ihm lebenslang dienst- r und gehorsam zu sein, ihm auch mit „allerlei Kurzweil und otrien die Zeit zu vertreiben.“ Mausbeisia gewährt die Bitte und das Mäuslein leuchtet ihr schon am nächsten Abend gar erlich mit einem blechernen Laternlein beim Mausfang. Das hwarze Käzlein war unmaßen froh über seinen Sklaven. Doch ereits nach kurzer Zeit war das Mäuslein schon mächtig in der unst seiner Gebieterin gewachsen, und es mochte schwer zu unter- heiden sein, wenn Mäuslein anmutig die stolze Mausbeisia über ie Straße geleitete, ob es Diener oder Cavalier seiner Dame sei. — Bald herrschte der frühere Sklave im Hause, und Maus- eisia mußte oft die Ausbrüche seiner Launen und Ränke dulden, ie namentlich jeden Morgen, wo er der zum Schatten gewor- enen Gebieterin regelmäßig den Schweif austämmte und dabei upfte, zupfte und kratzte, schon unerträglich waren. — Düstere hnungen durchbebten Mausbeisias Busen, sie sah bald, aber zu pät, ein, daß sie einem Ungetüm das Leben geschenkt, welches ffen die Larve wegwarf, grinsend die Peitsche über sie schwang ud sie in Neze zog, aus denen kein Entrinnen mehr war. In iner stürmischen Nacht erscholl aus Mausbeisias Hause ein ent- eßliches Wehgeschrei, und man will gesehen haben, daß ein grau- ames Gespenst, so einige für den Teufel selbst gehalten, die Raze urch die Luft davongeführt habe. Moral: „Nimm keinen eufel in dein Haus, auch wenn er noch so klein wäre, denn er ird dir über den Kopf wachsen und dich verderben.“

Im Jahre 1848 steigerte sich natürlich die Schärfe des Bizes; er bekam nicht selten einen Stich ins Grimmig-gallige und Bissige. Der preußische Leutnant zieht die zweite Garnitur einer Handschuhe an, weil er vielleicht in den Fall kommen wird,

die „Kanaille“ zu vernichten, Der bayrische Soldat schimpft über die Revolutionäre, die die Hausschatz-Frage debattieren: „Die Satro — geben halt foan Ruh, z'erst ist's ihnen nit recht g'wesen, daß der König an Schatz hat, und jetzt ist's ihnen wieder nit recht, daß er foan hat!“ In der Bürgerwehr ist die Gemütslichkeit die Hauptsache, und da die Offizierswahl Differenzen zu bringen scheint, schlägt der Vorsitzende vor: „Meine Herren, damit wir keine Unannehmlichkeiten haben, bleiben wir alle Offiziere und wählen uns lieber einen Gemeinen!“ Am meisten oben an in der bewegten Zeit sind natürlich die Frankfurter, denn ihre Stadt ist ja das Zentrum des politischen Lebens. Sie nehmen denn auch in Bezug auf ihre Wünsche und Forderungen den Mund sehr voll. „Un e Republik will ich have“, ruft der Frankfurter Pfahlbürger aus, „un wenn's mei Lawe gib! Un e Kaiser will ich have, und wenn's mein Kopp kost!“ Selbst die Frauen haben dort ihre ausgeprägte politische Ansicht. Eine Schneidersfrau, die über den Besuch der Parlamentsitzungen ihre häuslichen Arbeiten versäumt und deswegen von ihrem Manne mit der Frage: „Was willst du denn eigentlich?“ zur Rede gestellt wird, antwortet pathetisch: „Ich will monarchisch-republikanische Anarchie auf der breitesten Unterlage!“

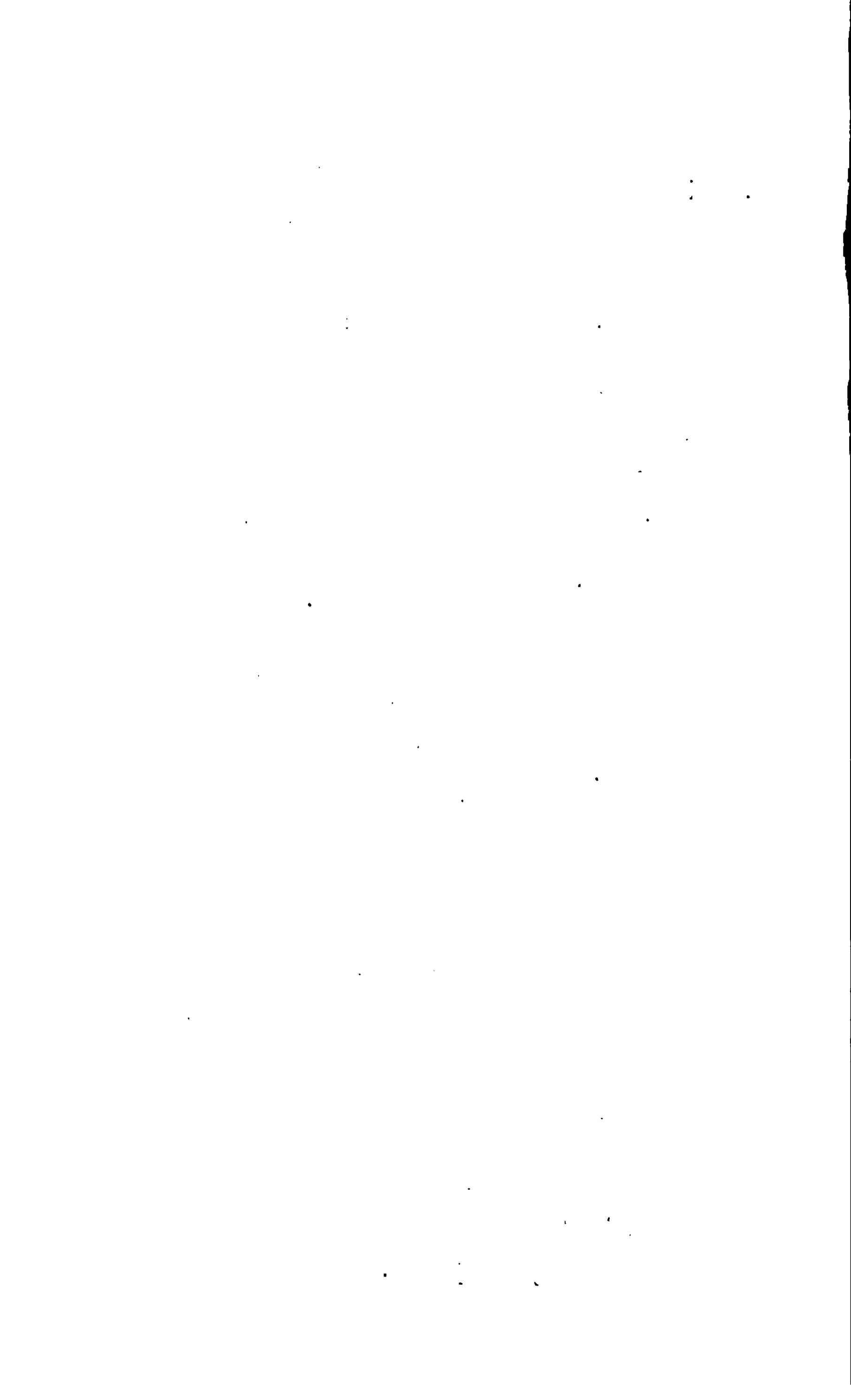
Als die stürmische Periode von 1848 vorüber war, zogen sich die „fliegenden Blätter“ aus der politischen Arena zurück, vermieden jede Beziehung zur Zeitstimmung und beschränkten sich auf den tendenzlosen Humor, auf das Gebiet des Naiv-Komischen gingen aber auch hier allem schärferen und ätzenden Spotte aus dem Wege. Der Philister, der Pantoffelheld, der Haus tyrann, die Schwiegermutter, der Backfisch, der Bergfex, der Student Spund, der geadelte Kommerzienrat zc. sind ihre Helden und Heldinnen. Dadurch verloren sie ihre humoristische Individualität und sanken zum bloßen Sammelplatz von allerlei Scherzen, Witz und drolligen Anekdoten herab. Sie besitzen darum auch keine literarische Physiognomie und haben auch, trotz ihres langen Lebens, keine humoristische Literatur hervorgerufen, wenngleich Dichter wie Geibel, Scheffel, Bodenstedt, Stieler, Kobell, der Ästhetiker Vischer u. a. zuzeiten sich als Mitarbeiter einstellten.

So gering also die literarische Bedeutung der „fliegenden Blätter“ ist, so hoch steht auf der andern Seite ihre künstlerische. Mit Recht ist von ihnen gesagt worden, daß sie ein langes Jahrhundert lang nahezu der einzige feste Hort des feinen künstlerischen Holzschnittes, der Faksimiletechnik, wie des Tonstiches gewesen sind. Eine große Menge vorzüglicher Künstler ist in den Kreis ihrer ständigen Mitarbeiter; es seien nur Karl Pixweg, H. Dyck, Eduard Ille (der auch von 1864 ab bis zu seinem 1900 erfolgten Tode ständiger Redaktions-Beirat war), Max Aider, der Jagdhumorist, Karl Stauber, F. Löffow, Ludwig von Nagels, der die vorzüglichen Pferde- und Soldaten-Parikaturen lieferte, Wilhelm Busch, Adolf Oberländer, Franz Stuck, Thomas Theodor Heine, E. Harburger, Hermann Schlittgen, A. Hengeler, Hermann Vogel und Fritz Staub genannt.

Die Gründer der „fliegenden Blätter“ waren auch beide bis zu ihrer Lebensende die Hauptredakteure des Blattes, doch starb Friedrich Schneider bereits am 9. April 1864, während es Kaspar Braun vergönnt war, noch dreizehn weitere Jahre, bis zu seinem am 9. Okt. 1877 erfolgten Tode, für sein Blatt zu wirken. Heute zeichnet ein Sohn Friedrich Schneiders, F. Schneider, als verantwortlicher Redakteur.

Mit den „fliegenden Blättern“ schließen wir die lange, kaum berechenbare Reihe der Zeitschriften der dreißiger und vierziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts. Ganz außerordentlich viel Mittelmäßiges und nur wenig Wertvolles ist uns im Laufe unserer Betrachtung begegnet, da jede freiere geistige Regung von den deutschen Regierungen alsbald unterdrückt wurde. Aber trotzdem sind diese mannigfachen Journale ganz bedeutende Förderer unseres nationalen Geistes gewesen, hochwichtige Mithelfer bei der Überwindung jener traurigen Periode, die wir als die Zeit des Vormärz bezeichnen. Es zeugte daher auch von einer durchaus richtigen Beurteilung des Journalismus jener Jahrzehnte, als Barnack von Ense einmal in einem Briefe an Troxler sagte: „Und doch sind diese papierernen Fluten, geschriebene und gedruckte, die stärksten Wogen der Zeit.“







## Dritter Abschnitt.

---

Im Strudel der Pressfreiheit.

(1848 und 1849.)



# Erstes Kapitel.

---

## Das Zeitungswesen in Preußen.

Die Berliner Presse. Die Aufhebung der Zensur und die Verkündung der Pressfreiheit. J. H. v. Kirchmann über die freie Presse. Die alten Berliner Zeitungen. Die neuen Blätter. Die allgemeine Haltung der Zeitungen. Die Hülfslosigkeit der Blätter gegenüber der Fülle der Ereignisse. Ihr enger Gesichtskreis. Die „National-Zeitung“. Ihre Gründer. Ihr Programm. Ihr Chef-Redakteur F. J. Zabel; ihr geschäftlicher Leiter Bernhard Wolff. Ihr Mitarbeiter Rudolf Lehmann. Die übrigen Mitarbeiter. Wolffs Telegraphisches Bureau. Die „Ursachener-Zeitung“. Ihr Gründer A. Bernstein; ihr Mitredakteur H. Holdheim. Die „Neue Preuß. Zeitung“ (Die Kreuzzeitung). Ihr Gründer ist Bismarck. Seine Stellung zur Presse überhaupt. Seine Aufforderung, eine konservative Zeitung zu gründen. Deren Programm. Die Gründung der Zeitung im Mai 1848. Ihr erster Chef-Redakteur Hermann Wagener. George Hefekiel. Die Haltung der „Kreuzzeitung“. Bismarcks „Kreuzzeitungs“-Artikel. Die „Konstitutionelle Zeitung“, eine Gründung Hansemanns. Ihr Redakteur K. Weil hat keine bestimmte Richtung ein. Rudolf Haym übernimmt die Redaktion. Ende der Zeitung.

So angelegentlich auch die deutschen Regierungen bestrebt waren, die Presse in möglichst engen Schranken zu halten und besonders die Erörterung der politischen Angelegenheiten auf das geringste Maß zurückzudrängen — das allgemeine heiße Verlangen der Volks- und der kläglichen Bevormundung, der Lämmerlichkeit der politischen Verhältnisse herauszukommen und zu freiheitlichen Institutionen, sowie zu einem festgefügteten Staatswesen zu gelangen, wuchs darum nur um so ungestümer empor. Schon im Herbst 1847 bildeten sich daher in Süddeutschland im stillen politische Vereine, die es sich zur Aufgabe machten, gesündere politische

Verhältnisse herbeizuführen, und als dann plötzlich am 24. Februar 1848 in Paris die Revolution ausbrach und das Juliönigtum wie ein Kartenhaus zusammenstürzte, erhoben sich auch mit einem Schlage in ganz Deutschland Tausende von Stimmen, die laut und ungestüm nach Reformen und nach der Befreiung der Presse von allen hemmenden Fesseln riefen. Der Sturz brach so plötzlich los, daß ein jäher Schrecken alle Regierungen erfaßte. Am meisten fühlte sich der Hohe Bundestag erschüttert: er wurde von einer greisenhaften Angst befallen und machte in aller Eile die umfassendsten Zugeständnisse. Mit einer ans Acemische grenzenden Hast erließ bereits am 1. März das Präsidium der Bundesversammlung in deren Namen eine Ansprache an das deutsche Volk, in der es sich zu der Ansicht empor schwang, „Deutschland müsse auf die Stufe gehoben werden, welche ihm unter den Nationen Europas gebühre“, und zwei Tage später, am 3. März, geschah das Unerhörte, kaum Glaubliche, daß die Bundesversammlung einen Beschluß faßte, demzufolge es jedem deutschen Bundesstaate freigestellt wurde, die Zensur aufzuheben und die Pressefreiheit einzuführen. Einige Wochen darauf erfolgte auch die Aufhebung der Karlsbader Beschlüsse von 1819 für ganz Deutschland.

Eine ganze Anzahl deutscher Staaten entsprach jetzt dem allgemeinen Drängen und gab die Presse frei. Bereits am 4. März 1848 publizierte die Freie Stadt Frankfurt ein neues Pressegesetz, das nur die wenigen kurzen Paragraphen enthielt: § 1. Die Presse ist frei. Die Zensur darf nie wieder eingeführt werden. § 2. Vergehen oder Verbrechen, durch die Presse verübt werden nach dem bestehenden Rechte geahndet. § 3. Jede Druckschrift muß mit dem Namen des Druckers und Verlegers, jede Zeitung mit dem Namen des Druckers und verantwortlichen Redakteurs versehen sein. Am 7. März folgte das Herzogtum Nassau, in dessen Bereiche in den letzten drei Dezennien nicht eine einzige politische Zeitung hatte erscheinen dürfen, und veröffentlichte das Presse-Gesetz: „§ 1. Die Zensur ist aufgehoben und unbeschränkte Pressefreiheit eingeführt. § 2. Vergehen, welche durch das Mittel der Presse begangen werden, unterliegen den

lgemeinen Strafgesetzen. § 3. Solche Vergehen werden von Hof- und Appellations-Gerichten abgeurteilt.“ Am selben Tage machte auch die Regierung des Herzogtums Gotha bekannt, daß fortan die Presse frei sei. Ein Großherzoglich Weimarisches Patent vom 8. März 1848 erklärte: „Die Pressefreiheit, wie dieselbe bis zur Erlassung des Patents vom 30. Okt. 1819 in Großherzogtum bestanden hat, ist hiermit wieder hergestellt“ u.

Die beiden Großstaaten Österreich und Preußen suchten zunächst noch die allgemeine Bewegung von sich fern zu halten; bald aber schlugen auch dort die Wogen über den Regierungen zusammen, worauf in Wien am 14. März und in Berlin am 7. die Fesseln der Presse fielen.\*) Außerdem wurde in Berlin am 10. März auch allen denen, die wegen politischer oder durch die Presse verübter Vergehen und Verbrechen angeklagt oder verurteilt worden waren, vollständige Amnestie gewährt. Schließlich beseitigte Preußen auch noch mit dem 1. Januar 1849 den lästigen Zeitungstempel und mit dem 1. Januar 1850 das sogenannte Intelligenzwesen, nachdem der Landtag am 31. Dezember 1849 ein entsprechendes Gesetz angenommen hatte.

Naturgemäß glich jetzt die so plötzlich entfesselte Presse einem wilden Bergstrom, der, lange durch viele Hindernisse aufgehalten, endlich alle Schranken durchbricht und brausend und zischend, Trümmer und aufgewühlten Schlamm mit sich fortreißend, mit vieler Behemenz vorwärts stürzt.

Verhältnismäßig am leichtesten und geschicktesten fand sich die Presse von Berlin in die neue Situation, wiewohl auch hier zunächst höchst wunderliche Blasen aufstiegen. Die Leute der strengen Ordnung und Wohlanständigkeit ergriff darauf Bangen

---

\*) Der Kuriosität wegen mag erwähnt werden, daß noch vor dreiviertel Jahren ein Vertreter der Rechten des Vereinigten Preussischen Landtages, Adolf von Thadden-Triglaß, so wenig an die Möglichkeit einer Gewährung der Pressefreiheit glaubte, daß er, als es sich um die Einführung der ihm verhaßten Grundrechte handelte, am 21. Juni 1847 trozig sagte: „Mein Antrag lautet: Pressefreiheit — wirkliches öffentliches Verfahren mit den Herren Literaten, und ganz dicht dabei den Galgen! Und ich bitte nur noch die Herren Stenographen, die Worte ‚wirklich‘ und ‚Galgen‘ ganz gehörig zu unterstreichen!“

und Entsetzen, und bei der Staatsanwaltschaft liefen viele Denunziationen ein, mit der Aufforderung, strafend einzuschreiten. Allein der Staatsanwalt Julius Hermann von Kirchmann erließ unter dem 11. April 1848 eine Bekanntmachung, die in den Annalen der deutschen Presse einen weithin sichtbaren Platz verdient. Nur wenn die Tagesblätter unmittelbar Personen angriffen oder zur Verletzung des Eigentums aufforderten, sagt er, könne gegen sie eingeschritten werden. Dann fuhr er weiter fort: „Theoretische Untersuchungen der Journale, möchten sie auch in der Diskussion der Regierungsformen oder der Eigentumsrechte noch so weit gehen, sind der Autorität des Staatsanwalts entzogen. Gegen die Erzeugnisse des Geistes, auch des böswilligsten, gibt es keine anderen Waffen, als die des Geistes. Zucht- haus, Geldstrafen dagegen anzuwenden, erscheint als rohe Gewalt, die nur dazu dient, solchen Ansichten den Schein der Wahrheit zu leihen und ihre Vertreter zu Märtyrern des Volkswohls zu erheben. Gegen die Unwahrheit gibt es nur ein Mittel — sie zu widerlegen. Verführerischen Theorien wird der gesunde Volkssinn stets widerstehen . . . Wer Pressefreiheit will, muß auch deren Mißbräuche zu ertragen wissen.“ Dieser Staatsanwalt wurde allerdings später wegen seiner liberalen Ansichten seines Amtes entsetzt. Er machte sich dann durch eine Reihe juristischer und philosophischer Schriften einen bedeutenden Namen.

In Berlin erschienen beim Ausbruch der Revolution außer dem Regierungsblatte, der „Allgemeinen Preussischen Zeitung“, noch immer nur zwei Blätter von wirklicher Bedeutung, die „Spener'sche“, die in diesen Tagen in der Person des Dr. Alexis Schmidt (geb. 1818, gest. 1903) einen neuen Redakteur erhielt, der dann die Leitung des Blattes jahrzehntelang innehatte, und die „Voss'sche Zeitung“. Daneben entwickelte sich sodann für kurze Zeit die „Berliner Zeitungshalle“, seit 1846 von Gustav Julius herausgegeben und bisher als Börsenblatt geschätzt, zu einem laut lärmenden Revolutionsblatte, und außerdem erweiterte der „Publizist“, eine seit 1845 bestehende „Zeitschrift zur Besprechung gerichtlicher und polizeilicher Gegenstände, gesellschaftlicher und bürgerlicher Verhältnisse in Beziehung

„auf jene Gegenstände“, herausgegeben von A. F. Thiele, seine Tendenz in liberalem Sinne und wurde ebenfalls eine Tageszeitung. Doch schon Ende März begann Dr. E. Meyen „Die Reform, Organ der demokratischen Partei“, eine wöchentlich sechsmal in Folio erscheinende Zeitung, herauszugeben; unmittelbar darauf, am 1. April, erschien die erste Nummer der „National-Zeitung“, und weiterhin tauchte in rascher Folge ein ganzes Heer von Blättern auf, von denen sich aber manches nur eines Daseins von wenigen Wochen, ja in verschiedenen Fällen nur von einigen Tagen erfreuen konnte. Die meisten schwanden dahin, als im November 1848 der Belagerungszustand über Berlin verhängt wurde; von den übriggebliebenen mußten dann viele ihr Erscheinen einstellen, als nach der preussischen Verfassung vom 31. Jan. 1850 mit dem 1. Juli 1850 für jede periodische politische Druckschrift die Cautio eingeführt wurde. Die Cautio betrug für Zeitungen, die wöchentlich dreimal oder weniger erschienen, nicht unter 500 Taler, bei mehr als dreimal erscheinenden nicht unter 1000 Taler und in der Regel bei täglichen Zeitungen nicht unter 5000 Taler.

Bereits zu gleicher Zeit mit der „National-Zeitung“ erschien am 1. April 1848 die „Lokomotive, Zeitung für politische Bildung des Volkes“, herausgegeben von Held, gelangte sechsmal wöchentlich zur Ausgabe und bestand sodann bis 1850, am 3. April „Die Volks-Stimme, Blatt des Volksvereins für Arbeiter und Arbeitgeber“, herausgegeben von Mag Schäpler, am 3. April die „Deutsche Arbeiter-Zeitung“, herausgegeben von F. Behrend und Schmidt und eine zweite „Deutsche Arbeiter-Zeitung“, redigiert von Dr. A. Lubasch und Theophil Wittkow, am 22. April die „Konstitutionelle Klub-Zeitung“, herausgegeben vom konstitutionellen Klub und redigiert von Dr. Robert Prutz, zu Anfang des Mai die „Deutsche Volkszeitung für Stadt und Land“, redigiert von Dr. Bernhardt, am 3. Mai die „Bürgerwehr-Zeitung“, redigiert von den Majors L. Blesson und von Wimpffen, später von Fr. Schröder, ferner „Die Bürger-Wache, ein Wochenblatt für das Bedürfnis der Zeit“, redigiert von S. N. Wohlgemut, am 6. Mai „Freischaar



für Polen, Blatt des Berliner deutschen Komitees zur Wiederherstellung Polens, redigiert von Dr. Solger, am 22. Mai „Der Demokrat“, herausgegeben von Baader, Massaloup und Wijn, die „Preussische Parlaments-Zeitung“, herausgegeben von S. Hornig und „Das neue Preußen, ein zwanglos erscheinendes (konservatives) Blatt zur Besprechung der Tagesfragen“, redigiert von M. Goldschmidt, am 13. Juni die „Berliner Zeitung“, von № 3 (24. Juni) ab „Berliner Abend-Zeitung“, redigiert von Dr. Karl Netlag und August Seyger, am 16. Juni die „Neue Preussische Zeitung“, zur selben Zeit, doch ohne Angabe des Datums, „Die ewige Lampe“, herausgegeben von Dr. Karl Siechen nebst Familie, der sich weiterhin „Die ewige Lampe oder Lampe der Hase“ zugesellte, die aber gleich mit № 21 begann, dazu bemerkend „die 20 ersten Nummern sind ausgefallen“, am 20. Juni die „Neue Berliner Zeitung“ im Deckerschen Verlage, die später den Titel „Die deutsche Reform“ erhielt, am 1. Juli die „Bürger- und Bauern-Zeitung“, herausgegeben von Otto Ruppis und „Die Reform, politische Zeitung“, herausgegeben von Arnold Ruge und H. P. Oppenheim, die bereits am 1. April in Leipzig gegründet worden war, weiterhin im Laufe des August das „Neue Berliner Tageblatt“, redigiert von W. Meißelbach, „Die Barricade. Unterhaltungsblatt der Gegenwart“, Verlag von R. Liebmann, und „Berliner Großmaul“, am 5. September „Der Volks-Tribun“, redigiert unter der Verantwortlichkeit der Verlags-handlung von S. Löwenherz, am 7. Oktober die „Berliner Bürgerwehr-Zeitung“, herausgegeben von Dr. L. Wehl und H. Dehne, im Laufe des Oktober „Die Republik, neue Zeitung für das deutsche Volk“, redigiert von August Brak, und „Die deutsche Reform, politische Zeitung für das konstitutionelle Deutschland“ redigiert von C. M. Oldenburg, und am 23. Dezember noch eine „Berliner Zeitung“, redigiert von Adam Loeffler.

Im Jahre 1849 ging die Hochflut zwar merklich zurück, doch trat auch jetzt noch eine ganze Reihe von Zeitungen nach und nach ins Leben: am 1. Januar „Die ewige Leuchte, politische

„französisches Oppositionsblatt“, redigiert von Arthur Müller, und  
 erner am selben Tage vom selben Verfasser „Die ewige Fackel,  
 ein Oppositionsblatt“, am 2. Januar die „Preussische Volks-  
 zeitung“, herausgegeben von Johannes de Marle, am 3. Januar  
 die „Deutsche Bürgerwehr-Zeitung“, bisher „Berliner  
 Bürgerwehr-Zeitung“, jetzt redigiert von Dr. Edler und Dr. L.  
 Beyl, am 26. Februar „Die Tribüne, kritische Blätter aus  
 dem preussischen Parlamente“, redigiert von Ernst Dohm und  
 Bernhard Stein, am 29. März die „Urwähler-Zeitung,  
 Organ für Jedermann aus dem Volke“, später fortgesetzt als  
 „Volkszeitung“, ungefähr um dieselbe Zeit die „Konstitutio-  
 nelle Zeitung“, redigiert von Dr. Karl Wehl, am 2. April  
 die „Buddelmeyer-Zeitung zur Belehrung und Erheiterung  
 für Stadt und Land“, redigiert von Dr. Cohnfeldt, ebenfalls im  
 April „Der Staatsbürger, Zentralorgan für die allgemeinen  
 politischen und materiellen Angelegenheiten“, redigiert von Dr. J.  
 S. Glaser; ohne Datum, doch wohl ebenfalls zu Anfang des  
 April die „Neueste Preussische Zeitung — Rückwärts mit  
 Gott für König und Vaterland“, Redaktion in Frankfurt a. M.,  
 Redakteur E. Koch, Druck in Berlin, wohl Anfang Juli die  
 „Berliner Allgemeine Montags-Zeitung“, redigiert von  
 U. Stern, am 15. Juli die „Königs-Zeitung, Organ des  
 Treubundes für König und Vaterland“, redigiert von Ferdinand  
 Habel und „Suchheirafasa! Die Preußen sind da“, eine Zei-  
 tung, von der, wie es scheint, nur 9 Nummern, vom 18. Juli  
 bis 10. September, erschienen sind.\*)

Eine ausführliche Betrachtung kann nur der „National-  
 Zeitung“, der „Urwähler-Zeitung“ und der „Neuen Preussischen  
 Zeitung“ und eine kurze Charakteristik der „Konstitutionellen  
 Zeitung“ gewidmet werden. Doch sei zunächst die allgemeine  
 Haltung der Zeitungen charakterisiert.

Als die Revolution ausbrach, war die Berliner Presse nicht

---

\*) Von der weitaus größten Mehrzahl dieser Blätter sind heute nur  
 noch wenige Nummern vorhanden. Die verhältnismäßig reichhaltigste Kolle-  
 tion befindet sich in der Magistrats-Bibliothek zu Berlin, in der Friedlän-  
 derischen Sammlung.

im stande, die Bewegung zu übersehen und in ihrer Bedeutung zu erfassen. Sie brachte nur ungenügende Schilderungen der Vorgänge, erging sich in allgemeiner Freiheitsbegeisterung und blieb eine Beurteilung der Lage schuldig. Parteiansichten traten noch nicht hervor. Ein Chaos von Nachrichten, Aufrufen, Bekanntmachungen, Ratschlägen und Wünschen drängte sich in den Blättern. Daher klagte die Redaktion der „Zeitungs-Halle“, daß sie „allein in den letzten Tagen“ zwischen 60 bis 70 größere Aufsätze erhalten habe, die sie weder durchsehen und noch viel weniger abdrucken könne, und die „Bosfische Zeitung“ erklärte, sie könne unmöglich alle die Artikel zurücksenden, die ihr in den letzten Tagen zugegangen seien. Ihrer Genugtuung über die Aufhebung der Zensur gab sie am 20. März in einem „Extrablatt der Freude“ Ausdruck. „Von nun an ist diesen Blättern eine größere Aufgabe gestellt,“ hieß es dort. „Wie sie dieselben lösen werden, darüber müssen sie ihre Kräfte selbst erst prüfen. Wie sie aber dieselbe aufzufassen haben, darüber waltet ihnen kein Zweifel ob, und wir dürfen hoffen, daß auch die Leser, welche unsere Bestrebungen und Richtungen, soweit die Verhältnisse den Ausdruck derselben möglich machten, gefolgt sind, darüber keinen Zweifel hegen werden. Unser Banner ist der Fortschritt!“

Nach der Begräbnisfeier am 22. März begann sich jedoch dieser chaotische Zustand zu klären. Es bildeten sich politische Klubs, und in diesen traten bestimmte Tendenzen hervor; die ersten Forderungen tauchten auf und damit die ersten Streitfragen. Der Kammergerichts-Assessor Pohle verlangt in der „Spenerischen Zeitung“ vom 4. April, daß das stehende bejodete Militär in Preußen auf ein Drittel des bisherigen reduziert werde. „Das Militär ist in den Bürgerstand aufgenommen,“ erklärt er, „der König und Vater ist mit seinen Untertanen und Kindern eins geworden . . . . Vom Militär-Etat können nunmehr 12 bis 14 Millionen jährlich gespart werden.“ Weiterhin bildeten der Landtag und das Wahlgesetz den Gegenstand heftiger Erörterungen. Die „Bosfische Zeitung“ räumte die erste Stelle ihres Redaktionsteiles — um allen gerecht zu werden — den verschiedensten Ausführungen über das Wahlgesetz ein. Ferner

ird eine Besserung der gewerblichen und finanziellen Verhältnisse verlangt. Der Justizkommissarius Robert spricht in der „Bosfischen Zeitung“ vom 8. April „ein Wort über die Abhülfe der Geldnot und des „Geldmangels“ und schlägt vor, daß das vorhandene gemünzte Geld zwar unbedingt anerkanntes Wertzeichen bleibe, daß ihm aber eine Staatskreditvaluta als Papiergeld mit Zwangskurs durchaus gleichgestellt, ferner, daß das Ausführen des gemünzten Geldes nach dem Auslande unbedingt verboten werde. John Prince-Smith, der damals in Berlin lebte, wollte eine „Emanzipation der Gemeinden“ als ersten Schritt zur „Verhinderung des Beamtenregiments“.

Zu einem weiteren Blick vermochten sich die Politiker aber noch nicht emporzuschwingen. Die deutsche Frage, die Süddeutschland schon lebhaft beschäftigte, wurde kaum gestreift. Nur mit Rußland beschäftigte man sich des öfteren. Man fürchtete, „weil Preußen der Freiheit der Polen nichts in den Weg lege“, so könne Rußland dem Königreich Preußen den Krieg erklären. Doch waren auch hier die Ansichten sehr verschieden. Die „Bosfische Zeitung“ sah die Situation als sehr ernst an und berechnete bereits den Bestand der russischen Armee, ja sie bestimmte sogar schon vier preußische Armeekorps, die den vier Korps der russischen aktiven Armee gegenüberzustellen seien. Die „Spenerische Zeitung“ zeigte sich dagegen weniger ängstlich, und Röttscher meinte sogar, bei der Isolierung Rußlands sei ein Angriff auf Preußen doch „sehr unwahrscheinlich“. Darauf erklärte aber die „Bosfische Zeitung“ einige Tage später, ein Krieg mit Rußland sei nicht nur wahrscheinlich, sondern „unvermeidlich“. In dieser dilettantischen Weise wurde weiter politisiert.

Bei dieser Fülle von politischen Erörterungen trat das Interesse für Theater und Literatur, das bisher im Vordergrund gestanden und bisweilen das ganze geistige Leben Berlins beherrscht hatte, weit zurück. Tief bekümmert sahen sich die Theaterkritiker, die Schauspiel- sowohl, wie die Opern-Referenten, die einst eine so große Rolle gespielt hatten, bei Seite geschoben. „Die Tempel der dramatischen Kunst,“ klagte Röttscher in dem ersten Theaterberichte, der nach dem 18. März am 24. März wieder in

der „Spenerschen Zeitung“ erschien, „haben drei Tage lang leer gestanden; der furchtbare Ernst der Wirklichkeit hatte die Bretter, welche die Welt bedeuten, vergessen gemacht.“ Und weiterhin begrüßte er die Wiedereröffnung als den Anfang einer neuen Aera auch für die dramatische Kunst. Ludwig Kellstab (in der „Boß. Ztg.“ vom 28. März) „streift jetzt an dem Kunsttempel nur vorüber“; er will von Mozarts „Figaro“ berichten, aber „selbst die reizendsten, frischesten Farben der Kunst verbleichen neben den gewaltigen Blitzen, Leuchten und Donnern des Lebens, das jetzt die Welt durchzuckt.“ Ernst Kossak dagegen (in der „Zeitungshalle“ vom 29. März) greift die Theaterintendantur an. „Die Schaubühne soll mit dem Gesamtleben der Nation eng verflochten sein,“ ruft er aus. „Von diesem Gesichtspunkte aus erscheint mir die jetzige unsägliche Schlawheit der Theaterintendantur überaus verwerflich. Kleine Possen, veraltete Lustspiele und Opern werden gegeben. Wo sind denn Schillers „Fiesco“ und Goethes „Götz“, warum gibt man nicht Opern wie die einst verbotene „Stumme von Portici“ und „Fidelio“? Oder fürchtet man schon wieder den Sinn unseres trefflichen Volkes, der sich von Stunde zu Stunde immer großartiger entfaltet?“ Das Publikum aber fragte wenig nach den Theaterberichten; es schwelgte in politischen Auseinandersetzungen, Redekämpfen und hochtönen den Modomontaden. Die Zeitungen, die hiervon am meisten boten, erwarben sich die meisten Leser. Trotz der Überfülle von Blättern, die sich alsbald bemerkbar macht, kamen doch viele, wenigstens vorübergehend, auf ihre Rechnung. Die Auflage der „Boßsichen Zeitung“ stieg in kurzer Zeit um fast 4000 Exemplare: sie ging von 20300 auf 24000 hinauf.\*)

Von allen neuen Blättern nahm gleich von der ersten Nummer an die „National-Zeitung“ den obersten Rang ein.

---

\*) Wir können leider erst von hier ab die ausgezeichnete zum 29. Oktober 1904 herausgegebene Festschrift „Die Boßsiche Zeitung. Geschichtliche Rückblicke auf drei Jahrhunderte“ von Arend Buchholz benutzen. In dieser präsentiert sich die prächtigste Monographie, die bisher von einer deutschen Zeitung veröffentlicht wurde. Im Buchhandel ist sie nicht erschienen.

Sie war pekuniär am besten fundiert und verfügte auch von vornherein über einen vorzüglichen Mitarbeiterkreis, der eine ganze Reihe geistig bedeutender Männer Berlins in sich schloß. Sie wurde als Aktienunternehmen gegründet. Zunächst erfolgte die Ausgabe von 400 Aktien, das Stück zu 25 Talern. Ein „Komitee für die Redaktion der National-Zeitung“, das aus Diesterweg, Stadtrat Hermann Dunder, Eichholz, Herford, Kalisch, Mügge, Rauwerd, Ronge, Rutenberg, Siemens, Volkmar und Zabel bestand, kündigte bereits unter dem 22. März das Erscheinen der Zeitung an. In dem Programm, das es dabei entwickelte, heißt es:

„In der Märtyrernacht der Freiheit vom 18. auf den 19. März ist die wahre und wirkliche Pressfreiheit für uns geboren. Dieselbe in ihrem schönsten und edelsten Sinne zum allgemeinen Besten des Volkes zu verwenden, ist unsere Aufgabe. Wir wollen den Wahlspruch: ‚Alles für das Volk und alles durch das Volk‘ zur Wahrheit machen. Die Schwierigkeiten einer solchen Aufgabe erkennen wir mit allen einsichtigen und gesinnungsvollen Bürgern des Vaterlandes an; aber wir scheuen nicht zurück, weil wir wissen, daß in jedem Menschen das Gefühl lebt, das Beste erstreben zu wollen, und erkennen darin unsere sichere Stütze. — Die Presse kann, wenn sie ihren Beruf erfüllt, nichts weiter sein, als der Ausdruck der öffentlichen Meinung. Diese geht in Deutschland auf rechtsgleiche Ordnung, auf einträchtige Gleichheit, auf gesichertes Bürgerglück. Die Ansichten über die Mittel, dieses Ziel zu erreichen, sind verschieden; die Verschiedenheit auszugleichen, die friedliche Vermittlung anzubahnen, klare und charakterfeste Männer mit ihren geprüften Ratschlägen zu hören und diese dem Urteile aller Bürger zu übergeben, ist die vorzügliche Aufgabe der Presse. — Was wir wollen, ist in Kürze angegeben: ein starkes, einiges Deutschland zum Schutz und Trutz gegen Osten und Westen. Die äußere Sicherheit unseres Vaterlandes halten wir um so weniger gefährdet, je mehr die Völker begreifen, daß ihre Interessen auf die friedlichen Eroberungen im Gebiete des Ackerbaus, der Gewerbe, der Industrie und des Handels gerichtet sein müssen. Die Stärke eines Volkes beruht

aber hauptsächlich auf der Anerkennung seiner politischen Mündigkeit.“ Um diese nicht bloß zu besitzen, sondern auch in der Tat zu gebrauchen und zu verwerten, will die Zeitung für eine Reihe von politischen und sozialen Reformen eintreten.

Mit diesem Programm stellte sich die Zeitung sofort auf eine höhere Warte, als die übrigen Berliner Blätter. Sie erhob sich über Preußen und faßte gleich von vorn herein ganz Deutschland ins Auge. Der Nationalstaat war von Anfang an ihr höchstes Ziel. Das Aktienkapital von 10000 Talern war alsbald gezeichnet, worauf sich ein „Verwaltungsrat der National-Zeitung“ bildete, der aus Diesterweg, Stadtrat Hermann Dunder, Franz Dunder, Eichholz, Esser, Falkenberg, Herford, Lehfeldt, Kalisch, Nauwerck, Runge, Siemens, Volkmar und Werner bestand. Später rief dieser Verwaltungsrat mit den übrigen Aktionären noch einen „Nationalzeitungs-Klub“ ins Leben, der wöchentlich einmal zusammen kam, und in dem der Inhalt, die Richtung und die Interessen der Zeitung besprochen und Zeitfragen aller Art erörtert wurden. Die Redaktion des politischen Teiles der Zeitung wurde A. Kutenberg und Dr. F. Zabel, die des Feuilletons Theodor Mügge, dem bekannten Romanschriftsteller, übertragen. Die Leitung der Expedition übernahm Bernhard Wolff. Auf diese Weise vorzüglich ausgerüstet, begann die Zeitung am 1. April ihren Lebenslauf. Sie erschien täglich als Morgenblatt in groß Folio zum Vierteljahrespreise von 1 Taler 22½ Silbergroschen, gedruckt bei F. Sittenfeld.

Der Artikel, mit dem die Zeitung eröffnet wurde, „Was wir wollen“ überschrieben, entwickelte nochmals das Programm des Blattes, betonte aber das Deutschtum noch nachdrücklicher. „Deutsche wollen wir sein im edelsten und reinsten Sinne“, erklärte die Redaktion. „Bereint mit allen Deutschen werden wir den Fluß der Bewegung fördern, indem wir feste Ziele im Auge haben. Vor allem aber glauben wir, muß man die deutsche Entwicklung den Zuständen nach dem Leben, nicht nach Systemen den äußeren Zuschnitt machen oder ändern.“ Das Feuilleton leitete Mügge mit einer Erörterung seiner Aufgabe ein. Es sei nicht die Absicht, erklärte er, die Leser im Feuilleton zu unter-



halten bloß der Unterhaltung wegen, sondern man wolle auch ihre Beschmacksrichtung bessern, ihr Nachdenken erwecken, „ihre Gedanken auf ein bestimmtes Ziel führen, ihren Gefühlen eine Fruchtbarkeit und Empfänglichkeit für die Ideen der Gegenwart verleihen.“ Der erste Berliner Artikel „begrüßte mit Freuden“ die Veränderung im Ministerium (H. v. Arnim hatte seine Entlassung erhalten, und Camphausen war Ministerpräsident und Hansemann Finanzminister geworden), die unter anderem auch die Bedeutung habe, daß jetzt „die Rheinprovinz in das Herz der Monarchie gerückt“ sei, indem „die Männer ihres Sinnes, die Männer, die sie im besten Verstande repräsentieren, im Räte des Königs“ seien, wodurch „die mögliche Gefahr einer Zerstückelung des Staatskörpers (man hatte „den Abfall der Rheinlande“ befürchtet) vermieden, der Ausbruch eines Gewitters an dem einen Ende der Monarchie unmöglich geworden“ sei. „Dem stillen Geiste der Entwicklung Raum zu lassen und die Ideen zu begreifen, die sie durchwalten,“ hieß es in dem Artikel weiter, „dazu ist Camphausen der Mann, aber das volle Geschick des praktischen Staatsmannes, der entschlossene Geist des energischen Handelns, die Zuversicht des Verstandes und der Glaube an die Tat — das sind die Tugenden Hansemanns.“ Als der Verfasser dieses Artikels bekannte sich Rudolf Haym, der sich bereits in einer Charakteristik des Vereinigten Landtages schriftstellerisch versucht hatte und später als der Geschichtsschreiber der romantischen Schule und Biograph Herders einen hervorragenden Rang in der Gelehrtenwelt einnehmen sollte.

Das Programm der Zeitung fand allgemeinen Beifall, und als dann das Blatt auch hielt, was es versprochen hatte, gewann es bald über elftausend Abonnenten. Diesen Erfolg hatte es den ausgezeichneten Redakteuren zu verdanken, die es leiteten. Die eigentliche Seele des Blattes war von Anfang an Friedrich Zabel. A. Huttenberg trat bald zurück. Zabel wurde am 26. November 1802 zu Berlin geboren, studierte Theologie, wobei er sich das Wohlwollen Schleiermachers erwarb, und bekleidete auch einige Zeit die Stelle eines Predigtamtskandidaten in Schwedt a. O. Doch verlangte er nach einem regeren geistigen Leben, gab

die Laufbahn des Geistlichen auf und kehrte nach Berlin zurück, wo er von 1840 ab für mehrere größere Zeitungen, unter anderem auch für die „Köln. Ztg.“, zu korrespondieren begann, bis er 1848 die Chefredaktion der „National-Zeitung“ übernahm, die er bis zu seinem am 4. Februar 1875 erfolgten Tode inne hatte. Für diese Position besaß er gerade die wichtigste Eigenschaft in hervorragendem Maße, die Sicherheit im Urteil. Ohne ein großer Schriftsteller und ein Mann weittragender, mächtiger Gedanken zu sein, mußte er vermöge seines scharfen Blicks und seiner feinen Witterung immer im geeigneten Momente das Richtige und das Wahre herauszufinden, so daß seine Leser bei ihm nie das Gefühl der Sicherheit verloren. Weiterhin war ihm die bei einem leitenden Redakteure besonders schätzbare Fähigkeit eigen, aus der Menge der sich fortwährend an eine große Zeitung Herandrängenden rasch die wirklichen Talente zu erkennen und sich nutzbar zu machen. Durch diesen ausgezeichneten Spürsinn mußte er sich immer einen Kreis vortrefflicher Mitarbeiter zu bilden.

Ihm zur Seite stand als speziell politischer Redakteur Ewald Matthäi (geb. 1817, gest. 1886), ein Mann von herber Fähigkeit, der nach außen hin wenig hervortrat. Früher ebenfalls Theologe, hatte er sich schon in seiner Jugend für die politische Freiheit begeistert und war dann bald zum Journalismus übergegangen. Er gehörte der Redaktion bis 1873 an, in welchem Jahr er in den Ruhestand trat.

Die Leitung des Feuilletons besorgte Theodor Mügge nur kurze Zeit, da seine Romane und Novellen seine geistige Kraft fast ganz in Anspruch nahmen. Sein Nachfolger wurde zunächst Titus Ulrich, weiterhin Eduard Tempeltes und von 1861 ab der geistvolle Karl Frenzel. Die musikalische Kritik übernahm Otto Gumprecht.

Aus dem großen Stabe der Mitarbeiter sind Otto Michaelis, der volkswirtschaftliche Fragen behandelte, Lothar Bucher, der glänzende Berichte über die erste Londoner Weltausstellung lieferte, Eduard Lasfer, der Leitartikel über die innere Politik schrieb, Paalzow, Borcius, Bamberger, Adolf Stahr, Fanny Lewald,

Sulian Schmidt, Hermann Lessing, Adolf Woltmann u. a. zu nennen.

Außer den tüchtigen Redakteuren und ihrem ausgezeichneten Mitarbeiterstabe erfreute sich die „National-Zeitung“ jedoch auch noch eines hervorragenden Geschäftsleiters, des in hohem Grade umsichtigen Bernhard Wolff, der ein vorzügliches Organisations-talent besaß und mit vieler Klugheit das Unternehmen durch gefährvolle Klippen wieder in das breite Fahrwasser zu leiten wußte. Wolff hatte ursprünglich Medizin studiert, aber keine Praxis erlangen können und sich daher längere Zeit mühsam durch Übersetzen englischer und französischer medizinischer Abhandlungen fortzuhelfen gesucht. Weiterhin war er als Teilhaber in die alte Bossische Buchhandlung eingetreten und hatte Karl Beck's Gedichte verlegt, dabei aber, hauptsächlich durch die Schuld des Dichters, einen unangenehmen Nachdruckprozeß heraufbeschworen, der ihn bedeutende Summen kostete und ihm den Buchhandel verleidete. Er verkaufte daher die Buchhandlung wieder und übernahm 1848 die Expedition der „National-Zeitung“. Um diese auch seinerseits möglichst zu heben, kam er auf den Gedanken, den eben erst auf einigen Hauptstrecken eingerichteten elektrischen Telegraphen der Zeitung dienstbar zu machen, und ließ sich zunächst kommerzielle, bald aber auch politische Nachrichten melden. Die Gebühren waren jedoch sehr hoch; eine Depesche von Köln oder von Königsberg nach Berlin mußte mit 3 Talern und 10 Silbergroschen und eine von Petersburg sogar mit 13 Talern bezahlt werden; Wolff kam daher auf den kühnen Gedanken, für die Börse und die Presse ein Abonnement auf die ihm zukommenden telegraphischen Nachrichten zu eröffnen, und das führte ihn zur Gründung des ersten Telegraphischen Bureaus. Mit diesem wurde aber nach und nach eine völlige Revolution im Zeitungswesen herbeigeführt, besonders als Havas und Reuter dem Beispiele Wolffs folgten. Erfreulicherweise erzielte Wolff durch seine geniale Idee, nachdem er die nicht geringen Schwierigkeiten des Anfangs überwunden hatte, einen glänzenden Gewinn. Im Jahre 1865 ging das Wolffsche Telegraphische Bureau an

eine Kommanditgesellschaft über, doch blieb Wolff noch bis 1871 als General-Direktor tätig. Weiterhin widmete er sich bis zu seinem 1879 erfolgten Tode nur noch der „National-Zeitung“. Diese war nach und nach sein Eigentum geworden. Als von November 1848 ab die Reaktion in Preußen sich fühlbar zu machen begann und der „National-Zeitung“ sogar einmal auf einige Tage die Postversendung entzogen wurde, mußte der bisherige demokratische Ton des Blattes im Interesse der Selbsterhaltung bedeutend herabgestimmt werden. Dadurch büßte aber die Zeitung ein gut Teil ihrer Beliebtheit ein und verlor im Laufe der nächsten Zeit die Hälfte ihrer Abonnenten. Die Aktien des Unternehmens fielen daher sehr bedeutend, worauf Wolff sie zu billigen Preisen an sich brachte. Er rettete damit die Zeitung: denn mit den bedeutenden Mitteln, die ihm durch sein Telegraphisches Bureau zuflossen, konnte er das Blatt über die mißliche Zeit hinwegbringen und einer neuen Blüte zuführen. Und für eine solche Mission war er auch ganz der geeignete Mann. Karl Frenzel, der ihn durch persönlichen Umgang genau kannte, bezeugt uns dies in beredten Worten. „Ich bin keinem Menschen begegnet,“ schreibt er in dem Rückblick auf die ersten fünfzig Jahre der „National-Zeitung“,\*) „der mir lebendiger die Vorstellung von sokratischem Geiste und Sinn erweckt hätte, als er. Allen Vorfällen des Lebens gegenüber, den freudigen wie den widrigen, bewahrte er einen ruhigen Gleichmut der Seele, eine still-heitere Gefaßtheit in das Unvermeidliche. Eine leise Ironie umschwebte sein Wesen, wenn es galt, unbillige Forderungen abzuwehren oder gereizte Empfindlichkeiten zu besänftigen. Alle behandelte er mit Höflichkeit und Wohlwollen, aber er wußte genau das Wissen und Können eines jeden abzuschätzen; seine Güte bestach selten sein Urteil.“

Das Wolffsche Telegraphische Bureau wurde drei Jahre nach Wolffs Rücktritt in eine Aktiengesellschaft, die Kontinental-Telegraphen-Kompagnie, verwandelt, die im Geschäftsjahre 1903/04 bei einem Aktienkapital von 1 000 000 M. über einen Reserve-

\*) „Nat.-Ztg.“ vom 1. April 1898.

onds von mehr als 1 000 000 *M.* verfügte und 11,4 Prozent Dividende auszahlte.

Während die „National-Zeitung“ sich an den gebildeten Bürgerstand richtete, wandte sich die „Urwähler-Zeitung“ an den kleinen Mann, an die große Masse der Handwerker und der Arbeiter in den Fabriken, an „Jedermann aus dem Volke“, wie sie selbst in ihrem Untertitel sagte. Doch erstand sie nicht unmittelbar nach dem Ausbruche der Bewegung, sondern erst, als bereits die ersten Zeichen der Reaction drohend am politischen Himmel erschienen. Von Anfang an nahm sie daher eine ablehnende, verteidigende Stellung ein. Sie war von vornherein bestrebt, dafür einzutreten, daß dem Volke nun auch das Eroberte erhalten bleibe. Eine gewisse nervöse Ängstlichkeit, eine bange Sorge, das schwer Errungene wieder zu verlieren, tritt infolgedessen oft charakteristisch bei ihr hervor und gibt ihren Ausführungen eine gewisse Bitterkeit und Schärfe. Zwei Männer von sehr verschiedenartigen Charaktereigenschaften, Bernstein und Goldheim, redigierten sie. Beide stammten nicht aus Berlin, doch hatten sie beide die große Eruption in der Hauptstadt mit angesehen und waren auch beide dabei mit Leib und Seele für die Idee der Freiheit eingetreten. Der ältere von ihnen, Aron Bernstein, wurde 1812 in Danzig geboren und sollte, da er einer frommen jüdischen Familie entstammte, Rabbiner werden. Die talmudische Gelehrsamkeit sagte ihm aber wenig zu; er sehnte sich nach dem frischen Leben der Gegenwart und ging daher 1832 nach Berlin, wo er mit rastlosem Fleiß literarische und auch naturwissenschaftliche Studien trieb. Namentlich zogen ihn die Physik, die Chemie und die Astronomie an. Durch verschiedene Arbeiten, Essays sowohl ästhetisch-kritischen wie naturwissenschaftlichen Inhalts, Novellen und selbst finanzpolitische Schriften zog er mehr und mehr die Aufmerksamkeit auf sich und wurde dadurch mit den literarischen Kapazitäten der Hauptstadt, wie Chamisso, Willibald Alexis, Arnhagen, Gubitz u. a., bekannt. Als das politische Leben begann, trat er sofort mit aller Lebhaftigkeit für die freiheitlichen Bestrebungen ein, und als dann die Rücktrittsbewegung eingeleitet wurde, suchte er sie so viel wie mög-

lich zu hemmen und gründete zu diesem Zwecke das kleine demokratische Volksblatt, dem er, um ihm die breitesten Schichten des Volkes zu erschließen, den Titel „Urwähler-Zeitung“ gab. Die Zeitung erschien nur in bescheidenem Quartformat; die erste Nummer wurde am 29. März 1849 herausgegeben. Ihre Hauptwirkung übte die Zeitung durch die Leitartikel, die Bernstein täglich für sie schrieb, und in denen er sich als ein Meister des gemeinverständlichen Vortrags erwies. Mit großem Scharfsinn, mit außerordentlicher Klarheit behandelte er die verwickeltesten politischen Fragen und wußte dabei mit einem gewissen Humor selbst das trockenste Thema noch etwas interessant zu machen. Mit beißender Satire ging er oft dem Gegner zu Leibe, besonders der frömmelnden Sophistik der „Kreuzzeitung“ und ihrer Partei. Einen besonderen Wert legte er auch auf die wirtschaftliche Befreiung des Volkes und schrieb zu diesem Zwecke eine große Menge nationalökonomischer und naturwissenschaftlicher Artikel. In Anerkennung dieser Bestrebungen verlieh ihm später (1876) die Universität Tübingen die Ehre der philosophischen Doktorwürde. Bis an sein Lebensende unablässig ein tapferer Kämpfer und Forscher, starb er hochbetagt 1884.

Um die Kleinarbeit der Zeitung kümmerte sich Bernstein nicht, diese besorgte Hermann Goldheim und zwar mit unermüdlicher Sorgfalt. Goldheim wurde 1825 in Breslau geboren und hatte dort kaum seine philologischen und philosophischen Studien zu einem gewissen Abschluß gebracht, als ihn das Sturmwehen des ausbrechenden politischen Gewitters nach Berlin zog. Er kam gerade, als die Katastrophe losbrach, betätigte sich an der Verteidigung der Barrikaden und wurde darauf mit vielen andern Schicksalsgenossen in der Nacht zum 19. März in die Spandauer Kasematten gebracht, wo er bis zum Rückzug der Truppen festgehalten wurde. Diese Kampfeslust im Kleinkrieg ist ihm bis zu seinem hohen Alter eigen geblieben; noch bis kurz vor seinem am 14. Januar 1901 erfolgten Tode ist er lebhaft journalistisch tätig geblieben. Die Verfechtung seiner demokratischen Grundsätze und die unablässige Bekämpfung der reaktionären Maßregeln brachte ihn naturgemäß in viele Konflikte; über fünfzig

Mal stand er unter Auflage, und fünfundzwanzig Mal wurde er teilweise sehr empfindlichen Freiheitsstrafen verurteilt.

Durch ihre unablässige Bekämpfung aller reaktionären Bestrebungen zog sich die „Urwähler-Zeitung“ sehr bald den bitteren Haß der Regierung zu; wiederholt wurden Nummern von ihr mit Beschlag belegt, und endlich verbot am 25. März 1853 der Polizeipräsident von Hindeldey kurzer Hand das Weitererscheinen des Blattes. Vierzehn Tage darauf, am 9. April 1853, erweckte jedoch Franz Dunder das Blatt unter dem Titel „Volks-Zeitung, Organ für jedermann aus dem Volke“ im Verein mit den beiden bisherigen Redakteuren zu neuem Leben.\*)

In grellen Gegensatz zu den demokratischen Blättern stellte sich die „Neue Preussische Zeitung“, gewöhnlich (nach dem Eisernen Kreuz im Titelpopf) „Kreuzzeitung“ genannt. Sie wurde das Organ der evangelischen Hochkonservativen, die Vertreterin des altpreussischen Adels und der kirchlichen Orthodoxie. Ihr Gründer war, wie wir jetzt durch H. v. Petersdorff wissen\*\*), kein anderer als der Abgeordnete Otto von Bismarck-Schönhausen, unser nachmaliger erster deutscher Reichskanzler.

Von jeher ist sich Bismarck des Wertes und der Bedeutung der Presse durchaus bewußt gewesen, wenn er auch das geringschätzige Wort von den Journalisten als „Leuten, die ihren Beruf verfehlt haben“, so wie das andere nicht ehrenvollere Urteil von der „Druckerschwärze auf Papier“ geprägt und auch noch in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ erklärt hat: „Mein Respekt vor der sogenannten öffentlichen Meinung, das heißt vor dem Lärm der Redner und der Zeitungen, war niemals groß.“ Vom Beginn seiner politischen Laufbahn an ließ er es sich angelegen sein, Verbindungen mit der Presse zu pflegen, und als richtiger

---

\*) Die „Urwähler-Zeitung“ ist heute eine bibliographische Seltenheit. Ein komplettes Exemplar in fünf Quartbänden befindet sich in der Berliner Magistrats-Bibliothek, Friedländersche Sammlung.

\*\*\*) Forschungen zur brandenb.-preuß. Geschichte, Band 17, Heft 2, S. 240—246. Leipzig 1905.



Realpolitiker benutzte er sie immer in umfassendem Maße, wenn er sich Vorteil davon versprach, oder verfolgte sie skrupellos, wenn er besorgte, daß sie ihm Schaden könne. Es sei nur an die Preßordnungen vom Juni 1863 erinnert. Später, in seinen letzten Jahren, hat er es gelegentlich auch nicht verschmäht, der Preß seine Anerkennung zu zollen und zu erklären, daß er die öffentliche Meinung als „Imponderabilien der Volksseele“ hoch schätze. Unzweifelhaft hat er in den politisch bewegten Zeiten gar manchen seiner Erfolge der Mitwirkung der Presse zu verdanken.

Der Wunsch, eine konservative Zeitung in Berlin zu besitzen, um durch sie die liberalen Zeitungen, besonders die süddeutschen, zu bekämpfen, tauchte bei Bismarck, wie bereits S. 429 kurz erwähnt wurde, im Sommer 1847 auf. Es schwebte ihm damals das Bild einer „ständischen Zeitung auf der Basis religiöser Neutralität“ vor, und er wandte sich, um das Projekt zur Ausführung zu bringen, an den Vizeobertribunalspräsidenten Adolf v. Kleist zu Woldisch-Tychow, den bekannten Vertrauten Friedrich Wilhelms IV., mit der Bitte, „unter Ihren Bekannten für die Beteiligung an dem Unternehmen wirksam sein zu wollen.“ Die Zeitung solle, „unabhängig von der Regierung und deren Plänen, der konservativen Partei in ihrem weitesten Umfange als Organ dienen, die Erhaltung und besonnene gesetzmäßige Fortbildung des bestehenden Rechtszustandes vertreten und die Angriffe, welche derselbe unausgesetzt erfährt, abwehren, mögen sie von der Tagespresse der Bureaukratie oder von ständischer Opposition ausgehen.“ Weiterhin schlug er vor, die Zeitung auf Aktien zu gründen, die Aktie zu 100 Talern; als Gründungskapital seien „nach näheren Erkundigungen und reiflicher Ermägung“ 10000 Taler erforderlich. Darauf bildete sich ein Gründungskomitee, zu dem außer Bismarck und Adolf v. Kleist noch Kleist-Nezow, der Geh. Regierungsrat a. D. Werdeck, Fürst Radziwill u. a. gehörten. Zugleich wurde das Programm bestimmter gefaßt. Als positive Aufgaben wurden genannt: Erhaltung der Unabhängigkeit des Königtums sowohl nach außen hin wie in bezug auf Gesetzgebung und Verfügung über die herkömmlichen Staatseinnahmen; Entwicklung der ständischen Freiheit und Selbständigkeit in Beziehung

auf die verfassungsmäßige Einwirkung der Stände auf alle inneren Angelegenheiten „im Wege der Petition“; Beratung aller Gesetzesvorschriften materiellen Inhalts; Zustimmung zu Schulden und neuen Steuern „in den von Seiner Majestät anerkannten Grenzen“. Im Anschluß an die Verhandlungen des ersten vereinigten Landtages würden „Periodizität der Ausschüsse, der Gebrauch des Steuer- und Darlehnsbewilligungsrechts“ in Betracht kommen. Die ständischen Gliederungen, also Provinzial-, Kommunal-Landtage, Kreistage, Gemeinden, die Organisation der nicht-ständisch vertretenen Klassen, seien aus dem ständischen Gesichtspunkte in ihren Wechselwirkungen auf Verfassung, Gesetzgebung, Verwaltung und mit Rücksicht auf das sich in der Tagesgeschichte darbietende Material zu beleuchten. Dazu bedürfe es in der Zeitung Rubriken für wissenschaftlich-kritische Aufsätze, für politische Neuigkeiten, allgemeine statistische Notizen, gewerbliche, Handels-, Börsen- und Landwirtschaftsnachrichten, literarische Anzeigen, Privatneuigkeiten, Verwaltungs-, Personal- und sogenannte Intelligenz Nachrichten.

So bestimmt und genau nun auch das Programm präzisiert war, die Gründung des Blattes kam trotzdem noch nicht zu stande; es verging fast noch ein ganzes Jahr, bevor man mit der ersten Nummer hervortreten konnte. Die Revolution mit ihrem Ungewitter mußte erst kommen, ehe sich der konservative Kreis zur Tat aufschwang. Kleist-Neßow war es jetzt, der, besonders im Verein mit dem Oberlandesgerichtspräsidenten Ernst Ludwig v. Gerlach in Magdeburg, die Schaffung der Zeitung hauptsächlich betrieb. Unter dem 19. Mai 1848 forderte er die Partei- und Gesinnungsgenossen zur Gründung der „Neuen Preussischen Zeitung“ auf und zwar unter ausdrücklicher Bezugnahme auf das im Jahre zuvor von Otto v. Bismarck und dem Fürsten Radziwill festgestellte Programm. Am 16. Juni konnte sodann die erste Nummer ausgegeben werden.

Das leitende Komitee bestand aus dem Grafen von Boß, Herrn von Bethmann-Hollweg, dem Kammerherrn Grafen Finck von Findenstein, dem Baron Senfft von Pilsach auf Sandow, dem General Leopold von Gerlach und dem Präsidenten von Gerlach.

Als politischer Leiter des neuen Blattes wurde Hermann Wagener gewonnen, ein Mann von ausgeprägt konservativer Gesinnung; für den ausländischen Teil, besonders für den französischen und englischen Artikel, trat einige Monate nach der Gründung George Hefekiel ein, ebenfalls ein begeisterter Anhänger der preussisch-royalistischen Ideen. Die Redaktion des „Zuschauers“ der „Kreuzzeitung“ übernahm der berüchtigte pensionierte Postsekretär H. Goetsche, der später unter dem Pseudonym John Metcliffe die Sensations-Romane „Sebastopol“ und „Aena Sahib“ schrieb. Hermann Wagener wurde 1815 zu Segeletz bei Neuruppin geboren, studierte in Berlin die Rechte, war 1847 Konfistorialassessor in Magdeburg, sah sich aber schon im nächsten Jahre als Gegner der liberalen Strömung zum Austritt aus dem Staatsdienst veranlaßt und übernahm nun die ihm von der konservativen Partei angetragene Stelle als Chef-Redakteur der „Kreuzzeitung“. Darauf leitete er das Blatt bis 1854, wurde dann Rechtsanwalt beim Obertribunal und trat schließlich wieder in den Staatsdienst. 1889 starb er. George Hefekiel wurde 1819 zu Halle geboren, studierte anfangs Theologie, später Geschichte und Philosophie, wandte sich aber bald dem literarischen Schaffen zu, redigierte von 1846 bis 1848 die belletristische Zeitschrift „Die Rosen“, die in Leipzig erschien, von April bis November 1848 in Zeitz das konservative Blatt „Der patriotische Hausfreund“ und trat dann in die Redaktion der „Kreuzzeitung“, der er bis zu seinem 1874 erfolgten Tode angehörte. Neben seiner Redaktionstätigkeit schrieb er noch eine große Menge von Romanen, die sich sämtlich in der konservativen Welt- und Lebensanschauung bewegen und fast alle das preussische Königshaus, den Adel und das Heer verherrlichen. Es seien nur „Vor Jena“, „Bis Hohenzieritz“, „Krummenssee“, „Stille vor dem Sturm“, „Preußens Königsbuch“, „Unter dem Eisenzahn“, „Wappensagen“ und die „Soldatengeschichten aus alter Zeit“ erwähnt. Auch verfaßte er die erste Bismarckbiographie, „Das Buch vom Grafen Bismarck“ (Bielef. 1868), ferner viele patriotische Gedichte und Soldatenlieder und war auch noch ein fleißiger Mitarbeiter bei Graf Stillfrieds genealogischen und heraldischen

orschungen. Für alle seine Begeisterung und Hingebung erntete er aber doch nur wenig Dank; es ging ihm ähnlich wie Fontane.\*)

Die „Kreuzzeitung“ setzte von Anfang an sehr resolut und entschlossen ein, stand doch hinter ihr „die kleine aber mächtige Partei“, deren Hauptmitglieder, außer den schon genannten beiden Berlach's, die Männer der nächsten Umgebung des Königs, Generaladjutant von Rauch, Hausminister von Massow, Hofmarschall Graf Keller, ferner Stahl, Kleist-Regow, Heinrich Leo von Halle u. a., waren. Sie griff fest alles an, was ihr nicht gefiel, bekämpfte die Politik des Herrn von Radowiz, verteidigte die verhängnisvolle Ansicht, daß Österreich der Vorrang in Deutschland gebühre, und schlug auch ohne weiteres, wenn es ihr paßte, der öffentlichen Meinung und dem Volksgefühl ins Gesicht. Dabei zögerte sie auch nicht, sogar den Anmaßungen und Übergriffen des allgewaltigen Herrn von Hindelshey gelegentlich die derbsten Abfertigungen angedeihen zu lassen.

Auch dem Auslande gegenüber führte sie eine scharfe Feder, verurteilte die Reformen des österreichischen Ministers Bach, worauf dieser die Zeitung in Österreich verbot, und eröffnete eine heftige Polemik gegen den Präsidenten Louis Napoleon, so daß

---

\*) Nach seiner Bestattung erschien in den Berliner Zeitungen das Sonett:

Bis daß er seine Augen hat geschlossen,  
Sang er den Ruhm des Heers und Adels nur;  
Er war des alten Preußens Troubadour,  
Des Lippen stammbaumdüftig überflossen.

Im Kreuzblatt schmückend Eures Adels Sprossen,  
Sucht' er die schönsten Blumen auf der Flur.  
Er folgte treulich Eurer Schritte Spur  
Mit seinen besten Liedern unverdrossen.

Doch wer von Euch denn gab ihm das Geleit?  
Wer schmückt' sein Grab, gab ihm die letzte Ehre?  
Nicht einer? Doch! Vom Adel und vom Heere

Sind ihm gefolgt, um ihm die Dankbarkeit  
Für die Poetentreu' nicht zu versagen,  
Ein Offizier und Stillfrieds leerer Wagen!

sich dieser mehrmals beim preussischen Gesandten, dem Grafen Hatzfeldt, beschwerte. Hatzfeldt entgegnete, die „Kreuzzeitung“ sei nicht offiziell, der Präsident müsse sich an die offiziellen Erklärungen des preussischen Kabinetts halten; Napoleon erwiderte jedoch, er wisse genau, wie es in Berlin aussehe, und daß die „Kreuzzeitung“ von den wichtigsten Personen des Hofes aufrecht erhalten werde, daß also der König in seinem Herzen auch für sie sei.\*)

Unter den Mitarbeitern war Bismarck anfangs einer der eifrigsten. Nach dem Zeugnisse des Redakteurs Hermann Wagener erschien während der parlamentarischen Verhandlungen kaum eine Nummer des Blattes, die nicht einen längeren oder kürzeren Artikel des Herrn von Bismarck enthalten hätte, auch sei ein nicht unerheblicher Teil der damaligen Scherze des „Berliner Zuschauer“ auf das Konto Bismarcks zu setzen.\*\*) In dem „Buche vom Grafen Bismarck“ findet sich denn auch ein Bild, das Bismarck darstellt, wie er an einem Pulte der Redaktion der „Kreuzzeitung“ steht und schreibt. Im Hintergrunde zeigt sich der charakteristische Kopf Hefekiels. Doch ist es bisher noch nicht gelungen, die Artikel Bismarcks bestimmt als solche festzustellen. Der Bismarckforscher Horst Kohl hat sich, um dies zu erreichen, der Mühe unterzogen, ein weitschichtiges Material — nicht nur die „Kreuzzeitung“, sondern auch Memoiren und Briefwechsel — zu durchsuchen, ist aber nur zu geringen Ergebnissen gekommen. Immerhin konnte er Einiges von Interesse ermitteln, u. a. die Korrespondenzen, die Bismarck der „Kreuzzeitung“ über eine effektvolle Rede lieferte, die der Generalleutnant v. Radowicz am 25. Aug. 1849 als Kommissar der Regierung in der Zweiten Kammer über den Stand der deutschen Verfassungsangelegenheiten hielt. Radowicz riß dabei Freund und Feind mit sich fort, so daß sich, wie die Zeitungen aus jener Zeit berichten, am Schluß der Beifall zu

---

\*) Otto v. Manteuffel, Preußens auswärtige Politik 1850 bis 1858. Berlin 1902, Bd. I, S. 291.

\*\*) Hermann Wagener, Erlebtes. Meine Memoiren aus der Zeit von 1848 bis 1866 und von 1873 bis jetzt. Berlin, 1884, S. 18 u. 54.

iner „seltenen“ Höhe steigerte. Nur Bismarck blieb kühl und ließ sich durch den effektvollen Vortrag nicht blenden. Mit seinem scharfen Blick erkannte er sofort die „logischen Sprünge und Risse, die mit Phrasen gewandt verdeckt wurden“ und legte sie dreimal (in № 197, 198 und 201) bloß, am ausführlichsten in der letztgenannten Nummer, wo sich die Klaue des Löwen wiederholt höchst ergötzlich zeigt. Er schilderte zunächst das sich drängende Auditorium, dann das Äußere des Redners, seine Gestikulationen, seine Würde, den „harmonischen Fluß der Rede“, und nachdem er so reichliches Lob über ihn ergossen, beleuchtet er mit satirischem Hohn den Inhalt der Darlegungen. „Der Redner ging über den ‚Kern des Pudels‘ mit einem Scherz hinweg, der aus so ernstem Munde seinen Eindruck nicht verfehlte, der aber auf alle Verfassungen der Welt, auch auf die abgelehnte Frankfurter, Anwendung findet, die bekanntlich den Demokraten zu gut, den Konservativen zu schlecht war.“ Zum Schluß macht sich Bismarck über die Zuhörer lustig, die sich von dem gewandten Rede-Jongleur haben blenden lassen. „Die Rührung war allgemein,“ schreibt er, „ohne daß wir in der gedruckten Rede gerade die Stelle bezeichnen könnten, über die jeder einzelne weinte. Ernst ergriffen war jeder von dem Eindruck, und namentlich unter den weich geschaffenen Seelen des Zentrums waren wenig Augen trocken. Einem hohen Beamten der Finanz rollte ein Budget von Tränen über die gerötete Wange; bei einem der zentralsten Pfeiler preussischer Gerechtigkeit brachte das Bestreben, die sichtbaren Zeichen der Rührung zu unterdrücken, so ungewöhnliche Konstellationen der Gesichtszüge hervor, daß ein Spatzvogel, dem selbst dieser Moment nicht heilig war, meinte, jener müsse eben das Unglück gehabt haben, Oberschlesier statt Oberungar zu trinken.“

Die scharf gewürzten Blandereien in den „Kundschaunen“ der Zeitung schrieb längere Zeit Ernst Ludwig von Gerlach.

Nur vorübergehend zog die „Konstitutionelle Zeitung“, die im Frühjahr 1849 von David Justus Ludwig Hansemann gegründet wurde, die Aufmerksamkeit auf sich. Hansemann war vom 29. März bis 10. September 1848 Finanzminister gewesen und dann Chef der preussischen Bank und des Seehandlungs-

institutes geworden. Bei dieser hohen sozialen Stellung besaß er viele einflußreiche Verbindungen, die es ihm ermöglichten, für eine große Zeitung von monarchisch-konstitutionellen Grundsätzen, etwa im Stile des „Journal des Débats“, ein Aktienkapital von 100000 Talern zusammenzubringen. Mit diesem wurde unter pomphaften Ankündigungen die „Konstitutionelle Zeitung“ ins Leben gerufen. Karl Weil aus Stuttgart übernahm die Leitung des Blattes, während ihm noch acht Mitredakteure zur Seite traten. Allein Weil fehlte jedes Organisationstalent; er vermochte keinen bestimmten Plan für das Blatt aufzustellen und auch nicht einmal eine notdürftige Übereinstimmung der Ansichten der Mitarbeiter herbeizuführen. Jeder von diesen entwickelte, unbekümmert um die programmmäßige Politik der Zeitung, seine eigenen Ansichten, so daß auf der zweiten Seite oft das Gegenteil von dem auf den Schild gehoben wurde, was auf der ersten Seite im Leitartikel bekämpft worden war. Die Zeitung gelangte infolgedessen zu gar keiner Bedeutung; die Zahl der Abonnenten, die überhaupt über 900 nicht hinausgekommen war, schwand bis auf 600 zusammen, und die Unternehmer sahen sich daher bereits vor Ablauf des ersten Geschäftsjahres veranlaßt, ihre Gesellschaft mit einem Verluste von 60000 Talern aufzulösen. Dennoch wollte man das Projekt noch nicht verloren geben. Abermals traten Parteimänner zusammen, unter diesen Max Duncker und Soiron, brachten Mittel auf und organisierten mit Hilfe des Verlagsbuchhändlers Lehfeldt die Zeitung von Grund aus neu. Als leitender Redakteur wurde Rudolf Haym gewonnen, für den ausländischen Teil der vielgewanderte Dichter des Mirza-Schaffy, Friedrich Bodenstedt, und für den literarischen und musikalischen der hochbegabte, schon damals wegen seines Humors allbeliebte Ernst Koska.

Darauf legte die kampfesmutige Redaktion ihre Lanze ein und zog gegen die Politik Manteuffels zu Felde. Als Mitarbeiter gesellten sich Drohsen, Max Duncker, Gustav Schlesier, Regidi, der junge Bardeleben u. a. hinzu. Besonders wendete sich die Zeitung gegen den Bruch Preußens mit der Unionspolitik, gegen die Preisgabe der Herzogtümer Schleswig und Holstein und gegen



die Unterwerfung Preußens unter den Willen Rußlands und unter die Hand Österreichs. „Sie folgte“, schreibt Haym in seiner Lebensgeschichte, „allen diesen Vorgängen mit dem temperamentvollsten Anteil. Bald sturmläutend, bald hochfahrend, bald kalt und böshaft; mit ausgesuchter Rhetorik kritisierte sie die Rückzugsbewegungen des Ministeriums. Ich hielt es für die erste patriotische Pflicht, gegen diese Verkleinerer des preußischen Namens und der preußischen Macht so verlegend wie möglich, im Tone der Berachtung, des Spottes und Hohnes zu schreiben.“\*) Diese oppositionelle Haltung erregte aber sehr bald den hellen Unwillen der preußischen Regierung, und so wurde denn Haym kurzerhand am 27. November 1850 aus Berlin ausgewiesen; zwei Schutzmänner brachten ihn ohne weiteres mittelst Droschke zum Bahnhof, wo er abreisen mußte. Nach diesem Gewaltstreich brach die Zeitung sehr bald zusammen.

---

2. Die Provinzpresse. Die Breslauer Zeitungen (die „Schles. Ztg.“, die „Bresl. Ztg.“, die „Oder-Ztg.“, die „Bresl. Morgen-Ztg.“). Die „Königsberger Hartungsche Zeitung“. Die Stettiner Presse. Die „Magdeburg. Ztg.“ Mitarbeiter Bismarck. Die „Hallische Zeitung“. Die rheinische Presse. Die „Köln. Ztg.“ Ihre Haltung. Kleist-Reghows Kampf gegen sie. Friedrich Wilhelms IV. Unwille über sie. Ihre öffentliche Erklärung. Sie muß sich beugen. Ihr Aufschwung. Die „Neue Rheinische Zeitung“. Ihr Redakteur Marx. Freiligraths „Abschiedsworte“. Die katholische „Deutsche Volkshalle“. Die „Rhein- und Ruhrzeitung“. Die Zeitungen von Krefeld, Crier und Koblenz.

Die Wellen in den Provinzstädten erreichten naturgemäß bei weitem nicht eine solche Höhe, wie die in der Hauptstadt, doch zeigte es sich auch hier überall, daß eine neue Epoche angebrochen war, daß die Flut der Gedanken jetzt allerwärts weit mächtiger

---

\*) Rudolf Haym, Aus meinem Leben. Berl. 1902, S. 203.

daherrauschte. In Breslau hatten sich besonders scharfe Gegensätze herausgebildet, da die Polizei hier den freiheitlichen Bestrebungen außerordentlich rücksichtslos und willkürlich entgegengetreten war; das Jahr 1848 traf daher hier schon sehr viel Zündstoff im Volke an, der denn auch alsbald mit lautem Getöse explodierte. Merkwürdigerweise machte die Presse der Stadt gerade in dieser kritischen Zeit eigentümliche Schwankungen durch. Die „Schlesische Zeitung“, bisher ausgesprochen konservativ, neigte sich mehr und mehr den liberalen Tendenzen zu, während die „Breslauer Zeitung“, seither liberal, nach und nach streng konservativ wurde. Doch hielt die „Schlesische Zeitung“ immerhin ihren früheren Kurs noch soweit bei, als sie für das oberste Gesetz jeder Freiheit die Beschränkung hinstellte und mit aller Wärme für die konstitutionelle Monarchie eintrat (N<sup>o</sup>. 110 vom 17. Juni 1848). Von der demokratischen Partei wurde sie daher wegen ihrer Lauheit angegriffen, worauf sie erklärte, daß sie für die Interessen des Vaterlandes immer nur mit den Waffen der Ehre des Rechts und der guten Sitte gekämpft habe. Später wurde die Zeitung wieder durchaus konservativ. Die „Breslauer Zeitung“ blieb, so lange sie im Verlage von Graß, Barth u. Komp. und unter der Redaktion von R. Bürkner erschien, streng konservativ; als sie dann aber am 1. April 1859 in den Verlag von Ed. Trendel überging, wurde sie wieder liberal und schwang sich schließlich, nachdem der geistvolle und schlagfertige Dr. Julius Stein (geb. 1813, gest. 1889) am 1. April 1862 die Redaktion übernommen hatte, zur führenden freisinnigen Zeitung Schlesiens empor. Für die demokratische Partei erschien seit April 1846 ein Blatt, das von dem Buchdruckereibesitzer Heinrich Richter gegründet worden war und anfangs „Allgemeine Oder-Zeitung“ hieß, seit April 1849 aber den Titel „Neue Oder-Zeitung“ führte. Mitarbeiter waren u. a. der bekannte Romanschriftsteller Max Ring und für den Handelsteil der Referendar a. D. Max Friedländer, der nachmalige Herausgeber der „Neuen Freien Presse“ in Wien. Die Ungunst der Zeit und wohl auch der Mangel an Mitteln ließ die „Allgemeine Oder-Zeitung“ jedoch nicht emporkommen; mit dem Schlusse des Jahres 1855 ging sie ein. Gün-

ger gestalteten sich die Verhältnisse bei einem kleinen Inseraten-  
 atte, das gleichzeitig mit der „Allgemeinen Oder-Zeitung“ ins  
 eben trat, gegründet von Leopold Freund. Es hieß anfangs  
 Breslauer Anzeiger für Kommunal-, polizeiliche und Lokalange-  
 genheiten“, weiterhin „Breslauer Anzeiger für Politik, Kunst,  
 bewerbe, polizeiliche und Lokal-Nachrichten“, dann vom 1. April  
 1853 ab „Kleine Morgen-Zeitung; Breslauer Anzeiger“, bis es  
 schließlich am 1. Oktober 1862 den Titel „Breslauer Morgen-Zei-  
 tung“ annahm. Von da ab war auch der fortschrittliche Politiker Dr.  
 Moriz Elsner (geb. 1809, gest. 1894), ein hervorragender Pub-  
 zist, der leitende Redakteur, und unter dessen Führung wurde  
 das Blatt die liberale Zeitung für die breiten Bürgerkreise  
 Breslaus.

In Königsberg machte sich die geographische Lage be-  
 merkbar. Dort, weit im Osten, stand man der Einheitsbewegung,  
 die in Süddeutschland die Gemüter so lebhaft erfüllte, ziemlich  
 gleichgültig gegenüber; gehörten doch auch die Provinzen Preußen  
 und Posen nicht einmal zum deutschen Bunde. Der politische  
 Gedanke kulminierte daher beim Beginn der Revolution hier in  
 einem freien Preußen, und für diesen trat denn auch der weitaus  
 größte Teil der Bevölkerung der Heimat Simsons, Walešrodes  
 und Jacobys ein. Durch die Königsberger Zeitung, die noch der  
 wackere Georg Friedrich Hartung leitete, wurden diese liberalen  
 Bestrebungen lebhaft unterstützt, auch trat das Blatt mit aller  
 Energie für die Gemäßigten ein, wie z. B. für den Direktor  
 der städtischen höheren Mädchenschule, Dr. Sauter, gegen den  
 wegen angeblicher politischer Agitation die Disziplinaruntersuchung  
 eingeleitet wurde. Leider starb der alte Hartung mitten in der  
 Bewegung am 19. April 1849, worauf sein Sohn Hermann die  
 Leitung des Geschäftes übernahm und bis zum Schlusse des  
 Jahres 1871 in Händen hatte, zu welcher Zeit das Unternehmen  
 in eine Aktiengesellschaft umgewandelt wurde. Die Härte der  
 Zeit hatte der junge Hartung sehr bald zu spüren, denn die  
 Regierung legte, sobald die Revolution bezwungen war, dem  
 liberalen Blatte alle möglichen Hindernisse in den Weg und nahm  
 ihm auch seinen zweihundert Jahre alten Namen. Unter dem

3. Mai 1850 ging Hartung vom Polizei-Präsidium die Anweisung zu, er habe sich der im Titel seiner Zeitung gebrauchten Prädikate „Königliche“ und „Staatszeitung“, sowie des königlichen Wappens nicht mehr zu bedienen, da hierin ein Hoheitsrecht liege, worauf am 6. Mai die Zeitung mit dem Titel „Königsberger Hartung'sche Zeitung (bisher Königl. Preuß. Staats-, Kriegs- und Friedens-Zeitung)“ ohne preussisches Wappen erschien. Verschiedene neue Blätter, das „Königsberger Oppositionsblatt“, das „Ostpreussische Bürgerblatt“ und die „Zeitung für Preußen“, faßten nicht Fuß und verschwanden bald wieder.

Im benachbarten Memel gründeten C. E. Teubert und August Stobbe im Sommer 1849 das liberale „Memeler Dampfboot“, das zunächst nur zweimal wöchentlich zum Preise von 12½ Sgr. für das Quartal erschien. Zu Anfang der siebziger Jahre erwarb J. W. Siebert die Zeitung und gestaltete sie zu dem großen Blatte um, das sie heute ist.

Ein reges Leben kam in die Stettiner Presse. Die alten Blätter, die „Privilegierte Stettiner Zeitung und die Börsen-Nachrichten der Ostsee“, jetzt „Ostsee-Zeitung“ genannt, erschienen jetzt täglich, aber sie scheinen dem Bedürfnis bei weitem nicht genügt zu haben, denn es entstand auch eine ganze Reihe neuer Blätter. Bereits vom 1. Mai ab erschien im Verlage von A. Wachenhusen & Co. die „Neue Stettiner Zeitung“ und vom 1. Juli ab die „Norddeutsche Zeitung für Politik, Handel und Gewerbe“, herausgegeben von H. und R. Graßmann, und außerdem nunmehr täglich das bisherige Wochenblatt der „Wächter an der Ostsee“. Weiterhin kam bei Ewald Genzsohn ein „General-Anzeiger“, bei J. C. R. Dombrowsky ein „Stettiner Beobachter“ heraus. Endlich rief Ewald Genzsohn noch am 1. Juli 1849 eine „Pommersche Bürger-Zeitung“ ins Leben, die 1853 in „Pommersche Zeitung“ umgetauft wurde. Alle Blätter huldigten, außer der „Privilegierten Stettiner Zeitung“ und der „Norddeutschen Zeitung“, demokratischer Tendenz. Diese üppige Zeitungsliteratur welkte aber schnell wieder dahin, als die Censur eingeführt wurde (vergl. S. 547). Der „Wächter an der Ostsee“

nd die „Neue Stettiner Zeitung“ gingen alsbald ein; andere blieben. Die „Bommersche Zeitung“ hielt sich bis 1866.

Mit erheblichen Schwierigkeiten hatte die Presse in Magdeburg zu kämpfen. Die „Magdeburgische Zeitung“, seit 1846 im Besitze von Gustav Faber, war der Regierungspartei nicht konservativ und den Radikalen nicht freisinnig genug. Von beiden Seiten wurden daher Versuche unternommen, sie zu sich herüberzuziehen, sodaß der Redakteur Dr. Voempcke alle Geschicklichkeit aufbieten mußte, durch die Klippen hindurch zu kommen. Von konservativer Seite war es kein Geringerer als Otto von Bismarck, der es versuchte, das weitverbreitete Blatt der Provinz Sachsen wenigstens bis zu einem gewissen Grade seiner Partei dienlich zu machen. Er sandte der Zeitung unter dem 20. April 1848 einen Aufsatz und fragte dabei an, ob er auch „fernere Aufsätze“ schicken könne. Die Redaktion dürfe bei einer Zustimmung von der Voraussetzung ausgehen, „daß die Artikel in einem Sinne geschrieben sind, der der sonstigen Richtung des Blattes wenigstens nicht direkt zuwider läuft“. Auch Hindeldey, Graf Eulenburg, der nachmalige Minister der Konfliktzeit, und andere traten an die Zeitung heran. Von radikaler Seite ging man natürlich viel robuster vor; man hoffte durch Katzenmusiken, die sich sogar bis zu tätlichen Angriffen auf die Druckerei steigerten, die Redaktion zu zwingen, in das radikale Fahrwasser einzuschwenken. Allein diese verharrte auf ihrem gemäßigten Standpunkte; sie verlangte eine freiheitliche Entwicklung auf gesetzlichem Wege und verfocht dabei die staatliche Ordnung gegenüber dem wüsten Geschrei des Böbels.

Einen recht angenehmen Vorteil zog der „Courier“ in Halle aus dem Umschwung der Verhältnisse. Dadurch, daß alle Fesseln der Presse fielen, war der Besitzer Gustav Schwetschke auch nicht mehr gehalten, als Nachfolger Tieftrunks die jährliche Abgabe an das Waisenhaus zu entrichten (vergl. Bd. II, S. 153); er wollte diese daher durch ein Geschenk ablösen, allein die Franckesche Anstalt ging darauf nicht ein, sondern gab selbst einen „Hallischen Courier“ (den sog. Waisenhaus-Courier) unter Leitung eines ge-

wissen Delbrück heraus, worauf Schwetschke den Titel seines Blattes in „Hallische Zeitung, früher Hallischer Courier“ umänderte. Der Waisenhaus-Courier vermochte aber gegen die Schwetschkesche Zeitung nicht aufzukommen und ging sehr bald wieder ein. — Das Hallische „Volksblatt für Stadt und Land“ (siehe S. 355) redigierte im Sinne Tholucks und Ahlfelds vom 12. April 1848 bis zum 31. August 1849 der von verschiedenen politischen und religiösen Strömungen umhergetriebene Franz von Florencourt (geb. 1803, gest. 1886).

Die Bewegung am Rhein erhielt dadurch eine besondere Färbung, daß man dort für die Provinz eine größere Selbstständigkeit erstrebte. Die Sympathie für Preußen war noch immer gering, und deshalb benutzte man bei der Schwäche der Regierung die Gelegenheit, die Abhängigkeit von Berlin möglichst abzuschwächen. Wenn man sich auch nicht gerade von Preußen losstrennen wollte, so wünschte man doch so eine Art Bizetönigreich am Rhein herauszubilden, etwa mit einem Statthalter, der dann seinen Sitz in Köln haben mußte. Diese Grundstimmung vertrat auch die „Kölnische Zeitung“. Sie verlangte in den ersten Wochen der Erregung (Nummer vom 18. April 1848) eine „konstitutionelle Monarchie auf demokratischer Grundlage“ und zwei Monate später forderte sie für die Provinz eine solche Selbstständigkeit, „daß die nach Tätigkeit für das Gemeinwesen verlangenden Gemüter einen würdigen Turnplatz ihrer besten Kräfte in der nächsten Nähe finden und nicht sofort alle ihren Blick nach Berlin zu richten haben“. In dieser Zeit nahm die Zeitung auch eine Änderung im Titel vor. Bisher zeigte sie dort das Kölnische Wappen inmitten des Wappens der ehemaligen Provinz Jülich-Kleve-Berg, umgeben von einigen Sinnbildern und gehalten vom preußischen Adler. Dieses Wappen ließ sie jetzt weg, wohl ohne zu ahnen, daß das in Berlin sehr übel vermerkt und später, unter dem reaktionären Ministerium Manteuffel-Westfalen, sogar als ein staatsverbrecherisches Attentat bezeichnet werden würde. Die „Kölnische Zeitung“ hat den preußischen Adler fliegen lassen und damit Preußen „abgesagt“, hieß es wiederholt in der „Krenzzeitung“. Das war aber durchaus nicht der Fall. Sie

trat immer mit ganzer Wärme für die preußische Monarchie ein und verurteilte schroff die unzweifelhafte Hinneigung eines Teiles der rheinischen Bevölkerung zu Oesterreich. Sie focht aber auch weiterhin für eine ausgesprochen konstitutionelle Regierung und wies bereits im Herbst 1848 eindringlich auf die Rückwärtsbewegungen hin, die in Preußen gemacht wurden. „Nicht nach Frankfurt und den Nachbarstaaten“, schrieb sie unter dem 22. September, „nach Berlin blicken wir in diesem Augenblicke mit der meisten Besorgnis! Ja, Preußen steht hart am Abgrunde; nicht die Berliner Linke ist es, die wir in diesem Augenblicke am meisten fürchten; sie hat ihre Kraft nicht aus sich, sie borgt dieselbe von ihren Gegensüßlern. Nicht die bewußten und unbewußten Republikaner erfüllen uns mit Bangigkeit, die uns jetzt die Brust zusammenpreßt, sondern die Partei der Überköniglichen ist es, die Partei v. Arnim, die Partei des Preußen-Vereins, die Partei des Staatsstreichs und der Kontrerevolution.“ Und als sich der Bruch zwischen der preußischen Regierung und der Nationalversammlung immer weiter vollzog, brach die „Köln. Ztg.“ unter dem 18. November in den Klageruf aus: „Die Krone der Hohenzollern rollt am Abgrunde!“ So weit war es jedoch noch nicht gekommen; aber die Hoffnungen auf ein einiges Deutschland mit Preußen an der Spitze mußten — wenigstens vorläufig — begraben werden. Die „Kölnische Zeitung“ gab es auf, weiter für den deutschen Gedanken einzutreten, und beschäftigte sich nur noch mit den preußischen Angelegenheiten. Allein auch diese waren nachgerade so unerquicklich geworden, daß die Zeitung beständig über die Haltung und die Maßnahmen der Regierung klagte. Diese Sprache verdroß aber in Berlin höchlich; die „Kreuzzeitung“ klagte, die „Köln. Ztg.“ untergrabe nicht nur die Treue gegen Preußen, sondern arbeite auch täglich daran, alle deutschen Rechtsbegriffe zu verfälschen und zu verwälschen, und schließlich wurde im Juli 1851 der Herr von Kleist-Nezow mit dem ausgesprochenen Auftrage als Oberpräsident nach der Rheinprovinz geschickt, „der ‚Kölnischen Zeitung‘ tüchtig auf den Mund zu klopfen“. Eine weitere Bestätigung der Unzufriedenheit über die Zeitung kam aus des Königs Friedrich Wilhelm IV. eigenem Munde; der Monarch



passierte am 16. August 1851 Köln und erklärte dort in bezug auf die „Kölnische Zeitung“ einer Gemeinderats-Deputation: „Ich bin nicht gekommen, um Komplimente zu machen, sondern um die Wahrheit zu sagen und die ganze Wahrheit. Ich weiß, daß Sie im Punkte Ihrer Presse sehr sensibel sind; aber es ist nötig, daß die Verblendung aufhöre, die kein Vertrauen und keine Anhänglichkeit aufkommen läßt, sondern nur Zwietracht verursacht in der Stadt und im Staate. Suchen Sie diesen feindseligen Geist zu verbannen; machen Sie, daß es besser werde. . . . Es ist Zeit, daß das bald aufhöre, sonst werde ich es ändern. Ich habe den Willen und die Kraft dazu. Sorgen Sie, daß es besser werde, und zwar in kurzer Zeit, sonst können wir keine guten Freunde bleiben, und ich versichere Sie, es werden die strengsten Maßregeln ergriffen werden.“

Diese ließen denn auch nicht auf sich warten. Schon wenige Tage nach dem königlichen Besuche kündigte der Regierungspräsident dem Verleger Joseph Du Mont an, daß er mit der äußersten Strenge gegen das Blatt vorgehen werde, wenn es sich noch weiterhin zum Sprachrohr der liberalen Ideen mache. Darauf wurde eine Reihe von Leitartikeln über den Geist der früheren preussischen Politik und über die bürgerliche und politische Freiheit abgebrochen, und unter dem 23. August 1851 erließ die Zeitung eine Redaktions-Erklärung, in der es unter anderem hieß: „Wir sind leider von dem Mißgeschicke betroffen, uns das Mißtrauen des gegenwärtigen Ministeriums zugezogen zu haben, dessen Maßregeln wir allerdings heftig bekämpften. Doch überschritten wir nie die gesetzlichen Schranken. Zwar haben wir in der letzten Zeit versucht, durch den Ton unserer Aufsätze möglichst wenig zu verletzen, es ist uns aber dessen ungeachtet amtlich eröffnet worden, daß wir, wenn wir selbst in der Weise der letzten Tage fortführen, die ‚strengsten administrativen Maßregeln unvermeidlich zu gewärtigen‘ hätten. Unter diesen Umständen würde es nicht bloß Verkehrtheit, sondern Wahnsinn sein, wenn wir einen Streit fortsetzen wollten, der in wenigen Tagen mit unserm Untergange enden könnte. Unsere Überzeugung ist die nämliche, die damals uns befeelte, wo unser Eigentum und Leben bedroht war, ja, der

rohe, gewalttätige Angriff der Menge schon begonnen hatte. Wir können sie heute, wo der Irrtum uns anderswo zu liegen scheint, nicht ändern. Aber die Umstände verhindern uns, rücksichtslos, wie bisher, unsere Überzeugung auszusprechen. Wir werden uns daher von nun an fernhalten von jeder Beurteilung der Regierungsmaßnahmen. Wir ersuchen unsere Herren Korrespondenten in Preußen und in Deutschland, sich soviel wie möglich auf genaue Angaben der Tatsachen zu beschränken und sich alles Rasonnements, das mißlieblich werden könnte, zu enthalten. Unsere geschätzten Berichterstatter im Auslande mögen vor der Hand fortfahren, sich über etwaige Zustände mit Freimut zu äußern, dagegen die Anspielungen auf innere deutsche Angelegenheiten zu unterlassen.“

Allein der leitende Redakteur, Karl Brüggemann, war noch immer nicht zurückhaltend genug; es tauchte deshalb im Schoße der Berliner Regierung das Projekt auf, die Zeitung zu erwerben; der Kauf kam jedoch nicht zustande. Darauf abermals und wiederholt heftige Mißbilligung der Haltung der Zeitung und endlich eine ernste Verwarnung, in der der Oberpräsident das Blatt direkt beschuldigte, „es unterwühle und verunglimpfe das Königtum und verlege fortwährend die Achtung gegen Seine Majestät den König; es attackiere und beleidige teils einzelne Minister, teils heße es Fraktionen des Ministeriums, bald zwei gegen fünf, bald vier gegen drei; . . . es habe wiederholt den Prinzen von Preußen auf Kosten des Königs zu heben gesucht und von ersterem behauptet, er trage der Gesinnung des Volkes einzig Rechnung; ihm sei es zu danken, daß die rechte Bahn eingeschlagen werde.“

Zugleich wurde ein Redaktionswechsel verlangt, da nur dieser nach Ansicht des Oberpräsidenten die genügende Bürgschaft für die gewünschte politische Richtung des Blattes bieten könne. Hierzu konnte sich aber Du Mont zunächst noch nicht entschließen; er zögerte. Mittlerweile fiel in einem Artikel der Zeitung der Ausdruck „moskowitzische Verlogenheit“. Zornsprühend sprang Herr von Kleist-Rekow auf. Hier hatte ja das Blatt in ganz unzulässiger, leidenschaftlicher Weise das befreundete Rußland ange-

griffen! Jetzt gab es kein Zögern mehr; der Verleger wurde schroff vor die Wahl des Redaktionswechsels oder der Unterdrückung des Blattes gestellt, und natürlich trat nun Brüggemann zurück; Dr. Heinrich Kruse übernahm die Leitung des Blattes. Es war mittlerweile März 1855 geworden.

Daß die Regierung einen so großen Wert auf eine ihr günstige Stimmung in der „Kölnischen Zeitung“ legte, war allerdings ganz erklärlich, denn das Blatt hatte einerseits seiner Haltung in der deutschen Sache, dann aber auch seiner Promptheit und Schnelligkeit wegen, mit der es über die sich oft überstürzenden politischen Vorgänge berichten konnte, mehr und mehr eine große Verbreitung und dadurch auch einen bedeutenden Einfluß gewonnen. Die Organisation des Betriebes wurde von dem Verleger Joseph Du Mont in außerordentlich geschickter Weise ausgebaut. So wußte er sich die Berichte aus Frankfurt, die damals (da die Eisenbahn erst bis Bonn ging) bei gewöhnlicher Beförderung noch durch die Kariolpost besorgt wurden, durch die Dampfschiffe wesentlich schneller zu verschaffen, was lange Zeit selbst der Post ganz unerklärlich war. Und die wichtigen Nachrichten aus Paris, besonders die Börsennachrichten, da damals die Pariser Börse noch sämtliche Geldmärkte des Kontinents beherrschte, ließ er sich durch Briestauben übersenden, die ihm die Schlusskurse einen ganzen Tag früher brachten, als die Postzüge. Die „Times“ kam ihm durch geschickte Vermittlung ebenfalls wesentlich früher zu, als dem Publikum, das sie durch die Post bezog. Allerdings kam sie ihm dadurch jährlich auf 3000 *M.* zu stehen. Hauptsächlich dank dieser ausgezeichneten Einrichtungen stieg die Auflage der Zeitung von 9500, die sie zu Anfang des Jahres 1848 noch hatte, binnen eines Jahres auf 17400 Exemplare. Die „Kölnische Zeitung“ wurde dadurch zu einem Weltblatte.

Neben der „Kölnischen Zeitung“ sproß im Sommer 1848 noch eine ganze Menge liberaler Blätter empor, doch gelangte keines zu einer größeren Entwicklung, weil alle sich von ihrer Leidenschaft zu sehr fortreißen ließen, mit maßlosen Forderungen hervortraten und darum schon nach kurzer Zeit unterdrückt wurden. Den

meisten geistigen Gehalt besaß von diesen kleinen Zeitungen die „Neue Rheinische Zeitung“, die noch den Untertitel „Organ der Demokratie“ führte. Sie wurde von Karl Marx gegründet, der auch als leitender Redakteur fungierte; die übrigen Redakteure waren Heinrich Bürgers, Ernst Dronke, Friedrich Engels, Georg Weerth und Wilhelm Wolff; im Oktober kam noch Ferdinand Freiligrath hinzu. Marx war nach und nach roter Republikaner geworden; er feierte daher in seiner Zeitung die Franzosen, die es zur Republik gebracht hätten, überschüttete die Nationalversammlung in Frankfurt mit Hohn, daß sie ein Erbkaifertum anstrebe, und stellte sich überhaupt dem deutsch-nationalen Gedanken feindlich gegenüber. Bei der allgemeinen überhitzten Stimmung fanden diese Phantasieen und Tiraden in einem großen Teile des Publikums Beifall, und die Auflage der Zeitung stieg bis auf 6000 Exemplare. Als Ende September über Köln der Belagerungszustand verhängt ward, mußte die Zeitung ihr Erscheinen für einige Wochen einstellen, während ihre Redakteure in den Anklagezustand versetzt wurden; vom 11. Oktober ab konnte sie aber wieder erscheinen und brachte dabei die Mitteilung, daß der gefeierte Dichter Ferdinand Freiligrath noch in die Redaktion eingetreten sei. Dieser übernahm die Herstellung des englischen Artikels, doch eignete er sich wenig für eine solche stetige redaktionelle Tätigkeit und gab sie bald auf; dagegen spendete er dem Blatte eine Anzahl packender politischer Gedichte „Wien“, „Blum“, „Ungarn“, das zornsprühende Gedicht gegen Cavaignac, eine Übersetzung nach Delphine Gay, jetzt unter der Überschrift „24. Juni bis 24. November“ im Anhange des dritten Bandes der Werke wieder abgedruckt, die nach der Weise der Marseillaise gedichtete „Reveille“ und schließlich das „Abschiedswort der Neuen Rheinischen Zeitung“. Die Zeitung war, da die Aufregung in den Massen sich langsam legte, finanziell zurückgegangen, zudem wurde Marx als angeblicher Ausländer aus Preußen ausgewiesen; die Weiterführung der Zeitung ließ sich also nicht mehr bewerkstelligen. Infolgedessen beschloß Marx, mit einem fecken Tableau das Unternehmen abzuschließen. Am 19. Mai 1849 erschien die letzte Nummer der „Neuen Rheinischen

Zeitung“ in rotem Druck, an der Spitze das trotzig-stolze „Abschiedswort“ Freiligraths mit den Strophen:

Nun ade, nun ade, du kämpfende Welt,  
 Nun ade, ihr ringenden Heere!  
 Nun ade, du pulvergeschwärztes Feld,  
 Nun ade, ihr Schwerter und Speere!  
 Nun ade — doch nicht für immer adel  
 Denn sie töten den Geist nicht, ihr Brüder!  
 Bald richt' ich mich rasselnd in die Höh',  
 Bald fehr' ich reißiger wieder!\*)

Diese Rückkehr erfolgte aber bekanntlich in ganz anderer Weise, als Freiligrath damals träumte.

Einen ähnlichen Ton, wie die „Neue Rheinische Zeitung“, schlug die „Westdeutsche Zeitung“ an, die das Märzliche Blatt ersetzen wollte. Sie wurde von Dr. Hermann Becker, dem „roten Becker“, gegründet und sollte „allen, die nicht unbedingt zur roten Reaktion geschworen, ein Anhaltspunkt sein im Ringen mit dem Preußentum“. Die erste Nummer erschien am 25. Mai 1849. Bei der außerordentlich leidenschaftlichen Sprache des Blattes kam es natürlich sehr bald zu Konflikten, besonders nachdem am 29. Juni die Regierung auf Grund des § 105 der oktroyierten Verfassung vom 5. Dezember 1848 die Verordnung über Vereinsrecht und Presse erlassen hatte. Von jeder Nummer einer Zeitung mußte ein Exemplar bei der Polizeibehörde niedergelegt werden, und für den Inhalt waren der Verfasser, der Verleger, der Drucker und der Verbreiter verantwortlich. Becker wurde wiederholt angeklagt und verurteilt. Dazu kam, daß am 5. Juni 1850 eine neue Preßverordnung erschien, die es der Postverwaltung freistellte, mißliebige Zeitungen von der Beförderung auszuschließen, und daß ferner am 1. Juli für Zeitungen politischen Inhalts die Kaution eingeführt wurde (vergl. S. 547). Die „Westdeutsche Zeitung“ sah sich infolgedessen von der Postbeförderung ausgeschlossen, zudem war der Herausgeber nicht im-

---

\*) Wilhelm Buchner, Ferdinand Freiligrath, Jahr 1882, Bd. II, S. 213 und Ludwig Bamberger, Die Flitterwochen der Preßfreiheit, Mainz 1848, S. 196.

stände, die Kaution aufzutreiben; es blieb also schließlich nichts anderes übrig, als am 21. Juli 1850 die Zeitung eingehen zu lassen. Bald nachher wurde Becker noch mit in den sogenannten Kölner Kommunistenprozeß verwickelt und zu sieben Jahren Festungsstrafe verurteilt, die er auch voll in Billaue verbüßte.\*)

Die übrigen kleinen demokratischen Zeitungen waren sogenannte Arbeiterblätter, die alle nur ein kurzes Dasein hatten; es seien genannt: „Freiheit, Brüderlichkeit, Arbeit“, verlegt von W. G. Köfer, redigiert von W. Prinz, „Zeitung des Arbeitervereins zu Köln“, deren Verleger und Redakteur sehr häufig wechselten, „Die Arbeit, politisch-sozialistische Zeitung der Arbeiter und Arbeitgeber“, ein, wie es scheint, gut fundiert gewesenes Blatt, das täglich herauskam, während die anderen Arbeiterblätter nur ein- oder zweimal in der Woche oder auch zwanglos erschienen, und endlich „Verfolger der Bosheit“, verlegt und redigiert von Matthias Wessel, ein etwas konfuseß Blatt, das mit sichtlichem Behagen die herb-volkstümliche Sprache pflegte.

Für die katholischen Interessen trat eine „Deutsche Volkshalle“ auf den Plan. Sie wurde von Hermann Müller, einem Freunde Heinrichs von Gagern, redigiert, und nahm ebenfalls gern gewisse demokratische Mäuren an, doch neigte sie stark nach Österreich und wurde dabei sehr wesentlich durch Franz von Florencourt unterstützt, der mittlerweile zur katholischen Kirche übergetreten war und nun von Wien aus eifrig für sie korrespondierte. Sie existierte bis 1855, in welchem Jahre sie plötzlich unterdrückt wurde.

In Mülheim an der Ruhr trat am 30. April 1848 ein „Wächter an der Ruhr“ ins Leben, der aber bald nach Duisburg übersiedelte und dort den Namen „Rhein- und Ruhrzeitung“ annahm. Als Programm stellte das Blatt auf, „den zeitgemäßen und besonnenen Fortschritt im Wege der Ordnung und Geseßlichkeit zu fördern inmitten des bewegungsvollen Kampfes zweier Kräfte, der Partei des unbedachtamen Rückschritts und der Partei des verstandeslosen Fortschritts.“ Auf dieser goldenen

\*) Karl E. Hadenberg, Der rote Becker. Leipzig 1890, S. 73 ff.

Mittelstraße entwickelte sich das Blatt nach und nach zu einer großen, bedeutenden Zeitung.

Mancherlei Wandlungen vollzogen sich im Arefelder Zeitungswesen. Das politisch farblose Kreisblatt genügte nicht mehr; es gaben daher Funke und Müller 1848, gestützt auf die liberale Partei, eine „Arefelder Zeitung“ heraus, und weiterhin entstanden am 1. Februar 1849 die „Deutschen Volksblätter“, die zunächst die Interessen der deutschen Volkspartei vertraten, dann aber eine entschieden konfessionelle Färbung annahmen, so daß sich später aus ihnen die katholische „Niederrheinische Volkszeitung“ entwickelte. Die „Arefelder Zeitung“ wurde mittlerweile mit dem Kreisblatt verbunden und ging 1862 in den Verlag von Kramer und Baum über.

Die demokratische „Triersche Zeitung“ wurde, besonders wegen ihrer enthusiastischen Vergötterung der französischen Verhältnisse, 1851 unterdrückt. Einen gewissen Ersatz bot die aus dem 1748 gegründeten „Koblenzer Intelligenzblatte“ hervorgegangene „Koblenzer Zeitung“, die 1850 diesen Titel annahm und die gemäßigt liberale Richtung vertrat.

---

3. Die Presse in den übrigen norddeutschen Staaten. Die Presseverhältnisse in Hannover. Die „Zeitung für Norddeutschland“. Die „Reichszeitung“ in Braunschweig. Die Hamburger Zeitungen. Die „Reform“. Ihr Gründer Richter. Die „Lübeckischen Anzeigen“. Die „Weser-Zeitung“. Die Presse in Schleswig-Holstein. Die Zeitungen in Kurhessen. Wetters „Neu-Hessische Zeitung“. Die „Hornisse“. Die „Kasseler Zeitung“. Das politische Leben in Sachsen. Karl Biedermanns Adresse an den König Friedrich August. Der Kampf um die Pressefreiheit. Die „Deutsche Allgem. Zeitung“. Die „Leipziger Zeitung“. Das „Dresdener Journal“. Die „Konstitutionelle Zeitung“.

In dem bunten Gewirr der kleinen norddeutschen Staaten äußerte sich der revolutionäre Geist sehr verschieden. In Hannover hielt sich die Bewegung in bescheidenen Grenzen, obwohl man nach der Lage der Verhältnisse eine besonders heftige Grup-



On hätte erwarten müssen, denn der Druck, den der starrköpfige und tyrannische König Ernst August seit Jahren hier ausübte, war unerhört. Das geistige Leben lag in wahrhaft schmachvollen Fesseln. Noch immer galt das Zensuredikt von 1705, das dem Zeitungswesen die ärgste Beschränkung auferlegte, und darum erschienen bis zum Frühjahr 1848 im ganzen Königreiche für 700 000 Einwohner nur eine einzige tägliche Zeitung, die amtliche „Hannoversche Zeitung“, deren Inhalt noch dazu so unzulänglich war, daß jeder, der sich einigermaßen über die Weltverhältnisse informieren wollte, zu „ausländischen Blättern“ greifen mußte. In letzter Zeit war es besonders die „Kölnische Zeitung“, die man ihrer flinken Berichterstattung wegen in Hannover gern las. Als am 26. Februar die ersten Mittheilungen von den Vorgängen in Paris nach Hannover kamen, steigerte sich rasch die allgemeine Erregung, und große Menschenmengen warteten jetzt tagtäglich abends auf die Ankunft des Kölner Zuges, der die neuesten Nachrichten brachte. Von der „Kölnischen Zeitung“ wurden, wie Oppermann in seiner „Geschichte des Königreichs Hannover“ erzählt, mitten im Quartal in einer Woche 200 Exemplare bei dem Postamt in Hannover bestellt. Auf den Bahnhöfen, in den Konditoreien und Bierlokalen wurden die eben angekommenen Blätter öffentlich vorgelesen, wobei es oft zu Demonstrationen kam. Die Ansichten klärten sich auch bald, und am 3. März stellte in der Sitzung der städtischen Körperschaften in Hannover der Bürgervorsteher Peters den Antrag auf Einreichung einer Petition um Aufhebung der Zensur, Einberufung der Stände, Bürgergarden und Vertretung des Volkes beim deutschen Bunde. Eine solche Petition wurde auch bereits am Abend des 3. März dem König überreicht, fand aber eine sehr ungnädige Aufnahme. Nur auf die Berufung der Stände ließ sich Ernst August ein; von einer Aufhebung der Zensur, erklärte er, könne nicht eher die Rede sein, als bis die Garantien gegen den Mißbrauch der Presse, von denen der Bundesbeschluß rede, getroffen seien. Diese Abweisung erregte große Entrüstung, um so mehr, als in Süddeutschland bereits weitgehende Zugeständnisse der verschiedensten Art gemacht worden waren. Auch in den übrigen Städten des Königreichs

brach der Unwille los, und aus allen Gegenden des Landes liefen Petitionen ein, die eine größere Freiheit verlangten. Darauf erließ der König eine Proklamation, in der er die Aufregung mit vielen nichtsagenden Worten zu beschwichtigen suchte, aber auch nicht die geringsten Freiheiten gewährte. Infolgedessen steigerte sich die Erbitterung, und eine Bürgerversammlung stellte 12 bestimmte Forderungen auf, deren erste die sofortige Entfesselung der Presse war. In einer Adresse wurden dem Könige diese Beschlüsse am 17. März mitgeteilt. Dieser hatte unterdessen Kenntniß von den schlimmen Vorgängen in Wien erhalten und zeigte sich nun sehr gefügig. Hinsichtlich der Presse ließ er erklären:

„Was die sofortige Entfesselung der Presse betreffe, so sei bereits beschlossen worden, ein Preßgesetz zu bearbeiten, und habe der König bis zur Erlassung desselben die schonendste Ausübung der Zensur bereits befohlen. Se. Majestät wolle jedoch schon jetzt durch formelle Aufhebung der Zensur dieses Gesuch gewähren und anordnen, daß bis zur Erscheinung des Preßgesetzes nach den bestehenden Gesetzen geurteilt werde.“

Auch den übrigen Forderungen stimmte er im großen und ganzen zu, und ferner kam er durch Entlassung des Rabinetsministers v. Falcke und Berufung des Ministeriums Stüve den allgemeinen Wünschen entgegen, so daß die Aufregung sich allgemach wieder legte und die Entwicklung der politischen Verhältnisse in ruhigen Bahnen sich vollzog.

Die gewährte Preßfreiheit übte bald im ganzen Lande ihre Wirkung. Nicht bloß in Hannover, sondern auch in den andern Städten des Königreichs entstanden politische Zeitungen, doch entbehrten die meisten jeder Selbständigkeit und größeren Bedeutung. Ein gewisses Ansehen wußten sich vorübergehend in Hannover die „Vaterlandsblätter“ des Dr. Schläger, ein liberales Blatt, das seit dem 1. April 1848 erschien, aber bereits am 1. April 1850 wieder einging, und die „Hannoversche Volkszeitung“, ein demokratisches Blatt, das Dr. Mensching unter dem Einflusse von Georg Egestorff herausgab, zu erwerben. Doch wurden auch zwei konservative Blätter gegründet, die „Niedersächsische Zeitung“ und der „Neue Volksfreund“. Das erstere war

Organ der feudalen Junkerpartei und stellte sich die Aufgabe, „die monarchisch-konservativen Grundsätze gegenüber den zur Herrschaft gelangten destruktiven Bestrebungen geltend zu machen und damit zugleich die wahren Landesinteressen zu verteidigen, unter diesen obenan aber die speziell ländlichen, den vielseitigen städtischen gegenüber.“ Der „Neue Volksfreund“ gab zwar an, für den „gemäßigten Fortschritt“ einzutreten und den „obersten Grundsatz“ befolgen zu wollen, weder servil gegen die Regierung zu sein, noch mit einer anmaßenden Volkspartei zu buhlen, erklärte aber auch, daß ihm das konservative Prinzip immer die maßgebende Richtschnur geben werde.\*) Neben diesen neuen Blättern wandelte sich auch noch die „Hannoversche Morgenzeitung“, die bisher in der Hauptsache ein literarisches Blatt gewesen war, mit dem 28. März 1848 in eine politische Tageszeitung um. Eine große politische Tagespresse erhielten Stadt und Land Hannover jedoch erst, als mit dem Ende des Jahres 1848 die „Bremer Zeitung“ nach Hannover verlegt wurde, wo sie den Titel „Zeitung für Norddeutschland“ bekam.

Die „Bremer Zeitung“ wurde seit Juli 1848 von dem geistvollen und weitblickenden Theodor Althaus redigiert, der mit aller Wärme den Standpunkt vertrat, daß die deutsche Nationalversammlung in Frankfurt die einzige berechtigte Vertreterin des deutschen Volkes sei, und darum verurteilte er auch den von Preußen im Widerspruche mit den Bestimmungen des Reichsministeriums und ohne Vorbehalt der Genehmigung des Reichsverwesers am 26. August 1848 mit Dänemark abgeschlossenen Waffenstillstand. Das mißfiel aber den Bremer Kaufleuten, die von dem Abschlusse des Waffenstillstandes von Malmö günstigere Handelsverhältnisse erhofften; viele kündigten der „Bremer Zeitung“ das Abonnement, worauf die Besitzerin des Blattes, die Heyse'sche Buchhandlung, auf den Gedanken kam, die Zeitung nach Hannover zu verlegen, wo zudem die Verkehrsverhältnisse weit günstiger lagen. Dabei bot sich zufällig Gelegenheit, das Blatt

---

\*) Otto Kunzemann, Das hannov. Zeitungswesen vor dem Jahre 1848 (Fr. Jahrb. Bd. 94, Heft 3).

an die Firma Gebrüder Jänecke zu verkaufen, deren junger und tatkräftiger Teilhaber Georg Jänecke längst ein Tageblatt herauszugeben wünschte, und so erschien denn vom 26. Dez. 1848 ab das Blatt im Verlage der Gebrüder Jänecke unter der verantwortlichen Leitung von Th. Althaus in Hannover mit dem Titel „Zeitung für Norddeutschland“ zweimal täglich zum Preise von 1 Taler 18 Ggr. In der Nummer vom 1. Jan. 1849 entwickelte Althaus sodann das Programm der Zeitung. Er betonte, daß Deutschland vor allem eine Nation, ein Bundesstaat werden müsse, in welchem es nur ein Ministerium des Krieges, nur ein Ministerium des Auswärtigen gibt.“ Die Verhältnisse entwickelten sich aber bekanntlich nicht, wie die Patrioten es gehofft hatten, und als nun Althaus in seiner Sorge und Aufregung zur Einsetzung eines „Landesausschusses für Verteidigung und Durchführung der deutschen Reichsverfassung in Hannover“ aufforderte, wurde er am 14. Mai 1849 verhaftet und am 7. August wegen Staatsverrates vom Stadtgericht in Hannover zu drei Jahren Gefängnis verurteilt. Zwar begnadigte ihn der König Ernst August bereits am 15. Mai 1850, doch hatte seine Gesundheit während der Haft so gelitten, daß er schon am 2. April 1852 in Gotha starb. Sein Nachfolger in der Redaktion der „Zeitung für Norddeutschland“ wurde zunächst der Literaturhistoriker Karl Gödke, der das Blatt bis Ende März 1850 leitete, und weiterhin, nachdem es mit der „Hannoverschen Morgenzeitung“ vereinigt worden war, erst Dr. Julius Freese, dann mit dem 1. Januar 1851 Dr. Ehrenreich Eichholz. Unterdessen hatte das Märzministerium Bennigsen-Stüve dem reaktionären Kabinett Münchhausen-Vindemann Platz machen müssen, und eine andere Zeit war eingezogen, in der die Zeitung nur mit größter Zurückhaltung von liberalen Dingen reden durfte, über die deutschen Angelegenheiten aber vollständig schweigen mußte.

In Braunschweig erstand 1848 im Biewegschen Verlage eine „Deutsche Reichszeitung“, die Dr. Karl Andree im deutsch-nationalen Sinne leitete. Später wurde die Zeitung ein ausgesprochen welfisches Blatt, das dann aber aus Mangel an Abonnenten im Herbst 1866 eingehen mußte.

Die Presse in den Hansestädten wurde naturgemäß ebenfalls von der Bewegung von 1848 durchzittert, doch kam es zu keinen größeren Umwälzungen oder Neugestaltungen. In Hamburg wurde eine neue Verfassung angestrebt, die aber nicht in Kraft trat, da die konservative Partei Verwahrung gegen sie einlegte. Dieser ungeklärte Zustand wirkte auch auf die Presse hemmend und lähmend, noch mehr aber die lästige Bevormundung durch die preussische und später durch die österreichische Besatzung. Die Österreicher übten bis zu ihrem Abzuge im Juli 1852 eine eben so eigenmächtige wie brutale Preßpolizei aus. Die beiden Hauptzeitungen, der „Hamburgische Korrespondent“ und die „Hamburgischen Nachrichten“, schlossen sich beim Beginn der Bewegung der erbkaiserialen Partei an, und das letztere Blatt erhielt diese Richtung auch noch bei, als Preußens Haltung schon alle Hoffnung auf die deutsche Verfassungssache vernichtet hatte. Die Demokratie erhielt alsbald ein Organ in der „Reform“, die der Buchhändler Jakob Ferdinand Richter (geb. 1814 zu Magdeburg, gest. 1875) im Verein mit dem Schriftsteller Moritz Reichenbach ins Leben rief und am 23. März 1848 zum erstenmale erscheinen ließ. In ihrem Eröffnungsartikel erklärten die Herausgeber, daß sie hauptsächlich für die Förderung der wahren Bürgerwohlfaht und eine „vernunftzeitgemäße“ Freiheit eintreten und ganz besonders die Verhältnisse in Hamburg und Altona berücksichtigen würden, daß sie aber auch ihren Blick weiter richten und vornehmlich „des brüderlich-befreundeten Schleswig-Holsteins wackere Fortschritte in seinem Kampfe gegen dänische Angriffe“ in den Kreis ihrer Diskussion zu ziehen gedächten. Das Blatt fand sofort großen Beifall; die erste Nummer, die in einer Höhe von 1000 Exemplaren gedruckt wurde, war im Umsehen vergriffen, so daß eine zweite Auflage veranstaltet werden mußte; immerhin stellten sich dem jungen Unternehmen allerlei Schwierigkeiten entgegen. Die Zeitung hatte sich der Hamburger Zensur zu unterwerfen, die noch bestand, und durfte keine Inserate aufnehmen, da sie das nötige Privilegium für diese nicht erlangen konnte. Aber Richter fand einen Ausweg. Er siedelte mit seinem Blatte nach Altona über, wo er sich der uneingeschränkten Preßfreiheit

erfreuen konnte, da diese den beiden Herzogtümern bereits von der provisorischen Regierung für Schleswig-Holstein gewährt worden war, und bald nachher erwarb er das „Wandsbeker Intelligenzblatt“, welches er sodann am 1. Okt. 1848 mit der „Reform“ vereinigte, wodurch diese nun das Recht erlangte, auch Inserate aufzunehmen. Die Zeitung war also jetzt vollständig ausgestaltet und entwickelte sich rasch weiter. Schon im vierten Quartal 1848 erschien sie in 8000 Exemplaren; später erreichte sie eine Auflage von 35000 Exemplaren. Neben dem intelligenten Verleger war es besonders der originelle Redakteur Moriz Reichenbach (nicht zu verwechseln mit der unter dem Pseudonym Moriz von Reichenbach schreibenden Gräfin Bethusy-Suc), der der Zeitung durch seine populäre Art, die Ereignisse des Tages zu besprechen, viele Freunde gewann. Er führte u. a. drollig-fernige „Politische Morgengespräche zwischen den Oberalten Fürchtgott Zopf und dem Zeitungs-Kolporteur Markus Wähler“ ein, in denen ersterer das Reaktionsprinzip, letzterer den liberalen Fortschritt repräsentierte; auch schrieb er eine Anzahl Novellen, die dem Geschmacke des Hamburger Publikums angepasst waren. Er wurde am 16. Febr. 1804 in Leipzig geboren, studierte kurze Zeit Medizin, widmete sich dann der Schriftstellerlaufbahn und war einige Jahre in Schleswig journalistisch tätig, worauf er von 1848 bis 1868 die „Reform“ redigierte. Doch zeichnete er schon von №. 60 ab nicht mehr als verantwortlicher Redakteur; für diesen Posten hielt der Verleger einen besonderen sogenannten Sigredakteur. 1868 übernahm Reichenbach die Repräsentation des „Altonaer Merkurs“, doch starb er bereits am 4. Februar 1870. Von den sonstigen Redakteuren und Mitarbeitern der Zeitung seien noch Barthold Heitmann, Julius Stettenheim, Julius Stinde und Heinrich Zeise genannt.

Nach Richters Tode gelangte die „Reform“ zunächst in die Hände seines Schwiegersohns Dr. Eduard Banks und weiterhin in die Dr. S. Belmontes, der das freisinnige Blatt in ein nationalliberales umgestalten wollte. Dieses Experiment mißlang jedoch, und die Zeitung geriet in Verfall. Nach Belmontes Tode

1888) wurde das Richtersche Geschäft in eine Aktiengesellschaft umgewandelt und die „Reform“ wieder zu einem freisinnigen Blatte gemacht, allein der Untergang war nicht mehr aufzuhalten; am 29. Februar 1892 mußte die Zeitung, die eine Reihe von Jahren tonangebend in Hamburg gewesen war, ihr Erscheinen aus Mangel an Abonnenten einstellen.

Fast ganz bedeutungslos blieb das Jahr 1848 für die Presse in Lübeck. Die einzige Wirkung der Bewegung war, daß die „Lübeckischen Anzeigen“, die vordem viermal wöchentlich erschienen waren, nunmehr vom 1. April ab täglich herauskamen. Die erste von der Zensur befreite Nummer wurde am 13. März ausgegeben; doch machte sich die neue Freiheit in dem Blatte kaum bemerkbar; von allen Umwälzungen, auch von denen innerhalb der Stadt Lübeck, brachte es bloß äußerst dürftige Berichte. Nur die auf die Verfassungsänderung bezüglichen Senatsdekrete lassen ungefähr den Gang der Ereignisse in Lübeck erkennen. Auch die 1833 gegründeten „Lübeckischen Blätter“ erhoben sich nicht zu irgend welcher Bedeutung.

Ein wesentlich kräftigerer Pulsschlag machte sich in Bremen bemerkbar. Neben den alten Blättern, der liberalen „Weserzeitung“, dem demokratischen „Bremer Kurier“, den „Bremer Nachrichten“ (dem ehemaligen Wochenblatt) und dem „Bürgerfreund“ erstanden 1849 noch ein „Bremischer Beobachter“, später „Bremer Tageblatt“ genannt, der bis 1855 erschien, eine „Tageschronik“ (erschieden bis 1851) und eine „Neue Bremer Zeitung“ (ebenfalls bis 1851). Am meisten von sich reden machte die „Neue Bremer Zeitung“, ein nach dem Muster der „Neuen Preussischen Zeitung“ gegründetes hochkonservatives Blatt. Es wurde zuerst von Dietlein, später von Dr. Karl Hermes redigiert, jenem vielseitig begabten, aber politisch vollständig charakterlosen Publizisten, der sich schon 1842 als Redakteur der „Kölnischen Zeitung“ von der Regierung hatte kaufen lassen. Die Zeitung zeichnete sich durch eine ultrareaktionäre Richtung, eine seltene Dreistigkeit aus, mit welcher sie dem „Rechtsebewußtsein, dem Nationalgefühl, dem Ehrgeize und dem Freiheitsdrange unseres



Volkes täglich ins Gesicht schlug“;\*) aber trotz aller Unterstützung durch die konservative Partei vermochte sie sich doch nicht zu halten und ging daher schon 1851 ein. Die „Weser-Zeitung“ suchte sich in den hochgehenden Wogen der Bewegung stets die Besonnenheit zu erhalten. Wohl trat sie mit aller Beredsamkeit für die nationale Einheit und die Befreiung Schleswig-Holsteins ein, aber sie verurteilte auch ganz entschieden alle Überschwenglichkeit und alle Ausschweifungen. Sie wollte die Politik nicht der Revolution, sondern der Reform, und als alle Hoffnungen begraben werden mußten, erklärte sie, wenn auch mit nicht mißzuverstehender Bitterkeit, man müsse sich der Notwendigkeit fügen. Die höchste Regel des politischen Lebens sei, sich mit den übermächtigen Tatsachen abzufinden. Diesen Anschauungen lag ein gewisser Pessimismus zu Grunde, mit dem von Anfang an der Redakteur Dr. Thomas Heinrich Arens die Märzbewegung betrachtet hatte, und als Arens am 10. November 1850 gestorben war, führte Otto Gildemeister die Redaktion in ganz demselben Sinne weiter. Eine solche Haltung wurde der Zeitung von den demokratischen Blättern sehr verübelt; diese schalteten sie als „ennervt“ und „blasiert“. Daß sie aber nach wie vor ein liberales Blatt war, welches unerschrocken und unablässig die freiheitliche und nationale Richtung verfolgte, geht schon aus der Tatsache hervor, daß sie alsbald nach der Niederwerfung der Bewegung in Bayern und auch in Schleswig-Holstein verboten wurde. Erwähnt mag noch sein, daß auch Friedrich Bodenstedt im Jahre 1850 vorübergehend der Redaktion der „Weser-Zeitung“ angehörte.

Die deutschen Zeitungen in Schleswig-Holstein (vergl. S. 385) waren im Laufe der vierziger Jahre durch die dänische Regierung fast vollständig unterdrückt worden, so daß es, als der Befreiungskrieg ausbrach, an einer vaterländischen Presse durchaus mangelte. Das einzige Blatt von Bedeutung war die „Schleswig-Holsteinische Zeitung“ in Altona, die mit dem 1. April 1849 in die „Norddeutsche freie Presse“ umge-

---

\*) Der politische Journalismus in Deutschland Ende des Jahres 1850. Zeitschrift Germania. Lpzg. 1852, Bd. II, S. 286.

handelt wurde. Als Mitredakteur war für diese auch eine Zeitung Theodor Mommsen tätig. Nachdem die Herzogtümer schmachtvoll preisgegeben worden waren, mußte die „Norddeutsche freie Presse“ zu Anfang des Jahres 1851 eingehen. Deutsche Blätter wurden nicht mehr geduldet; die dänischen hatten wieder bis 1864 die Alleinherrschaft.

Eine sehr gereizte Stimmung entwickelte sich alsbald in Kurhessen; es kam jedoch nicht zu Tätlichkeiten, der Konflikt wickelte sich in der Hauptsache in der Form eines Rechtsstreites ab, so daß später der preußische Minister v. Mantouffel die kurhessische Bewegung einmal im Abgeordnetenhaus mit satirischem Lächeln eine „Revolution in Schlafrock und Pantoffeln“ nannte.

Seit dem Oktober 1847 regierte der Kurfürst Friedrich Wilhelm, ein leidenschaftlicher, tyrannischer Mann, der sich mit orthodox-konservativen Ratgebern umgeben hatte und dem Verlangen der Bevölkerung nach größerer Freiheit so lange wie möglich heftigen Widerstand entgegenstellte. Als jedoch am 6. März 1848 der Stadtrat von Kassel und eine Deputation des Bürgerausschusses eine Petition überreicht hatten, in der die unhaltbaren Zustände grell beleuchtet wurden, hob der Kurfürst am 7. März die Zensur auf und versprach, die verlangte Abhülfe zu schaffen. Nachher zögerte er aber wieder mit der Erfüllung seines Versprechens, so daß eine bewaffnete Volksversammlung am 11. März ein Ultimatum an ihn richtete, worauf er sich dann am 12. März bereit fand, seine am 7. März erteilten Zusagen als landesherrliche Verkündigung zu veröffentlichen. Unter diesen Zusagen befand sich auch die völlige Pressefreiheit. Ein liberales Ministerium Eberhard-Wippermann übernahm die Verpflichtung, die mannigfachen Reformen durchzuführen und zu schützen.

Eine den Anforderungen der Zeit entsprechende Presse mußte in Kurhessen erst ganz neu geschaffen werden. Die alte „Kasselsche Allgemeine Zeitung“ war durchaus ungenügend. Erfreulicherweise fand sich sofort eine tüchtige Kraft in dem rührigen Friedrich Detker, der dann auch später eine hervorragende Rolle als hessischer Politiker spielte. Geboren 1809 zu Mehren in der Grafschaft Schaumburg, studierte er in Marburg die Rechte und wurde

1838 Obergerichtsadvokat in Kassel. Dort lernte er eingehend die kurhessischen Verhältnisse kennen und griff denn auch sofort ein, als die Bewegung begann. Anfangs half er sich mit Flugblättern; als aber die Pressefreiheit proklamiert war, rief er sofort ein liberales Blatt ins Leben. Bereits am 15. März 1848 konnte er die Probenummer seiner „Neu-Hessischen Zeitung“ ausgeben. In den Einleitungsworten erklärte er, daß er alles tun werde, damit der Bannruf „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“, der jetzt allerwärts erschalle, auch richtig verstanden und immer heilbringend verwirklicht werde. Zunächst seien allerdings die heimischen Angelegenheiten zur Besprechung gestellt, doch werde die Zeitung auch die allgemeinen Interessen nicht aus dem Auge lassen. „Deutschlands Einheit und Würde durch Vertretung des deutschen Volkes ist ihr Ziel.“ Im übrigen wollte der Herausgeber immer praktisch und besonnen sein. Das gelang ihm denn auch in hervorragendem Maße, so daß er sich selbst den Beifall des Kurfürsten errang, der sogar einmal nach der Lektüre einer Nummer gesagt haben soll „Bernünftigster Mann im Lande!“ Doch bemerkte er auch gelegentlich Dettler gegenüber „Äh! — gut, äh! — aber, äh, zu viel Häcksel!“ Worauf Dettler schlagfertig antwortete: „Wenn Eure königliche Hoheit einmal in meiner Häckselkammer all den Häcksel sähen, der nicht in die Zeitung kommt, würden Sie eben so erstaunt wie zufrieden sein.“ Worauf der Kurfürst herzlich lachte.\*)

Weiterhin, als die Verwickelungen wuchsen, schwand das Wohlwollen des Kurfürsten für die „Neu-Hessische Zeitung“ allerdings bald dahin, und als der Kurfürst wieder seine tyrannisch-reaktionären Grundsätze zur Geltung bringen wollte, das liberale Ministerium entließ und auf neue den von allen Liberalen bitter gehaßten Minister Hassenpflug an die Spitze der Regierung stellte, war ihm das diese Politik heftig bekämpfende Blatt ein Dorn im

---

\*) Friedrich Dettler, Lebenserinnerungen, Stuttg. 1877, Bd. I, S. 306. Hierbei sei bemerkt, daß Dettler den Titel seiner Zeitung nicht richtig angibt. Sie hieß „Neu-Hessische Zeitung“ und nicht „Neue Hessische Zeitung“, wie Dettler beständig schreibt.

Auge. Um so reichhaltigeren Beifall fand es bei der Bürgerschaft. Anfangs erschien es nur zweimal wöchentlich, bald aber konnte es, wesentlich vergrößert, täglich und dann sogar zweimal täglich ausgegeben werden. Dabei wurde ein kleines in Marburg gegründetes Blatt und später auch die alte „Kasselsche Allgemeine Zeitung“ durch Ankauf damit vereinigt. In beiden Fällen wurden auch die betreffenden Redakteure, Dr. Adam Pfaff, eine junge tüchtige Kraft, und Dr. Pinhas, ein vortrefflicher Kenner der hessischen Verhältnisse, mit übernommen.

Durch diese Vergrößerung gewann die „Neu-Hessische Zeitung“ sehr bedeutend an Einfluß; doch suchte jetzt auch der Minister Hassenpflug um so angelegentlicher die lästige Gegnerin unschädlich zu machen. Mit Prozessen, die er gegen Dettler anhängig machte, drang er nicht durch; erst als er eine landesherrliche Verordnung erwirkt hatte, die den Kriegszustand in allen seinen Konsequenzen über das ganze Land aussprach (datiert vom 7. Sept. 1850), konnte er auch gegen die Presse erfolgreich vorgehen. Denn in der Verordnung war unter anderem auch ausgesprochen, daß keine politische Zeitung ohne Genehmigung erscheinen solle. Er veranlaßte daher, daß schon am 8. September der Oberbefehlshaber Generalleutnant Bauer durch Musketiere die Druckerei besetzen und den Weiterdruck der Zeitung verhindern ließ. Dettler hatte diesen Fall aber schon vorgeesehen, eine zweite Presse an einem sicheren Orte aufgestellt und ließ das Blatt ohne Unterbrechung weiter erscheinen, zum großen Erstaunen der Wache und des Oberbefehlshabers. Zugleich legte Dettler auch wegen dieser verfassungswidrigen Maßregeln gegen seine Zeitung Klage beim Obergericht ein, worauf der Oberbefehlshaber seine Verfügung zurückziehen mußte. Allein Hassenpflug gab darum seinen Feldzug gegen die liberale Presse nicht auf und ließ schließlich am 4. Oktober 1850 Dettler kurzerhand verhaften und in das Kastell stecken, die Druckerei aber versiegeln. Der Antrag des Staatsprokurators auf Freilassung des Gefangenen blieb erfolglos; dagegen erschien die Zeitung zunächst von ihrem sichern Schlupfwinkel und dann von Gotha aus regelmäßig weiter. Endlich, nach mehr denn drei Wochen, erhielt Dettler, ohne irgend

wie verhört worden zu sein, die Freiheit zurück und gab nun auch sofort seine Zeitung wieder in Kassel heraus; allein jetzt begann mit dem 1. November der Einmarsch der bayerisch-österreichischen Exekutionstruppen, und darauf war es in kurzer Zeit mit der Zeitung vollständig vorbei. Nachdem die Truppen Kassel besetzt hatten, erließ der österreichische Bundeskommissar Graf von Leiningen unter dem 22. Dezember 1850 eine Verkündung, derzufolge „im Namen des hohen deutschen Bundes“ mehrere Anordnungen getroffen wurden. Unter №. IV ward „verordnet“: „Die ‚Neu-Hessische Zeitung‘, die ‚Hornisse‘ und der ‚Volksbote‘ sind verboten und deren Pressen in Beschlag gelegt.“ Die Redakteure der „Neu-Hessischen Zeitung“ hatten jedoch dies Schicksal vorausgesehen und schon mehrere Tage vorher Kassel verlassen; sie waren nach Göttingen gegangen, wo sie noch zwei Nummern ihres Blattes erscheinen ließen, in denen sie ihre Haltung rechtfertigten und Abschied von ihren Lesern nahmen. Das Abschiedswort schloß mit den Worten: „Mögen sie (die Feinde der Zeitung) jedes Recht mit Füßen treten und die öffentliche Stimme unterdrücken wollen, diese wird doch unter allen Umständen Mittel finden, sich hören zu lassen und sie wie ihr böses Gewissen verfolgen!“

Vorläufig blieb es aber bei dem Verbote, und Dettler hatte außer der vielen vergeblichen Arbeit, Mühe und Aufregung auch noch einen Barverlust von mehreren tausend Talern zu beklagen.

Die beiden übrigen in der Leiningenschen „Verkündung“ noch genannten Zeitungen, die „Hornisse“ und der „Volksbote“, waren nur kleine Blätter ohne Bedeutung. Die „Hornisse“, gegründet von Dr. Theodor Kellner und Heinrich Heise, war ursprünglich ein Witzblatt, das sich aber sehr bald in ein äußerst leidenschaftliches demokratisches Tageblatt verwandelte und nun mit seinem spitzigen Stachel nichts verschonte. Der Graf von Leiningen war denn auch des höchsten über die vielen Stiche entrüstet, die ihm die „Hornisse“ versetzte, und erklärte, er werde, sobald er in Kassel einrücke, mit den beiden Redakteuren kurzen Prozeß machen. Diese riefen ihm aber höhniisch zu „Die Nürnberger hängen keinen, sie hätten ihn denn zuvor!“ und ver-

schwanden vor dem Einrücken der Österreicher in Kassel. \*) Später ging Kellner nach Amerika, gründete zunächst in New-York die „Reform“ und wurde dann 1855 Chefredakteur des „Philadelphia Demokraten“, in welcher Stellung er sich hervorragende Verdienste um das Deutschtum in den Vereinigten Staaten erwarb. Erst 1898 ist er, 79 Jahre alt, gestorben.

Dieser rührigen und schlagfertigen liberalen Presse gegenüber empfand die kurhessische Regierung sehr bald das Bedürfnis, sich ebenfalls mit einer Zeitung von einem gewissen Einfluß zu versehen. Der von A. F. Ch. Wilmar 1848 in Marburg gegründete „Hessische Volksfreund“ konnte bei seiner geringen Verbreitung nicht als eine solche gelten. Der Minister Hassenpflug trat deshalb mit dem bekannten Franz von Florencourt in Verbindung, der sich auch bereit zeigte, das gewünschte ministerielle Organ zu schaffen, aber ein nach des Kurfürsten Ansichten zu großes Betriebskapital verlangte, worauf sich die Verhandlungen wieder zerschlugen. Als dann aber der Kurfürst in der Nacht zum 13. September 1850 aus Kassel entflohen war und unter dem 17. September den Sitz der Regierung nach Wilhelmsbad bei Hanau verlegt hatte, konnte man doch ohne ein Regierungsblatt nicht länger auskommen und wandte sich an einen Journalisten Wilhelm Obermüller, der sich auf allen Sätteln zurechtzusetzen vermochte. In Karlsruhe geboren, soll er nach Friedrich Detker um 1831 in Freiburg studiert und 1833 am „Frankfurter Attentat“ teilgenommen haben. Darauf geraume Zeit gefangen gehalten, wurde er schließlich begnadigt, ging nach Paris, kehrte aber 1848 nach Baden zurück und war zunächst für die „Mannheimer Zeitung“ und später für österreichische Blätter tätig. Mittlerweile mochte er wohl gehört haben, daß man in Kurhessen nach einem Regierungsblatte verlange, und kam nach Kassel, wo aber seine Bemühungen, irgendwie Fuß zu fassen, vergeblich waren; er wurde sogar am 14. September 1850 ausgewiesen und zwangsweise über die Grenze gebracht. Trotzallem muß er im Dunkeln verschiedene Fäden mit der hessischen

\*) Fr. Müller, Kassel seit siebenzig Jahren. Kassel 1879, Bd. II, S. 323.

Regierung angeknüpft haben, denn bald nachher rief er das sehnlich gewünschte ministerielle Blatt in Frankfurt ins Leben, indem er die Sürgensschen „Flugblätter“ in eine „Frankfurter Zeitung“ umwandelte. Diesen Titel trug das Blatt aber nur ganz kurze Zeit, denn als dann am 27. Dezember 1850 die kurfürstliche Regierung wieder nach Kassel zog, siedelte auch die Zeitung mit nach der hessischen Hauptstadt über (sie soll damals nur 110 Abonnenten besessen haben) und nahm dort den Namen „Kasseler Zeitung“ an. Doch erlangte sie unter der Redaktion Obermüller auch in Kassel nur eine geringe Verbreitung; erst als Schimmelpfeng, der spätere Kabinettsrat des Kurfürsten, die Leitung des Blattes übernahm, hob es sich etwas und hielt sich dann bis zur Einverleibung Kurhessens in Preußen im Sommer 1866.

Die heftigste politische Erregung kam in Mitteldeutschland in Sachsen zum Ausbruch. Dort hatte sich durch die ausgedehnte Gewerbs- und Handelstätigkeit auch ein lebhafter Sinn für soziale Reformen entwickelt, und besonders in Leipzig war ein Zentralspunkt für die Erörterung politischer Fragen entstanden. Redner wie Robert Blum riefen dort ein angeregtes politisches Vereinsleben hervor, und Publizisten wie Karl Biedermann behandelten mit Verständnis die Tagesfragen in Zeitungen und Zeitschriften. Dennoch bildete sich keine Presse von wirklicher Bedeutung heraus, weil es an einem schöpferischen Talente fehlte, das etwas großes Neues aufzubauen vermocht hätte.

Die ersten Zeichen der nahenden Bewegung machten sich 1847 bemerkbar, als das Verlangen nach Einführung des öffentlichen und mündlichen Gerichtsverfahrens und nach einer größeren Freiheit der Presse immer lebhafter hervortrat, und als dann die Nachricht von dem Ausbruch der Revolution in Paris eintraf, entstand sofort eine so tiefe Erregung, daß der Stadtrat und die Stadtverordneten von Leipzig sich veranlaßt fühlten, eine längere von Karl Biedermann verfaßte Adresse an den König Friedrich August II. zu richten, in der sie die politische Situation darlegten und um „die Entfesselung der öffentlichen Meinung, der Presse im ganzen Umkreise des deutschen Bundes und um die Berufung von Vertretern sämtlicher Völker an den



Sitz des Bundestages baten. Der König erachtete jedoch ein solches Vorgehen einer Gemeindevertretung für unzulässig und ertheilte einen abweisenden Bescheid. Damit waren aber die Wünsche von Leipzig keineswegs unterdrückt; es folgte sofort eine zweite und schließlich noch eine dritte Adresse, die nun den Sturz des ganzen Regierungssystems zur Folge hatte. Am 13. März mußte das konservative Ministerium einem liberalen Platz machen (dem Ministerium Braun), und dies verkündigte sofort, daß es die Aufhebung der Zensur und die Schaffung eines freien Preß- und Vereinsgesetzes als seine allernächsten Aufgaben betrachten werde. Die Zensur wurde darauf vorläufig bis zum 15. April aufgehoben, und als am 18. Mai die Ständeversammlung zusammengetreten war, kam auch alsbald ein Preßgesetz zustande, das allen Wünschen entsprach. Die weitere Entwicklung der Dinge vollzog sich jedoch wesentlich ungünstiger; in der Umgebung des Königs schloß man sich nur zögernd den allgemeinen deutschen Bestrebungen an und wollte sogar die Beschlüsse der Nationalversammlung der Zustimmung der Kammer unterstellt wissen. Dem gegenüber gestaltete sich die allgemeine Bewegung immer stürmischer, sodaß sich das Ministerium Braun nicht mehr zu halten vermochte und am 24. Februar 1849 zurücktrat. Damit begann die Ära Beust, die in mehr als einer Beziehung für Sachsen verhängnisvoll werden sollte. Es wurde das Ministerium Held gebildet, in welchem Beust das Departement des Außern erhielt und nun dem Könige die Annahme der deutschen Reichsverfassung widerriet. Das führte zu einer abermaligen Umbildung des Ministeriums, und dadurch verschärften sich, indem sich gleichzeitig eine republikanisch-sozialistische Strömung entwickelte, die Gegensätze so erheblich, daß am 3. Mai in Dresden eine blutige Revolution ausbrach, die nur nach schweren Kämpfen niedergeschlagen werden konnte. Mit der Niederlage der Aufständischen stürzten aber auch alle liberalen Institutionen zusammen; die alte Verfassung von 1831 trat wieder in Kraft, und die Presse wurde aufs neue in ihre früheren Schranken zurückgewiesen, ja in vielen Fällen noch schärfer geknebelt als während des vormärzlichen Ministeriums Lindenau. Ihren Abschluß

erhielt diese rückläufige Bewegung in einem die Presse aufs äußerste beschränkenden Gesetze, das am 11. August 1851 erschien.

In dieser bewegten Zeit, von Mitte März 1848 bis Anfang Mai 1849, zeigte sich zwar in der sächsischen Presse eine außerordentliche Rührigkeit — eine große Masse von Lokalblättern meist demokratischer Richtung entstand —, aber eine markante Erscheinung mit weitreichendem Einfluß blieb aus. Das einzige sächsische Tageblatt, das mehr als provinziale Bedeutung besaß, die Brockhaus'sche „Deutsche Allgemeine Zeitung“, erstrebte zwar eine gewisse deutsch-nationale Haltung, litt aber unter den Einflüssen der Regierung und neigte dann wie diese in allen politischen Fragen mehr und mehr zu Oesterreich. Die Redaktion ging am 1. Juli 1848 von Professor Friedrich Bülow auf Dr. August Kaiser über, der sie aber nur bis Ende 1849 führte. Vom Beginn des Jahres 1850 an versah Lorenzo Bedretti, der schon seit 1838 bei der Zeitung angestellt war, die Redaktionsgeschäfte, wobei er sich jedoch nach Lage der Dinge nur selten über die einfache Berichterstattung erhob. Später, als Karl Wiedermann im Herbst 1863 die Redaktion übernahm, wurde das Blatt das Organ der sächsischen Nationalliberalen, brachte es aber, trotz aller Bemühungen, zu keinem größeren Leserkreise und ging daher schließlich 1879 ein.

In eine mißliche Lage geriet durch die politische Bewegung die amtliche „Leipziger Zeitung“; sie verlor den festen Halt, den ihr die Regierung bisher gewährt hatte, und trieb nun auf dem wilden Meere der Politik umher, ohne einen bestimmten Kurs einhalten zu können. Dazu kam noch ein besonderes Mißgeschick. Der Redakteur Dr. Gretschel wurde durch die Ereignisse so erschüttert, daß er am 14. März 1848 plötzlich starb. Es mußte also mitten in der verhängnisvollen Zeit ein neuer Leiter gewonnen werden, der sich aber nur mit vieler Mühe in das neue Amt einzuarbeiten vermochte. Professor Dr. Oswald Marbach war es, der den kühnen Wagemut besaß, die Leitung zu übernehmen. Geboren 1810 zu Zauer in Schlesien, hatte er Mathematik und Naturwissenschaften studiert und darauf als Professor der Technologie an der Leipziger Universität gewirkt;

ugleich war er als Zensor für die gesamte politische, schöngeistige und Tagesliteratur Leipzigs tätig gewesen. Die Haltung der Zeitung blieb natürlich auch während der Revolutionszeit eine konservative, was Marbach stets in wenn auch maßvoller so doch immer bestimmter Weise zum Ausdruck zu bringen mußte; doch wurde er auch genötigt, aus dem gegnerischen Lager Einsendungen aufzunehmen, die seine Anschauungen bekämpften, und selbst Angriffe auf Artikel, die er selbst geschrieben hatte. Dadurch erhielt die Zeitung oft ein wunderliches Ansehen, und die Leser protestierten gegen den krausen Wirrwarr von Meinungen, der ihnen da aufgetischt wurde. Schließlich versuchte die radikale Partei sogar, die Zeitung ganz zu beseitigen; sie machte in der Kammer geltend, das Blatt stelle ein Monopol dar; indem die Regierung ihre Behörden zwingen, ihre Erlasse und Bekanntmachungen in der „Leipziger Zeitung“ zu veröffentlichen, nötige sie alle diejenigen, welche diese Bekanntmachungen ihrer Geschäftsverhältnisse wegen lesen mußten, die Zeitung zu halten. Nur um der Inserate willen sei die Zeitung verbreitet; das Hauptblatt lese niemand; man solle deshalb das letztere ganz wegfällen lassen und die Zeitung auf die Inseratenbeilage beschränken. Die Kammer stimmte aber in ihrer Mehrheit dieser Anschauung nicht bei; sie erkannte wohl, daß mit dieser Umgestaltung der Untergang des Blattes herbeigeführt werden würde; die Freunde der Zeitung konnten außerdem bei ihrem Eintreten für die Erhaltung des Blattes geltend machen, daß das Hauptblatt doch wohl gelesen werden müsse, denn die Auflage sei im Jahre 1848 um mehr denn 1000 Exemplare, von 4843 auf 5880 Exemplare gestiegen. Dagegen wurde der Charakter der Zeitung insofern geändert, als die Regierung den Grundsatz aufstellte, die Zeitung hinfort nicht mehr nur als ein exklusiv finanzielles Staatsunternehmen zu betrachten, sondern sie, mit Anwendung reichlicher Mittel, zu einem achtunggebietenden und einflußreichen Organe zur Vertretung der konservativen Interessen zu machen. Zu diesem Zwecke wurde die Zeitung, die bisher der Postanstalt unterstellt war, mit dem 1. Juli 1849 dem Ministerium des Innern überwiesen, außerdem mit einem größeren Redaktionspersonal ausgestattet und ferner

durch einen gediegeneren Inhalt wesentlich gehoben. In einer Ansprache an die Leser erklärte Prof. Marbach, daß die Zeitung künftig über den Parteien stehen wolle und dabei auf dem Wege der geschichtlichen Entwicklung der Vernunft und der Vervollkommnung der Gesetzgebung wandeln werde. Doch legte Marbach bereits am 1. Oktober 1851 die Redaktion nieder; er wandte sich dem Finanz- und Affekuranzgebiete zu und gründete die Lebensversicherungsbank „Teutonia“ in Leipzig, deren Direktor er dann bis zu seinem 1890 erfolgten Tode war. An seine Stelle bei der „Leipziger Zeitung“ trat Dr. Friedrich Bülow, der dem Blatte aber nicht die Frische und Eigenart erhielt, deren es zu seiner Weiterentwicklung bedurfte. Die Auflage ging denn auch von Jahr zu Jahr wieder zurück, worauf Bülow 1854 die Zeitung niederlegte. Es folgten ihm v. Kieselwetter, dann v. Witzleben, und jetzt ist Dr. Julius Riffert Hauptredakteur. Unter Witzleben hob sich die Zeitung wieder und lieferte gegen Ende der fünfziger Jahre einen Reingewinn bis zu 24000 Talern; dann sank dieser aber aufs neue, und das Rechnungsjahr 1903 schloß, laut Deputationsbericht des sächsischen Landtages, mit einer Mindereinnahme von 8010 Mark ab.

In einer höchst seltsamen und fatalen Situation befand sich beim Beginn der politischen Bewegung die Haupt- und Residenzstadt Dresden, denn sie war ganz und gar ohne eine politische Zeitung. Die sächsische Regierung hatte bisher die Konzession für eine solche beharrlich verweigert und nur den „Dresdener Anzeiger“ geduldet. Als nun aber die Schranken gefallen waren, unternahm es die Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner in Leipzig, dem jämmerlichen Zustande abzuhelpfen und der Stadt Dresden endlich eine täglich erscheinende politische Zeitung zu geben, und zwar unter dem Titel „Dresdener Journal, Herold für sächsische und deutsche Interessen.“ Aber bei dem Mangel an journalistisch ausgebildeten Politikern war es schwer, einen geeigneten Leiter zu finden. Die Verlagsbuchhandlung bewog daher Karl Biedermann, obgleich dieser im Vorparlament zu Frankfurt saß, die Oberleitung zu übernehmen, oder doch wenigstens seinen Namen auf den Titel zu setzen. Biedermann entsprach dem Wunsche, so

Zeit er es vermochte, und schrieb auch, um dem Blatte den festen Kurs zu geben, den Programm-Artikel. Es hieß in diesem, die neue Zeitung werde das neue Ministerium unterstützen und auch gegen die Anhänger des alten gestürzten Systems verteidigen; aber es werde doch keineswegs ministeriell um jeden Preis sein, sondern das Ministerium sofort entschieden angreifen, falls es den übernommenen Verpflichtungen treulos den Rücken kehren sollte. Diese selbständige Stellung suchte denn auch der Unterredakteur energisch zum Ausdruck zu bringen, aber in seinem Eifer geriet er sehr bald viel zu weit links, so daß Biedermann heftige Klagen von seinen Parteigenossen hören mußte. Er betraute daher den Leipziger Gelehrten Professor Dr. H. Schletter mit der Leitung des Blattes; allein dieser neigte wieder zu weit nach rechts, was abermals Mißstimmung erregte, worauf die Verlagsbuchhandlung, die Unzulänglichkeit dieses Verhältnisses einsehend, Biedermann am 1. Oktober 1848 von der Redaktion entband. Diesen Moment benutzte der Minister v. d. Pfordten, dessen auswärtige Politik von der Zeitung in den letzten Monaten mehr und mehr gemißbilligt worden war, das Blatt zu sich herüber zu ziehen und schließlich ganz in den Besitz der Regierung zu bringen. Die Zeitung erschien zunächst mit dem Vermerk „Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung“, stand aber alsbald unter dem Einflusse des Ministers. Vom 1. Januar 1849 an wurde sie von dem Advokaten Franz Ludwig Siegel redigiert, doch zeichnete dieser als verantwortlicher Herausgeber erst vom 1. Juni 1849 ab. Allein seine Tätigkeit für die Zeitung währte nur bis zum Beginn des Jahres 1850. Um diese Zeit begannen die Verhandlungen der sächsischen Regierung wegen des Ankaufs der Zeitung, worauf diese nun schließlich am 1. April 1850 in das Eigentum des Staates überging. Als königlicher Kommissar leitete die Zeitung zunächst der Freiherr C. D. v. Witzleben. Von den späteren Redakteuren der Zeitung ist besonders Otto Bank (geb. 1824) hervorzuheben, der durch seine geistreichen Kritiken einen bedeutenden Einfluß auf das Dresdener Kunstleben ausübte und sich auch durch seine literarhistorischen Schriften einen Namen machte. Nachdem er viele Jahre die Redaktion des Feuilletons geleitet,

übernahm er 1886 auch die Chefredaktion und führte sie bis zum 1. Oktober 1894. Eine größere Verbreitung hat aber die Zeitung nie erlangt, so daß die sächsische Regierung immer bedeutende Zuschüsse leisten mußte. Im Rechnungsjahre 1904 beliefen sich diese bei einer Einnahme von 101000 Mark und einer Ausgabe von 154438 Mark auf 53438 Mark.

Der Advokat Franz Ludwig Siegel (geb. 1812, gest. 1877) suchte sich nach seinem Weggange vom „Dresdner Journal“ nunmehr auf eigene Füße zu stellen und gründete im März 1850 das „Neue Dresdner Journal“, das aber bereits im Dezember desselben Jahres unterdrückt wurde. Doch rief Siegel unmittelbar darauf, am 24. Dezember 1850, die „Sächsische Konstitutionelle Zeitung“ ins Leben, die antipartikularistisch, liberal und national im Sinne des Programms des Nationalvereins und kirchlich freisinnig war. Später, vom 17. April 1859 ab, führte sie bloß den Titel „Konstitutionelle Zeitung“. In den politisch bewegten Zeiten, besonders während der sechziger Jahre, gewann die Zeitung durch ihren frischen Ton einen ziemlich großen Leserkreis. Von ihren Mitarbeitern ist besonders die Schriftstellerin Anna Löhn zu nennen, die sich auch mit Siegel verheiratete. In den siebziger Jahren vermochte die Zeitung der modernen Konkurrenz nicht mehr die Spitze zu bieten; sie ging daher am 31. März 1874 ein.

---

4. Die westdeutsche Presse. Das Zeitungswesen in Nassau. Die „Mittelrheinische Zeitung“ und die „Nassauische Allgem. Zeitung“. Die Zeitungen im Großherzogtum Hessen. Ludwig Bamberger und die „Mainzer Zeitung“. Die Frankfurter Presse. Das „Journal“, die „Oberpostamts-Zeitung“, das „Journal de Francfort“, die „Reichstags-Zeitung“ und die Jürgensschen „Flugblätter“. Die Zeitungen in Baden. Fiedlers „Seebblätter“ und die Mannheimer „Abend-Zeitung“. Die konstitutionellen badischen Zeitungen.

Außerst lebhaft entwickelte sich das politische Leben mit dem Beginn der Bewegung von 1848 in Westdeutschland. Die fran-

rrischen Freiheitsrufe hallten in der unmittelbaren Nachbarschaft Frankreichs naturgemäß am lautesten wieder, und zudem hatte man dort jahrzehntelang in den drückendsten Fesseln geschmachtet. Am schlimmsten war es in Nassau gewesen. Dort hatte die Regierung seit 1819 im ganzen Lande keine einzige politische Zeitung geduldet. Ganz und gar befangen in dem Metternichschen Unterdrückungssystem, war sie überall und fort und fort in der brutalsten Weise vorgegangen, sobald sich irgend wie in einer Brochüre oder in auswärtigen Zeitungen eine Meinung über die Verhältnisse des Landes oder die Maßnahmen der Regierung herorgewagt hatte. Einer ganzen Reihe von auswärtigen Zeitungen war der Vertrieb im Herzogtum bis zum März 1848 versagt gewesen. Aus diesem Zustande der unerhörten Bevormundung und des kläglichsten Bureaukratismus riß sich die Bevölkerung, als die allgemeine Bewegung begann, mit heftig aufbrausender Energie los und erzwang es, daß der Herzog Adolf bereits am 1. März alle Forderungen genehmigte, u. a. auch die unbedingte Pressefreiheit. Am 7. März erschien sodann ein vorläufiges Pressegesetz, das die völlige Freiheit der Presse sanktionierte und die Verfolgung von Pressevergehen den allgemeinen Strafgesetzen unterwarf. Schon vorher war am 3. März die erste Nummer des ersten politischen Blattes, der „Freien Zeitung“, im Verlage von Karl Ritter herausgegeben worden. Die Zeitung trug zunächst, der allgemeinen Erregung entsprechend, einen rein revolutionären Charakter, doch mäßigte sich der Ton, als der eine der Redakteure, Diepenbroek, Ende März aus der Redaktion ausschied, und der andere, Dr. Möller, das Blatt fortan in besonnenerer und ruhigerer Weise leitete. Die Zeitung wurde allgemein freudig begrüßt und zählte am 1. Juli bereits 2300 Abonnenten; doch ging sie in der Folge wieder etwas zurück, da ihr verschiedene Konkurrenz erwuchs und sie auch bereits im Laufe des Sommers den tüchtigen Redakteur Dr. Möller verlor, der nach Weilburg versetzt wurde. An seine Stelle trat im August 1848 Julius Oppermann. Nach Eintritt der Reaktion legte sie mit dem 15. Dezember 1851 den ominösen Namen „Freie Zeitung“ ab und nannte sich „Mittelrheinische Zeitung“.



Neben der „Freien Zeitung“ erschienen alsbald der „Volkshfreund“ im Verlage des Buchdruckers Stein, die „Nassauische Zeitung“, verlegt von Wilhelm Friedrich und sehr gewandt redigiert von dem Amtsassistenten Karl Braun (später als Braun-Wiesbaden allgemein bekannt), und die „Taunusblätter“, die die konservativen Interessen vertraten. Alle diese drei Blätter vermochten jedoch nicht den Kreislauf eines einzigen Jahres zu vollenden. Besser erging es dagegen der „Nassauischen Allgemeinen Zeitung“, die am 1. April 1848 unter der Redaktion Wilhelm Heinrich Niehl ins Leben trat. Niehl brachte für sein Amt bereits sehr tüchtige journalistische Kenntnisse mit, hatte sich die Sporen bei der „Oberpostamtszeitung“ in Frankfurt verdient, war dann 1847 an der „Karlsruher Zeitung“ tätig gewesen und hatte mit Christ den „Badischen Landtagsboten“ herausgegeben. In Wiesbaden trat nun Niehl mit großer Vorsicht auf, ließ sich besonders nicht zu halt- und planloser Freiheitsschwärmerei fortreißen und gewann dadurch sowohl die mittlere Bürgerkreise, wie die Regierung, die ihr bald allerlei Vergünstigungen gewährte, wie die Bekanntmachungen der Behörden und die Verpflichtung der Kreisämter und größeren Gemeinden, das Blatt zu halten. Doch änderten sich die Verhältnisse, als Niehl zu Anfang 1851 einem Rufe an die „Allgemeine Zeitung“ nach Augsburg folgte und Dr. Boczek an seine Stelle trat. Dieser stellte sich, als ein Konflikt des Staates mit dem Bischof von Limburg ausbrach, auf die Seite des Bischofs, worauf die Regierung dem Blatte alle Vergünstigungen entzog. Dadurch wurde aber die Haltung des Redakteurs nur noch schroffer, sodaß die Regierung verschiedene Verwarnungen an ihn richtete. Diese blieben aber erfolglos, und nun verwies die Regierung, ermutigt durch den die Preßfreiheit begrabenden Bundesbeschluß vom 6. Juli 1854, den Dr. Boczek des Landes, worauf die Zeitung mit dem 23. August 1854 einging. Den Hauptvorteil davon zog die „Mittelrheinische Zeitung“, die sich jetzt, nachdem sie nach Oppermanns Weggang auch einen vollwichtigen Ersatz in Max Wirth erhalten hatte, schnell wieder hob und nun längere Zeit

es Hauptorgan Nassaus darstellte.\*) Daneben entwickelte sich auch von 1852 ab im Schellenberg'schen Verlage das „Kleine Anzeigblatt“, heute das viel gelesene von Schulte vom Brühl redigirte „Wiesbadener Tageblatt“.

Ganz ähnlich wie in Nassau spielten sich auch die Vorgänge im Großherzogtum Hessen ab. Die Bewegung begann hier bereits am 28. Februar 1848, worauf der Großherzog Ludwig II. am 4. März neben anderem auch ein Preßgesetz zusicherte. Zuweilen berief er Heinrich von Gagern zum Minister und besetzte die höheren Verwaltungsstellen mit liberalen Männern. Der revolutionäre Geist, der die ganze Bevölkerung ergriffen hatte, ließ sich aber doch nicht so leicht bannen; es kam zu erheblichen Unruhen auch unter den Bauern im Odenwald und Vogelsberg, und in Mainz entwickelte sich aus Konflikten mit den österreichischen und preußischen Truppen, mit denen die Bundesfestung besetzt war, am 21. Mai ein blutiger Straßenkampf, infolgedessen die Stadt für einige Zeit in den Belagerungszustand versetzt wurde. Weiterhin machten sich republikanische Bestrebungen bemerkbar, und auch die badische Insurrektion warf ihre Wellen nach Hessen herüber. Das hessische Militär bezwang jedoch den Aufstand, worauf die Regierung (es hatte mittlerweile der Großherzog Ludwig III. den Thron bestiegen) im Sommer 1849 die Zügel wieder fester anzog, mit dem Ministerium Dalwigk zu den konservativen Grundsätzen zurückkehrte und die Freiheit der Presse wieder sehr erheblich einschränkte. Diesen Maßnahmen folgte schließlich noch eine landesherrliche Verordnung, die, gestützt auf den Bundesbeschluß vom 6. Juli 1854, die Verhinderung des Mißbrauchs der Presse betreffend, die freie Bewegung der Zeitungen vom 1. Mai 1856 ab noch weiter beengte und von der Freiheit der Märztage von 1848 nur noch wenig übrig ließ.

Einen umfassenden Gebrauch von der Preßfreiheit hatten aber doch nur wenige hessische Zeitungen gemacht, in der Haupt-

---

\*) G. Zedler, Die politische Presse im Herzogtum Nassau (Rhein. Anzeiger, 1903, Nr. 820 u. 850).

sache bloß die Mainzer Blätter, und von diesen in wirklich bemerkenswerter Weise nur die „Mainzer Zeitung“. Denn dieser widerfuhr das Glück, gerade im geeigneten Momente einen jungen, geistprühenden Redakteur zu erhalten, der mit seinen Leitartikeln und Abhandlungen sofort weit über die Grenzen der Mainz hinaus Aufsehen erregte. Es war Ludwig Bamberger, der dann später noch einmal eine so hervorragende Rolle als Parlamentarier und Sozialpolitiker spielen sollte. Als der Sohn eines Mainzer Bankiers am 22. Juli 1823 in Mainz geboren, studierte er zunächst in Gießen, Heidelberg und Göttingen die Rechte, legte auch sein Staatsexamen ab, sah sich aber als Jude vom hessischen Staatsdienst ausgeschlossen und wandte sich daher, als mit der Revolution alle die alten Schranken zu fallen schienen, mit hellauflobernder Begeisterung der Freiheitsbewegung zu. Sofort bot er dem Verleger der „Mainzer-Zeitung“, Theodor von Babern, seine Dienste an und trat in die Redaktion des Blattes ein, an dessen Spitze Dr. Karl Bölsche stand. Bereits am 10. März erschien sein erster Leitartikel, „Die französische Revolution und die Stimmung in Deutschland“, in welchem er sich gegen den von konservativer Seite unternommenen Versuch wendet, Furcht vor einer französischen Invasion zu erwecken. „Das Volk aufzustacheln zu polternder Franzosenfresserei,“ schreibt er, „zur Verachtung der Bewegung in Frankreich, . . . das ist schändlich und abgeschmackt! Frankreich frei und glücklich, das muß der Wunsch aller Freiheitsliebenden sein, das ist der Vorteil aller.“ Weitere Artikel erschienen in rascher Folge und fanden solchen Beifall, daß die Zeitung sich beständig hob und ihr Format vergrößern konnte. Aber auch dem jungen Journalisten wuchsen noch die Schwingen; mehr und mehr entwickelte er eine wahrhaft hinreißende Beredsamkeit, und im Feuer der Begeisterung sang er das hohe Lied von der Freiheit in allen Tonarten. „Wir haben die Freiheit der Presse“, ruft er in dem Artikel „Das deutsche Parlament“ aus, „das ist im skrupulösen Sinne des Wortes die Möglichkeit, durch den Druck jede Meinung auszusprechen, deren Veröffentlichung kein besonderes Gesetz verbietet. Aber wir haben noch mehr als das, wir haben die Freiheit des Moments!“

uchend liegt die alte Welt im Sterben; ein neu Geschlecht stürmt über ihre Leiche, und aus dem Schoß der ringsum bebenden Erde schlägt hoch zum Himmel auf der entfesselte Geist der Menschheit. Halb wach von ihrer Träume Lager aufgesprungen, stehen in dem wilden Schöpfungschaoß verlegen zitternd die zwerghaften Gestalten, welche schlafend die schein tote Welt hüteten. Jugend, eine Zeit ist da! Die Zeit, von der du so lange gesprochen und gesungen, die Zeit, mit sieghafter Hand die Errungenschaft des Geistes, das Schlußwort der Erkenntnis als eine Tat in den Boden deines Landes einzupflanzen.“ Und dann bricht das heiße Verlangen nach der Einheit Deutschlands hervor. „Ja, alle Deutsche wünschen nichts sehnlicher, als daß Deutschland ein einziger Staat sei“, versichert er, „und ihr Verlangen nach einem deutschen Parlament ist nichts als ein Vorbote oder eine Umschreibung für dies ihr wahres Begehren.“ Aber er hatte doch zu rosig gesehen. Der Schwiegervater des Verlegers der „Mainzer Zeitung“, ein Geheimer Staatsrat Jaup in Darmstadt, sandte eine geharnischte Gegenerklärung, in der er vor der Undankbarkeit gegen die deutschen Fürsten und vor republikanischen Gelüsten warnt, die er hinter dem Verlangen nach der Einheit vermutet. Bamberger verteidigte sich, hielt es jedoch nach Lage der Dinge für zweckmäßig, wieder aus der Redaktion auszuschcheiden, und ging, da die Sitzungen des Vorparlamentes begonnen hatten, als Berichterstatter nach Frankfurt. Bald zeigte sich indeß, daß man in Mainz den genialen Politiker in dieser großen Zeit nicht wohl entbehren konnte, und bewog Bamberger, am 4. April die gesamte Leitung des Blattes zu übernehmen. Darauf warf dieser abermals alltäglich die Feuergarben seiner Beredsamkeit in den weiten Kreis des Publikums. In kurzer Zeit wurde er ein gefeierter Volksmann. „Einen Tag um den andern,“ erzählte er später, „habe ich im beflügeltsten Tempo meine Leitartikel zu Papier gebracht, manchmal in Ausdehnung von drei enggedruckten Foliospalten, die mir im Laufe von anderthalb Stunden unter den Händen herausströmten.“\*) Vorübergehend war er denn auch

\*) Ludwig Bambergers Erinnerungen, herausgeg. von Paul Nathan. Berl. 1899.

Parlaments-Berichterstatter; doch kehrte er immer wieder zum Redaktionspult zurück. Eine Anzahl seiner Leitartikel jener Zeit sammelte er und gab sie unter dem Titel „Die Flitterwochen der Preßfreiheit“ (Mainz 1848) in einem Bändchen heraus. Mittlerweile steigerte sich aber die politische Hochflut bis zu verhängnisvollen Sturzwellen, und nun verließ Bamberger im Mai 1849 die Redaktionsstube für immer, schloß sich den Aufständischen in der Pfalz an und trug denn auch die Konsequenzen von dem, was er als stürmischer Freiheitsprediger gelehrt hatte. Nach dem Zusammenbruch des Aufstandes wurde er in dem großen Freischarenprozeß vor den Mainzer Assisen zu 8 Jahren Zuchthaus und vor den Zweibrücker Assisen zum Tode verurteilt, jedoch in contumaciam, denn er war nach London geflüchtet. Erst nach 1866 konnte er nach Deutschland zurückkehren, wo er dann schon 1868 im Zollparlament eine rege Tätigkeit entfaltete. Auch der „Mainzer Zeitung“ bewies er dabei seine Anhänglichkeit und sandte ihr manchen Aufsatz, u. a. den Artikel „Deutschland und Frankreich“, der am 19. Juli 1870 zum Abdruck kam, und in welchem ausgeführt wurde, mit welcher Leidenschaft die Franzosen zum Kriege trieben, während man in Deutschland noch immer von Friedenshoffnungen beseelt war. Nach einer umfassenden parlamentarischen und publizistischen Tätigkeit — er wurde Reichstagsabgeordneter und Mitarbeiter der „Deutschen Rundschau“, der „National-Zeitung“, der „Nation“, der „Allgemeinen Zeitung“ zc. — starb er am 14. März 1899 zu Berlin, „ein Mann, der die Feder jederzeit mit Geistesstärke, vor allem aber mit Ehren geführt hat.“\*) Die „Mainzer Zeitung“ erschien noch bis 1885 und wurde dann mit dem „Mainzer Tageblatt“ (gegr. 1848) verschmolzen.

Von den sonstigen Mainzer Blättern jener Zeit ist noch „Der Demokrat“, 1848 u. 49 von L. Kalisch herausgegeben, das

---

\*) Franz Ludwig, Ein berühmter Mainzer Publizist. (Festschr. z. VII Journalisten- und Schriftstellertage) Mainz 1900.

Mainzer Journal“, gegründet 1848, eine Zeitung von ausgesprochen katholischer Tendenz, die sich heute zu einem weit verbreiteten Blatte entwickelt hat, eine „Rheinische Zeitung“, die für die konstitutionelle Monarchie eintrat, aber nur während des Jahres 1848 erschien, und das „Rheinheffische Volksblatt“ (1848—1865) zu nennen.

Eine nicht geringe Konfusion richtete das Jahr 1848 in der Frankfurter Presse an. Die hochgestimmte Gervinussche „Deutsche Zeitung“, über deren Schicksale wir bereits S. 426 berichtet haben, vermochte nicht, die große führende Rolle durchzuführen, von der die Gründer geträumt hatten, sodaß Gervinus am 23. Mai 1849 in einer durchaus resignierten Stimmung von dem Blatte zurücktrat. Die übrigen Zeitungen wurden von den Bogen der Aufregung und Parteileidenschaft hin und her geworfen; keins wußte einen leitenden Einfluß oder gar eine gewisse Autorität zu gewinnen; verschiedene schwankten unbeholfen und jämmerlich bald nach rechts, bald nach links und mußten sich für die Zwecke der Parteien gebrauchen lassen, je nachdem es gerade kam.

Am geschicktesten fand sich noch das „Frankfurter Journal“ mit der Situation ab. Ohne besonders schwere geistige Fracht wand sich das leichte Schifflein mit einer gewissen Resoluteit durch die vielen Klippen. Es schwamm ganz im Fahrwasser der demokratischen Partei, aber es vermied doch die gefährlichen Strudel. Sein Hauptaugenmerk richtete der Herausgeber J. A. Hammeran auf eine möglichst schnelle Übermittlung der Tagesneuigkeiten. Das „Journal“ genoß denn auch den Ruf, daß es über alle Ereignisse stets früher unterrichtete, als die andern Frankfurter Zeitungen. Den leidenschaftlichen Kampf um die Position der Demokratie überließ es dagegen den Kampfblättern. Einige Jahre später, in den grauen Tagen der Reaktion, urteilte denn auch ein Beobachter des Journalismus in der Zeitschrift „Germania“ (Epzgg. 1852, S. 287) etwas griesgrämig: „Politischer Charakter und politische Einsicht sind niemals Sache des ‚Frankfurter Journals‘ gewesen, und wenn dasselbe eine Zeitlang für demokratische Ideen Partei genommen, so mag diese Verirrung

seiner unvollständigen Zurechnungsfähigkeit und seiner späteren Besserung zugute gehalten werden.“\*)

In eine hochnotpeinliche und gänzlich hilflose Lage geriet die „Oberpostamts-Zeitung“. Sie verlor, als der Bundestag dahinschwand, ihre ganze Kontenance und allen Glaubwürdigkeit an die Menschheit im allgemeinen und an die Macht und Herrschaft der österreichischen Politik im besondern, nur nicht ihre Abneigung gegen Preußen. Beim Beginn der Revolution redigiert sie ein Dr. S. Malten, dann ein gewisser Wiesner, unter dem für einige Wochen lang krypto-demokratische Ansichten entwickelte. Nachdem F. D. Bassermann Unterstaatssekretär im Reichsministerium des Innern geworden war, machte dieser das ehemalige Bundestags-Blatt zum halbamtlichen Organe der Zentralgewalt, und als es mit dieser Zentralgewalt zu Ende gegangen war, suchte der ehemalige badische Bundestagsgesandte Friedrich von Blittersdorf, der sich jetzt in Frankfurt journalistisch beschäftigt, das Blatt in die neue Zeit hinüber zu leiten. Nachdem jedoch der Bundestag wieder in Frankfurt installiert hatte, wurde die „Oberpostamts-Zeitung“ nun aufß neue „zum Herold seiner polizeilichen Taten und zum Advokaten seiner nationalpolitischen Ohnmacht“ ausgerufen wurde, zog sich Herr von Blittersdorf „von der kompromittierenden Gemeinschaft mit der ‚Oberpostamts-Zeitung‘“ wieder zurück, worauf das Blatt nur von untergeordneten Geistern redigiert wurde und ohne jeden Einfluß blieb. Nach Heycks Angaben in dessen Geschichte der „Allgemeinen Zeitung“ (S. 290) besaß es um 1857 nur 2000 Abonnenten. Wahrscheinlich ist es in den nächsten Jahren noch weiter zurückgegangen und als am 16. Juli 1866 der preußische General Vogel von

---

\*) Es sei hier noch bemerkt, daß das „Frankfurter Journal“ am 1. November 1881 von Dr. Hammeran an Dr. Adolf Brüning verkauft wurde, am 24. April 1884 in den Verlag von Moriz Schauenburg, am 1. April 1890 in den Besitz des Gießener Advokaten Friedrich Barth, am 15. Juni 1893 in den der Firma Voigt & Gleiber und am 1. Juli 1903 in den einer Gesellschaft mit beschränkter Haftung überging, bis es schließlich, nachdem es etwa 238 Jahre bestanden hatte, am 10. März 1903 mit dem Frankfurter „Intelligenzblatte“ verschmolzen wurde.



Isenstein Frankfurt besetzte, war seine Rolle ausgespielt; es mußte sein Erscheinen einstellen. Dabei kam es noch zu einem gütlichen Schlußeffekt. Der Chefredakteur Dr. Fischer-Gouillet, Sohn Hannibal Fischers, wurde am Morgen des 17. Juli verhaftet und sollte dem General Vogel von Falckenstein vorgeführt werden; im Vorzimmer des Generals rührte ihn jedoch der Schlag.

Das „Journal de Francfort“ gab sich während der ganzen Bewegung geflissentlich den Anschein, als halte es sich durchaus neutral; in Wahrheit blieb es nach wie vor ein Werkstück der absolutistischen Diplomatie und diente im besondern den Interessen Rußlands. Auch jetzt noch behielt es mit unverschämter Verachtung alles Deutschen die alte Anordnung des Stoffs bei und begann in jeder Nummer mit den Meldungen aus Frankreich und England. Dann kamen die Nachrichten aus den Niederlanden, der Schweiz, der Türkei, Italien, Rußland, Schweden und Norwegen, Amerika, Ungarn und schließlich hinten am Schluß auch aus Deutschland. Der Redakteur wurde nicht mehr genannt; es erschien unter der Verantwortlichkeit des Druckers August Sterrieth. Als nach dem Krimkriege die russische Oberherrschaft gebrochen war, schwand auch die Bedeutung des „Journal de Francfort“ mehr und mehr dahin, sodaß es schließlich kaum beachtet wurde, als auch ihm die preussische Okkupation am 7. Juli 1866 das Lebenslicht ausblies.

Aus der Nationalversammlung gingen zwei kleine Blätter, die Blum-Günthersche „Reichstags-Zeitung“ und die schon genannten Zürgensschen „Flugblätter“ hervor; beide blieben ganz unbedeutend. Die „Reichstags-Zeitung“ nahm nach einiger Zeit den Titel „Neue deutsche Zeitung“ an und gerierte sich nun als ein Organ der süddeutschen Demokratie, trieb großdeutsche Politik und erblickte in Preußen nur einen Förderer der slavischen Zivilisation, wurde aber alsbald unter Ausweisung ihrer Redakteure Otto Lüning, J. Georg Günther und J. Weydemeyer unterdrückt. Die Zürgensschen „Flugblätter“ wandelten sich, wie schon erwähnt, zunächst in eine „Frankfurter Zeitung“ und siedelten dann als „Kasselsche Zeitung“ nach Kassel über, sodaß mithin,

als schließlich der ganze Sturm von 1848 vorüber war, die Stadt Frankfurt sich wieder auf ihre drei alten Zeitungen beschränkt sah.

Den tollsten Reigen führte die Revolution in Baden an, wo die Bestrebungen Struves, Heckers und Fickers, Deutschland in eine Republik umzuwandeln, alsbald den größten Wirrwarr in die freiheitlichen Bestrebungen brachte. Die revolutionäre Bewegung begann bereits am 27. Februar 1848 mit einer Bürgerversammlung in Mannheim. Die Regierung zögerte anfangs auf die vielen Wünsche einzugehen, die allerwärts geäußert wurden, machte dann aber die weitgehendsten Zugeständnisse, und am 1. März verkündigte der Minister Belf u. a. auch die Pressefreiheit. Der allgemeine Trubel, die blutigen Aufstände in verschiedenen Teilen des Landes, das zügellose Gebaren der republikanischen Partei und endlich das bewaffnete Einschreiten Preussens ließen es aber zu keiner Entwicklung der Presse kommen irgend eine größere Zeitung von einem gewissen Einfluß vermochte sich nicht zu erheben, und nach der Verkündigung des allgemeinen Belagerungszustandes, Mitte Juli 1849, hörte die freie Bewegung der Presse für mehrere Jahre fast vollständig auf. Die beiden Pole in der Bewegung bildeten Konstanz und Mannheim; dort gab Fickler die schon erwähnten „Seebblätter“, hier J. F. Grohe die „Abend-Zeitung“ heraus; beide Blätter schwebten förmlich in demokratischer Opposition. An die Seite der „Abend-Zeitung“ trat sodann am 1. April noch die „Deutsche Volkszeitung“, redigiert von J. Fröbel und E. Belz, verlegt von Heinrich Hoff. Diese suchte die „Abend-Zeitung“ womöglich noch zu überbieten und brachte bereits in ihrer № 4 ein Deutsches Republikanerlied, das mit dem Verse schloß:

Die Republik! die Republik!  
Kein Markten und kein Schonen!  
Das Schwert heraus, und Schlag auf Schlag!  
Verflucht, wer länger noch tragen mag  
Den Spott der Nationen!  
Erhebt Euch, Männer, wie Löwen, und springt  
An die Brust der Tyrannen und ringt und fängt:  
Zum Teufel mit Scepter und Kronen!

Darauf erfolgte aber eine Anklage auf Hochverrat, worauf off am 29. April 1848 verhaftet wurde, während gleichzeitig die Zeitungen ihr Erscheinen einstellen mußten. Die „Seebblätter“ traten Mitte 1849 auf, während sich die „Abend-Zeitung“ noch bis zum 16. Juni 1851 hielt.

Die konstitutionelle Partei fand ihre Vertretung in dem „Mannheimer Journal“, das mit der erbkaisertlichen Partei verband, und in der „Badischen Landeszeitung“, die 1849 gegründet wurde. Die „Karlsruher Zeitung“ blieb nach wie vor das amtliche Blatt, doch zeichnete sie sich wiederholt durch große Ungeschicklichkeit und Taktlosigkeit aus, sodaß sie der Regierung eher schadete als nützte. Während die „Badische Landeszeitung“ und die „Karlsruher Zeitung“ noch heute existieren, schloß das „Mannheimer Journal“ am 30. Juni 1888 ein.

---

Die Zeitungen in Süddeutschland. Die Preßverhältnisse in Württemberg. Der „Schwäbische Merkur“. Dessen Leitartikel von Fr. Vischer, David Friedrich Strauß, G. Rümelin u. a. Uhlands Erklärung über die Sprengung des Rumpfparlamentes. Abels und Pfizers Mahnungen, zu Preußen zu halten. Das „Neue Tagblatt.“ Der „Beobachter“. Sein Redakteur Hermann Kurz. „Die Sonne“. Die übrigen württembergischen Zeitungen. Die Verhältnisse in Bayern. Lola Montez. Die „Konstitutionelle Zeitung“. Die „Neue Münchener Zeitung“. Die „Münchener Neuesten Nachrichten“. Der „Nürnberger Korrespondent“. Die Cottasche „Allgem. Zeitung“. Hält zu Oesterreich. G. Kolb. Heinrich Laube gegen die großdeutsche Richtung der Zeitung. Das Blatt behält die Richtung bis 1866 bei.

Viel ruhiger, als in Baden, vollzog sich die revolutionäre Bewegung in Württemberg. Die Reformforderungen hielten sich in gemessenen Schranken, und das liberale Ministerium, das am 9. März ans Ruder kam, vereinbarte mit dem Landtage die gewünschten neuen Gesetze mit aller Umsicht. Die Preßfreiheit hatte die Regierung gleich beim Beginn der Unruhen gewährt. Als sich aber die Hoffnungen auf eine Neugestaltung Deutschlands nicht erfüllten, ging es auch in Württemberg wieder rasch zurück.

Schon im August 1849 erschien ein einschränkendes Preßgesetz, und bereits am 28. Oktober trat das Märzministerium ab, worauf die Verfassungsrevision ad acta gelegt wurde. Zugleich setzte das Finanzministerium 50 Proz. als den Zuschlag für die Preßgebühren bei politischen Zeitungen fest. Nicht lange, so fuhr die Regierung unter dem Freiherrn von Linden abermals mit neuer Segeln im reaktionären Fahrwasser, worauf die Verfassung von 1819 aufs neue für gültig erklärt wurde. Nur wenig von den März-Erregenschaften blieb übrig.

Angesichts dieser wesentlich ruhigeren Entwicklung der politischen Dinge beobachteten denn auch die württembergischen Zeitungen eine weit gemessenere Haltung, als die badischen. Auch das demokratische Blatt „Der Beobachter“, ließ sich nicht zu den wüsten Tollheiten der badischen Presse hinreißen. Allerdings hatte die württembergische Presse auch den großen Vorteil, daß die Hauptzeitungen durchaus in sich gefestigte Blätter waren, die keine Parteigunst zu buhlen brauchten, und ferner erfreuten sie sich des günstigen Umstandes, daß gerade in der bewegten Zeit sich eine große Anzahl geistig bedeutender Männer ihnen zur Verfügung stellte, sodaß sie ein außergewöhnlich hohes geistiges Niveau einzunehmen vermochte.

Wie bisher, so stand auch während der Revolutionszeit der „Schwäbische Merkur“ an der Spitze der württembergischen Zeitungen. Die Abschaffung der verhassten Zensur war dem Blatte wie eine Befreiung von schwerem Alpdruck; es weiteten sich ihm gleichsam die Lungen, und das erste, was es in der neuen Freiheit unternahm, war die Einführung des Leitartikels. Erfreulicherweise fanden sich sofort verschiedene geistreiche Mitarbeiter, die die Fragen der Zeit in dem Blatte mit zündender Beredsamkeit behandelten. Da schrieb der Ästhetiker Fr. Vischer über „Vollbewaffnung“ und „Deutsche Wehrverfassung“, Prof. Hepp über „Die Reform der Strafjustiz“, David Friedrich Strauß, der berühmte Verfasser des „Lebens Jesu“, eine Abhandlung über das Ahlandsche Wort „Die Freiheit will ich, die uns Einheit schafft.“ Die Einheit, entwickelte er, sei zunächst das Allerwichtigste; nach ihr sei vor allem anderen zu streben. Dagegen wandte er sich

zen das Verlangen nach einer Republik. „Die Frage konstitutionelle Monarchie oder Republik ist,“ so führte er aus, „fürs jetzt gleich mit Reform oder Umsturz.“ Auch die viel erörterte Volkssouveränität führte er auf ein bescheidenes Maß zurück. „Nur in dem geregelten Zusammenwirken der fürstlichen Gewalt und der Volksvertretung liegt,“ so schrieb er, „die menstmögliche Bürgschaft für die Förderung des Gemeinwohls; in hier also ruht auch die Souveränität.“ Bald aber erkannte er, daß die Hoffnung auf Schaffung eines Einheitsstaates nicht Erfüllung gehen, vielmehr alles auf gutösterreichisch beim Alten bleiben werde, und heftig klagte er die österreichische Regierung an, daß sie, um nur den Deutschen keine freiheitlichen Zugeständnisse zu machen, sich den Tschechen in die Arme werfe.

Ganz besonders eindrucksvoll waren die Artikel von G. Rümelin, dem späteren Kanzler der Universität Tübingen. Trotz der Abneigung gegen Preußen, die damals noch in Württemberg in weiten Kreisen bestand, trat Rümelin energisch für ein Erbkaiserthum mit preußischer Spitze ein. Den guten Willen Österreichs, sich den allgemeinen deutschen Interessen zu widmen, zog er stark in Zweifel. „Es gibt nur zwei Möglichkeiten,“ sagt er in einem Artikel vom 16. Dezember 1848, „mit Österreich die Trias, ohne Österreich die preußische Hegemonie. Wir fühlen schmerzlich das Ausscheiden Österreichs; es ist möglich, daß das Verhältnis vorübergehend ein feindseliges werden kann, doch ist der Weg der wahrhaft politische, der hoffnungreichste.“ Diese Ansicht gewann denn auch mehr und mehr die Oberhand im Lande, wenn auch die Zeitung selbst nicht ausschließlich für sie eintrat.

Als dann aber nach und nach alle Erwartungen getäuscht wurden, sprach auch aus dem „Merkur“ tiefe Trauer, und als das Kumpfparlament in Stuttgart erschien, begrüßte er es in wehmütiger Stimmung. Die gewaltsame Sprengung des Parlaments am 18. Juni 1849 schildert der „Merkur“ mit aller Ehrerbietung vor den schwer gekränkten Mitgliedern der Versammlung; von einer Mißhandlung — es hieß alsbald in auswärtigen Zeitungen, verschiedene Abgeordnete seien unter die Pferde des Militärs getreten, es sei Blut geflossen u. dgl. — weiß sein Bericht

jedoch nichts, und am 26. Juni tritt diesen falschen Nachrichten auch ein klassischer Zeuge, Ludwig Uhland, der in den vordersten Reihen gegangen war, im „Merkur“ mit der Erklärung entgegen, daß kein Parlamentsmitglied eine Verwundung erlitten habe. „Die einzige Verletzung,“ schließt er, „die ich davongetragen, ist das bittere Gefühl der unziemlichen Behandlung, welche der letzten Reste der deutschen Nationalversammlung in meinem Heimatlande widerfahren ist.“

Auch nachdem das Märzministerium schon gestürzt und die Reaktion eingezogen war, wagte der „Merkur“ noch immer den Anschluß an Preußen zu empfehlen. Er gab fünf dahinzielenden Artikeln Rümelin's Raum und brachte außerdem Briefe aus Berlin von einem jungen, leider früh verstorbenen Historiker Otto Abel, der die Ansichten Rümelin's ebenfalls vertrat. „Was werden die süddeutschen Staaten tun?“ fragte Abel. „Immer noch zuwarten, nichts tun, was sie mit Ehren und freiwillig tun könnten, aber sich gefallen lassen, was, ohne sie zu fragen, geschieht?“ Am 15. Dezember 1849 bezeichnet er als einzige Schutzwehr die Bemühung Preußens zur Herstellung des Bundesstaates und in zweiter Linie das preußische Schwert. „Die Nation, welche 1848 erlebt hat,“ sagt er dann weiter, „wird sich nicht mehr von der Kleinstaaterei befriedigt fühlen. Mag partikularer Eigennuß und Vorurteil den Sieg hinauschieben, das Verlangen nach Einheit wird stärker sein. . . . Durch Württembergs Anschluß würde eine Spaltung Deutschlands in eine preußische und österreichische Hälfte beseitigt, was das Ziel der Wiener Politik ist.“ Und endlich veröffentlichte der „Merkur“ auch die Mahnungen Paul Pfizers, zu Preußen zu halten. „Sollen wir,“ rief Pfizer aus, „weil wir nicht gleich alles so erhalten, wie wir es verlangten, in kindischem Troß und Unmut nun auch gar nichts wollen? . . . Der künftige deutsche Kaiser wird durch die Natur der deutschen Verhältnisse bestimmt. Heute noch wie vor 35 Jahren nach den Freiheitskriegen gilt, was Schenkendorf, unverkennbar im Hinblick auf Preußens König, dem deutschen Volke zugerufen hat: Wähle schnell den Kaiser, und zwing' ihn, daß er's wird.“

Allein die württembergische Regierung verschloß sich dieser

erkenntnis hartnäckig. Die Thronrede vom 15. März 1850 erklärte unzweideutig: „Jede Unterordnung eines Hauptstammes unter einen andern würde der Anfang unserer inneren Auflösung und das Grab unserer nationalen Existenz sein.“ Da hieß es denn, für viele Jahre jede Hoffnung begraben.

Das „Neue Tagblatt“ vertrat im großen und ganzen dieselben Grundanschauungen wie der „Merkur“, doch bewegten sich seine Ausführungen nur im Gesichtskreise des kleinen Bürgers. Die Konzession für politische Artikel hatte sich die Verlagsbuchhandlung gleich nach den ersten politischen Bewegungen des März erworben und dafür 20 Gulden Spotteln erlegt. Im Jahre 1861 wurde dem „Neuen Tagblatt“ die „Stuttgarter Schnellpost“ eingefügt, ein kleines Allerweltblatt, das 1844 gegründet worden war. Zu einer großen politischen Zeitung erweiterte sich das „Neue Tagblatt“ erst nach dem Aufschwunge von 1870.

Der demokratische „Beobachter“ schloß sich zwar den badischen demokratischen Blättern an, hielt sich aber im allgemeinen ziemlich maßvoll. Nichtsdestoweniger erachtete es der Redakteur Adolf Weißer, der das Blatt seit 1845 leitete, beim Beginn der Reaktion doch für geraten, das Weite zu suchen, worauf der bekannte Dichter Hermann Kurz (geb. 1813, gest. 1873), der Verfasser der Romane „Schillers Heimatjahre“ und „Der Sonnenwirt“, der schon seit April 1848 an dem Blatte mitgearbeitet hatte, die Redaktion übernahm und sich in seiner schwierigen Position mit großem Geschick zu behaupten wußte. „Ein adligerer Demokrat hat niemals an einem Redaktionstische gefessen und für den Tagesbedarf seiner Parteigenossen sub specio aeterni Sorge getragen,“ sagt Paul Heyse in der Biographie, die er den gesammelten Werken von Hermann Kurz voranstellte. Kurz redigierte das Blatt von 1849 bis 1853 und brachte es während dieser höchst mißlichen Periode glücklich durch alle Klippen. Der allgemeinen damaligen Stimmung in Süddeutschland entsprechend, war er ein Anhänger der Trias-Ideen und Großdeutscher; später (1871) stand er nicht an, auch der Entwicklung zuzustimmen, die durch den Krieg von 1870/71 herbeigeführt worden war. „Die lebensunfähige Bundesform hat einem lebendigen Bundesstaats-



gebilde Platz gemacht," sagte er in der Vorrede zu seinen „Geschichtsbildern aus der Melacszeit“. „Ob sie im Wege friedlicher Entwicklung zu verbessern gewesen wäre, ist eine Frage, über welche die Geschichte mit ehernem Tritte zur Tagesordnung übergegangen ist. . . . Das Deutsche Reich ist gegründet; was noch fehlt, und was drückt, muß innerhalb der gewonnenen Form Abhilfe finden können.“\*)

Ein zweites demokratisches Blatt, „Die Sonne“, begann mit dem 18. Mai 1848 in Stuttgart zu erscheinen, konnte sich aber nur bis Mitte 1849 halten. Die letzte in der Königlichen Landesbibliothek abgelieferte Nummer ist № 113 vom 17. Juni 1849. Als Herausgeber des Blattes zeichnete G. Rau.

Der partikularistische Standpunkt wurde von 1849 ab hauptsächlich durch den „Württembergischen Staatsanzeiger“ vertreten, den die Regierung ins Leben rief, und ferner durch die „Ulmer Kronik“, die 1847 nach Stuttgart verlegt und von einem ehemaligen Republikaner mit einem gewissen Fanatismus in reaktionärem Sinne redigiert wurde. 1849 kehrte die „Kronik“ wieder nach Ulm zurück.

Die revolutionäre Bewegung in Bayern entwickelte sich aus dem Skandale, den das Verhältnis des Königs Ludwig I. zu der Tänzerin Lola Montez hervorrief. Die intrigante Circe mischte sich in die Regierungsgeschäfte, brachte ein Ministerium nach ihrem Sinne zustande, ließ sich zu einer Gräfin Landsfeld machen und gab die Veranlassung zu großen Studenten-Krawallen, die sogar die Schließung der Universität München nach sich zogen. Als dann noch die revolutionäre Erregung von Frankreich herüberschlug, kam es zu tumultuarischen Auftritten; der König wurde genötigt, den freisinnigen Abgeordneten v. Thon-Dittmer zum Minister des Innern zu ernennen und in einer Proklamation vom 6. März neben verschiedenem anderen auch die Pressefreiheit zu gewähren. Damit war aber der Sturm noch nicht beschworen; infolge des Gerüchtes, die ausgewiesene Lola Montez sei abcr-

---

\*) Über die journalistische Tätigkeit von Hermann Kurz spricht auch Isolde Kurz in den „Erinnerungen“ an ihren Vater in der „Deutschen Rundschau“, August-Heft 1905.

malß in München erschienen, brauste der Sturm aufs neue auf, und es kam sogar zur Demolierung des Polizeigebäudes. Durch ein Dekret, das der Gräfin Landßfeld das bayrische Indigenat entzog, und durch die Absetzung des Polizeidirektors Mark wurden zwar die Wogen etwas geglättet, allein der König war durch alle diese Vorgänge so verbittert, daß er am 20. März zu Gunsten seines Sohnes Maximilian auf die Krone verzichtete. Damit waren in der Hauptsache die Unruhen beschworen. Ein neues populäres Ministerium legte dem Landtage bald eine Reihe liberaler Gesetzentwürfe vor, darunter ein Preßgesetz; alle Vorlagen wurden rasch erledigt, und schon am 5. Juni erhielten sämtliche vorgeschlagenen Gesetze die königliche Sanktion. Unterdessen entwickelten sich nun aber die Dinge in Frankfurt nicht, wie es zu wünschen gewesen wäre, und Bayern schloß sich mehr und mehr an Oesterreich an. Schließlich übernahm der frühere sächsische Minister von der Pfordten das Ministerium des Außern, worauf eine immer entschiedenerere Abwendung von der deutschen Sache erfolgte. Bayern lehnte die Reichsverfassung ab, protestierte gegen die Kaiserwahl, legte der Presse wieder größere Beschränkungen auf, und zu Anfang des Jahres 1850 — von der Pfordten war mittlerweile Ministerpräsident geworden — kam unter dem Druck der Regierung ein neues strenges Preßgesetz zustande, das die freie Besprechung der politischen Verhältnisse wieder unmöglich machte. Für diese aber wäre jetzt wieder sehr reichlich Stoff vorhanden gewesen, besonders als die Regierung den Weg beschritt, der schließlich zur Katastrophe von 1866 führte.

Die kurze Freiheit, die die bayrische Presse 1848 genoß, vermochte natürlich eine wesentliche Entwicklung des bisher so dürftigen Zeitungswesens nicht hervorzurufen. Zunächst erschienen allerlei kleine Volksblätter ohne weiteren Blick. Einen größeren Anlauf nahm eine „Konstitutionelle Zeitung“, die anfangs in Augsburg, dann in München ausgegeben wurde, aber nur kurze Zeit bestehen konnte. Ein Regierungsblatt gründete sich der Minister von der Pfordten in der „Neuen Münchener Zeitung“, ohne freilich damit eine Hebung der Presse herbeizuführen. Das Blatt leistete schier Unglaubliches in der Ent-

stellung des politischen Zeitbildes und leitete die öffentliche Meinung in Bayern lange Zeit in sehr verhängnisvoller Weise irre. Aus einem ganz unscheinbaren Keime erwuchs dagegen nach und nach ein Blatt, das heute nicht nur die verbreitetste Zeitung Bayerns, sondern ganz Süddeutschlands ist, das Organ der Liberalen, die „Münchener Neuesten Nachrichten“. Es entstand so von ungefähr, mitten aus der allgemeinen Bewegung heraus, ohne Programm, ohne irgend welche höheren Ziele, nur dem allgemeinen Bedürfnis entsprechend. Als im März die Politik mehr und mehr alle Gemüter ergriff, flog eines Tages ein Wiener Flugblatt „Das österreichische Vaterunser“ in die Wolfsche Buchdruckerei und erregte dort so viel Interesse, daß einige Setzer es nachdruckten, worauf zwei Setzerlehrlinge es am Abend in den Wirtshäusern folportierten und damit einen hübschen Gewinn erzielten. Das brachte den damaligen Faktor der Wolfsschen Druckerei, K. Schurich, auf den Gedanken, dem lebhaft nach politischen Nachrichten verlangenden großen Publikum allabendlich ein solches Flugblatt zu bieten. Die Augsburger „Allgemeine Zeitung“ war dem kleinen Mann zu teuer und zu gelehrt, die sonstigen kleinen Blätter Münchens verstanden es nicht, das Wichtigste in aller Kürze mundgerecht rasch darzubieten. Er machte also unter Beihülfe des Literaten Weil Auszüge aus der „Allgemeinen Zeitung“, der lithographierten „Norddeutschen Korrespondenz“ und sonstigen Zeitungen und ließ das Sammelsurium in der Form eines Flugblattes, jedoch ohne besonderen Titel, erscheinen. Sofort erwies sich das Unternehmen als sehr einträglich; die Oktavblättchen wurden durch Kolporteurs und Frauen in großen Massen abgesetzt und waren bald so beliebt, daß sich auch der Wunsch äußerte, sie durch die Post beziehen zu können. Damit wurde natürlich die Einrichtung einer vollständigen Zeitung nötig, die nun am 9. April zum ersten Male unter dem Titel „Neueste Nachrichten aus dem Gebiete der Politik“ erschien, auch jetzt noch in Oktav, vier Seiten umfassend, die fast nur Auszüge aus der „Allgemeinen Zeitung“ boten. In dieser Dürftigkeit kam das Blatt auch noch weiterhin heraus, doch mußte Schurich mit seinem praktischen Sinn immer geschickt diejenigen Nachrichten zu

erfassen und in den Vordergrund zu stellen, die die große Menge hauptsächlich interessierten; langatmige Erörterungen ließ er bei Seite, ebenso jedes Parteigezänk. Dadurch schuf er sich einen Leserkreis, der beständig wuchs und bald über die Grenzen Münchens hinausging. Unter diesen Umständen konnte er sich auch nach einiger Zeit eine gute Redaktionskraft einstellen und fand sie 1856 in August Becchioni, einem Rheinpfälzer (geb. 1826), der 1848 in den revolutionären Strudel hineingerissen und dann nach Amerika geflohen, schließlich aber wieder in die Heimat zurückgekehrt war. Unter Becchioni bildete sich das Blatt nun zu einer wirklichen politischen Zeitung heraus; doch erst nachdem es 1862 in den Besitz von Julius Knorr (geb. 1826, gest. 1881), einem hervorragend intelligenten Manne, übergegangen war, und nachdem weiterhin Dr. Georg Hirth (geb. 1841) sich dem Unternehmen gewidmet hatte, wurde es die große Zeitung, die es heute ist.

Von den sonstigen kleinen Blättern Münchens, dem „Landboten“, der „Landbötin“, dem „Eilboten“, dem „Volkssblatt“ zc. schwang sich kein einziges zu einiger Bedeutung empor.

Die Provinzpresse besaß ihr vornehmstes Blatt in dem „Nürnberger Korrespondenten“, der sich zur erbkaiserialen und unionistischen Partei hielt, jedoch beim Beginn der Reaktion auf Drängen der Regierung einen Redaktionswechsel vornahm und nun im Fahrwasser des Herrn von der Pfordten segeln mußte. Dadurch verlor der „Korrespondent“ wesentlich an Bedeutung und ging nach langem Siechtum Ende 1889 ein. Eine ähnliche Beeinflussung, wie beim „Korrespondenten“, mußten auch die liberalen Blätter in Rheinbayern über sich ergehen lassen; nur die kleine „Speierer Zeitung“, die das ehemalige Mitglied der Nationalversammlung, Friedrich Kolb, herausgab, suchte ihren freisinnigen Standpunkt einigermaßen zu wahren.

In eine höchst prekäre Lage geriet durch die Bewegung die Augsburger „Allgemeine Zeitung“. Sie war, wie wir gesehen haben, in eine vollständige Abhängigkeit von Oesterreich geraten und hatte durchaus die österreichische Politik vertreten. Da erhob sich plötzlich die nationale Begeisterung, und alle Scharf-

sichtigeren erklärten, daß es Preußens Beruf sei, die Führung des neuen Deutschlands zu übernehmen. Aber der Redakteur Gustav Kolb verschloß sich dieser Erkenntnis vollständig. Es war ihm auch jetzt noch nicht möglich, die „gewisse persönliche Scheu seiner Landsleute vor dem Preußentum“, wie Heydt sagt (S. 124), zu überwinden und sich zu dem höheren politischen Standpunkte eines Paul Pfizer, Gustav Rümelin und Otto Abel emporzuschwingen. Nur selten gestattete er seinem Kollegen C. A. Mebold, für eine deutsche Politik im Sinne Pfizers einzutreten; im geeigneten Momente neigte sich das Zünglein der Wage doch immer wieder nach Österreich hinüber. Heinrich Laube mahnte daher in seiner leidenschaftlichen Weise den Freund, die deutsche Sache doch nicht im Stich zu lassen, wenn ihm auch zunächst noch „der Preuß zuwider“ sei. „Er siegt doch,“ fuhr er dann fort, „denn wir wollen ein deutscher Staat werden, müßten wir persönlich alle darüber zugrunde gehen, und mit diesem Siege wird Ihrer Zeitung, wenn sie so fortschreitet, eine tiefe Wunde geschlagen. . . . Deutschland soll ein Staat werden, das ist alles, und das will Österreich nicht, ja das kann Österreich nicht wollen. . . . Sie wissen das alles so gut wie ich und haben gegen Ihren Verstand gekämpft. . . Fassen Sie sich ein Herz, Freund, es ist die höchste Zeit. Daß Sie nicht bayrisch-partikular sind, hat niemand bezweifelt. Sie sind ein Sympathievogel. Gott schütze uns!“ Doch auch diese Mahnung blieb wirkungslos; Kolb behielt seine österreichische Richtung bei und entfremdete daher der Zeitung einen großen Teil ihrer bisherigen Leser. Während das Blatt 1848 noch 11155 Abonnenten besaß, hatte es deren im nächsten Jahre nur noch 8360; weiterhin ging die Zahl der Abonnenten 1850 auf 7637 und 1851 sogar auf 7064 zurück. Beim Beginn der orientalischen Krisis besserte sich aber die Lage der Zeitung wieder, da die Augsburgerin die ausführlichsten und anschaulichsten Kriegsberichte und auch die zuverlässigsten diplomatischen Nachrichten brachte. Ihre großdeutsche Politik behielt sie jedoch auch ferner bei und schwärmte bis 1866 für Großdeutschland „unter Einfluß und Hegemonie eines würdig verjüngten Österreich.“ Die Katastrophe von 1866 erlebte Gustav Kolb jedoch

nicht mehr; er starb am 16. März 1865. Unmittelbar nach dem Kriege entsagte die Zeitung ihren alten Träumen, bekannte sich zur preussisch-deutschen Politik und wurde nach 1870 sogar eine enthusiastische Verehrerin Bismarcks, desselben Bismarck, den Kolb noch 1862 wegen der Worte vom Blut und Eisen als einen Katilinarier verurteilt hatte.

---

6. Die Presse in Oesterreich. Die Zustände bis zum Jahre 1848. Die Rufe nach Reformen. Der Ausbruch der Revolution. Die beiden alten Wiener Zeitungen. Die Kapriolen der „Wiener Zeitung“. Die Schicksale des „Beobachters“. Das „fremdenblatt“. Die Hochflut der neuen Blätter. Der gesetzliche Boden und die neue Presse. Die bedeutenderen neuen Zeitungen. Die „Konstitution“. Ihr Gründer Leopold Häfner. „Der freimütige“. Dessen Herausgeber Moritz Mahler. Die „Allgemeine österreichische Zeitung“. Ihr Leiter Ernst von Schwarzer. „Die Presse“. Ihr Gründer August Zang. Die „Ost-deutsche Post“, herausgegeben von Ignaz Kuranda. Das „Journal des Österreichischen Lloyd“. Eduard Warrens. Die Prager Presse. Die „Prager Zeitung“ und die „Bohemia“.

Über Oesterreich lagerte die dumpfe Apathie, in der Metternich die Völker der Erblande gebannt hielt, bis zum Ausbruch der Revolution mit ihrer ganzen grausamen Schwere. Die Gedankenflut der Zeit vermochte nicht über die hohe unsichtbare Mauer zu schlagen, die Oesterreich seit Jahrzehnten umgab, sodaß die große Masse des Volkes keine Ahnung von dem besaß, was sich vorbereitete. In öder Geistessträgheit lebten die meisten in den Tag hinein und ließen die hohe kaiserliche Regierung für alles sorgen. Und diese tat denn auch, mit dem Kaiser an der Spitze, redlich alles, um jede Aufklärung über politische Dinge fern zu halten. Kaiser Franz besaß eine so heftige Abneigung gegen konstitutionelle Staatseinrichtungen, daß ihn schon das bloße Wort in Aufregung versetzte. Als sein Leibarzt Stifft ihm einmal bemerkte, daß er eine kräftige Konstitution besitze, fuhr er ihn unwillig an: „Was reden Sie da? Wir sind alte gute Bekannte, aber, Stifft, dieses Wort lassen Sie mich nicht mehr hören! Eine dauerhafte Natur, sagen Sie, oder in Gottes Namen eine gute

Komplexion, aber es gibt gar keine gute Konstitution! Ich habe keine Konstitution und werde nie eine haben!" Man ging aber auch noch weiter; man wollte überhaupt gar keine geistigeksamkeit, auch nicht einmal auf rein wissenschaftlichem Gebiete. Als eines Tages die Laibacher Professoren wegen unerhörter Forderungen beim Kaiser vorstellig wurden, erklärte dieser: „Ich brauche keine Gelehrten, sondern gute rechtschaffne Bürger. Wer mir dient, muß lehren, was ich befehle; wer dies nicht tun kann oder mir mit neuen Ideen kommt, der kann gehen, oder ich werde ihn entfernen.“ Und als dann doch gelegentlich Bedenken hervortraten, es könne unter diesen Umständen einmal den nötigen wissenschaftlichen Bedürfnissen nicht genügt werden, wies ein vor-märzlicher Staatsmann diese Sorge mit den Worten zurück: „Brauchen wir Wissenschaft, so lassen wir ein paar norddeutsche Protestanten befehren, dann haben wir sie.“ Der Tod des Kaisers Franz änderte an der Lage nichts; Kaiser Ferdinand, der in der Regierung folgte, ließ alles beim alten. Nur eine Konzession machte er; er ließ die Jesuiten ins Land.

Ganz vollständig vermochte Metternich den neuen Geist, der „draußen im Reich“ sich mehr und mehr zu regen begann, aber doch nicht von Österreich fernzuhalten. Verschiedene geniale Köpfe wurden von ihm trotzdem und alledem erfüllt. Anastasius Grün trat mit seinen „Spaziergängen eines Wiener Poeten“ hervor, in denen er laut über die Unterdrückung alles geistigen Lebens klagte.

„Ach, es kann der Freiheit Blume  
Hierzulande nicht gedeihn!“

sang er melancholisch.

Mit schärferen Accenten betonte Baron Adrian Berburg in seinem Buche „Österreich und seine Zukunft“ die Notwendigkeit der Reformen. Er tritt hier für Reichsstände, Pressfreiheit und Öffentlichkeit des Gemeindelebens ein. Am heftigsten aber wandten sich die „Sibyllinischen Bücher aus Österreich“ gegen die „engherzige, zagende Kabinettspolitik Österreichs.“ Sie rührten, wie man erst später erfuhr, von einem Angehörigen des Heeres, dem Geniehauptmann Karl Möring, her. Energisch wird hier gegen die geistige Absperrung protestiert. Immer lebhafter erörterte man



erwärts das Herannahen einer neuen Zeit, sagt er, nur in Oesterreich erfahre man nichts davon; in den oesterreichischen Zeitungen sei nichts davon zu verspüren. Aber auch hier würden die Dinge einmal wenden. „Nur wollen einige meinen,“ sagt er dann hinzu, „man brauche keinen Oedipus mehr; käme ein Herkules, um den Aegiasstall zu reinigen, um die vielfache Hydra der Bureaucratie totzuschlagen, um die schwarzen Empyre, die symphalischen Vögel zurückzuschrecken — to their man see!“

Natürlich erschienen diese Schriften im Auslande, bei Campe in Hamburg, und waren in Oesterreich verboten, wurden aber auf geheimen Wegen eingeschmuggelt.

Ein gewisser Kreis von Gebildeten war also von den Freiheits-Ideen der Zeit mehr und mehr erfüllt worden, und als die französischen Zeitungen nun eines Tages die Kunde von den pariser Vorgängen des 24. Februar nach Wien brachten, entstand hier sofort eine außerordentliche Aufregung. Das Café Daum, wo einzig und allein die französischen Blätter auflagen, füllte sich im Umsehen mit Besuchern, und einer der Gäste bestieg einen Tisch und las von dort herab die Schilderung der Ereignisse vor. Die Nachrichten wirkten wie Blitzschläge; sie weckten das gesammte Volk auf und riefen allerwärts die Überzeugung hervor, daß auch das alte Oesterreich sich ausgelebt habe. Schon am 3. März erfolgte der erste direkte Angriff gegen Metternich in einer Rede Rossuths über eine Adresse an den Kaiser, in der eine Verfassung für alle Länder“ verlangt wurde, und gleich darauf brach ein ganzer Adressensturm los, dem tumultuarische Versammlungen und Ausschreitungen folgten. Im Laufe von wenigen Tagen befand sich ganz Oesterreich in fieberhafter Aufregung, in offener Revolution, der die Regierung hilflos gegenüber stand. Am 13. März trat Metternich zurück, und am 14. wurde die Censur aufgehoben und die Preßfreiheit bewilligt.

Diese bedingungslose Erlösung von all den drückenden Fesseln, unter denen man bisher geschmachtet hatte, vollzog sich aber so unvermittelt, daß man sich zunächst gar nicht in sie hineinfinden konnte und die wunderlichsten Kapriolen machte. Ganz betroffen

zeigten sich die beiden alten Wiener Zeitungen, die „Wiener Zeitung“ und der „Österreichische Beobachter“, die jahrzehntelang in der Randare dahergetrottet hatten und sich nun plötzlich jedes Zaumes entledigt sahen. Die „Wiener Zeitung“ war ganz verwirrt. Während sie in ihrem amtlichen Teile den offiziellen Ton beibehielt, gebärdete sie sich in dem nichtamtlichen ganz radikal bis zum Exzeß und morgen wieder reaktionär, und dabei brachte sie eine ganze Anzahl von Gedichten, die die neue Freiheit in überschwänglichem Tone verherrlichten. Ihr Redakteur Dr. Moriz Heyßler hatte so vollständig das Gleichgewicht verloren, daß die „Grenzboten“ (1848, II, 109) spotten konnten: „Die ‚Wiener Zeitung‘ ist ein reichhaltiges und strebsames Blatt ohne Redaktion. Redakteur en chef scheint der Drucker oder der printers devil, d. h. der Zufall, zu sein.“ Im Grunde seines Herzens neigte Heyßler jedoch durchaus den freiheitlichen Bestrebungen zu und ließ das dann im Laufe der nächsten Wochen immer deutlicher hervortreten. Unmittelbar nach der Proklamierung der Pressefreiheit führte er den Leitartikel in der Zeitung ein und widmete gleich den ersten den neuen Errungenschaften. „Mit welchen Gefühlen,“ begann er, „die Pressefreiheit, dieses von allen Klassen der Gesellschaft bis hinab in ihre vernachlässigten Schichten mit gleicher Begeisterung begrüßte Geschenk unsers geliebten Monarchen, insbesondere von den Vertretern der Presse, zumal der Tagespresse, begrüßt wurde, kann nur der beurteilen, welcher den drückenden Alp, der nun glücklich hinweggenommen ist, auf dem eigenen Geiste und der eigenen Feder lasten gefühlt.“ Bald nachher fügte er, um die neuesten Nachrichten schneller übermitteln zu können, dem Hauptblatte ein „Abendblatt“ hinzu. Unterdessen steigerte sich die allgemeine Erregung mit großer Vehemenz, und zugleich trat zu den bisherigen Fragen noch eine große Menge neuer, unter denen die „deutsche Frage“ einen hervorragenden Platz einnahm. Die „Wiener Zeitung“ behandelte alle diese Angelegenheiten mit großer Leidenschaft, und als Friedrich Wilhelm IV. seine Ansprache „An mein Volk und die deutsche Nation“ gehalten hatte, antwortete sie mit einem so fulminanten Artikel, daß es zu diplomatischen Erörterungen kam

und der österreichische Gesandte in Berlin alle Mühe hatte, dem preussischen Hofe begreiflich zu machen, daß die kaiserliche Regierung nur das vertreten könne, was im amtlichen Teile der „Wiener Zeitung“ stehe. Weiterhin wurde die Kluft zwischen dem amtlichen und nichtamtlichen Teile der Zeitung jedoch so schroff, daß auch die eigene Regierung davon höchst peinlich berührt wurde. Die Redaktion ging ganz in die radikale Strömung hinüber, glorifizierte die Barrikadentage vom 26. bis 28. Mai und machte sich der ungeheuerlichsten Taktlosigkeiten schuldig, sodaß schließlich Heyßler mit dem 1. Juli verabschiedet und die Redaktion in die Hände von A. Adolf Schmidl gelegt wurde. Dieser befließigte sich eines maßvolleren Tones, änderte auch die innere Einrichtung etwas ab, indem er an Stelle des Feuilletons im Hauptblatte eine besondere „Beilage zur Wiener Zeitung“ einführte, die dann später zu einem Forum für allerlei wertvolle wissenschaftliche Darlegungen geworden ist. Allein Schmidl hielt sich in seiner Position nur bis Mitte September. Wie es scheint, war das Ministerium mit seiner finanziellen Gebarung nicht zufrieden, und Rudolf Eitelberger von Edelberg, bisher Dozent der Theorie und Geschichte der bildenden Künste an der Wiener Universität, trat an seine Stelle. Mit diesem sollte aber die Regierung bald noch schlimmere Erfahrungen machen, als mit Dr. Heyßler. Denn als die blutigen Oktobertage erschienen, ging Eitelberger jubelnd ins Lager der Aufständischen über, verlangte „die Entnationalisierung des Staates, wie die Entkirchlichung desselben,“ erhob — er, der Hauptredakteur des Regierungsblattes! — Protest gegen die vom Hofe beschlossene Verlegung des Reichstages nach Kremier und erklärte, daß nur der Reichstag eine solche Bestimmung treffen könne. Und als Mitte Oktober der Fürst Windischgrätz gegen Wien heranrückte, figurierten die Aufständischen in den Nachrichten, die das Regierungsblatt vom Kampfplatze brachte, regelmäßig als „die Unsern“; zugleich wurden die Berichte des polnischen Generals Bem an den Oberkommandanten Messenhauser, in denen die Kaiserlichen „die Rebellentruppen“ hießen, von dem mit dem kaiserlichen Doppeladler geschmückten Regierungsblatte ohne Redaktionsbemerkung abgedruckt. Diese Dissonanz wurde

aber sehr bald durch die Kanonen des Fürsten Windischgrätz aufgelöst, und darob verging der „Wiener Zeitung“ für mehrere Tage der Atem. Sie stellte ihr Erscheinen ein und erschien erst am 3. November wieder. Aber wie anders sah sie jetzt aus! Der Freiheitsrausch war vorüber; eine klägliche Ernüchterung hatte sie ergriffen; in durchaus vorschriftsmäßigem Stil wurde über die Vorgänge in der Monarchie und im übrigen Deutschland berichtet. Herr von Eitelberger brachte dieses journalistische Kunststück mit erstaunlichem Geschick zustande und war nur froh, daß man sich im Trubel der Massenverhaftungen und standrechtlichen Hinrichtungen seines Verhaltens während des Oktober nicht mehr erinnerte. Seine ehemaligen Parteigenossen blickten freilich mit bitterem Ingrimm auf diese Wandlung, schalteten die „Wiener Zeitung“ eine Meze, die im Oktober die Aulä auf das begeistertste gepriesen und sie jetzt ein Rebellenest nenne, und verhöhnten den ehemaligen Parteigänger, der die Hof-Étquette nun wieder so musterhaft zu beobachten wisse.\*)

Wesentlich anders, als bei der „Wiener Zeitung“, gestaltete sich das Schicksal des „Österreichischen Beobachters“, des, zwar nicht amtlichen, aber hochoffiziösen Organes des Haus-, Hof- und Staatskanzlers Metternich. Es war ihm zwar der Boden unter den Füßen geschwunden, als sein Herr und Meister am 13. März abgedankt und die Flucht ergriffen hatte, aber es gab sich alle Mühe, nach wie vor seine Würde zu bewahren. Pflichtschuldigst brachte es am 15. März die Verkündigung der Pressefreiheit, doch knüpfte es weiter keine Betrachtungen an, und am nächsten Tage berichtete es über die politische Bewegung wie über ganz gewöhnliche Krawalle, versicherte, daß „in allen Teilen der Stadt“ eine „vollkommene Ruhe“ herrsche, und gab nur zu, daß „leider in einigen Vorstädten und in mehreren Ortschaften außerhalb der Linien“ allerlei „traurige Verirrungen“ vorgekommen seien. Die tiefere Bedeutung der Unruhen wurde vollständig verschwiegen; welche Kräfte hier rangen und sich zur Geltung

---

\*) Freiherr von Helfert, die „Wiener Zeitung“ im Jahre 1848 (Zur Gesch. d. Kaiserl. Wiener Zeitung. Wien, 1903) S. 123 ff.

bringen suchten, schien die Redaktion gar nicht zu ahnen. Das zeigte sich auch weiterhin bei den Berichten über die Bewegung in den übrigen Ländern Deutschlands; nirgends offenbarte sich ein Verständnis für die Ideen, die hier auftraten und zur Herrschaft gelangen wollten, immer wurde nur einfach das Tatsächliche gemeldet. Offenbar berührte den Redakteur der neue Geist, der sich allerwärts so laut und anspruchsvoll äußerte, höchst unangenehm, ja peinlich, und es war ihm sichtlich eine Erleichterung, als er am 27. März den Lesern mitteilen konnte, daß Ernst von Schwarzer, der bisherige Hauptredakteur des Journals des „Österreichischen Lloyd“ in Triest, die Zeitung übernommen habe. Schwarzer bildete das Blatt vollständig um und gab ihm auch den neuen Titel „Allgemeine Österreichische Zeitung“. Infolgedessen verschwand der „Beobachter“ klanglos aus der Zeitungsliteratur, nachdem er jahrzehntelang eine so hervorragende Rolle gespielt und mit allen seinen Äußerungen einen maßgebenden Einfluß auf die gesamte deutsche Presse ausgeübt hatte.

Doch nicht nur die beiden politischen Zeitungen, auch die Unterhaltungs-, Witz-, Anzeige- und Klatschblätter sahen sich durch die Aufhebung der Zensur und die Verkündung der Pressfreiheit auf das lebhafteste berührt und angeregt. Sie nahmen alle rasch eine gewisse politische Färbung an, und das „Fremden-Blatt“, das von Gustav Heine (geb. 1805, gest. 1886), einem Bruder des Dichters Heinrich Heine, 1846 gegründet worden und bisher nur ein einfacher und trockener Gasthof-, Ankunfts- und Abreise-, Kurs- und Theater-Anzeiger gewesen war, wuchs sich rasch zu einer politischen Zeitung aus. Ja sogar die ernstesten wissenschaftlichen Journale fühlten sich gedrungen, der neuen Freiheit, mitten aus ihren gelehrten Erörterungen heraus, ihre Huldigungen darzubringen. Die Ehrmannsche „Zeitschrift für Pharmacie“ schiebt plötzlich zwischen die Abhandlungen über Destillationen und Retortenvorfahren den Jubelruf „Heil dem Vaterlande“ und druckt dann das kaiserliche Patent vom 15. März, Castells „Lied für die Nationalgarde“, Gerhards Strophem „Die Presse frei!“ und anderes ab, worauf sie

dann ohne weiteres mit einem Artikel über die Blutegelzucht in ihr Gleis zurückkehrt.

Am rücksichtslosesten, mit clementarer Heftigkeit, äußerte sich jedoch die allgemeine Erregung in den neuen Blättern, die am 15. März ab wie Pilze hervorschoffen. Nicht weniger denn 20 solcher journalistischen Erzeugnisse tauchten in dem bewegten Jahr in Wien auf. Aber auch ganz wie in Berlin brachte die größte Mehrzahl es nur zu einer kurzen Lebensdauer. Sehr viele welkten, kaum erstanden, auch schon wieder dahin. Die meisten erhielten sich während ihres kurzen Daseins durch die freie Reportage, den Straßenverkauf. In allem zeigte sich zunächst, so charakterisiert Richter diese Zeitungsliteratur\*), der Mangel an politischer Gesinnung und Erziehung eines aus Sklaventritten plötzlich befreiten Volkes, das das kostbare Geschenk der freien Presse noch nicht zu benützen verstand. Als dann aber der erste Freudenrausch vorüber war, entwickelte sich ein für Österreich ganz neues Schauspiel, das Parteileben, und im Gefolge dessen die Parteipresse. Einen gemeinsamen Ton hielt die Wiener Presse jedoch allezeit fest, ob sie liberal, radikal, konservativ, clerikal, sozialistisch, regierungstreu oder oppositionell gefärbt war, das war ihr Zentralismus im Gegensatz zu dem neuentstandenen, jedoch nur höchst unbedeutenden Föderalismus der Provinzpresse. Neu war die katholisch-politische Richtung. Vorübergehend erschienen auch deutsch-nationale Blätter, die den Gedanken des Aufgehens von Österreich in Deutschland vertraten.

Die erste neue Zeitung erschien am 19. März in Wien. Sie führte bezeichnenderweise den Titel „Satan“, wurde von Dr. Bongraz herausgegeben, brachte es aber nur noch zu einer № 2, die kein Datum trug. Am nächsten Tage (20. März) trat in Wien „Die Konstitution“ von L. Häfner hervor, die bald großen Einfluß gewann, am 25. März „Das Banner des Fortschritts“ von Dr. J. Wildner-Maitzstein (erschien bis zum 24. Juni), am 27. März der „Konstitutionelle Courier

\*) S. M. Richter, die Wiener Presse (Wien 1848—1888. Denkschrift zum 2. Dez. 1888, herausgeg. vom Gemeinderate der Stadt Wien.) Wien 1888. Bd. II, S. 419.

r die Wiener Vorstadtgemeinden“ von Johann Karl (bis  
 n 13. Mai), am 28. März „Der Volksfreund“ von Josef  
 nk (bis zum 19. Oktober), am 29. März „Das junge  
 erreich“, national-politisches Organ der Wiener Hochschule,  
 n L. Eckart (bis zum 16. Mai), am 30. März „Der Frei-  
 ütige“ von Mahler (bis zum 25. Oktober), ferner „Der poli-  
 sche Kellner im neuen Gasthause zum freien Mann, wo man  
 erhand Geistiges und überhaupt wahren Geurigen zu den  
 ichtigsten Preisen bekommt“ (nur 5 Nummern), am 1. April die  
 onstitutionelle Donauzeitung“ von Dr. C. F. Hof und  
 n Mit-Redakteuren Dr. C. E. Schindler und Sigm. Eng-  
 nder, in deren № 68 vom 8. Juni Grillparzers berühmtes  
 edicht an den Feldmarschall Radetzky erschien „Glück auf, mein  
 eldherr, führe den Streich!“ (bis zum 6. Juli), „Der öster-  
 eichische Nationalgardist“ von Dr. Hermann Meynert (bis  
 am 28. Juni) und die Österreichische konstitutionelle  
 eutsche Zeitung“ von Dr. Heinrich Löw (bis zum 13. August),  
 am 5. April die „Opposition für Volk und Recht“ von S. N.  
 Ritschner, mit dem Bemerkten, daß das Blatt „beinahe“ täglich aus-  
 gegeben werde (bis zum 17. Mai), am 15. April „Der öster-  
 eichische Landbote“ mit dem Wahlspruch „Recht und Gesetz,  
 öffentlichkeit, Freiheit und Ordnung“, von Wilhelm Ehrlich (bis  
 zum 15. Juli), am 10. Mai der „Gerad' aus! Politisches Abend-  
 blatt fürs Volk“ von Friß (bis zum 26. Oktober), am 1. Juni  
 die „Zeitung für die Wiener Nationalgarde“ von Dr.  
 Kluck, Dr. Netwald und Karl Scherzer (bis zum 26. Oktober),  
 am 3. Juni die „Wiener Gassen-Zeitung“ von Terzky (bis  
 zum 26. Oktober). Am 10. Juni erschien der „Wanderer“  
 (. 12 137) mit dem erweiterten Titel „Ein politisch-belletristischer  
 Tagesbote für Stadt und Land“, herausgegeben von Ferdinand  
 Seyfried und August Silberstein, am 16. Juni die „Kleine  
 Reichstags-Zeitung“ von August Bang (bis zum 20. Juni)  
 und „Der Radikale“ von Dr. A. J. Becker mit den Mit-  
 arbeitern W. Messenhauser, Dr. R. Tausenau, Jos. Tuvora,  
 Fr. Hebbel, Joh. Nordmann u. a. (bis zum 26. Oktober), am  
 24. Juni „Der Demokrat“ als neue Folge des „Wanderers“,



am 3. Juli „Die Presse“, herausgegeben von August Bang, redigiert von Dr. Leopold Landsteiner, am 7. Juli „Der Ohnehofse, Volksblatt für unumschränkte Freiheit und soziale Reform“ von Heinrich Blauberg (bis zum 29. Juli), am 11. Juli „Schwarz-Rot-Gold, Vereinsblatt der Deutschen in Oesterreich“, herausgegeben von Dr. L. v. Löhner, redigiert von Dr. Kuh, Jos. Rank, F. Uhl, Dr. Rob. Zimmermann u. a. (bis zum 15. August), am 18. Juli eine „Allgemeine Slavische Zeitung“ von S. Terebelstky (bis zum 21. Oktober), am 24. Juli „Die Geißel, Tagblatt aller Tagblätter“ von S. F. Böhlinger (bis zum 31. Dezember), am 3. August „Der politische Eitel, Tag-, Klatsch-, Schmäh- und Schimpfblatt“, verantwortlicher „Treiber“ S. Grinzinger (bis Mitte August nur 6 Nummern), am 16. August „Die Reform, politisch-soziales Tagblatt“ von Sigm. Engländer (bis zum 24. Oktober), am 1. September „Die Volkswehr, wichtiges Organ für die National-Garde“ von Jos. Hirschfeld (bis zum 15. Okt.), am 5. September „Die goldene Mittelstraße, populäres Organ der gemäßigten Partei“ mit dem Motto „Man höre auch den andern Teil“ von Professor Franz Anton Rosental (bis zum 30. Dezember), am 1. Oktober die „Ost-deutsche Post“ von Ignaz Kuranda (bis 1866), am 1. November der „Oesterreichische Korrespondent“ von Dr. Julius Seidlitz (bis zum 31. Dezember), am 10. November „Schild und Schwert“, politisch-konservatives Journal, von Joh. Quirin Endlich (bis zum 31. Dez.) und am 21. November auf's neue der „Wanderer, fünfunddreißigster Jahrgang“, der den „Demokraten“ wieder abgestreift hat, redigiert von Ferd. v. Seyfried.

Doch bleibt noch ein Rest von vielen unbedeutenden Blättern, die nur ganz kurze Zeit erschienen (es befinden sich nicht weniger denn 34 Eintagsfliegen darunter und 26, die keine Woche überlebten), auf deren Aufzählung wir füglich verzichten.

Der gesetzliche Boden, auf dem diese ganze Wiener Presse stand, war äußerst schwankend. Nachdem am 14. März die Pressefreiheit bewilligt worden war, wurde am 31. ein provisorisches Pressegesetz bekannt gegeben, das aber so viel Widerspruch

regte, daß sich das Ministerium gezwungen sah, es zurückziehen. Darauf erschienen am 18. Mai, jedoch ohne kaiserliche Sanktion — Kaiser Ferdinand hatte am 17. Mai heimlich die Residenz verlassen — mit weitgehender Berücksichtigung aller Wünsche zwei neue „provisorische Verordnungen“, die eine „gegen den Mißbrauch der Presse“, die andere „über das Verfahren in Presssachen“. Alle Bestimmungen des früheren Gesetzes über Cautionspflicht, Vorlage von Pflicht-Exemplaren, Verschärfung der Freiheitsstrafen durch Geldbußen u. s. w. waren beseitigt. Der Redakteur brauchte nicht mehr österreichischer Staatsbürger zu sein, sondern mußte nur im Inlande wohnen. Für das Verfahren in Presssachen war das Geschworenen-Gericht eingeführt. Im großen und ganzen hatten aber diese Gesetzesbestimmungen wenig Zweck, denn in der nun folgenden trüblosen Zeit spielte das Gesetz kaum eine Rolle. Es entwickelte sich bei der vollständigen Machtlosigkeit der Regierung ein allgemeiner Terrorismus, der schließlich seinen Höhepunkt in dem Aufstande erreichte, der am 6. Oktober ausbrach. Darauf rückte der Fürst Windischgrätz mit einem bedeutenden Heere gegen Wien, erklärte am 20. Oktober Stadt und Umgebung in Belagerungszustand und erließ unter dem 23. Oktober von Hezendorf aus eine Proklamation, in der er bestimmte: „Auf die Dauer des Belagerungszustandes sind alle Zeitungsblätter zu suspendieren, mit Ausnahme der ‚Wiener Zeitung‘, die sich bloß auf offizielle Mitteilungen zu beschränken hat.“ Damit war über die Wiener Presse der Stab gebrochen, viele Journalisten suchten das Weite und flohen ins Ausland, und die meisten Zeitungen hörten auf, zu erscheinen. Von Ende Oktober bis Anfang November — am 1. November erfolgte die vollständige Besetzung der Stadt durch Truppen — kam kein einziges Blatt heraus. Am 3. November erschien, wie schon erwähnt wurde, zunächst die „Wiener Zeitung“ wieder und veröffentlichte eine zweite Proklamation des Inhalts, daß die Presse nach den Bestimmungen des ersten Patents beschränkt bleibe, ihre etwaigen Publikationen von der Militärbehörde abhängig seien und der Stadtkommandant allein über die Presse zu befinden habe. Der eiserne Rehrbesen des Fürsten

Windischgrätz hatte also die ganze Wiener Presse hinweggefegt, und der Stadtkommandant Feldmarschalleutnant Walden war nun auf lange Zeit der Regulator der öffentlichen Meinung während die Auditoren des Kriegsgerichts über Sein und Nichtsein der Zeitungen entschieden. Erst am 7. November wagten sich noch einige andere Zeitungen hervor, vermochten jedoch nur kümmerlich zu existieren, da der Vertrieb der Zeitungsblätter an offener Straße verboten war. Der unsichere Zustand änderte sich auch nicht, als am 13. und 14. März 1849 nacheinander zwei kaiserliche Patente erschienen, von denen das erste gegen den Mißbrauch der Presse gerichtet war, das zweite das Verfahren in Fällen der Übertretung feststellte. Es wurde hierbei die Kaution eingeführt, die Vorlegung der Pflichtexemplare gefordert und die österreichische Staatsbürgerschaft für die Redakteure zur Bedingung gemacht. Außerdem versetzte das zweite Patent die Presse in eine traurige Ausnahmestellung, die im damaligen Strafgesetze nicht begründet war, indem es (in den §§ 22 bis 25) schon die bloße Aneiferung zum Ungehorsam, zu Feindseligkeiten wider Nationalitäten, Religionsgemeinschaften, Klassen und Stände der bürgerlichen Gesellschaft zc. als Vergehen bezeichnete. Bei der Dehnbarkeit dieser Bestimmungen war eine gefährliche Auslegung und eine Anklage jederzeit möglich. Die Bestrafung der eigentlichen Übertretungen wurde nicht dem Gerichte, sondern den politischen Behörden anheimgestellt; nur ein Trost war vorläufig noch geblieben, indem die Schuldfrage dem Geschworenengerichte überlassen blieb. Die Bildung der Geschworenen-Listen verzögerte sich jedoch, worauf die Wohltat illusorisch wurde; nicht lange, und auch die Schwurgerichte verschwanden aus dem österreichischen Strafprozesse. Die Militärbehörde hielt sich nicht an das Gesetz; das Konzessionsystem war ihr alleiniger Maßstab. Endlich brachte noch eine Verordnung vom 6. Juli 1851 das System der Verwarnungen, wodurch die Presse dem Gesetze und ihrem ordentlichen Richter entzogen und dem Ermessen der Verwaltungsbehörden ganz anheim gegeben wurde. War die zweimalige schriftliche Verwarnung fruchtlos, so mußte die weitere Herausgabe auf drei Monate eingestellt werden. Es schnitt also nicht

Es richterliche Erkenntnis der Zeitung den Lebensfaden ab, sondern die Administrativbehörde, der Statthalter. Längere Suspension, vollständige Einstellung hing vom Minister des Innern ab. Preßprozesse kamen nicht mehr vor. Diesem Zustande folgte dann gleichsam als Schlußstein im Dezember 1851 die Beseitigung der Verfassung vom 4. März 1849, die Aufhebung der Grundrechte und also auch der Preßfreiheit. Österreich war wieder zum Absolutismus zurückgekehrt. Die Zahl der politischen Zeitungen Österreichs schrumpfte daher immer mehr zusammen, einmal jetzt auch die kirchlichen Streber einen Feldzug gegen die liberale Presse begannen. Die ganze Bevölkerung versank wieder in eine politische Passivität, in der der vaterländische Sinn schwer geschädigt und eine Förderung der politischen Bildung unmöglich gemacht wurde. Von den 388 Journalen des Jahres 1848 waren 1852 in ganz Österreich nur noch 172, von 306 politischen Zeitungen nur mehr 59 übrig.\*)

Die wichtigsten und einflußreichsten der neuen, im Jahre 1848 erstandenen österreichischen Zeitungen waren die „Konstitution“, „Der Freimütige“, die „Allgemeine Österreichische Zeitung“, die „Presse“ und die „Ost-deutsche Post“; außerdem kann zu diesen Blättern auch noch der „Kloß“ gefügt werden, der, bisher in Triest ein handels-politisches Fachblatt, im September nach Wien verpflanzt und dort zu einem politischen Tageblatt großen Stils umgebildet wurde.

Die „Konstitution“ erschien bereits am 20. März in Wien und frappierte sofort durch ihre außerordentliche Heftigkeit und Bitterkeit. Ein solcher Ton, wie ihn dieses Blatt anschlug, war bisher noch nie in Wien gehört worden. Ihr Herausgeber war ein kleiner buckliger Mann, mit einem „unbändigen“ Schnurrbart, Leopold Häfner, den niemand kannte, und um dessen geheimnisvolle Persönlichkeit sich daher alsbald eine Sage spann. Es wurde behauptet, er sei aus den untersten Volksschichten emporgetaucht, früher Hutmachergeselle gewesen, von allerlei schweren Schicksalschlägen betroffen worden und nun von dem heftigsten

\*) Richter, S. 420—424.

Groll gegen alles erfüllt, was ein Wappen, einen Talar, eine Uniform trage. Durch die Nachforschungen Helferts ist jedoch festgestellt worden, daß Häfner, 1818 zu Wien als der Sohn eines Greißlers geboren, eine abgeschlossene Gymnasialbildung erhielt, die Rechte studierte und eine Zeitlang in fürstlich Sickingenschen Diensten stand, unter einem ränkevollen und selbsthätigen Verwalter aber viel zu leiden hatte und daher nach drei Jahren sein Amt wieder aufgab und nun in schwierige und kümmerliche Verhältnisse geriet, bis ihn die Revolution auf einmal emporhob und auf kurze Zeit mit dem Glorienschein der Berühmtheit umgab.\*) Offenbar besaß er etwas Faszinierendes, eine gewisse dämonische Gewalt sowohl in seinem Auftreten, wie in der Sprache seiner Leitartikel. Außerdem war er von einer fanatischen Unternehmungslust erfüllt. Als die Revolution ausbrach, hatte er nur zwanzig Kreuzer in der Tasche, aber er fand sofort Leute, die ihm Kredit zur Gründung der „Konstitution“ gewährten, und auch allerlei geschickte Mitarbeiter, Ludwig Haut, Max C. Grizner jun., Wintersberg, Anton Niederhuber und Dr. Joseph Hrzka, die in seinem Sinne für ihn schrieben. In den ersten Wochen sah das neue Blatt freilich noch ziemlich dürftig aus; es erschien nur in Oktav, aber es entwickelte sich rasch, und vom 4. Mai ab kam es in Quartformat heraus. Gleich in der ersten Nummer wandte sich Häfner mit glühender Leidenschaft gegen die Bureaucratie, „das Beamtentum mit der Erblichkeit und Verkäuflichkeit seiner Stellen, mit seinem Eigendünkel und seiner Borniertheit, mit seiner Gefräßigkeit und seiner schauderhaften Fortpflanzungsfähigkeit“, in der zweiten griff er die Geistlichkeit an, in der vierten brachte er einen Aufruf „an die Nationalgarde“; weiterhin machte er gegen die Slaven Front, die er als „Mittel Dinge zwischen Tieren und Eskimos“ bezeichnete; immer malte er in den grellsten, schreiendsten Farben, und immer mußte er zu fesseln, zu packen und hinzureißen. Ein Schriftsteller jener Zeit, der ihn auch persönlich kannte, Friedrich W. Ebeling, nennt ihn einen Marat und sagt von der „Konstitution“:

\*) Freiherr v. Helfert, Die Wiener Journalistik im Jahre 1848. Wien 1877, S. 30.

Sie war das permanente Gyrassell der Guillotine; ihre Zeilen liefen von Menschenblut, ihre Logik war die des Schwertes, ihr Mittel die Revolution, ihr Ziel die Revolution.“\*) Natürlich regte diese maßlose Sprache sofort ein ungeheures Aufsehen, und jeder griff nach dem Blatte. „Man muß es eben gesehen haben,“ erzählt Siegfried Kapper in seinem Aufsatz „Die Wiener Revolutionsliteratur“ (Bohemia 1848, № 255), „wie sich vom frühen Morgen bis in die späte Nacht die Schau- und Kauflustigen an das Ausgabefenster der Benediktischen Verlagsbuchhandlung am Lobkovic-Platz drängten. Hielt jemand in der Straße ein Zeitungsblatt in der Hand, so war es die ‚Konstitution‘; ging einer pränumerieren, so war es auf die ‚Konstitution‘; verlangte wer im Kaffeehaus vom Marqueur ein Zeitungsblatt, so war es die ‚Konstitution‘.“ Daher war denn auch die Auflage der Zeitung gleich von vornherein sehr bedeutend. Schon nach wenigen Tagen besaß sie fünf bis sechstausend feste Abonnenten, und daneben wurden täglich im Straßenverkauf gegen zehntausend Exemplare abgesetzt. An besonders stürmischen Tagen aber, im August und September, oder wenn Anton Niederhuber, einer der Hauptschreier jener Zeit, in einem fulminanten Artikel versicherte, daß alle Fürsten, der König von Preußen an der Spitze, an den Galgen gehängt werden müßten, stieg die Auflage bis auf fünf- undzwanzigtausend Exemplare. Allein die Herrlichkeit der „Konstitution“ dauerte nicht lange. Als am 6. Oktober in Wien der Aufstand ausbrach, ließ Häfner seine Redaktion wie seine Präsidentschaft im „Zentral-Ausschuß aller demokratischen Vereine“, im Stich und floh donauaufwärts, wurde aber in der Gegend von Krems festgenommen und nach dem Spielberg gebracht. Damit war seine Rolle ausgespielt und ebenso auch die der „Konstitution“. Die Hülfsredakteure suchten das Blatt zwar zu halten, doch hörte es schon am 25. Oktober mit der № 178 zu erscheinen auf.

Nicht so schwarzgallig, wie die „Konstitution“, zeigte sich „Der Freimütige“. Er sah die ganze Bewegung ohne tieferes

\*) Friedrich W. Ebeling, Zähme Geschichten aus wilder Zeit. Leipzig 1851, S. 92.

Verständnis als ein buntes Durcheinander an, ja wohl gar als eine Komödie, an der man unter Umständen auch seinen Spaß haben könne. Der Herausgeber des Blattes, Moriz Mahler, war ein leichtfertiger junger Mensch, der vordem für Bäuerles Theaterzeitung gearbeitet, die Sehenswürdigkeiten des Würtembergers besprochen und den schaulustigen und genußsüchtigen Wiesens „mit dem Humor eines angenehmen Betrunknen“, wie sich Ebeling ausdrückt, bald über die Drolligkeit eines Affentheaters und die Vorzüglichkeit einer neuen Schuhwichse, bald über die Eleganz eines Taschenspielers und die liebliche Süße eines Schweizerkäses berichtet hatte. Als die Revolution ausbrach, war er schnell bei der Hand, die neue Situation für sich auszunutzen, und gründete auf's Geratewohl den „Freimütigen“. Die erste Nummer erschien bereits am 30. März in Quart und kündigte an, daß die neue Zeitung sowohl für „Denker“, wie für „Lacher“ bestimmt sei. „Bornehmheit, Klassizitätshochmut und lederneß Wissen“, hieß es da, „taugen nicht für die raschrollende Zeit und Journalist. Wir müssen von gestern nach morgen leben wie die Lumpen. Was wir heute erworben, muß morgen verpraßt werden. Hoch lebe die Lumperei! sagt Börne.“ Und nun brachte er ein Quodlibet von Berichten, Späßen und Ansichten, „Gedanken in Hemdsärmeln“, „Kaketen für politische Finsterlinge“, „Nadelstiche für Mucker“ zc. Allein diese oberflächlichen Blandereien, Witze und Späße vermochten das Publikum doch nur auf kurze Zeit zu fesseln, und da Mahler nicht mehr zu geben vermochte, so sah er sich schleunigst nach Mitarbeitern um. Seiner Findigkeit gelang es auch bald, solche zunächst in Joseph Tuvora, sodann in Isidor Heller zu erlangen. Tuvora war ein früherer Münzbeamter, der sich aber schon seit Jahren mit Politik beschäftigte und für hervorragende Zeitungen, den „Nürnbergers Korrespondenten“, die „Kölnische Zeitung“, die „Leipziger Allgemeine“, schrieb. Durch mancherlei Drangsale und Demütigungen gekränkt und verletzt gehörte er wie Häfner zu den Verbitterten; doch brachte er seinen Haß gegen das alte System mit einer gewissen Eleganz zum Ausdruck. Den bisherigen cynisch-humoristischen Ton des Blattes mußte er bald mehr und mehr zurückzudrängen und dadurch das



Blatt auf eine höhere Stufe zu heben. In kurzer Zeit stieg daher die Auflage auf 5000 Exemplare. Der andere neue Mitarbeiter, Sidor Heller, aus Böhmen gebürtig, gab dem feuilletonistischen Teile des Blattes einen besseren Inhalt. Mahler bezieht sich schließlich nur noch die letzte Seite der Nummer vor, wo unter der Rubrik „Eingesandt“ alle möglichen Klagen vorgebracht und mit „mahlerischem Witz“ verbrämt wurden. Um dem Blatte noch mehr Ansehen zu geben, verwandelte Mahler am 6. August das bisherige Quart in Groß-Folio, sodaß der „Freimütige“ jetzt das größte Format der Wiener Tagespresse besaß. Damit hatte die Zeitung aber auch schon ihren Höhepunkt erreicht. Je stürmischer die Zeiten wurden, desto weniger zeigte sie sich ihrer Aufgabe gewachsen, und als der Oktoberaufstand ausbrach, floh Tuvora bereits am 6. Oktober. Nun suchte Mahler sein Schiff auch ohne Tuvora flott zu erhalten, doch Drucker und Setzer eilten jetzt auf die Barrikaden, um gegen die Truppen des Fürsten Windischgrätz zu kämpfen, worauf schließlich weiter nichts übrig blieb, als am 25. Oktober mit der № 172 die Herausgabe des Blattes einzustellen. Bald nachher, während der Einnahme der Stadt, am Abend des 31. Oktobers, suchte auch Mahler das Weite.

Eine etwas vornehmere Haltung suchte sich die „Allgemeine österreichische Zeitung“ zu geben. Sie trat, wie schon Seite 629 gesagt wurde, an die Stelle des hochoffiziösen „Beobachters“, übernahm von diesem aber auch nicht den kleinsten Charakterzug. Wie die „Konstitution“ und der „Freimütige“, so kündigte auch sie sich als „Oppositions-Blatt“ an und entwickelte dabei sogar ein gewisses politisches Programm. Sie erklärte sich für ein exklusives Deutschtum und bekannte sich als entschiedene Gegnerin des Ministeriums Billersdorff. Ihr Leiter Ernst von Schwarzer war bereits ein Mann von vierzig Jahren, als er in die politische Arena trat, und hatte auch schon ein sehr bewegtes Leben hinter sich. Als der Sohn eines geadelten Offiziers, hatte auch er zunächst die Offizierskarrière eingeschlagen, aber bald den Dienst quittiert und war nun in eine höchst abenteuerliche Laufbahn hineingeraten. Wie Freiherr von Helfert erzählt, versah er zunächst,

nachdem er seinen Abschied genommen, das Amt eines Sekretärs bei einem russischen General in Genf, fristete dann sein Leben eine Zeitlang als Schilder- und Wappenmaler in Tirol, als Handelsagent in Italien, als Gehilfe in August Zangs Kunstbäckerei in Paris, als Teilhaber an einem Bierbrauerei-Geschäft in London, bis es ihm schließlich 1844 gelang, die Redaktion des „Österreichischen Lloyd“ in Triest zu erhalten und sich dort durch national-ökonomische Aufsätze ein gewisses Ansehen zu verschaffen. Durch diese journalistische Tätigkeit spann er nun auch Beziehungen zu Wien an, die es ihm dann 1848 ermöglichten, den alles Haltes beraubten „Beobachter“ zu erfassen und zunächst in die „Österreichische Zeitung“ und bald nachher in die „Allgemeine österreichische Zeitung“ umzubilden. Die neue Zeitung erschien vom 31. März ab täglich in Quartformat in Stärke von einem Bogen. Die lebhafteste Beteiligung am politischen Leben nahm aber Schwarzer so sehr in Anspruch, daß er sich alsbald nach einem Mitarbeiter umsehen mußte und diesen in Hermann Zelinet fand. Aber Zelinet war einer der verschrobensten und überspanntesten Revolutionäre, die in Wien ihr Wesen trieben, und entwickelte in seinen Artikeln so ungeheuerliche Ideen, daß er sich bald unmöglich machte. Er ging dann zu andern Blättern über, wütete dort noch maßloser und wurde daher bald nach der Besetzung der Stadt festgenommen und am 23. November standrechtlich erschossen. Schwarzer hatte mittlerweile den entgegengesetzten Weg eingeschlagen, sich immer größerer Mäßigung befleißigt, und so überraschte es denn schließlich kaum, daß bei der Bildung des Ministeriums Doblhoff Mitte Juli „der wegen seiner national-ökonomischen Kenntnisse allgemein geschätzte“ Ernst von Schwarzer Minister für öffentliche Arbeiten wurde. Die Leitung des Blattes übernahm nun F. D. Hübner, wobei Schwarzer ausdrücklich bemerkte, daß der neue Hauptredakteur durchaus unabhängig sei, und die Zeitung nach wie vor in „unwandelbarer Begeisterung für Freiheit und Fortschritt“ eintreten werde. Allein ein gewisser Einfluß Schwarzers machte sich trotz alledem sehr bald geltend; der oppositionelle Ton wurde mehr und mehr herabgestimmt, und die Haltung der Regierung in Schutz genommen

und verteidigt. Dieser Wandel erregte natürlich bei der oppositionellen Presse eine große Entrüstung. Karl Ferdinand Hoch und Schwarzzer in der „Donauzeitung“ vor, daß er „Gefinnungen und Freunde wechselt, wie man einen Handschuh auszieht“, und Quirin Endlich rief im „Zuschauer“ aus: „Mit der Gewandtheit eines Taschenspielers und sonst routinierten Mannes weiß er seine Hamäleonische Gestalt geschickt zu decken; aber der denkende Vaterlandsfreund schleudert auf sein Haupt ein donnerndes Damnatur!“ Noch heftigere Angriffe folgten, worauf sich Schwarzzer nicht länger im Ministerium zu halten vermochte und zu Anfang September zurücktrat. Nun aber änderte sich auch wieder der Ton der „Allgemeinen österreichischen Zeitung“; das Blatt ging wieder zum Radikalismus über, und Schwarzzer scheute sich sogar nicht, seine früheren Amtsgenossen anzugreifen und zu verdächtigen. Das unsaubere Spiel dauerte jedoch nicht lange; der Oktobersturm riß auch die „Allgemeine österreichische Zeitung“ mit allen ihren Wurzeln aus dem Boden und schleuderte sie nieder; am 26. Oktober erschien sie mit ihrer Nummer 207 zum letzten Mal.

Mit ganz besonderem Geschick wurde „Die Presse“ ins Leben gerufen und geleitet. Ihr Gründer war August Bang, ein äußerst energischer Mann von scharfem Verstande und sicherem Urteil, besonders in ökonomischen Angelegenheiten. Wie Schwarzzer, so hatte auch er bereits, bevor er zur Journalistik überging, einen seltsamen Lebenslauf hinter sich. Am 2. August 1807 als der Sohn eines Wiener Arztes geboren, schlug er zunächst die Offizierskarriere ein, gab sie aber, da sie ihn nicht befriedigte, bald auf, unternahm Bauspekulationen und ging dann, getrieben von einem rastlosen Unternehmungsgeist, nach Paris, um dort die Wiener Kunstbäckerei einzuführen. Das Geschäft schlug auch ein — noch heute besteht die Boulangerie Bang in der Rue Richelieu —, aber als die Revolution in Wien ausbrach, verkaufte er es schleunigst und eilte nach seiner Vaterstadt, um dort nach dem Muster von Emil de Girardins Zeitung „La Presse“ ein politisches Blatt zu gründen, dem er ebenfalls den Titel „Die Presse“ gab. Zum Mitarbeiter gewann er einen sehr bewanderten und kenntnisreichen Journalisten, Dr. Leopold Landsteiner, den er be-

reits in Paris kennen gelernt hatte. Als Richtschnur stellte er für die ökonomische Seite des Unternehmens die größte Billigkeit hin. Er setzte als Preis für die Nummer des Blattes (ein ganzer dreigespaltener Bogen in Folio) nur einen Kreuzer; dazu erfolgte für die Abonnenten noch die Zustellung ins Haus „ohne Erhöhung des Preises“. Einen solchen geringen Betrag für eine Zeitung hatte man bisher in Wien noch nicht gekannt; die Einführung des Blattes ließ sich daher sehr leicht bewerkstelligen. Für die politische Haltung der „Presse“ schrieb er das Eintreten und Kämpfen für die Erhaltung der Ordnung vor. Er trat also dem Radikalismus entgegen, dem alle anderen Blätter halbdigten, und verurteilte heftig den übermütigen, herausfordernden Ton der „Konstitution“ und des „Freimütigen“. An die Spitze jeder Nummer stellte er das Motto: „Gleiches Recht für alle.“ In dem Eingang-Artikel kündigte er die neue Zeitung als „Das Journal der reinen Demokratie“ an. Die erste Nummer erschien am 3. Juli; darauf kam das Blatt täglich heraus. August Bang wurde als Herausgeber, Dr. Leopold Landsteiner als Haupt-Redakteur bezeichnet. Sehr bald zeigte es sich, daß Bang sowohl wie Landsteiner alle übrigen Zeitungsleiter und Journalisten Wiens bei weitem überragte; beide hatten sich in Paris eine bedeutende politische Bildung angeeignet, und zudem verfügte Landsteiner über eine gewinnende Eleganz des Vortrags, eine gewisse Bonhomie, die gegen das wüste Geschrei und die freche Urteilslosigkeit der meisten übrigen Zeitungsschreiber grell abstach. Unablässig mahnte die „Presse“ zur Besonnenheit; nur dann könne sich die nötige Klärung vollziehen, und aus dieser werde sich dann Recht und Gesetz entwickeln. Das sinnlose Freiheitsgeschrei führe zu nichts. Dieses Auftreten der „Presse“ und zudem ihr Erfolg rief sehr bald den Haß und Neid der Radikalen hervor. Sie verdächtigten Bang, er habe sich „geheime“ Hilfsquellen eröffnet, täusche das Publikum mit der Angabe, sein Blatt habe eine Auflage von 10000 Exemplaren, und verfolge eine reaktionäre, servile Tendenz, die man als „schwarzgelb“ bezeichnen müsse. Ja, es erschien sogar ein Flugblatt, in welchem mit großen Lettern gewarnt wurde: „Hütet Euch! Kauft ja nicht das Tageblatt die

„Presse!“ Und dann hieß es u. a.: „Würdige Bewohner Wiens! Lasset Euch durch das große Format dieser Zeitung nicht verlocken, sie zu kaufen! Dieses ist kein Blatt für Euch, kein Blatt zur Aufklärung des Volkes. Es ist eine Zensur! Ihre Basis ist Reaction, und ihr infernalischer aristokratischer Gestank dampft aus dem Riesen-Kreuzer-Folio!“ Aber Zang ließ sich durch solche Angriffe und Schmähungen nicht bedrücken oder einschüchtern; er antwortete nicht minder grob und bissig. In einem Artikel in № 12 vom 14. Juli, den er mit seinem Namen unterzeichnete, wies er zunächst mit stark betonter Freude auf den „in der Geschichte der Journalistik beispiellosen Erfolg“ seines Blattes hin, „den wir“ allerdings, wie er „bescheiden“ hinzufügte, „nicht so sehr dem Werte unserer Leistung, als dem gänzlichen Unwerte jener unserer Gegner beizumessen“ haben, und dann rechnete er die Auslagen für Satz, Papier und Druck bei seiner Zeitung vor und erklärte, daß sich bei diesen Unkosten bei einer Auflage von 10000 Exemplaren immerhin ein ganz hübscher Überschuß ergebe, mithin „geheime Hülfquellen“ nicht eröffnet werden brauchten. Sollte aber das Publikum trogalledem den Schmähungen und Verdächtigungen der Gegner Gehör schenken und sich von der „Presse“ abwenden, so werde es „seinen Durst nach Wissen für 6 Gulden in den ekelhaft schmutzigen Tränken solcher Blätter wie der ‚Gerad‘ aus‘, die ‚Gassenzeitung‘, die ‚Konstitution‘ und ihresgleichen stillen müssen.“

Die Angriffe der Gegner blieben denn auch wirkungslos, und die „Presse“ gewann immer mehr an Terrain, auch in den oberen Schichten. Graf Stadion suchte sogar eine sehr enge Fühlung mit dem Blatte, sodaß man in den gegnerischen Kreisen annahm, nicht Zang, sondern Stadion sei in Wirklichkeit der Gründer der „Presse“ gewesen. Als kluger Geschäftsmann ging Zang jedoch auf kein bindendes Verhältniß ein, weder bei der Regierung, noch bei der „haute Finance“, die sich alsbald an ihn heranzudrängen suchte; er sicherte sich immer die freie Hand und stand sich dabei geschäftlich stets am besten. Weit entfernt, sich für ideale politische Bestrebungen in die Schanze zu schlagen, spähte er nur immer, wie er den Ertrag des Blattes möglichst

steigern könne; diejenige Politik war ihm für seine Zeitung die einzig richtige, mit der er, wie er sich ausdrückte, am meisten „Goldmachen“ könne. Offen erklärte er, daß sein Ideal einer Zeitung ein Blatt sei, das nicht eine einzige unbezahlte Zeile enthalte, in welchem selbst die Königin von England ihre Thronecke inserieren müsse. Nicht mit Unrecht hat man ihn daher den Vater aller Preßkorruptionen genannt.

Auch bei der weiteren Entwicklung der Dinge entschied für die Haltung der „Presse“ stets der geschäftliche Vorteil, offenbar auch während der stürmischen Oktobertage. Nichtsdestoweniger durfte nach der Einnahme Wiens und während des Belagerungszustandes auch die „Presse“ nicht weiter in der Hauptstadt erscheinen und wanderte daher nach Brünn aus, wo sie nun ein ganzes Jahr lang fortgeführt wurde. Die Opposition, die jedoch jetzt das Blatt der Regierung machte, war dieser so unbequem, daß sie auf den Brüunner Drucker einwirkte und ihn veranlaßte, der Zeitung seine Presse zu entziehen, was dann das Aufhören des Erscheinens zur Folge hatte. Darauf mußte Zang sein Unternehmen anderthalb Jahre ruhen lassen, bis er endlich im Sommer 1851 die Erlaubnis erlangte, sein Blatt wieder in Wien herauszugeben, obgleich dort noch immer der Belagerungszustand herrschte. Die Haltung der Zeitung war jetzt natürlich eine weit vorsichtiger als in Brünn, doch behielt sie die oppositionelle Richtung bei und gewann sich dadurch die große Menge der Unzufriedenen. Weiterhin blieb sie dann viele Jahre das Organ der gemäßigten liberalen Partei, büßte aber mit der Zeit ihren großen Einfluß ein, worauf Zang 1867 das Blatt an eine Bankgesellschaft verkaufte und sich industriellen Unternehmungen und Spekulationen widmete. Auch hier mußte er stets geschickt zu operieren, sodaß er, als er am 4. März 1888 in Wien starb, ein großes Vermögen hinterließ. Die „Presse“ vermochte sich nicht wieder emporzuschwingen und wurde daher 1894 mit der „Reichswehr“ verschmolzen. In den letzten Jahren soll sie einjährlicheres Defizit von 80 000 Gulden gehabt haben. Erwähnt sei noch, daß einer ihrer Redakteure, A. Krawani, im Jahre 1866 in

inem Leitartikel das geflügelte Wort von der „affenähnlichen Geschwindigkeit“ der Preußen prägte.

Als die letzte große neue Zeitung Wiens erschien mit dem 1. Oktober Ignaz Kuranda's „Ost-deutsche Post“. Gleich nach dem Ausbruch der Bewegung im März 1848 war Kuranda von Leipzig nach Wien geeilt und dort in den liberalen Kreisen mit Begeisterung empfangen worden. Darauf trat er als Abgeordneter der Stadt Tepliz ins deutsche Parlament, blieb aber nicht lange in Frankfurt, sondern kam nach Wien zurück, wo er eriprißlicher für die Entwicklung der politischen Dinge zu wirken hoffte, und zwar durch eine Zeitung. Die Firma Karl Gerold u. Sohn nahm sie in Verlag. Sie wurde täglich im Umfang von einem Bogen in Folio herausgegeben. In dem Eröffnungs-Artikel erklärte Kuranda, daß er mit seiner Zeitung zunächst die „Kluft zwischen einer traurigen Vergangenheit und einer neuen Zukunft“ überbrücken wolle. Bezüglich der vielerörterten Frage „ob Monarchie, ob Republik?“ legte er dar, daß für Österreich zur Zeit nur „die monarchische Form“ das Richtige sei, doch müsse die nötige Freiheit gewährt werden. „Die Trägerin der Freiheit in Österreich“, entwickelte er dann weiter, und das war sein Haupt- und Fundamentalsatz, könne aber nur „die deutsche Nationalität“ sein; nur diese vermöge „die sicherste Garantie gegen die Rückfälle des Absolutismus“ zu bieten, „nicht bloß für uns Deutsche, auch für unsere nicht-deutschen Staatsgenossen“; das müßten die letzteren trotz ihrer „Empfindlichkeit“ am Ende auch wünschen. „Aber,“ so lautete es gegen den Schluß, „wenn die Erhaltung dieses großen Österreich auch nur mit der kleinsten Gefahr für unsere Nationalität verbunden sein, oder gar der Schwerpunkt der Monarchie nach slavischer Seite fallen sollte und die Autonomie des deutschen Willens von der slavischen Majorität bedroht würde, dann mag immerhin die Monarchie in Trümmer fallen, dann ist es unsere heiligste Pflicht, dasselbe zu tun, was die Italiener und Kroaten gegen ihre Unterdrücker unternommen haben.“

Weiterhin erwies sich Kuranda stets als ein umsichtiger und abgeklärter Politiker, der immer ohne egoistische Nebenabsichten



für seine politischen Ziele eintrat, sich dabei aber nie in ideale Schwärmerei verirrte. Allerdings wirkten in dieser Zeit entfesselter Leidenschaften die fein pointierten Ausführungen, die ebendem in den „Grenzboten“ so lebhaft gezündet hatten, jetzt in weitem nicht mehr so stark auf die große Menge, die mittlerweile durch die übrigen Blätter an eine viel gröbere Sprache gewöhnt worden war. Die „Ost-deutsche Post“ erlangte denn auch niemals die Verbreitung wie die „Konstitution“ und die „Presse“. Dagegen erhielt sie, nachdem sie, wie alle übrigen Blätter, nach der Einnahme Wiens durch Windischgrätz suspendiert worden war, bereits Anfang Dezember wieder die Erlaubnis, aufs neue zu erscheinen; doch glaubte sie, „ein milderes Stadium des Ausnahmezustandes abwarten zu müssen“ und begann ihre neue Laufbahn erst am 19. Dezember wieder. Die seltsame Situation, in der sich der Herausgeber jetzt während des Belagerungszustandes befand, schilderte Kuranda in dem Eröffnungs-Artikel der Nummer vom 19. Dezember in geistreicher Weise. „Wir haben den schriftstellerischen Beruf unter verschiedenen Verhältnissen geübt,“ schrieb er; „wir haben aus dem Bereiche des Sedlnitzky'schen Geisteszwanges unter die Ägide belgischer Pressefreiheit uns geflüchtet: sieben Jahre haben wir unter den wechselnden Stimmungen deutscher Zensoren eine Zeitschrift redigiert; fünf Tage lang haben wir sogar das ersehnte Glück genossen, bei vollkommen freier Presse in Oesterreich eine Zeitung herauszugeben (vom 1. bis zum 6. Oktober); zwanzig Tage später haben wir unter dem Drange revolutionärer Ereignisse auf unserem Posten verharret; wir haben somit Gelegenheit genug gehabt, mancherlei Erfahrungen und Übung uns zu erwerben. Doch fehlt uns die Kenntniss eines Hauptzweiges journalistischer Praxis: die Kunst der Sprache unter einem Zustande, der nicht Zensur und nicht Pressefreiheit ist, die Kunst, unter dem Belagerungszustande ein Blatt zu leiten, das seine Selbstbestimmung nicht zu opfern gesonnen ist und die Freiheit seiner Meinung nach wie vor aufrecht erhalten will.“

Immerhin gelang es Kuranda, sich in die schwierigen Verhältnisse zu finden. Trotzdem wurde er 1851 nach der Aufhebung der oktroyierten Verfassung durch die Regierung gezwungen,

von der Leitung der „Ost-deutschen Post“ zurückzutreten; ja er mußte es sogar über sich ergehen lassen, daß man ihn unter polizeiliche Aufsicht stellte, weil er die Unterzeichnung eines Reserjes verweigerte, durch den er sich verpflichten sollte, nicht mehr über Politik zu schreiben. Erst 1853, nachdem der Belagerungszustand aufgehoben worden war, durfte er wieder als Chefredakteur eintreten. Sein Ideal war auch jetzt noch eine festere Verbindung Österreichs mit den Westmächten; allein dieses Ziel schien mehr und mehr in die Ferne zu rücken, sodaß seine Hoffnungen immer tiefer sanken, und als dann 1866 Österreich vollständig von Deutschland getrennt wurde, gab er es auf, weiterhin für seine politischen Anschauungen einzutreten und ließ die „Ost-deutsche Post“ eingehen. Doch war er noch eine Reihe von Jahren als Mitglied des niederösterreichischen Landtages und als Gemeinderat der Stadt Wien für das allgemeine Wohl tätig und wurde daher an seinem siebenzigsten Geburtstage mit dem Ehrenbürgerdiplom der Stadt Wien ausgezeichnet. Bis kurz vor seinem Tode noch als Abgeordneter tätig, starb er am 3. April 1884.

Was endlich das „Journal des Österreichischen Lloyd“ anbetrifft, so geschah die Übersiedlung desselben von Triest nach Wien und seine Umgestaltung von einem handelspolitischen Fachblatt in ein politisches Tageblatt in der Hauptsache auf Veranlassung des Grafen Stadion, der sich für die Regierung ein kräftig wirkendes publizistisches Organ schaffen wollte. Er war es denn auch, der die erforderlichen Geldmittel aus den Kreisen der Aristokratie zusammenbrachte, worauf die Überführung des Blattes mit samt den beiden Redakteuren Friedrich Bodenstedt, dem bekannten Dichter, und Jakob Löwenthal, ebenfalls einem Norddeutschen, in der ersten Hälfte des September erfolgte und die erste Wiener Nummer am 26. September erschien. Das Blatt kam fortan täglich im Umfang von einem Bogen in Großfolio heraus. In dem Programm, das die Zeitung aufstellte, gab sie sich natürlich möglichst liberal; eine andere Sprache wäre nicht möglich gewesen. Sie erklärte, sie gehöre der großen Partei an, die von der welthistorischen Bestimmung Österreichs erfüllt sei, jener Bestimmung, „die Gesittung und Freiheit West-

Europa nach dem Osten zu verpflanzen und dem slavischen Slaventum Rußlands gegenüber ein freies Slaventum zu gründen, welches einstens die moralische Eroberung des annoch geknechteten Europa ermöglichen soll und wird. . . . Österreich aufrecht zu erhalten in Freiheit und Einheit, in voller Souveränität über alle seine Teile, sehen die Männer dieser Partei als ihre Aufgabe an. Zu diesen Männern stellen wir uns.“ Weiterhin traf sie lebhaft für den engsten Zusammenschluß aller Teile des österreichischen Kaiserstaates ein. Mit dem 26. Dezember nahm sie den einfacheren Titel „Der Lloyd“ an. Bodenstedt war mittlerweile von der Redaktion zurückgetreten, Löwenthal hatte die Verantwortung und Karl Beck die Redaktion des Feuilletons übernommen. Die eigentliche Seele des Blattes war aber keiner der genannten Redakteure, sondern ein Mann, der niemals mit seinem Namen zeichnete, Eduard Warrens (geb. 1820 zu Altona, gest. 1872 zu Wien), einer der begabtesten Journalisten, die jemals für Wiener Zeitungen geschrieben haben. Seinen glänzenden Stil, seine schlagende Dialektik hatte er sich in Amerika ausgebildet, wo er längere Zeit mit Erfolg den „Anzeiger des Westens“ redigiert und die demokratischen Theorien vertreten hatte; in Wien setzte er beim „Lloyd“ seine Lanze für die konservative Partei ein, und später wechselte er ohne viel Skrupel noch wiederholt sein politisches Glaubensbekenntnis. „Er vertritt,“ schreibt Richter, „in der Geschichte der Wiener Presse den Typus des Landsknechtes, der dem Kronensack nachläuft, für Sold dient und jeder Fahne zuschwört.“ Dem „Lloyd“ vermochte übrigens auch die gewandte Feder eines Warrens keinen höheren Schwung zu verleihen; nach kurzer Blüte ging die Zeitung schon im Jahre 1854 ein.

Neben der Presse Wiens nimmt sich die österreichische Provinzpresse von 1848 sehr ärmlich aus. Es fehlten ihr so ziemlich alle Vorbedingungen für eine gedeihliche Entwicklung. Nur in Prag zeigte sich ein etwas regeres Leben, ja es kam hier sogar zu einem seltsamen Konflikt, der auch des Humors nicht entbehrt. Als nämlich die Märzstürme hereinbrachen, wurde auch die amtliche „Prager Zeitung“ von ihnen ergriffen, und bald

errschte in diesem Blatte, das bisher nur von untertänigster Ehrerbietung gegen die hohe kaiserliche Regierung erfüllt gewesen war, ein so fecker Ton, daß das Landesgubernium sich höchlich entsetzte und die Zeitung wiederholt verwarnte. Der Redakteur Eduard Breier kümmerte sich aber gar nicht um die Verweise; auch der Medausche Verlag, der die Zeitung in Pacht hatte, ignorierte sie, ja er änderte sogar eigenmächtig den Titel in „Konstitutionelle Prager Zeitung“ und ließ vom 1. April ab regelmäßig am Mittwoch und Samstag Extrablätter drucken, sodaß die Zeitung jetzt tatsächlich täglich erschien. Weiterhin, vom 1. Juni ab, gab Breier auch noch allabendlich ein Beiblatt zur Zeitung, das „Prager Abendblatt“, heraus. Unterdessen steigerte sich noch der radikale Ton, worauf schließlich die Landesregierung den Verleger aufforderte, die Redaktion zu wechseln. Mittlerweile war aber die Pressefreiheit proklamiert worden, und infolgedessen hatten die Privilegien der „Prager Zeitung“, daß sie nämlich das einzige politisch-statistische Blatt in Prag sein und allein Insertionen annehmen dürfe, ihre Geltung verloren; der Verleger Medau erklärte daher dem k. k. Landespräsidium, daß er keine Pacht mehr bezahlen werde. Die Regierung nahm aber die Kündigung nicht so einfach hin, sondern verpachtete ihre „Prager Zeitung“ jetzt an G. Haases Söhne, worauf Medau vom 1. Juli ab eine „Konstitutionelle Allgemeine Zeitung von Böhmen“ herausgab. Diese florierte jedoch nur so lange, wie die politische Bewegung anhielt; als die Reaktion hereinbrach, stellte das Blatt 1850 sein Erscheinen ein.

Die neu installierte „Prager Zeitung“ hatte sich nach einem sorgfältig mit Haase ausgearbeiteten Kontrakte in ganz bestimmten Grenzen zu bewegen. Es wurde bestimmt, daß sie „genau und unabwehlich im Sinne und im Interesse der Regierung“ geführt werden solle, und daß die Redakteure zwar vom Pächter gewählt, aber vom Statthalter bestätigt werden mußten. Dem Publikum wurde jedoch in der Ankündigung der Zeitung gesagt: „Ihre Tendenz ist Verteidigung des Liberalismus nach allen Grenzen, innerhalb deren aus ihm wahres Volkswohl erwächst; ferner die Wahrung der ungeschmälerten Souveränität

und vollen Integrität des österreichischen Kaiserstaates.“ Die Redaktion übernahm zunächst Dr. Leopold von Haßner, weiterhin Clemens von Wehrother, der sich unter dem Pseudonym Kleeroth auch als Romanschriftsteller und Dramatiker betätigte, und dann Dr. Eduard Bruna. Der Abonnementspreis betrug in dieser Zeit 7 Gulden halbjährig. Die Zeitung wollte sich jedoch unter dem Pachtverhältnis nicht recht entwickeln, weshalb die Regierung sie mit Neujahr 1864 in eigene Regie nahm. Sie erschien nun zweimal täglich; doch erlangte sie auch jetzt keine wesentlich größere Verbreitung; dagegen erwarb sich eine „Beilage der Prager Zeitung“, das 1867 geschaffene „Prager Abendblatt“, bei dem billigen Preise von einem Kreuzer für die Nummer, die Gunst des Publikums und wurde bald das verbreitetste deutsch-böhmische Blatt.\*)

Eine zweite größere deutsch-böhmische Zeitung entwickelte sich dann langsam aber stetig noch in der „Bohemia“. Bisher nur ein belletristisches Unterhaltungsblatt, wurde sie mit dem 1. April 1848 vom Haaseschen Verlage in eine täglich erscheinende politische Zeitung umgewandelt, jedoch nur in einem gemäßigten Tone gehalten, da die Verlagsbuchhandlung auch noch ein schärfer pointiertes politisches Tageblatt, das „Konstitutionelle Blatt aus Böhmen“, ins Leben rief. Als dann aber die Pressefreiheit wieder zu schwinden begann, ließ die Verlagsbuchhandlung das „Konstitutionelle Blatt“ fallen und erweiterte dafür die „Bohemia“, die sich nun unter ihrem ausgezeichneten Redakteur Franz Klutschak (geb. 1814, gest. 1886) rasch hob. Ein besonderes Verdienst erwarb sich Klutschak dadurch, daß er schon zu Anfang der fünfziger Jahre die wahren Zwecke und Ziele der nationaltschechischen Bewegung erkannte, auf deren Gefahren für das Deutschtum in Böhmen hinwies und dies fort und fort mannhaft gegenüber dem sich immer feindseliger gebärdenden gewalttätigen Tschechentum verteidigte. Auch führte er in der „Bohemia“ zuerst den Ausdruck „Tschechen“ statt „Böhmen“ ein, womit die

---

\*) A. G. Przedak, Gesch. d. deutschen Zeitschriftenwesens in Böhmen. Heidelb. 1904, S. 124—127.

Eschechen sich als der herrschende Stamm in Böhmen bezeichnen wollten.

In allen übrigen Provinzstädten Österreichs entwickelte sich das Zeitungswesen erst, nachdem auf Grund des Diploms vom 20. Oktober 1860 die neue Verfassung erschienen und damit eine Neugestaltung Österreichs angebahnt worden war.

---

7. Die Journalliteratur von 1848 und 1849. Die alten Zeitschriften. Die „Grenzboten“. Ihre neue Haltung unter Freytag und Julian Schmidt. Die neuen Zeitschriften. Es erscheint eine Masse von unbedeutenden Blättern. Der Unterschied der Stimmung zwischen Nord und Süd. Der „Kladderadatsch“. Sein Gründer Kalisch. Die erste Nummer des „Kladderadatsch“. Sein Zeichner Scholz. Sein Redakteur Ernst Dohm. Dieser gibt dem Blatte den literarischen Charakter. Rudolf Löwenstein, der Poet des Blattes. Die sonstigen Mitarbeiter. Der Verleger Albert Hofmann. Schlußbetrachtung über die Presse von 1848 und 1849.

Wenig günstig konnte die politische Bewegung von 1848 und 1849 der Journalliteratur sein. Die unruhige Zeit, in der man selten Muße zur Sammlung fand, und in der sich die Ereignisse oft überstürzten, um dann ganz unerwartet eine neue Wendung herbeizuführen, war nicht dazu geeignet, daß man lange Betrachtungen anstellte und gründlich erst das eine und dann das andere erwog. Meist galt es, sofort Stellung zu nehmen, zuzugreifen; schon nach wenig Tagen war die Situation wieder eine ganz andere, und neue Aufgaben galt es zu lösen.\*) Die Zeitschriften kamen daher mit ihren Erörterungen, Darlegungen und Ratschlägen fast immer zu spät. Die meisten Journale der vierziger Jahre gingen denn auch, wie wir schon im 3. Kapitel des 2. Abschnittes gezeigt haben, beim Beginn der Bewegung hilflos zugrunde; eine kleine Anzahl, die sich durch den Strudel in die neue Zeit hinüberrettete, siechte dann nur noch einige Jahre jäm-

---

\*) Diese politischen Verhältnisse habe ich ausführlicher dargelegt in meinem Buche „Deutschlands Leben und Streben im 19. Jahrhundert“. Stuttg. 1894.

merlich dahin, wie z. B. der „Charivari“ und die „Zeitung für die elegante Welt“, und bloß einige wenige, die ihre Tendenz änderten, in der Hauptsache die „Fliegenden Blätter“ und die „Grenzboten“, traten in eine neue Phase ihrer Entwicklung.

Über den Charakter, den die „Fliegenden Blätter“ vor 1848 annahmen, haben wir bereits gesprochen; es erübrigt also nur, die Schicksale der „Grenzboten“ in den beiden bewegten Jahren darzulegen. Wie wir schon erwähnten, verkaufte der Gründer des Journals, Ignaz Kuranda, im Sommer 1848 die „Grenzboten“ an Gustav Freytag, Julian Schmidt und den Verleger F. W. Grunow, worauf die neue Redaktion am 1. Juli in Tätigkeit trat. Die Situation war jedenfalls schwierig. Die „Grenzboten“ konnten nicht mehr, wie bisher, ein Blatt zur Förderung der österreichischen Interessen sein, und doch durfte man auch nicht so ohne weiteres grell mit den alten Traditionen brechen. Freytag besprach denn auch anfangs wiederholt die innern österreichischen Verhältnisse und richtete u. a. ein offenes Sendschreiben an den österreichischen Minister des Innern, Freiherrn v. Pillersdorf, in welchem er ein Programm der Einrichtung des österreichischen Staatswesens entwickelte; mehr und mehr erhielt aber doch die Zeitschrift einen preussischen Charakter; die Redakteure traten vor allem für die Erhaltung des preussischen Staates ein und legten immer aufs neue dar, daß Preußen die Hauptstütze Deutschlands sei und auch in Zukunft sein werde. Dabei lief natürlich noch immer sehr viel Unklarheit mit unter. Das Arbeitsfeld hatten die beiden Redakteure in der Weise unter sich verteilt, daß Julian Schmidt in der Regel die deutschen Artikel, Freytag die österreichischen und die das Ausland betreffenden redigierte, und daß außerdem Schmidt noch die ganze Literatur und Kunst mit Ausnahme des Theaters, das sich Freytag vorbehalten, in seine Obhut nahm. So sehr nun aber auch die beiden jungen Herausgeber bemüht waren, ihre Zeitschrift so reich wie möglich auszustatten und durchweg interessant zu gestalten, gelang es ihnen doch nie, wie Freytag in seinen Lebenserinnerungen selbst gesteht, dem Blatte die Fülle und Reichhaltigkeit der Beiträge zu verschaffen, deren eine große Revue, die die „Grenzboten“ gern



gewesen wären, bedarf; die französischen und englischen derartigen Unternehmungen blieben ein unerreichtes Vorbild. Dazu kam, daß in Preußen schon 1849 jede Opposition, auch die wohlmeinende, von der Regierung als sehr unangenehm empfunden wurde und daher die in kräftiger Sprache gehaltenen Artikel Julian Schmidts großen Anstoß erregten. Es erhielt daher Julian Schmidt eines Tages einen warnenden Wink aus Berlin, der ihn veranlaßte, künftig über politische Dinge zu schweigen. Damit büßten aber die „Grenzboten“ sehr viel an Reiz und Mannigfaltigkeit ein. Schmidt zog sich hauptsächlich auf das Gebiet der poetischen Literatur zurück und wurde hier nach und nach ein heftiger Bekämpfer der Romantiker und des „Sungen Deutschlands“.

Als nach und nach diese Ära der Reaktion eintrat, nahmen die beiden Herausgeber eine andere Arbeitseinteilung vor; Julian Schmidt besorgte die Redaktionsgeschäfte im Sommer, Freytag im Winter. Mit dem Jahre 1857 trat sodann, da das sächsische Preßgesetz ein Landeskind als verantwortlichen Redakteur verlangte, noch Moriz Busch in die Redaktion ein und blieb bis 1866. Nach Buschs Weggange wurde Julius Eckardt aus Riga gewonnen, der die Stelle bis 1869 versah, worauf sie Alfred Dove übernahm und sie bis Ende 1870 inne hatte. Julian Schmidt war bereits 1861 nach Berlin gegangen; seinen Anteil am Eigentum der „Grenzboten“ hatte Max Jordan übernommen. Mit dem Schlusse des Jahres 1870 zog sich auch Freytag von den „Grenzboten“ zurück, und Grunow wurde deren alleiniger Besitzer.

Von den neuen Zeitschriften, die von den Märztagen des Jahres 1848 ab aufzuflattern begannen, erlangte nur eine einzige eine große Bedeutung, das humoristisch-satirische Wochenblatt „Klabberadatsch“; alle übrigen schwanden, ohne einen nennenswerten Einfluß ausgeübt zu haben, bald wieder ruhmlos dahin. Wir nennen von ihnen nur diejenigen, die wenigstens einigermaßen von sich reden machten. Dabei sei bemerkt, daß fast allen ein humoristischer Zug, eine gewisse satirische Gereiztheit eigen ist. Doch äußert sich diese Stimmung im Norden anders, als im

Süden. In Berlin steigert sich dieser Humor bis zum beißenden Witz, selbst bis zum ätzenden Spott und Hohn; in Wien bewegt er sich am liebsten in behaglicher Beschaulichkeit, im drolligen und drastischen Scherz und streift auch gern das Gebiet des Erotischen. Saphir meint, die Berliner seien nur witzig, wenn sie hungrig, der Wiener wenn sie satt seien; der Wiener Witz komme aus einem vollen, der Berliner Witz aus einem leeren Magen. Den Effekt, den der Ausbruch der Revolution in Paris bei Metternich machte, ließen sich die Wiener in einem Bilde darstellen, das den Minister in seinem Arbeitszimmer zeigt. Er hat eben die Depesche über die Ereignisse in Paris gelesen, und, des höchsten erschrocken, ruft er aus: „Wie, was! Revolution! . . . Louis Philipp fortgejagt! . . . Republik!“ Und dann schellt er krampfhaft den Kammerdiener herbei und wimmert kläglich: „Rasch eine andere Hose!“ Das Bild ist von erschütternder Komik; die Zeichnung läßt keinen Zweifel darüber, was dem entsetzten Staatsmann passiert ist.

In Berlin erschienen: Der „Berliner Omnibus, Zeitschrift für Unterhaltung und Volksfreiheit“, redigiert von Adolf Wolff, „Freie Blätter, illustrierte politisch-humoristische Zeitung“, herausgegeben von Adolf Glasbrenner vom 6. Mai ab, „Das Volk, Organ des Zentralkomitees für Arbeiter“, eine sozial-politische Zeitschrift, herausgegeben vom Schriftsetzer Born (es scheinen nur einige Nummern von Mai bis Juli erschienen zu sein), „Der Berliner Krakehler“, redigiert von C. C. Hoffmann und Heinrich Beta (mit der übermütigen Erklärung: „Der ‚Krakehler‘ erscheint gar nicht, sondern ist immer vergriffen und vergreift sich wöchentlich ein- bis zweimal“) vom 18. Mai bis Ende des Jahres, zum Teil mit Karikaturen von Wilhelm Scholz, „Tante Woz mit dem Besen, Missionsblatt zur Bekehrung politischer Heiden“, Verlag von S. Löwenherz, vom 25. Juni ab (es scheinen nur 6 Nummern erschienen zu sein), „Volks-Blätter, Zeitschrift zur Erörterung politischer und gesellschaftlicher Tagesfragen“, redigiert von J. Schöuemann und Heinrich Benary, vom 20. Juli ab (die Friedländersche Samm-

ung nennt 46 Nummern), „Das neue Preußen, eine politische Wochenschrift“, redigiert von M. Goldschmidt, vom 22. Oktober bis 21. Dezember, „Der Freischärler für Kunst und soziales Leben“, redigiert von Luise Aston, vom 1. November ab (es scheinen nur wenige Nummern erschienen zu sein), „Der blaue Montag, Organ des passiven Widerstandes“ (im Dezember), „Der Herold für das deutsche Volk, Zeitschrift für Unterhaltung“, Verlag von Julius Dräger, von Januar 1849 ab, und „Der Sozialist, Wochenschrift zur Förderung der Volkswohlfahrt“, redigiert von Held, von Mai 1849 ab. Alle Zeitschriften erschienen in Quartformat.

In Breslau kam von Oktober 1848 ab „Wurst wider Wurst, Organ gegen anarchische Bestrebungen“ mit Holzschnitten heraus, in Köln der „Verfolger der Bosheit“, geschrieben von dem originellen Wessel, in Hamburg Wilhelm Marrs politisch-satirische Wochenschrift „Mephistopheles“, in der auch Julius Stettenheim seine ersten literarischen Versuche veröffentlichte, in Frankfurt a. M. „Die Wage, deutsche Reichstagsblätter“ von Jakob Benedey (es erschienen wahrscheinlich nur 8 Hefte), ferner der „Frankfurter Volksbote“ dreimal wöchentlich vom 1. April 1849 ab bis zum 31. Juli redigiert von A. v. Rochau, dann von G. Herold (Der „Volksbote“ ist ein entschiedener Freund der Freiheit, erklärt sich aber heftig gegen die Schrankenlosigkeit und die Handlungen der Willkür und Gewalttaten und tadelt den „Hochmut Hecker's und seiner betörten Spießgejellen“. „Daß es nun wieder so trostlos geworden,“ klagt er, „wie zu den Bundestagszeiten würdelos: wer ist daran schuld? Wer anders, als der Advokatenhochmut einiger politischer Phantasten und der Publizistendünkel einiger Schreiber, die schon gleich in den ersten perzwarmer Tagen der Erhebung während des Vorparlamentes den kalten Fehdehandschuh hinwarfen.“); in München erschienen die „Leuchtkugeln“, Randzeichnungen zur Geschichte der Gegenwart, redigiert von Alex Ringler und E. Koller, mit zahlreichen Holzschnitten (Mitarbeiter waren u. a. Benedix, Wenschlag, Castelli, Drobisch, Kalisch, Gottfr. Kinkel, Kaulbach, Marggraff, Simrock, Vogt) und der „Münchener Punsch“, 1848 von Martin

Schleich gegründet und bis 1871 herausgegeben. Er vertrat den altbayerischen Partikularismus.

In Wien endlich traten ins Leben „Der freie Wiener. Wochenschrift für Scherz und Ernst, Novelle und Erzählung. Ironie und Satyre, Kunst und Literatur, Politik und Volks-Interessen“, redigiert von Alexander Medis (es kamen vom 1. April bis 9. August 1848 38 Nummern heraus), die „Wiener Schnellpost, Zeitschrift für politische Bildung des Volkes“ redigiert von J. C. Schall (vom 2. Mai bis 10. August 41 Nummern), der „Guckkasten, politisches Wochenblatt fürs Volk“ herausgegeben von H. Lechner (vom 14. Mai bis Mitte August 12 Nummern), „Der reisende Teufel, Zeitschrift für Volksbelehrung über Volksfragen“, herausgegeben von J. Sammer (vom 1. Juni bis 14. Juli 25 Nummern), und „Die rote Mütze, demokratische Zeitschrift“ mit dem Lenau'schen Vers als Motto:

Das Licht vom Himmel läßt sich nicht versprengen,  
Noch läßt der Sonnenaufgang sich verhängen  
Mit Purpurmänteln oder dunklen Kutten.

Die Redakteure waren C. Cerri und L. Eckardt. Das Blatt kam vom 1. August ab nur in 5 Nummern heraus.

Hoch über das bunte Gewirr dieser kleinen Blätter erhob sich der „Kladderadatsch“. Wohl begann auch er mit dem leichten Witzgeplänkel, in dem sich die ganze damalige Gesellschaft gefiel, mit den Kalauern, Parodieen und all dem „höheren Blödsinn“, den man so gern wie ein glitzerndes Feuerwerk aufsprühen ließ, der aber oft genug — ganz wie Raketen und Schwärmer — ohne jede tiefere Wirkung schnell verpuffte. Doch schon nach wenigen Nummern wurde das Blatt gehaltreicher; es trat neben dem drolligen Augenblickseinfall, dem fetten Schlagwort und der komischen Wortverdrehung auch eine geistreiche Satire, ein souveräner Witz und ein wirklicher, tiefpackender Humor hervor, und zu alledem kam eine mehr und mehr sich ausprägende nationale Stimmung. Der „Kladderadatsch“ faßte allwöchentlich alles zusammen, was die Nation an Freude und Schmerz erfüllt hatte, und ließ es in seinem Spiegel, durchglüht und umstrahlt von

einem Humor, hellleuchtend reflektieren. Dadurch entwickelte er sich, freilich erst in den fünfziger Jahren, zu einem nationalen Blatte, zu einer geistigen Macht, die oft lebhafter und nachdrücklicher auf die weitesten Kreise wirkte, als alle ernsthaften Leitartikel der großen Zeitungen.

Die Gründung des Blattes fällt in den April des Jahres 1848; David Kalisch (geb. den 23. Februar 1820, gest. den 1. August 1872) gab den Anstoß dazu. Wie die meisten damaligen jungen Schriftsteller, so drängte es auch ihn, in der erregten Zeit irgendwie in seiner Weise mitzureden, und so kam er auf den Gedanken, eine humoristische Zeitschrift ins Leben zu rufen. Er durfte dabei von vornherein auf eine gewisse Beachtung rechnen, denn er war seit einem Jahre als der Verfasser der Posse „Einmalhunderttausend Taler“, die fort und fort mit großem Beifall auf dem Königstädtischen Theater am Alexanderplatz in Berlin zur Aufführung kam, eine sehr bekannte und beliebte Persönlichkeit der Hauptstadt. Eine tiefere literarische Bildung ging ihm freilich ab. Ursprünglich Kaufmann, war er als solcher mehrere Jahre in verschiedenen Städten tätig gewesen, zuletzt in einem großen Expeditionsgeschäfte in Berlin, hatte sich aber daneben von jeher mit Vorliebe in literarischen Arbeiten versucht und dann 1847 das Glück gehabt, seine Posse „Einmalhunderttausend Taler“ von dem bekannten Theaterdirektor Cerringtonenommen zu sehen. Damit war in sein Leben die lang ersehnte Wendung eingetreten; das Stück gefiel ganz außerordentlich, weil es das Berliner Volksleben auf die Bühne brachte und mit einer naiv-resoluten Lustigkeit und seinen Couplets mit politischen Pointen die Zeitstimmung aufs glücklichste traf. Später hat Kalisch noch eine ganze Reihe anderer Possen geschrieben, „Berlin bei Nacht“, „Ein gebildeter Hausknecht“, „Berlin, wie's weint und lacht“, „Einer von unsere Leut“ u., aber mit keiner hat er wieder den glänzenden Erfolg erzielt, wie mit „Einmalhunderttausend Taler“. Die reichlichen Tantiemen dieser Posse setzten Kalisch in die Lage, sich nun ganz literarischen Arbeiten widmen zu können, worauf denn auch der Plan zu einer humoristischen Zeitschrift entstand. Er stellte eine Nummer nach seinem

Geschmacke zusammen, legte sie dem Buchhändler Albert Hofmann vor, der sich bereits als tätiger Verleger von satirischen Flugblättern und politischen Parikaturen einen Namen gemacht hatte, und dieser ging auf das Projekt ein. Doch fehlte noch der Titel des Blattes. Aber auch dieser sollte sich ganz unerwartet finden. Wie A. Schwarz erzählt\*), besuchten Kalisch und Hofmann, nachdem die geschäftlichen Abmachungen erledigt waren, mit dem befreundeten Journalisten Schweizer, der sich noch zu ihnen gefunden hatte, die Hippelsche Weinstube am Alexanderplatz, damals das Mekka der geistreichen Räsonneur Berlin, um dem Unternehmen die nötige Weihe zu geben. Raum aber hatten sie es sich dort gemütlich gemacht, als plötzlich der Jagdhund irgend eines Gastes scheu und aufgehetzt durchs Zimmer raste und das Tischchen, an dem das Dreiblatt saß, mit lautem Gepolter umriß, worauf die Gläser, Flaschen und Teller klirrend zu Boden stürzten. „Kladderadatsch!“ rief Kalisch in Nachahmung des Getöses aus — und jubelnd stimmten die Freunde ein — man hatte den Namen, nach dem man suchte, gefunden. „Kladderadatsch“ sollte das neue Blatt heißen, das den Zusammenbruch des Alten und all das Gepolter und Geklirr dieser Katastrophe schildern wollte! Darauf holte Hofmann auch noch einen Abzug von einem schon vor Jahresfrist zufällig von dem Buchhändler Bartholf Senff erstandenen Cliché aus der Tasche, das sich als Titeltopf eignete. Ein junger, zeichnerisch begabter Leipziger Kaufmann (der Name ist nicht mehr bekannt) hatte das Bild entworfen und Senff es bereits einmal im 1847er Jahrgange seines „Anekdotenjüngers“ verwendet. Es war der heute aller Welt bekannte Kladderadatschkopf, der vorzüglich für das neue Unternehmen paßte. Der Zeichner hatte sogar — ein drolliges Spiel des Zufalls — in die rechte Backe des feisten Gesichtes als eine Art Mexierbild einen Hundekopf hineinkomponiert, sodaß auch der ungestüme Rötter, der die äußere Veranlassung zu dem Tausch gegeben hatte, zu seinem Rechte kam.

---

\*) A. Schwarz, Der Kladderadatsch 1848—1898, in dem Sammelband „Der Kladderadatsch und seine Leute“. Berlin 1898, S. 103 ff.

Hierbei sei zugleich bemerkt, daß Hofmann auch die beiden Schulze- und Müller-Figuren bereits vor der Gründung des „Kladderadatsch“ als Clichés von Senff erworben hatte, worauf er dann zum ersten Male in der № 8 des neuen Blattes auftrat. Später nahm Kalisch diese beiden drolligen Philister, wie auch den Zwickauer und den ewigen Quartaner Karlchen Mießnick, in seine ganz besondere Pflege. Die erste Nummer des „Kladderadatsch“ erschien am 7. Mai und gefiel so allgemein, daß gleich am ersten Tage 4000 Exemplare abgesetzt wurden. Sie präsentierte sich als „Organ für und von Bummler“ und trug diese „grammatikalische Bummelei“ dann bis zum 5. August 1849; ferner gab die Redaktion gleich in der ersten Nummer bekannt, daß das neue Blatt „täglich mit Ausnahme der Wochentage“ erscheinen werde. Als „unfreiwillige“ Mitarbeiter wurden der Kultusminister Eichhorn, Oberst v. Bülow, Oberpräsident v. Meising, Herwegh (der später auch tatsächlich an dem Blatte tätig war) u. a. genannt. Im übrigen ragte der Inhalt der Nummer doch nur wenig über die andere satirisch-humoristische Literatur hinaus. Es offenbarte sich ein naiver Humor mit etwas Mutterwitz; dabei zeigte sich ein gewisses Geschick, an die Tagesereignisse anzuknüpfen. Der Leitartikel, der die Nummer eröffnete, trug das Motto:

Im wunderschönen Monat Mai,  
Wo alle Knospen sprangen: —  
Da sind auch meiner Bummelei  
Die Augen aufgegangen.

Weiterhin folgten eine humoristische Erörterung über ein „Vereinigtes Deutschland“, Scherze, eine parodistische Novelle „Elvira“, eine „Klub-Zeitung“, eine Reihe lustiger „Fibelverse“ und auf der letzten (vierten) Seite satirische „Anzeigen“ und die einzige Illustration der Nummer.

Das alles war ganz vergnüglich zu lesen, aber einen tieferen Eindruck vermochte es nicht zu machen, und so wäre vielleicht das junge Unternehmen ebenso rasch, wie so viele andere, wieder in sich zusammengefallen, hätten sich ihm nicht alsbald verschiedene bedeutende Kräfte zugesellt, die es schnell über seine ganze Um-



gebung emporhoben. Diese wesentlichen Förderer des Blattes waren der Zeichner Wilhelm Scholz und die Schriftsteller Ernst Dohm und Rudolf Löwenstein.

Wilhelm Scholz (geb. am 23. Januar 1824, gest. am 23. Juni 1893) lieferte schon zur zweiten Nummer des „Kladderadatsch“ seine erste Zeichnung und ist dann dem Blatte vierzig Jahre hindurch, so lange er den Stift führen konnte, treu geblieben. Er war nicht nur ein geschickter, sondern auch ein geistreicher Künstler. Mit einem gewissen burlesken Humor wußte er seine Person zu zeichnen und ihre Eigenart mit fecken realistischen Strichen scharf hervorzuheben. Eine liebenswürdige naive Art der Darstellung zog noch besonders an. Den Höhepunkt seiner Kunst erreichte er in den Karikaturen von Napoleon III. und Bismarck. Hier schwelgte er förmlich in der Fülle komischer Darstellungen; von allen Seiten wußte er seine Helden zu fassen, und wenn er gar nichts Interessantes mehr an ihnen zu entdecken vermochte, so dichtete er ihnen noch einige komische Attribute an, wie Bismarck die berühmten drei Haare.

Bald nach Scholz stellte sich auch Ernst Dohm als Mitarbeiter ein. Geboren am 24. Mai 1819 zu Breslau, hatte er anfangs Theologie studiert, dann einige Zeit eine Hauslehrerstelle bei Berlin bekleidet, war aber schließlich zur literarischen Tätigkeit übergegangen, Mitarbeiter des „Magazins für die Literatur des Auslandes“ und des „Gesellschafters“ geworden und nur zum „Kladderadatsch“ gekommen, weil es ihn trieb, über all den bunten Wirrwarr dieser krausen Zeit die Geißel des Spottes zu schwingen. Er traf auch sofort den Ton, der anzuschlagen war, wurde bald ein eifriger Mitarbeiter, und nach wenigen Wochen war er die Seele der Wochenschrift. Er gab dem Blatte den vornehmeren Charakter und die Eleganz eines ernsthaften literarischen Unternehmens, und er selbst entwickelte sich schnell zu einem Humoristen ersten Ranges. Mit einer durchaus abgeklärten Weltanschauung blickte er in souveräner Heiterkeit auf die Torheiten der Menschen herab, und mit aristophanischer Grazie überschüttete er die Verkehrtheiten und Tollheiten in Staat und Gesellschaft mit seinem Spott und Hohn. Aber immer leuchtete

aus dem Feuerwerk seines Witzes eine bestimmte Grundanschauung hervor, die jeder empfand, und darum wurde nach und nach die Stellung, die der „Kladderadatsch“ zu den Fragen des Tages nahm, besonders in der Zeit der trüben Reaktion von 1849 bis 1859, maßgebend und selbst entscheidend für weite Kreise. „Was die große Glocke des ‚Kladderadatsch‘ an jedem Sonnabend läutete,“ sagt Karl Frenzel einmal, „daß klang stärker und schwächer, in volleren oder gebrocheneren Tönen im ganzen Deutschland, und bald genug weit über seine Grenzen hinaus, nach. In der Dumpsheit und Stille der Redaktion (der „National-Zeitung“), wie oft haben wir, ungeduldig das Erscheinen des ‚Kladderadatsch‘ erwartend, gerufen: ‚Es erscheine der Chor, es erscheine der Chor des geliebten Aristophaniden!‘“ Als eine Probe von der Schlagkraft seines Witzes und zugleich von der glänzenden Form, die er seinen Versen zu geben vermochte, sei hier ein Sonett abgedruckt, das er dem Minister von Westfalen widmete, als dieser nach langjährigem traurigen Wirken in der düstern Reaktionszeit im Oktober 1858 von seinem Amte zurücktrat. Die Parteipresse rühmte hierbei, daß der Minister während seiner ganzen Amtstätigkeit von großer Uneigennützigkeit gewesen und darum jetzt gerade so arm seinen Posten verlasse, wie er ihn angetreten habe. Auf diese eigentümliche Lobeserhebung antwortete Dohm:

Er ist nicht mehr! Jetzt ruht er aus in Frieden:  
 Der Strom, mit dem so rüstig er geschwommen,  
 Die Höhe, die so mühevoll er erklommen —  
 Sie zu behaupten war ihm nicht beschieden.

Ihm ward des höchsten Ruhmes Preis hienieden;  
 Wir alle haben jüngst sein Lob vernommen:  
 Wie „unvermögend“ er ins Amt gekommen,  
 Ist „unvermögend“ er daraus geschieden.

O schönster Lorbeer! Wert vor allen Dingen  
 für jeden Sterblichen, danach zu ringen!  
 Stets „unvermögend“ — — Doch sapienti satis!

Verföhnt sind alle wir, die einst ihm grollten:  
 Das höchste Lob, das seine Freund' ihm zollten,  
 Es war — ein Testimonium paupertatis!

Doch auch hohe, getragene Töne wußte er im *gegründeten* anzuschlagen. Mit dem vornehmsten Takte senkte er *er* am Sarge Friedrich Wilhelms IV. Nachdem er *er* Friedrichs des Großen angeknüpft hatte „Ich bin es nicht herrschen über Sklaven!“ charakterisierte er den dahingegangenen Friedrich Wilhelm IV. in geistreicher Weise mit den folgenden Strophen:

„Und er, dem sie die Stätte jetzt bereiten —  
Im wilden Kampf der gärenden Gewalten  
Gestellt hart an die Grenzmark zweier Zeiten,  
Der neuen fremd: so hat er an der alten,  
Die Poesie vergangner Herrlichkeiten  
In sich umfassend, treulich fest gehalten.  
So war sein Leben ein mühselig Streiten,  
Ein Suchen des dem Untergang Geweihten.“

In der Nummer vom 27. Mai 1849 zeichnete Dohm zum ersten Male als verantwortlicher Redakteur, und bis wenige Monate vor seinem am 5. Februar 1883 erfolgten Tode ist er *er* unddreißig Jahre hindurch, mit einer einzigen kurzen Unterbrechung, die durch einen zeitweiligen Aufenthalt in Weimar begründet war, der verantwortliche und tatsächliche Redakteur des „Kladderadatsch“ gewesen.

Der vierte im Kreise der Redaktionsmitglieder, Hr. Löwenstein, wie Kalisch und Dohm ebenfalls ein Schlesier war der Vertreter der warmherzigen Poesie, der mit begabtem Ton und dem Pathos des Volksängers die Sonette und Festgesänge dichtete. In dürftigen Verhältnissen war er am 20. Februar 1819 zu Breslau als der Sohn eines jüdischen Destillateurs geboren worden, hatte nur unter vielen Entbehrungen Philologie studiert, sich dann vorwiegend mit poetischen Arbeiten beschäftigt und 1846 unter dem Titel „Kindergarten“ einen Band reizender, tief gemütvoller Kinderlieder veröffentlicht, die ihm einen literarischen Ruf verschafften. Darauf wurde er Mitarbeiter an verschiedenen schönwissenschaftlichen Blättern, bis er Ende Juni 1848 in das feste Verhältnis zum „Kladderadatsch“ trat, das seinem literarischen Schaffen die schon angedeutete Richtung gab. Einen ganz besonderen Beifall fanden 1870 seine

orvollen Kriegslieder, vornehmlich das Chassepot-Lied, das  
 Truppen auf ihren Märschen begleitete. Im Laufe der Zeit  
 n er aber in der Redaktion einen etwas abgesonderten poli-  
 en Standpunkt ein; er trat mehr und mehr zur linken Seite  
 Liberalen hinüber, während die allgemeine Tendenz des  
 „Kladderadatsch“ die nationalliberale war. Daraus entwickelten  
 Mißstimmungen, und als dann noch ein jäher Schmerz in  
 vensteins Familienleben einbrach (eine blühende Tochter, eine  
 hbegabte Künstlerin, hatte der Tod dahingerafft), schied er 1887  
 z der Redaktion, weil er, — wir zitieren seine Worte — „durch  
 ankheit und Kummer geschwächt, nicht mehr im stande war,  
 ne freisinnigen Anschauungen, mit denen er seit Dohms Tode  
 ein da stand, seinen Kollegen gegenüber zur Geltung zu brin-  
 n“. Seine letzten Jahre waren leider durch schwere Krank-  
 iten getrübt, denen er am 5. Januar 1891 erlag.

Bei der steigenden Beliebtheit und Bedeutung des „Kladder-  
 adatsch“ stellten sich natürlich auch bald allerlei geistreiche ge-  
 gentliche Mitarbeiter ein, Adolf Glasbrenner, Albert Wolff, der  
 pättere „Figaro“-Redakteur, der Meteorologe Dove, Ernst Kossak,  
 Robert Bruß, Franz Dingelstedt, Johannes Trojan, der später  
 Dohms Nachfolger werden sollte, u. a. m. Daß auch ein „ge-  
 kröntes Haupt“ (Friedrich Wilhelm IV.) zu seinen Mitarbeitern  
 gezählt habe, wie bisweilen gesagt wird, gehört aber in das Ge-  
 biet der Erfindung und Sage. Wie A. Schwarz versichert  
 (S. 139), hat er bei dem ganz erschöpfenden Quellenmaterial,  
 das ihm zu Gebote stand, nichts gefunden, was diese Behauptung  
 rechtfertigt.

Das Verdienst, den „Kladderadatsch“ zu einer so hohen  
 Entwicklung gebracht zu haben, gebührt aber nicht nur dessen gei-  
 stigen Leitern, sondern auch zu keinem geringen Teile dem Ver-  
 leger Albert Hofmann (geb. d. 8. März 1818, gest. d. 19. Aug.  
 1880), der das Blatt mit großem Geschick und nie rastender  
 Fürsorge durch alle Stürme und Fährnisse der ersten Jahre zu  
 bringen mußte. Zweimal wurde der „Kladderadatsch“ verboten,  
 das erste Mal von Anfang November 1848 bis Anfang Dezember,  
 während welcher Zeit er bei Ernst Reil in Leipzig erschien, das

zweite Mal vom 9. Januar 1849 bis Mitte Juli dieses Jahres: in diesen Monaten wurde er in Neustadt-Eberswalde gedruckt. Das Abonnement betrug anfangs 17 $\frac{1}{2}$  Sgr. vierteljährlich, später lange Zeit 22 $\frac{1}{2}$  Sgr. und ist jetzt 2 Mk. 50 Pfg. Während der Zeit der Verbote sank die Zahl der Abonnenten bis auf 800, stieg dann aber nach und nach bis auf 50 000.

Mit dem lachenden Gesichte des „Kladderadatsch“ nehmen wir Abschied von der Periode der Revolution, in der so viel bitterer Haß emporzuschlug, die so viel blutige Szenen brachte, in der aber auch einer neuen Zeit die Tore geöffnet wurden. Für die Presse erschien damit plötzlich eine Riesenaufgabe, der sie zunächst nicht gewachsen war. „Einem jüngeren Geschlechte mag es nicht leicht sein,“ sagt Gustav Freytag in seinen Lebenserinnerungen, „sich in die journalistischen Zustände jener Zeit hineinzudenken und diesen ersten Flugversuchen der befreiten Presse Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Es gab damals keine erprobten Staatsmänner mit festen Zielpunkten und keine maßgebenden Politiker, ja es gab nicht einmal feste politische Parteien . . . . Erst in der Nationalversammlung zu Frankfurt begannen die großen dialektischen Prozesse, welche zu dem Verfassungsentwurf von 1849 leiteten; auch dort bildete sich erst allmählich unter dem Zwange der Tatsachen das Parteileben und eine Majorität für die berechtigten nationalen Forderungen. Wer in solcher Zeit als Journalist über Politik schrieb, hatte keinen andern Anhalt, als das Idealbild, das er sich selbst von einer wünschenswerten Zukunft des Vaterlandes gemacht hatte, und keinen andern Maßstab für sein Urteil, als die Ansichten, die ihm zufällige Eindrücke seines eigenen Lebens vermittelt hatten; Sprache, Stil und die notwendige journalistische Taktik, alles, was er haßte, und was er liebte, mußte ihm der eigene Charakter geben. Er war frei wie der Vogel in der Luft, ohne Führer, ohne Partei, ohne die Erfahrung und ohne die Bescheidenheit, welche die Gewöhnung einer Nation an parlamentarische Tätigkeit dem einzelnen zuteilt. Das war eine wundervolle Lehrzeit des deutschen Journalismus, und es ist kein Zufall, daß aus dem Jahre 1848 viele tüchtige Redakteure unserer größeren politischen Zeitungen erwachsen sind,

lug, welterfahren, gewandt und von sicherem Urtheil in großen Fragen.“

Mit Recht also durfte die Presse, als der Sturm vorüber war, frohen Mutes in die Zukunft blicken. Drängte eine brutale Reaktion auch noch einmal auf eine Zeitlang das nationale Leben zurück — das politische Bewußtsein, das im Volke geweckt worden war, konnte nicht wieder vernichtet werden, und die Fähigkeit, dieses politische Bewußtsein der Nation mit allen seinen Wünschen und Forderungen zum Ausdruck zu bringen, hatte die Presse in ihrer kurzen Lehrzeit leidlich gelernt.



# Schluß.

---

## Ausblick in die fünfziger und sechziger Jahre.

Mit der Bewegung von 1848 schließt die erste große Entwicklungsperiode der deutschen Presse, und damit findet auch unsere ausführlichere Darstellung der Geschichte des deutschen Zeitungswesens ihren Abschluß. Doch sei es uns vergönnt, noch in kurzen Strichen ein Bild von den nächsten Jahrzehnten zu entwerfen, um wenigstens in allgemeinen Umrissen den Beginn der neuen Periode der deutschen Presse zu charakterisieren.

Die deutschen Zeitungen waren bis zum Jahre 1848 in der Hauptsache nur Berichterstatteuerinnen gewesen, die zwar nach und nach auch ihre Ansichten und ein gewisses Urteil über die gemeldeten Vorfälle und geschilderten Zustände äußerten, aber das alles doch nur unter einer strengen obrigkeitlichen Zensur. In der neuen Zeit aber, die nun nach 1848 anbrach, erhob sich die Presse zur Verbreiterin der öffentlichen Meinung. Die politische Grundstimmung, die fortan die Nation beherrschte, suchte ihren Ausdruck vornehmlich in der Presse zu erlangen, und jede größere Zeitung vertrat daher jetzt eine ganz bestimmte politische Idee, die Grundanschauung einer politischen Partei, und im Lichte dieser Partei entwarf sie ihr Weltbild. Jede geistig bedeutende Zeitung trug also fortan einen bestimmt ausgeprägten politischen Charakter, sie war gleichsam eine Persönlichkeit im öffentlichen Leben geworden, die in gegebenen Fällen auch eine Macht vertrat.

Die deutschen Regierungen empfanden diese veränderte Situation sehr lebhaft und suchten diese neue Macht im Staatsleben möglichst einzuschränken. Da die Einheitsbestrebungen ge-



heitert und die alten Staatsformen teilweise wieder hergestellt worden waren, so konnten auch mancherlei Rückschrittsbewegungen durchgeführt werden, die sich nicht selten bis zu den brutalsten Maßregeln steigerten. Es spielte sich jene düstere Periode der Reaktion ab, in der so viele häßliche Leidenschaften triumphierten, die aber doch nur dazu beitrug, die politische Grundstimmung im Volke noch weiter zu kräftigen und zu vertiefen. Zunächst gewannen die Zeitungen, die bereits bestanden, mehr und mehr an Boden, und dann trat zu diesen nach und nach eine ganze Reihe neuer bedeutender Blätter hinzu.

Von den bisherigen politischen Zeitungen, die sich jetzt lebhafter entwickelten, sind aus Norddeutschland besonders die „Königsberger Hartung'sche Zeitung“, die „Weser = Zeitung“ in Bremen, die „Zeitung für Norddeutschland“ in Hannover, die sich dann 1872 mit dem „Hannoverschen Courier“ (gegr. 1854) und dem „Hannoverschen Anzeiger“ (gegr. 1863) unter dem Haupttitel „Hannoverscher Courier“ zusammenschloß, die „Dortmunder Zeitung“ (bereits 1828 gegr.), die „Essener Zeitung“ (seit 1883 „Rhein.-Westf. Btg.“) und das „Echo der Gegenwart“ in Aachen (gegr. 1848) zu nennen.

Die neuen Blätter entstanden besonders in Berlin und Wien. In Berlin wucherte sogar die Zeitungsliteratur etwas allzu üppig empor. Neben den gehaltvolleren Zeitungen wurden auch allerlei Klatschblätter herausgegeben, die dem niedersten Geschmacke frönten, und selbst die sogenannte Revolverpresse, die nach amerikanischem Muster arbeitet, mußte sich einzunisten. Dagegen wartete man auf das Emporwachsen eines Weltblattes vergebens. Den Reigen eröffnete die „Preussische (Aldler) Zeitung“ (gegr. 1851, eingeg. 1853), die einen konservativen Charakter trug; unmittelbar darauf folgte der „Publizist“, der liberal war, aber doch nur in behaglichem Plauderton über die Weltbegebenheiten berichtete. Er wurde 1851 gegründet und bestand bis 1874. In der Mitte der fünfziger Jahre erhielt Berlin sein erstes großes Handelsblatt, die „Berliner Börsenzeitung“, gegründet von Dr. Killisch von Horn, dem sich 1868 der „Berliner Börsenkurier“, von George Davidsohn ins Leben gerufen, zur Seite stellte. Gegen

Ende der fünfziger Jahre traten noch zwei Blätter in die Erscheinung, die, obgleich sie beide originell und geistreich waren, doch nur einige Zeit bestehen konnten, die witzige 1858 von Adolf Glasbrenner gegründete und von Richard Schmidt-Cabanis bis 1884 geleitete fortschrittliche „Berliner Montagszeitung“ und die von der liberalen Mittelpartei ins Leben gerufene „Berliner Allgemeine Zeitung“ (1859—63), an deren Spitze 1861 Julian Schmidt gestellt wurde, dem jedoch für ein solches Blatt der freie Blick für das Leben fehlte. Mit dem Jahre 1862 entstanden gleich drei neue Zeitungen von Bedeutung in Berlin, die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“, von Dr. Braß gegründet und viele Jahre von Emil Bindter geleitet, bis 1890 das Organ Bismarcks und jetzt das Sprachrohr der Reichskanzlei und des Auswärtigen Amtes, das „Berliner Fremdenblatt“, von H. Decker gegründet, viele Jahre der Moniteur für alle Theater-, Musik- und Sport-Angelegenheiten, eingegangen 1901, und die „Tribüne“, ein in gemäßigt liberalem Ton gehaltenes Blatt, das aber, als es 1881 von der secessionistischen Gruppe der nationalliberalen Partei angekauft worden war, rasch zurückging und 1883 zu erscheinen aufhörte. Als sich dann das politische Leben immer reger gestaltete, traten 1865 die schon im dritten Kapitel des zweiten Abschnittes erwähnte Heldsche „Staatsbürgerzeitung“ und 1866 die von Stroußberg gegründete freikonservative „Post“ ins Leben, die 1874 in den Besitz verschiedener Parlamentarier kam und besonders unter der Redaktion von Dr. Kayßler eines bedeutenden Ansehens genoß. Mit dem Beginn des Kulturkampfes schuf sich 1871 die Zentrumspartei in der „Germania“ ein Hauptorgan, in dem bis 1878 Paul Majunke eine scharfe Feder führte. Für das große Publikum trat im selben Jahre auch das liberale „Berliner Tageblatt“ ins Leben, das von seinem Verleger geschickt verwaltet und von Arthur Levysohn umsichtig geleitet, sehr bald eine bisher noch nie dagewesene Auflage erreichte.

In Wien hatte die Presse zunächst noch eine sehr schwere Zeit durchzumachen. Im Dezember 1851 wurde die Verfassung beseitigt und damit auch die Preßfreiheit, und 1857 trat die Zeitungs-Stempelsteuer, die 1848 abgeschafft worden war, aufs neue

in Kraft. Dadurch erlitten die Zeitungen eine so schwere Belastung, daß viele kleinere Blätter ihr Erscheinen einstellen mußten. Erst 1900 wurde der Zeitungsstempel wieder abgeschafft. Die neue Ära erschien für die Wiener Zeitungen erst, als mit dem 9. März 1863 ein neues Preßgesetz in Kraft trat, durch das wieder geordnete Rechtsverhältnisse eingeführt wurden. Darauf entstand denn auch schon im nächsten Jahre die erste große Zeitung Österreichs, die „Neue Freie Presse“. Sie wurde von Max Friedländer, Mich. Etienne und Adolf Werthner gegründet. Friedländer übernahm die Bearbeitung der inneren Politik, Etienne die der auswärtigen, und Werthner leitete die ökonomische Verwaltung des großen Unternehmens. Durch die außerordentliche Intelligenz der drei Männer faßte die „Neue Freie Presse“ sofort festen Fuß, und durch den scharfen Blick Friedländers wurde immer der richtige Weg bei den so mannigfachen Schwankungen der österreichischen Politik eingeschlagen. Von vornherein wandte sich Friedländer gegen den „Außerordentlichen Reichsrat“ Belcredi, mit aller Entschiedenheit trat er gegen das Kabinett Hohenwart auf, während er das Bürgerministerium lebhaft zu fördern suchte. Etienne bekämpfte von Anfang an die unwahre Politik Napoleons III., und 1870 trat er, unbekümmert um die anti-preussische Stimmung, die von 1866 her Österreich noch zum großen Teil beherrschte, auf die Seite Deutschlands. Die weitere Entwicklung der Dinge zeigte sehr bald, wie recht er tat, und dadurch wurde die „Neue Freie Presse“ das einflußreichste, das tonangebende Blatt in Österreich. Neben dieser Zeitung größten Stils trat dann noch 1865 das „Neue Fremdenblatt“, 1867 das von M. Szepß gegründete „Neue Wiener Tagblatt“, das sich eine sehr große Beliebtheit zu erringen wußte, 1869 die „Tagespresse“, die mehrere Jahre für die welfischen Interessen kämpfte, und 1871 die „Deutsche Zeitung“, die das Recht der Deutschen gegen die andrängenden Slaven zu verteidigen suchte.

Neben Berlin und Wien spielte die Journalliteratur Münchens in den fünfziger und sechziger Jahren eine sehr unbedeutende Rolle. Eine großdeutsche „Sax-Zeitung“, redigiert von August Becker, bestand nur kurze Zeit, ebenso ein ministerielles Blatt,

die „Neue Münchener Zeitung“, während die von Julius Fröbel 1867 ins Leben gerufene „Süddeutsche Presse“ sich zwar länger hielt, aber es zu keiner Bedeutung brachte. Anders gestalteten sich die Verhältnisse in Frankfurt a. M., wo sich die „Frankfurter Zeitung“ energisch emporrang. Dieses heute so bedeutende Blatt entwickelte sich aus sehr kleinen Verhältnissen. Es begann seine Laufbahn am 27. August 1856 als „Frankfurter Handelszeitung“ in kleinem Quartformat. H. B. Rosenthal und Leopold Sonnemann gaben es heraus, um dem Publikum bei den immer mehr sich ausbreitenden Aktienunternehmungen ratend zur Seite stehen zu können. Bald kamen dann zu den Handelsnachrichten auch einige politische Telegramme und eine feuilletonistische Wochenbeilage „Coupon der Frankfurter Handelszeitung“, und als sich 1859 das politische Leben zu tragischen Konflikten zuspitzte, wuchs sich das Handelsblatt unversehens zur politischen Zeitung an und erhielt den Titel „Neue Frankfurter Zeitung“; zugleich wurde ihm durch seinen Redakteur G. F. Kolb der ausgesprochene demokratische Charakter aufgeprägt. Darauf entwickelte sich die Zeitung zum Hauptorgan der Demokratie Südwestdeutschlands und bekämpfte als solches die Hegemonie Preußens, verhielt sich aber auch ablehnend gegen den Fürstentag. Natürlich wendete sie sich 1866 gegen Preußen und wurde daher bei der Okkupation Frankfurts durch die preußischen Truppen am 17. Juli mitsamt der „Ober-Postamtszeitung“ und dem „Journal de Francfort“ verboten. Während jedoch die beiden letztgenannten Blätter nun ihr Erscheinen für immer einstellten, siedelte die „Neue Frankfurter Zeitung“ nach Stuttgart über und erschien dort drei Monate unter dem Titel „Neue deutsche Zeitung“, worauf sie, nachdem sie eine neue Kaution gestellt hatte, vom 16. November 1866 ab unter dem Titel „Frankfurter Zeitung“ wieder in ihrer alten Heimat herauskam.

Endlich ist auch die „Hessische Morgenzeitung“, in Kassel 1859 von Friedrich Detker und Friedrich Scheel gegründet, bei den neuen bedeutenderen Zeitungen zu nennen, da sie das einzige Blatt Hessens war, das sich dem tyrannischen Kurfürsten mann-

haft gegenüberstellte und darum bis 1866 viel Bedrückungen zu erdulden hatte.

Eine „Rhein-Lahn-Zeitung“, die die liberalen nassauischen Abgeordneten Lang und Braun in Wiesbaden 1859 gründeten, wurde von der nassauischen Regierung nicht geduldet und siedelte Ende Oktober 1861 nach Frankfurt über, wo sie den Titel „Rheinischer Kurier“ annahm und bis nach der Katastrophe von 1866 blieb. Darauf kehrte sie nach Wiesbaden zurück und erscheint dort noch jetzt.

Außer diesen großen Zeitungen sind dann schließlich noch zwei umfangreiche Gruppen von Blättern zu beachten, die in unserem Kulturleben eine nicht unbedeutende Rolle spielen, obgleich die einzelnen Zeitungen in diesen Gruppen meist klein sind und auch keine hohe Auflage besitzen. Es sind dies die sozialistischen und die ausgesprochen katholischen Blätter. Die sozialistische Presse entstand zu Anfang der sechziger Jahre, als Ferdinand Lassalle die Arbeitermassen zu gemeinsamer Agitation in einer Organisation vereinigte. Als erstes Blatt ist der „Volksstaat“ zu nennen, der in Leipzig erschien und in seiner № 80 das Programm der sozialdemokratischen Arbeiterpartei veröffentlichte. Diesem reihten sich die Blätter in Chemnitz, Grimmitzschau, Dresden, Braunschweig, Königsberg, Karlsruhe, Nürnberg, Fürth u. an, in denen in allen Tonarten der Haß gegen den Staat und die Besitzenden in meist recht grober Sprache gepredigt wurde. In den letzten Jahrzehnten hat sich dieser gereizte Ton etwas gemildert, auch das geistige Niveau der Blätter gehoben. Als Hauptorgan gilt jetzt der in Berlin erscheinende „Vorwärts“. — Die ausgesprochen katholische Presse, meist Zentrums Presse genannt, begann sich erst zu Ende der sechziger Jahre zu entwickeln; vordem hatte es eine ausgesprochen katholische Zeitungsliteratur nicht gegeben. Jetzt entstanden, je heftiger der sogenannte Kulturkampf entbrannte, in allen katholischen Städten katholische Blätter, meist von Geistlichen geleitet, die in sehr heftiger, aber auch volkstümlicher Sprache für die Interessen der katholischen Kirche eintraten. Das führende Blatt, die „Ger-

mania“, haben wir bereits bei den neuen Berliner Zeitungen genannt; weiter auf diese Blätter einzugehen, müssen wir uns versagen, da deren eigentliche Entwicklungsperiode bereits in die Zeit fällt, die wir nicht mehr in den Kreis unserer Betrachtung ziehen können.

Der großen und bunten Menge politischer Zeitungen steht auch eine reiche Fülle von Zeitschriften gegenüber. Diese Journale der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts tragen aber einen wesentlich andern Charakter, als die vormärzlichen. Das große Publikum hatte den gespreizten Ton, den Tumult und das Kampfgeschrei des jungen Deutschland und der Freiheitskämpfer satt. Man wollte keine politische Schwärmerei mehr, man wünschte sich materiell gefördert zu sehen. Nur wohlhabende Völker, wie das Beispiel Englands zeige, verstünden auch wirklich frei zu sein. Darum müsse man den Naturwissenschaften, der Industrie, dem Verkehr jetzt seine ganze Aufmerksamkeit widmen. Diesem Geschmack entsprach George Westermann in Braunschweig, indem er 1856 nach dem Muster englischer Monatschriften „Westermanns Monatshefte“ ins Leben rief. Das Gebiet der Politik und überhaupt alles Tendenziöse, wurde vollständig vermieden, dagegen erfuhren unter der umsichtigen Redaktion von Adolf Glazer die Naturwissenschaften, Ethnographie, Kunst- und Kulturgeschichte eine ganz besondere Pflege. Auch der Illustration wurde große Sorgfalt zugewendet, so daß das Unternehmen bald großen Beifall fand. Einen etwas kräftigeren Pulsschlag zeigte die Revue „Unsere Zeit“, die der geistvolle Rudolf Gottschall von 1857 ab in Leipzig herausgab. Sie zeigte eine entschieden liberale Gesinnung und informierte auch über die Ereignisse auf dem Gebiete der Politik, gewann aber nie einen größeren Leserkreis und stellte daher, nachdem Gottschall schon einige Jahre vorher von der Redaktion zurückgetreten war, schließlich Ende 1891 ihr Erscheinen ein. Ebenfalls nur auf einen kleinen Kreis blieben die „Preussischen Jahrbücher“ beschränkt. Sie wurden 1858 von einem Kreise der sog. Altliberalen, an deren Spitze Max Duncker stand, ins Leben gerufen und sollten den nationalen Liberalismus, den Gedanken des preussisch-deutschen Einheitsstaates

vertreten. Auch hier schwebten als Muster die englischen und französischen Zeitschriften vor. Als Redakteur wurde Rudolf Haym bestellt, der sich durch eine Biographie Wilhelm v. Humboldts einen geachteten Namen erworben hatte. So sehr sich aber Haym auch Mühe gab, die Monatschrift interessant zu machen; es wollte ihm nicht gelingen, eine größere Anzahl bedeutender Mitarbeiter zu gewinnen; die Hefte blieben alle etwas trocken und langweilig. Die besten Aufsätze lieferten Otto Gildemeister, David Friedrich Strauß und Anton Springer. Die preußische Regierung war dem Unternehmen nicht geneigt und konfiszierte verschiedene Hefte; eine Beschlagnahme erfolgte auf Grund eines von Hegidi verfaßten Artikels über die Regentschaft in Preußen. Mißmutig legte daher Haym 1864 die Redaktion nieder, worauf nach einem zweijährigen Interregnum Heinrich von Treitschke 1866 die Leitung übernahm, eine Zeitlang mit W. Wehrenpfennig, später mit Hans Delbrück, der sie nun seit 1889 allein herausgibt. Als geistreicher Plauderer stellte sich neben „Unsere Zeit“ und die „Preussischen Jahrbücher“ 1867 „Der Salon“. In ihm sprach der feine Mann der Gesellschaft, der über alles orientiert war, was augenblicklich in der eleganten Welt interessierte; nur von den politischen und religiösen Debatten hielt er sich fern. Anfangs wurde der „Salon“ von Ernst Dohm und Julius Rodenberg herausgegeben, seit 1874 von Franz Hirsch.

Eine Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben gab Robert Bruß mit seinem „Deutschen Museum“ von 1851 bis 1867 heraus, zunächst mit Wilhelm Wolffsohn, später mit Karl Frenzel. Das Blatt hielt sich stets auf einer vornehmen Höhe, vermochte sich aber keinen größeren Leserkreis zu erwerben.

Neben diesen Revuen entwickelte sich alsbald in üppiger Mannigfaltigkeit eine bunte Literatur von Unterhaltungsblättern. Den ersten Platz unter diesen nahm die „Gartenlaube“ ein, die der intelligente Ernst Reil 1853 gründete. Reil besaß eine feine Witterung für das, was die große Menge des Volkes wollte und brauchte, und es schlug in ihm auch ein warmes Herz für alle vaterländischen Angelegenheiten. Mit unermüdlichem Spürsinn fand er immer das für seine Wochenschrift heraus, was das



deutsche Gemüt erwärmte und wonach der vaterländische Sinn verlangte. Sein Unternehmen bürgerte sich denn auch rasch ein; schon der erste Jahrgang konnte in einer Auflage von 5000 Exemplaren gedruckt werden; der zweite erschien bereits in einer Auflage von 8000 Exemplaren, und bei Keils Tode 1878 kam das Blatt in einer Auflage von über 300 000 Exemplaren heraus. In den sechziger Jahren, als unser nationales Leben wieder einen tieferen Subhalt bekommen hatte, kam in den vaterländischen Aufsätzen und Gedichten der „Gartenlaube“ die Stimmung weiter Kreise zum Ausdruck. Manche ihrer patriotisch hochgestimmten Nummern wirkte wie eine politische Tat. Neben die „Gartenlaube“ stellte sich 1864 mit christlich-konservativer Tendenz das „Daheim“, verlegt von Belhagen und Klasing in Bielefeld und viele Jahre redigiert von Robert König. In größerem Stile gehalten präsentierte sich „Über Land und Meer“, das 1858 von Eduard Hallberger in Stuttgart gegründet wurde. Ein sehr brauchbarer Mitarbeiter war viele Jahre der Romanschriftsteller F. W. Hackländer, der in der ersten Zeit, als noch viele englische und französische Clichés angekauft werden mußten, weil deutsche noch nicht genügend geliefert werden konnten, um solche angekauften Holzschnitte nicht selten lachend und fröhlich seine Erzählungen „herumschrieb“. Ähnliche Aufgaben wie „Über Land und Meer“ stellte sich das „Buch für Alle“, das Hermann Schönlcin 1865 ins Leben rief. Dem Bedürfnis nach gehaltvoller Roman-Lektüre entsprach die 1864 von Otto Janke gegründete „Romanzeitung“. Sie wurde mit Wilhelm Raabes berühmtem Romane „Der Hungerpastor“ eröffnet. Reichlichen Lesestoff boten auch die „Unterhaltungen am häuslichen Herd“, die, von Karl Gutzkow redigiert, von 1852 bis Ende 1864 herauskamen, und die „Hausblätter“, die Hackländer und Höfer von 1855 bis 1867 herausgaben.

Das deutsche Zeitungswesen wuchs mithin nach und nach, indem es sich nicht nur außerordentlich erweiterte, sondern auch an Tiefe und Vielseitigkeit gewann, zu einem hochbedeutsamen Faktor in unserem Kulturleben empor. Aus dem schlichten Nachrichtenblatte des siebzehnten Jahrhunderts wurde die Zeitung zum breiten und farbenreichen Abbilde ihrer Zeit.

## Verzeichnis der Zeitungen.

- |                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                     |                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                           |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| <p> <b>Nachener Merkur</b> 60.<br/> <b>Nachener Wahrheitsfreund</b> 60. 65.<br/> <b>Nachener Zeitung</b> 64. 391.<br/> <b>Abendblatt</b> 69.<br/> <b>Abend-Blatt der Börsehalle</b> 110.<br/> <b>Abend-Zeitung (Dresdener)</b> 468.<br/> <b>Abend-Zeitung (Mannheimer)</b> 612.<br/> <b>Abler</b> 470.<br/> <b>Adorfer Wochenblatt</b> 400.<br/> <b>Adreß-Komptoir-Nachrichten</b> 110. 278.<br/> <b>Allemania</b> 184.<br/> <b>Allgemeine Literatur-Zeitung, Hallische</b><br/>             226.<br/> <b>Allgemeine Ober-Zeitung</b> 347. 570.<br/> <b>Allgemeine Österreichische Zeitung</b> 629.<br/> <b>Allgemeine Preuß. Staatszeitung.</b> 82.<br/>             263. 335. 357. 546.<br/> <b>Allgemeine Slavische Zeitung</b> 632.<br/> <b>Allgemeine Theaterzeitung</b> 506.<br/> <b>Allgemeine Zeitung, Augsburger</b> 101.<br/>             151. 159. 283. 326. 377. 453. 467.<br/>             502. 621.<br/> <b>Allgemeine Zeitung (Elberfelder)</b> 69.<br/>             367.<br/> <b>Altonaer Merkur</b> 387. 588.<br/> <b>Ameise</b> 400.<br/> <b>Arbeiterblätter, Kölner, von 1848</b> 581.<br/> <b>Argus</b> 520.<br/> <b>Ashaffenburgische Zeitung</b> 462.<br/> <b>Ajtråa</b> 226.<br/> <b>Augsburger Abendzeitung</b> 157. 462.<br/> <b>Augsburgische Ordinari = Postzeitung</b><br/>             157.       </p> | <p> <b>Augsburger Postzeitung</b> 462.<br/> <b>Aurora</b> 60. 61.<br/> <b>Ausland, Das</b> 309.<br/> <b>Austria</b> 471.<br/> <b>Auszug der neuesten Zeitungen</b> 378.<br/> <br/> <b>Badische Landeszeitung</b> 613.<br/>         — — Zeitung 423. 425.<br/> <b>Badischer Landtagsbote</b> 604.<br/>         — — Volksbote 423. 426.<br/> <b>Barmer Zeitung</b> 368.<br/> <b>Barrilade, Die</b> 548.<br/> <b>Bayerns Deputirtenkammer</b> 483.<br/> <b>Bayreuther Zeitung</b> 157.<br/> <b>Bayrische Staatszeitung</b> 461.<br/> <b>Bayrischer Beobachter</b> 462.<br/> <b>Bayrisches Volksblatt</b> 453.<br/> <b>Beobachter (Stuttgart)</b> 436. 617.<br/> <b>Beobachter im Roer-Departement</b> 65.<br/> <b>Bergedorfer Wochenblatt</b> 381.<br/> <b>Berliner Allgemeine Montags-Zeitung</b><br/>             549.<br/>         — — Allgemeine Zeitung 668.<br/>         — — Börsenkurier 667.<br/>         — — Börsenzeitung 667.<br/>         — — Bürgerwehr-Zeitung 548.<br/>         — — Fremdenblatt 668.<br/>         — — Großmaul 548.<br/>         — — Konversationsblatt 309. 528.<br/>         — — Krafthler 654.<br/>         — — Kurier 307.<br/>         — — Montagszeitung 668.<br/>         — — Omnibus 654.       </p> |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|

- Berliner Schnellpost 307.  
 — — Tageblatt 668.  
 — — Zeitung 548.  
 — — — —, Hrsg. Ad. Löffler 548.  
 — — Zeitungshalle 546.  
 Berlinische Zeitschrift für Wissenschaft  
 und Literatur 309.  
 Biene 398.  
 Blätter für literarische Unterhaltung  
 514.  
 Blauer Montag 655.  
 Bohemia 287. 523. 650.  
 Börsehalle (Hamb.) 377. 380.  
 Börsennachrichten der Ostsee 350. 572.  
 Bote aus Kassel 116. 389.  
 Bote in Tyrol 166.  
 Bremer Kurier 384. 589.  
 — — Nachrichten 381. 589.  
 — — Tageblatt 589.  
 — — Zeitung für Staats-, Gelehr-  
 ten- und Handelsfachen 110. 278.  
 377. 381. 585.  
 Bremischer Beobachter 589.  
 Breslauer Anzeiger für Kommunal-  
 angelegenheiten 571.  
 — — Beobachter 347.  
 — — Morgen-Zeitung 571.  
 — — Zeitung 269. 318. 345. 570.  
 Britannia 309.  
 Brutus, der Tyrannenfeind 61.  
 Buch für Alle 674.  
 Buddelmeyer-Zeitung 549.  
 Bundeslade, Die 211.  
 Bürger- und Bauern-Zeitung 548.  
 Bürgerfreund 278. 381.  
 Bürger-Wache 547.  
 Bürgerwehr-Zeitung 547.  
 Burgscher Kurier 276.  
 — — (Hallecher) 276.  
 Burgsche Zeitung 276.  
 Charivari 319. 335. 400. 520. 652.  
 Cholera-Zeitungen 339.  
 Chronik der österreich. Literatur 231.  
 Colonne, La 410.  
 Constitutionel 261. 326.  
 Courier Français 261.  
 Courier in Halle 573.  
 Daheim 674.  
 Dannevirke 387.  
 Danziger Allgemeine Zeitung 350.  
 — — Tageblatt 350.  
 Darmstädter Tageblatt 413.  
 — — Zeitung 143.  
 Demokrat (Berliner) 548.  
 — — (Mainzer) 608.  
 — — (Wiener) 631.  
 Deutsche Allgemeine Zeitung 319. 468.  
 598.  
 — — Arbeiter-Zeitung (von F. Bet-  
 rend) 547.  
 — — (von Dr. Lubasch u. Wittlar  
 547.  
 — — Beobachter, Der 110.  
 — — Blätter 117.  
 — — Blätter für Poesie 309.  
 — — Bürgerwehr-Zeitung 549.  
 — — Jahrbücher (siehe Hall. Jahrb.  
 — — Monatschrift 479.  
 — — Nationalzeitung 358.  
 — — National-Zeitung für Braun-  
 schweig u. Hannover 377.  
 — — Reform 548.  
 — — Reichszeitung 586.  
 — — Revue (Guszkows) 499.  
 — — Volkshalle 581.  
 — — Volkszeitung 612.  
 — — Volkszeitung für Stadt und  
 Land 547.  
 — — Wochenzeitung 358.  
 — — Zeitung (Berliner) 339.  
 — — Zeitung (Gervinussche) 377.  
 423. 426. 609.  
 — — Zeitung (Wiener) 669.  
 Deutscher Kurier 436.

- Deutscher Zuschauer 483.  
 Deutsches Museum 673.  
 Deutsch-französische Jahrbücher 495.  
 Deutschland, Das neue 209.  
 Deutschlands Kurier- oder Staatsbote 276.  
 Didaskalia 409.  
 Dorfbarbier 318. 319. 524.  
 Dorfzeitung 106. 391.  
 Dortmunder Zeitung 667.  
 Dresdener Anzeiger 600.  
 — — Journal 600.  
 Düjeldorfer Zeitung 69.  
 Echo der Gegenwart 667.  
 Edernförder Wochenblatt 386.  
 Eilbote (Münchener) 621.  
 Eisenbahn-Zeitung 381.  
 Elbersfelder Zeitung 367.  
 Elbinger Anzeiger 350.  
 Eos, Zeitschrift aus Bayern zur Er-  
 heiterung und Belehrung 302.  
 Ernst und Scherz, oder der alte Frei-  
 mütige 225.  
 Eßener Zeitung 667.  
 Eulenspiegel (Münchener) 520.  
 — — (Berliner) 520.  
 Europa (Newalds) 512.  
 Europäische Annalen 212.  
 — — Nusscher, Der 210.  
 — — Staatsrelationen 225.  
 Ewige Fadel 549.  
 Ewige Lampe 548.  
 Ewige Lampe oder Lampe der Gase 548.  
 Ewige Leuchte 548.  
 Feuilles d'affiches 65.  
 Figaro (Berliner) 520.  
 — — (Pariser) 663.  
 Flensburger Zeitung 387.  
 Fliegende Blätter 534. 652.  
 Fliegende Blätter, Der Deutschen  
 Burschen 211.  
 Flugblätter, Jürgenssche 596. 611.  
 Forum der Journalliteratur 336. 506.  
 Frankfurter Börsenzeitung 509.  
 — — Handelszeitung 670.  
 — — Journal 134. 280. 326. 401.  
 407. 609.  
 — — Volksbote 655.  
 — — Zeitung (Obermüllersche) 596.  
 611.  
 — — Zeitung (Sonnemannsche) 670.  
 Fränkischer Kurier 462.  
 — — Merkur 157.  
 Freia 387.  
 Freiburger Zeitung 423.  
 Freie Blätter, Berliner 654.  
 Freie Wiener, Der 656.  
 Freie Zeitung (nassauische) 603.  
 Freihafen, Der 505.  
 Freimütige Blätter für Deutsche 210.  
 Freimütige, Der 225. 303. 528.  
 — —, Wiener 631. 637.  
 Freischaar für Polen 547.  
 Freischärler, Der 655.  
 Freischütz, Der 278. 381.  
 Freisinnige, Der 423.  
 Fremdenblatt (Berliner) 668.  
 — — (Wiener) 629.  
 Gartenlaube, Die 673.  
 Gasthofszeitung 520.  
 Gazette de Cologne 65.  
 Gazette de France 261. 326.  
 Geißel, Die 632.  
 General-Anzeiger für Deutschland 399.  
 Gerad' aus! 631.  
 Germania, Zeitschrift für Deutsch-  
 lands Gemeinwohl 209.  
 Germania (Zentrumsblatt) 668.  
 Gesellige, Der 273. 350.  
 Gesellschaftler, Der 224. 297. 527.  
 Gespenst, Das schwarze 520.  
 Goldene Mittelstraße, Die 632.  
 Göttinger gelehrte Anzeigen 226.  
 Grenzboten 479. 483. 652.  
 Grimmaisches Wochenblatt 107.

Großherzoglich Hessische Zeitung 413.  
Guckkasten 656.

Halle'scher Burg'scher Kurier 276.

Hallische Jahrbücher 332. 363. 488.  
495.

Hallische Zeitung 574.

Hallischer Kurier, Zeitung für Stadt  
und Land 89. 276. 354.

— — (fog. Waisenhaus=Courier) 573.

Hamburger Börsenliste 326.

— — Politisches Journal 212.

Hamburgische Nachrichten 587.

— — Neue Zeitung und Adreß=Kon-  
tor=Nachrichten 278. 379.

— — Unparteiische Korrespondent  
109. 278. 326. 377. 379. 587.

Hanauer Zeitung 389.

Hannoversche Anzeigen 115. 667.

— — Morgenzeitung 333. 373. 585.  
586.

— — Nachrichten 115. 371.

— — Volkszeitung 584.

— — Zeitung 371. 583.

Hannoverscher Courier 667.

— — Volksfreund 373.

Hannoversches Volksblatt 373.

Hans Jörgel 524.

Hausblätter 674.

Hausfreund in Palast und Hütte 523.

Heidelberger Jahrbücher 226.

Hermann, Zeitschrift 57. 182. 304.

Hermes, oder kritisches Jahrbuch der  
Literatur 230. 288.

Herold, Der 393. 480.

— — (Berl.) 655.

Hessenbote 389.

Hessische Morgenzeitung 670.

Hessischer Volksfreund 595.

Hildesheimische allgemeine Zeitung 377.

— — Zeitung 377.

Historisch-politische Blätter 478.

Historisch-politische Zeitschrift 478.

Hochwächter, Der 436.

Hornisse 594.

Humorist, Der 524.

Jahrbuch für dramatische Kunst und  
Literatur 336.

Jahrbuch für wissenschaftliche Kritik  
309. 320.

Jahrbücher der Literatur, Wiener 232.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik  
514.

Jahreszeiten, Die 523.

Jduna 523.

Jenaische Allgemeine Literaturzeitung  
193. 226.

Illustration (Pariser) 532.

Illustrated London News 532.

Illustrierte Zeitung 533.

Innland 448.

Intelligenzblatt (Düsseldorfer) 68.

— — (Frankfurter) 410.

Intelligenzblatt für Krefeld 368.

Intelligenzblätter, Gründung der 88.

Journal de Francfort 130. 290.  
401. 409. 611. 670.

Journal des Débats 261. 325.

Journal des Österreichischen Nord  
629. 647.

Journal de la Roer 60.

Journal des Nieder= und Mittel=  
rheins 61. 65.

Journal für Deutschland (Berl.) 210.

Jris 279.

Jsar=Zeitung 669.

Jzehoer Wochenblatt 386.

Juchheirajasa! Die Preußen sind da!  
549.

Junge Österreich, Das 631.

Karlsruher Zeitung 423. 604. 613.

Kasselsche Allgemeine Zeitung 116.  
389. 591.

- Kasseler Zeitung 596. 611  
 Kieler Blätter 170. 178.  
 Kladderadatsch 653. 656.  
 Kleine Reichstags-Zeitung 631.  
 Koblenzer Zeitung 582.  
 Kölnische Zeitung 65. 262. 267. 351.  
 377. 391. 468. 574.  
 Kommet, Der 318. 518.  
 Königlich Preussische Staats-, Kriegs-  
 und Friedenszeitung s. Königsb.  
 Hart. Btg.  
 Königliche Preussische Stettiner Zeit-  
 ung 350.  
 Königs-Zeitung 549.  
 Königsberger Hartung'sche Zeitung 90.  
 348. 571. 667.  
 Königsberger Oppositionsblatt 572.  
 Konversationsblatt (Wiener) 233.  
 Konstanzener Zeitung 423.  
 Konstitution 630. 635.  
 Konstitutionelle Donauzeitung 631.  
 — — Jahrbücher 483.  
 — — Klub-Zeitung 547.  
 — — Staatsbürgerzeitung 399.  
 — — Zeitung von Böhmen 619.  
 — — Zeitung (Sächsische) 602.  
 — — Zeitung (Münchener) 548. 567.  
 619.  
 Konstitutioneller Courier 630.  
 Konstitutionelles Blatt aus Böhmen  
 650.  
 Korrespondent von und für Deutsch-  
 land 157. 462. 467.  
 Courier des Niederrheins 68.  
 Krefelder Zeitung 582.  
 Kreuz-Zeitung 561.  
 Kronos 211.  
 Kurhessische Zeitung 389.  
 Kurjaal 413.  
 Landbote, Der (Münchener) 621.  
 Landbötin, Die (Münchener) 621  
 Leipziger Allgemeine Zeitung 393.  
 Leipziger Literaturzeitung 226.  
 — — Tageblatt 399.  
 — — Zeitung 123. 326. 396. 598.  
 Leuchte, Die 226.  
 Leuchtfugeln 655.  
 Leuchtturm, Der 521.  
 Literarische und kritische Blätter 514.  
 Literarische Zeitung 514.  
 Literarischer Goliath 514.  
 Literarisches Konversationsblatt 293.  
 — — Wochenblatt, Das 226. 292.  
 Literaturblatt (Menzels) 497.  
 — — (von Alexander Jung) 514.  
 Literatur- und Kunstbericht 514.  
 Lloyd, Der 648.  
 Lokomotive 481. 547.  
 Lübeckische Anzeigen 278. 384. 589.  
 — — Blätter 589.  
 — — merkantilisch-politische Zeitung  
 385.  
 Lübecker Nachrichten 381.  
 Lyna 386.  
 Magazin für die Literatur des Aus-  
 landes 335. 516.  
 Magdeburgische Zeitung 86. 275. 351.  
 573.  
 Mainzer Journal 609.  
 — — Tageblatt 608.  
 — — Wochenzeitung 358.  
 — — Zeitung 142. 413.  
 Mannheimer Abendzeitung 391. 423.  
 424.  
 — — Journal 423. 613.  
 — — Morgenblatt 423.  
 — — Zeitung 595.  
 Medlenburger Tageblatt 378.  
 Medlenburgische Zeitung 378.  
 Memeler Dampfboot 572.  
 Mephistopheles 655.  
 Mercure du département de la  
 Roër 65  
 Messager des Chambres 261.

- Minerva** 211.  
**Mittelrheinische Zeitung** 603.  
**Mitternachtblatt, Müllners'** 305.  
**Monatsschrift (Berliner)** 479.  
**Morgenblatt, Cottasches** 213. 295. 496.  
**Münchener Neueste Nachrichten** 620.  
 — — politische Zeitung 158. 462.  
 — — Punsch 655.
- Rassauische Allgemeine Zeitung** 604.  
**National-Zeitung der Deutschen** 108.  
**National-Zeitung (Berl.)** 547. 552.  
**Nationalzeitung, Königl. privil. bayr.**  
 158.  
**Nectar-Zeitung** 282. 303.  
**Nemesis** 171.  
**Neue Berliner Monatsschrift** 309.  
**Neue Berliner Zeitung** 548.  
**Neue Bremer Zeitung** 589.  
**Neue deutsche Zeitung** 611. 670.  
**Neue Fackeln (Cöllns)** 208.  
**Neue Frankfurter Zeitung** 670.  
**Neue Freie Presse** 570. 669.  
**Neue Lübeckische Blätter** 384.  
**Neue Münchener Zeitung** 619. 670.  
**Neue Ober-Zeitung** 570.  
**Neue Preussische Zeitung** 548. 561.  
**Neue Rheinische Zeitung** 579.  
**Neue Schwerinische Politische Zeitung** 378.  
**Neue Stettiner Zeitung** 572.  
**Neue Wogen der Zeit** 350.  
**Neue Würzburger Zeitung** 462.  
**Neueste Preussische Zeitung** 549.  
**Neuer Elbinger Anzeiger** 273.  
**Neuer Rheinischer Merkur** 58.  
**Neuer Volksfreund** 584.  
**Neues Berliner Tageblatt** 548.  
**Neues Dresdner Journal** 602.  
**Neues Fremdenblatt (Wiener)** 669.  
**Neues Tagblatt (Stuttgarter)** 438. 617.  
**Neues Wiener Tagblatt** 669.  
**Neu-Hessische Zeitung** 592.
- Niederrheinische Blätter** 69.  
**Niedersächsische Zeitung** 584.  
**Norddeutsche Allgemeine Zeitung** 623.  
**Norddeutsche freie Presse** 590.  
**Norddeutsche Zeitung für Politik,  
 Handel und Gewerbe** 572.  
**Novelliste, Der** 60. 65.  
**Nürnberger Korrespondent** 621.
- Oberdeutsche Wochenzeitung** 358.  
 — — Zeitung 423.  
**Ober-Postamtszeitung** 129. 281. 321.  
 372. 401. 402. 467. 604. 610. 670.  
**Oberschlesischer Anzeiger** 347.  
**Oberschlesischer Wanderer** 347.  
**Oldesloer Wochenblatt** 386.  
**Ohnehofe, Der** 632.  
**Oppositions-Blatt** 93.  
**Opposition für Volk und Recht** 631.  
**Originalien, Die** 225.  
**Ost-deutsche Post** 632. 645.  
**Osterländische Blätter** 479.  
**Ostfriesische Zeitung** 377.  
**Ostpreussisches Bürgerblatt** 572.  
**Ostseeblätter** 385.  
**Ostsee-Zeitung** 572.  
**Olzweige** 465.  
**Osterreichische konstitutionelle deutsche  
 Zeitung** 631.  
**Osterreichischer Beobachter** 152. 164.  
 286. 471. 628.  
 — — Korrespondent 632.  
 — — Landbote 631.  
 — — Nationalgardist 631.
- Pädagogisches Wochenblatt** 465.  
**Panier des Fortschritts** 630.  
**Patriot, Der** 211.  
**Patriotischer Hausfreund** 564.  
**Penny Magazine** 529.  
**Pfennig-Magazin** 530.  
**Pfennig-Magazin für Kinder** 531.  
**Philadelphia Demokrat** 595.



- Bhönix, Frühlingszeitung für Deutsch-**  
**land 504.**  
**Politische Esel, Der 632.**  
**Politische Kellner, Der 631.**  
**Politische Neuigkeiten 378.**  
**Politisches Wochenblatt (Berliner)**  
**475. 494.**  
**Pommerische Bürger-Zeitung 572.**  
**Posaune, Die 373.**  
**Posener Zeitung 90.**  
**Post, Die 668.**  
**Präfekturakten 60.**  
**Prager Abendblatt 649. 650.**  
**— — Zeitung 167. 287. 472. 648.**  
**Breeßer Wochenblatt 387.**  
**Presse (Wiener) 632. 641.**  
**Presse, La 641.**  
**Preußen, Das neue 548. 655.**  
**Preußische Allgemeine Zeitung 358.**  
**— — Feldzeitung 74. 85.**  
**— — Jahrbücher 672.**  
**— — Korrespondent, Der 36. 74. 112.**  
**— — Parlaments-Zeitung 548.**  
**— — Staatszeitung 103. 377. 515.**  
**— — Volks-Zeitung 549.**  
**— — (Aldler) Zeitung 667.**  
**Provinzial-Zeitung, Elberfelder 69-**  
**367.**  
**Publizist, Der 546. 667.**  
  
**Radikale, Der 631.**  
**Reform, Die (Berliner) 547.**  
**— — (Hamburger) 587.**  
**— — (Wiener) 632.**  
**Regensburger Zeitung 462.**  
**Reich der Toten (ehedem „Der Neu-**  
**wieder“) 131.**  
**Reichstags-Zeitung 611.**  
**Reisender Teufel 656.**  
**Relations-Kurier 110.**  
**Rendsburger Wochenblatt 386.**  
**Republik, Die 548.**  
**Rheinische Archiv, Das 225.**
- Rheinische Blätter 135.**  
**— — Jahrbücher zur gesellschaftlichen**  
**Reform 483.**  
**— — Postille 423.**  
**— — Zeitung 362. 379. 480. 609.**  
**Rheinischer Beobachter 369.**  
**— — Kurier 671.**  
**— — Merkur 30. 33. 63. 92. 109.**  
**166. 263.**  
**— — Postillon 425.**  
**Rheinheßisches Volksblatt 609.**  
**Rhein-Lahn-Zeitung 671.**  
**Rhein- und Ruhrzeitung 581.**  
**Rheinisch-Westfälische Zeitung 667.**  
**Ristretto 131.**  
**Romanzeitung 674.**  
**Rosen, Zeitschrift für die gebildete**  
**Welt 523. 564.**  
**Rostoker Zeitung 378.**  
**Rote Mütze, Die 656.**  
**Rübezahl 33.**  
  
**Sachsen-Zeitung 398. 523.**  
**Sächsische Konstitutionelle Zeitung 602.**  
**— — Vaterlandsblätter 398. 480.**  
**Salon, Der (Engländer) 505.**  
**Salon, Der (Nodenberg) 673.**  
**Sammler, Der 225.**  
**Satan 630.**  
**Schild und Schwert 632.**  
**Schlesische Zeitung 89. 274. 336. 341.**  
**570.**  
**Schleswig-Holsteinische Zeitung 386.**  
**590.**  
**Schnellpost (Berliner) 307.**  
**Schnellpost (Wiener) 656.**  
**Schwäbische Merkur, Der 144. 281.**  
**435. 614.**  
**Schwäbisches Museum 436.**  
**Schwarz-Rot-Gold 632.**  
**Seebblätter 423. 612.**  
**Signale 318.**  
**Soldatenfreund 524.**

- Sonderburger Wochenblatt 386.  
 Sonne, Die 483. 618.  
 Sozialist, Berl. 655.  
 Speierer Zeitung 462. 621.  
 Spenerische Zeitung 78. 263. 264. 336.  
 467. 546. 550. 551. 552.  
 Sprecher für Rheinland und Westfalen 368.  
 Staat, Der 479.  
 Staatsbürger, Der 549.  
 Staatsbürgerzeitung 482. 668.  
 Staatszeitung, Großherzogl. badische 143.  
 Stettiner Beobachter 572  
 — — General-Anzeiger 572.  
 Stettinische Zeitung, Königl. priv. 90. 572.  
 Stuttgarter Allgemeine Zeitung 436.  
 — — Schnellpost 436. 617.  
 — — Tagblatt 436.  
 — — Zeitung 436.  
 Süddeutsche Presse (München) 670.  
  
 Tages-Chronik (Bremer) 589.  
 Tagespresse (Wiener) 669.  
 Tante Boß 654.  
 Taunusblätter 604.  
 Teatrum Europäum 529.  
 Telegraph für Deutschland 509.  
 Teutscher Beobachter 282.  
 Teutsche Blätter 208.  
 Teutsche Feldzeitung 74.  
 Theaterzeitung, Bäuerlesche 304. 520.  
 Thusnelda, ein Unterhaltungsblatt für Deutsche 225.  
 Tribüne, Die 668.  
 — —, Die deutsche (Wirths) 448. 477.  
 — —, kritische Blätter aus dem preußischen Parlamente 549.  
 Trierische Zeitung 369. 582.  
  
 Über Land und Meer 674.  
 Ulmer Chronik 618.  
  
 Ulmer Schnellpost 440.  
 Unser Planet 482. 519.  
 Unsere Zeit 672.  
 Unterhaltungen am häußl. Herd 671.  
 Urwähler-Zeitung 549. 559.  
  
 Vaterland, Das 479.  
 Vaterlandsblätter 584.  
 Vaterländische Blätter 233.  
 Vaterländische Hefte 483.  
 Verfolger der Bosheit 655.  
 Verkündiger, Der (Kölner) 65. 68. 277.  
 — — (Stuttgarter) 436.  
 Verkündiger, ein gemeinnütziges Volksblatt 69.  
 Volk, Das 654.  
 Volksblatt für Stadt und Land (Hallisches) 355. 574.  
 — — (Münchener) 621.  
 Volksblätter, Berl. 654.  
 Volksfreund (Wielands) 177. 211. 231.  
 — — Wiener 631.  
 — — Münchener 462.  
 — — nassauischer 604.  
 Volksstaat, Der 671.  
 Volkstribun, Der 548.  
 Volks-Stimme, Die 547.  
 Volks-Zeitung (Berliner) 561.  
 Vorwärts (in Paris) 424.  
 — — (in Berlin) 671.  
 Wossische Zeitung 78. 263. 269. 337.  
 467. 546. 550. 551.  
  
 Wächter, Der 210.  
 Wächter an der Ostsee 572.  
 Wächter am Rhein 423. 424.  
 Wächter an der Ruhr 581.  
 Wage, Die (Börnes) 131. 201.  
 Wage, Die, deutsche Reichstagsschau 655.  
 Wandelstern, Der 482.  
 Wanderer, Der 225.  
 — — öfterreich. 631. 632.

- Badersbader Intelligenzblatt 380. 386.  
 588.  
 Welt- und Staatsbote 65. 67. 277.  
 357.  
 Wejer-Zeitung 377. 382. 391. 590. 667.  
 Westbote 452.  
 Westdeutsche Zeitung 580.  
 Westermanns Monatshefte 672.  
 Westphälischer Anzeiger 54. 368.  
 Wiener Allgemeine Theaterzeitung  
 225.  
 — — Gassen-Zeitung 631.  
 — — Realzeitung 161.  
 — — Zeitschrift 220. 291. 502.  
 — — Zeitung 152. 159. 286. 471.  
 626.  
 Wiesbadener Tageblatt 605.  
 Wisnarsche Zeitung 378.  
 Wöchentliche Nachrichten (Bremer) 110.  
 Wöchentliche gemeinnützige Nachrichten  
 von und für Hamburg 110. 381.  
 Wolffsches Telegraphisches Bureau 557.  
 Wormser Zeitung 143. 413.  
 Wünschelruthe, Die 225.  
 Wurst wider Wurst 655.
- Würzburger Zeitung 157.  
 Württembergischer Staatsanzeiger 618.  
 Zeit, Die (in Augsburg) 483.  
 Zeiten, Die 180.  
 Zeitschrift für Pharmacie 629.  
 Zeitschwingen 206.  
 Zeitung der freien Stadt Frankfurt  
 131. 279.  
 — — des Großherzogtums Frankfurt  
 129.  
 — — des Großherzogtums Posen 350.  
 — — für Norddeutschland (Hanno-  
 ver) 586. 667.  
 — — für Preußen 572.  
 — — für die elegante Welt 223. 303.  
 524. 652.  
 — — für die königl. preussischen Pro-  
 vinzen zwischen Elbe und Weser  
 89.  
 — — für die Wiener Nationalgarde  
 631.  
 Zeitungshalle 550. 552.  
 Zuschauer 425.



## Namen-Register.

- Abel, v., Minister 444.  
 — — Otto, Historiker 616.  
 Abelin, Joh. Phil. 529.  
 Adam, Dr. P. L. 440.  
 Aegidi, Ludwig Karl 568.  
 Alexander, Kaiser 15.  
 Alexis, Wilibald (Häring) 289. 309.  
 337. 457.  
 Althaus, Theob. 585.  
 Ancillon, Friedr. 31. 244.  
 Andree, Dr. R. 358. 586.  
 Archenholz, J. W. v. 211.  
 Arens, Dr. Thomas Heinr. 382. 590.  
 Aretin, J. Eph. A. Mor. Freiherr v.  
 184.  
 Armbruster, österr. Publizist 234.  
 Arndt, C. M. 1. 2. 3. 35. 80. 85.  
 155. 182. 210. 225.  
 Arnim, Achim v. 22. 35. 53. 59. 74.  
 77. 79. 224. 225.  
 Aston, Luise 655.  
 Auerbach, Berth. 483. 500. 513.  
 Auerberg, Graf Ant. Alex. v. 292.  
 464. 502. 624.  
  
 Baader, Franz 302.  
 Bacheracht, Therese v. 510.  
 Bacherer, Gustav 494.  
 Bachmann, J. A. 504.  
 Balzer, Dr. J. B. 344.  
 Bamberger, Ludwig 556. 606.  
 Bank, Otto 601.  
 Bartsch, Konr. 161.  
  
 Baffermann, Fr. D. 426. 610.  
 Bauer, A. F. 269.  
 Bauer, Bruno 365  
 — — Edgar 334.  
 Bauernfeld, E. v. 292. 464. 502.  
 Bäuerle, Ad. 225. 506.  
 Baumann, Alex. 503.  
 Becher, Dr. A. J. 631.  
 Bedt, Carl 464. 503. 510. 645.  
 Bedtedorff, Hofrat 244.  
 Becker, August 510. 669.  
 — — Dr. Hermann 580.  
 — — Nikolaus 357.  
 — — Zacharias 108.  
 Behrend, F. 547.  
 Behrnauer, Geh. Ober-Reg.-Rat 244.  
 Benary, Heinr. 654.  
 Benda, Dan. Alex. 266.  
 Benedix, Roderich 368. 655.  
 Benzenberg, Joh. Friedr. 58.  
 Bercht, Prof. 369.  
 Bergl, J. A. 210.  
 Berly, R. P. 134. 279. 402.  
 Bernadotte 78.  
 Bernard, J. C. 163.  
 Bernays, Carl Lud. 424.  
 Bernhardt, Dr. 547.  
 Bernstein, Aron 559.  
 Bertuch, Friedr. Justus 92. 171.  
 Beseler, G. 427.  
 Beta, Heinr. 654.  
 Bethmann-Hollweg 563.  
 Beurmann, Ed. 410. 509.  
 Bevid, Thomas 530.

- Biedermann, Carl 393. 479. 596.  
 598. 600.  
 Biergans, Matthias 60.  
 Bilfinger, Geh. Legationsrat, Benjor  
 281.  
 Binzer, A. v. 526.  
 Bismarck, Fürst 561. 566. 573.  
 Bittkow, Theophil 547.  
 Bleijon, Major L. 547.  
 Blittersdorff, v., Minister 418. 610.  
 Blücher 7. 33. 48. 54. 73. 74.  
 Blum, Rob. 399. 513. 522. 596.  
 Blumenhagen, W. 223.  
 Boczet, Dr. 604.  
 Bodelschwingh, v., Minister 360.  
 Bodenstedt, Friedr. 538. 568. 590. 647.  
 Boelling 60. 62. 64.  
 Bölsche, Dr. Karl 606.  
 Börne, Ludwig 98. 131. 158. 199.  
 216. 316. 500. 526.  
 Bojange, Martin 531.  
 Böttiger, R. A. 91. 119. 222. 233.  
 Bovard, Jos. Jak. 60.  
 Boy-Ed, Ida 381.  
 Bran, Friedr. A. 211.  
 Braß, Dr. 668.  
 Braun von Braunthal 292.  
 Braun, Karl (=Wiesbaden) 604. 671.  
 — — Kaspar 534.  
 Breier, Ed. 472. 649.  
 Brentano, Clemens 35. 224. 225.  
 Brodhaus, F. A. 22. 117. 229. 287.  
 514. 530.  
 Brudbräu, F. W. 462.  
 Brüggemann, Karl Heinrich 359. 577.  
 Brühl, Schulte vom 605.  
 Bruna, Dr. Ed. 650.  
 Bucher, Lothar 556.  
 Buchholz, Fr. 210.  
 Büchner, Georg 505.  
 — — Karl 514.  
 Bülow, Friedr., Professor und Zensor  
 396. 492. 598. 600.  
 Bunsen, Chr. R. J. 457.  
 Buol-Schauenstein, Graf v. 17.  
 Bürger, Heinr. 579.  
 Bürkner, R. 570.  
 Busch, Moriz 653.  
 — — W. 539.  
 Carlopago (Ziegler) 503.  
 Carrière, Moriz 53. 510.  
 Carus, C. G. 505.  
 Casper, Medizinalrat 339.  
 Castelli, J. F. 221. 225. 258. 503. 655.  
 Catel, S. F., Professor 73. 263. 269.  
 Cerri, C. 656.  
 Chezy, Helmine v. 299.  
 Christ, Ministerialrat 435.  
 Clauren, F. 74. 85. 222.  
 Colbacht, Magister 276.  
 Collin, Mathias v. 233.  
 Cölln, Friedr. v. 155. 208. 210.  
 Corred, Dr. G. F. 439.  
 Corvin, Otto v. 481.  
 Cotta, J. F. 113. 152. 284.  
 — — Joh. Georg 295.  
 Daewel, B. 111.  
 Dahlmann 178. 340. 371. 427.  
 Dammas, R. F. (siehe Steffens).  
 Davidsohn, George 667.  
 Davout 108.  
 Deder, R. 668.  
 Deinhardstein, J. L. 221. 233.  
 Delbrück, Hans 673.  
 Delius, Dr. Nikol. 383.  
 Dessauer, v. (Xylograph) 535.  
 Dingelstedt, Franz v. 359. 365. 505.  
 510. 663.  
 Dohm, Ernst 549. 660. 673.  
 Dolleschall, Polizeirat 361. 365.  
 Döllinger, Ignaz v. 302. 479.  
 Dove, Alfred 653.  
 — — F. W. 663.  
 Dräxler-Mansfred 292. 413.  
 Drobisch, Theod. 527. 655.

- Dronke, Ernst 579.  
 Dronsen, Joh. Gust. 427. 491. 568.  
 Duller, Ed. 504.  
 Du Mont, Marcus 66. 356.  
 — — Frau 277.  
 — — Josef 356. 578.  
 Dunder, Herm. 553.  
 — — Franz 554. 561.  
 — — Max 568. 672.  
 Durand, Red. d. Journ. de Franc-  
 fort 409.  
 Duttlinger, badischer Politiker 423.  
 Dyl, H. 539.
- Ebert, R. E. 292. 523.  
 Echtermeyer, Theod. 489.  
 Edardt, Julius 653.  
 — — L. 656.  
 Edart, L. 631.  
 Eckstein, Baron v. 151.  
 Ed, Christoph Marquard 381.  
 Eichholz, Dr. 69.  
 Eisenmann, Dr., Gottfr. 453.  
 Eitelberger v. Edelberg, Rud. 627.  
 Elben, Prof. Chr. Gottfried 144. 282.  
 — — Dr. Emil 282. 435.  
 — — Carl 282. 435.  
 — — Dr. Otto 435.  
 Elzner, Dr. Moriz 347. 571.  
 Endlich, Quirin 641.  
 Engel, Ed. 517.  
 Engels, Franz 365.  
 — — Friedr. 579.  
 Engländer, Sigmund 505. 631. 632.  
 Ent, M. 292.  
 Erdmann, Joh. Ed., Philosoph 490.  
 Ernst August, König 371.  
 Eschholz, bayrischer Publizist 302.  
 Etienne, Mich. 669.  
 Eulenburg, Graf Fritz 367.  
 Eylert, Bischof 244.
- Faber, Alex. 86.  
 — — Friedrich 84. 86. 275. 351.  
 — — Gabr. Gotth. 88.  
 — — Gust. 351.  
 Ferdinand, österr. Kaiser 624.  
 Feuchtersleben, Ernst v. 502.  
 Feuerbach, Ludwig 492.  
 Feust, Dr. Philipp 462.  
 Fidler, badischer Politiker 612.  
 Fink, Graf, Kammerherr 563.  
 Fischer-Goulet, Dr. 611.  
 Florencourt, Franz v. 380. 574. 581.  
 595.  
 Fontane, Theod. 511.  
 Fouqué, de la Motte 79.  
 — — Karoline 222.  
 Förster, Friedr. 73. 309.  
 Franck, G. R. v. 504.  
 Frankl, L. A. 292.  
 Franz, österr. Kaiser 623.  
 Freese, Dr. Julius 586.  
 Freiligrath, Ferd. 579.  
 Frenzel, Karl 489. 556. 558. 661.  
 673.  
 Freund, Leopold 571.  
 Freitag, Gustav 317. 487. 652. 661.  
 Friedenberg, Dr. G. 338.  
 Friedländer, Dr. Max 570. 669.  
 Friedrich, König von Württemberg 4.  
 Friedrich August II., König von Sachsen  
 9. 596.  
 Friedrich Wilhelm III. 7. 8. 10. 14.  
 16. 30. 62. 323.  
 Friedrich Wilhelm IV. 334. 337. 354.  
 575. 662. 663.  
 Fries, J. Fr. 11. 12. 211. 289.  
 Fröbel, Julius 365. 612. 670.  
 Froiep, Friedr. Ludwig 105. 106.
- Gans, E. 309. 505.  
 Gehe, E. H. 223.  
 Geibel, Emanuel 538.

Genß, Friedr. v. 15. 20. 22. 152.  
 162. 164. 167. 205. 286. 374. 455.  
 477.  
 Gerhard, Wilh. 223.  
 Gerlach, Ernst Ludwig von 563. 567.  
 — — Leopold v. 563.  
 Gerle, Ad. 167.  
 Gervinus, G. G. 370. 417. 426. 609.  
 Ghelen, van (Buchdruckerfamilie) 159.  
 471.  
 Giehne, Friedr. 423.  
 Bildemeister, Otto 383. 590. 673.  
 Girardin, Emil de 641.  
 Glajer, Adolf 672.  
 Glasbrenner, Adolf 654. 663. 668.  
 Gneisenau 7. 36.  
 Goedeke, Karl 373. 510. 586.  
 Goedike, F. W. 309.  
 Goethe 36. 98. 103. 155. 172. 177.  
 194. 196. 203. 216. 217. 218. 224.  
 264. 267. 268. 310. 327. 498.  
 Goetsche, S. 564.  
 Goldschmidt, M. 655.  
 Görres, Jos. 13. 27. 33. 54. 70. 85.  
 109. 117. 129. 130. 138. 142. 143.  
 166. 185. 188. 203. 205. 302. 478.  
 Göschen, Prof. 76.  
 — — Georg Joachim 107.  
 Götting, R. W. 492.  
 Gottschall, Rud. 348. 672.  
 Grabbe, Christian Dietr. 505.  
 Grano, Geh. Rat, Censor 328.  
 Gräffer, Franz 234.  
 Gretschel, Dr. J. C. 127.  
 — — Dr. C. Ch. C. 397. 598.  
 Grieben, Herm. 356.  
 Grieshammer, Georg Aug. 127. 396.  
 Grillparzer, Franz 221. 292. 503. 631.  
 Grimm, Jac. 35. 370. 427. 491.  
 — — Wilh. 289. 370. 427.  
 Grimm, Gebrüder 224. 226.  
 Grohe, J. B. 612.  
 Grootte, R. W. 225.

Groß-Hoffinger, A. J. 470.  
 Gruber, C. A. v. 222.  
 Gruner, Justus 7. 35. 54. 59.  
 Grunow, F. W., Verlagsbuchhandlg.  
 484. 652.  
 Grün, Anastasius, siehe Muerßberg.  
 — — Karl 368. 424.  
 Grüneisen, Carl 297.  
 Gubiß, F. W. 224. 268. 270. 530.  
 Gumprecht, Otto 556.  
 Gupkow, Carl 265. 317. 331. 336.  
 359. 365. 498. 500. 505. 506. 509.  
 511. 513. 674.  
 Gabel, Ferd. 549.  
 Gadländer, F. W. 674.  
 Gäßner, L. 630. 635.  
 Gagemeister, Geh. Oberjustizrat 31.  
 Gagen, Carl 234.  
 Gahn, Theodor 377.  
 Gaider, Max 539.  
 Gallberger, Ed. 674.  
 Gamm, Wilh. 510.  
 Hammer, Joh. v. 503.  
 Hammeran, J. A. 609.  
 Hammerstein, Eugen Freiherr v. 373.  
 Hansemann, David 57. 567.  
 Harburger, C. 539.  
 Hardenberg, Fürst 7. 13. 25. 29. 30.  
 32. 47. 73. 113. 137. 155. 246.  
 252.  
 Hartort, Friedr. 57. 143. 304. 531.  
 Hartmann, R. F. A. 278. 464.  
 Hartung, Georg Friedr. 349. 571.  
 — — Herm. 571.  
 Harrys, Georg 373.  
 — — Herm. 373.  
 Hase, Carl, Kirchenhistoriker 458.  
 Hasner, Dr. Leop. v. 650.  
 Hasse, Fr. Chr. Aug. 22. 397.  
 Hassenpflug, Minister 388.  
 Hauff, Herm. 296. 496.  
 — — Wilh. 295. 300.



- Haug, J. Ch. F. 213.  
 Häußer, L. 359. 426.  
 Haym, Rud., 492. 555. 568. 673.  
 Hebenstreit, Wilh. 221.  
 Hebbel, Friedr. 510. 631.  
 Hecker 425. 492.  
 Hegel, G. W. F. 308. 309.  
 Heine, Heinr. 59. 295. 297. 302.  
   308. 317. 331. 455. 490. 500.  
   — — Gustav 629.  
   — — Thomas Theod., 539.  
 Heinichen, sächsischer Publizist 210.  
 Heise, Heinr. 594.  
 Held, F. W. A. 480. 547. 668.  
 Hell, Th., siehe Winkler.  
 Heller, Isidor 639.  
   — — Rob. 429. 523.  
 Hellwaldt, Friedr. v. 310.  
 Hengeler, A. 539.  
 Herbst, F. 302.  
 Herder, Barthol. 74.  
 Herloßjohn, Karl 518. 523.  
 Hermannsthal, Franz Herm. v. 503.  
 Hermes, Carl Heinr. 309.  
   — — Dr. Karl 358. 377. 589.  
 Herold, G. 655.  
 Herwegh, Georg 334. 365. 395. 510.  
   659.  
 Hesekei, Georg 523. 564.  
 Heun siehe Clauren.  
 Heuse, Joh. Georg 110.  
 Heußler, Dr. Moriz 626.  
 Hirsch, Franz 673.  
 Hirth, Dr. Georg 621.  
 Hod, Dr. C. F. 631. 641.  
 Höfer, Edm. 674.  
 Hoff, S. 483. 612.  
 Höffen, Gust. 364. 426.  
 Hoffmann, E. L. A. 222.  
   — — C. D. 654.  
 Hoffmann von Fallersleben 316. 365.  
 Hofmann, Albert, Buchhändler 658.  
   663.  
 Holdheim, Herm. 559.  
 Holtei, Carl v. 255. 308. 309.  
 Hormayr, Jos. v., Ministerialrat 47.  
 Horn, Franz 216.  
   — — Killisch von 667.  
   — — Uffo 523.  
 Hornthal, D. J. P. v. 225.  
 Huber, Lud. Ferd. 213.  
   — — Therese 213.  
 Hübner, F. D. 640.  
 Humboldt, Wilh. v. 26.  
  
 Jacoby, Dr. Johann 348.  
 Jäkel, Dr. Ed. Theod. 483. 522.  
 Jahn, Ludwig 11. 73. 85.  
 Jänede, Gebr. 586.  
 Janin, Jules 334.  
 Janke, Otto 674.  
 Jarde, R. E. 457. 475. 479.  
 Jasmund, Landvogt von 44.  
 Jelinek, Herm. 486. 640.  
 Jlle, Ed. 539.  
 Jngersleben, Oberpräf. v. 54.  
 John, Carl Ernst, Benfor 327.  
 Jordan, Max 653.  
   — — Sylvester 388.  
 Jörg, Edmund 479.  
 Jßstein, Joh. Ad. v. 416.  
 Julius, Dr. Gustav 394. 486. 546.  
 Jung, Alex. 348. 514.  
  
 Kaiser, Dr. Aug. 598.  
 Kallisch, David 553. 657.  
   — — Ludwig 513. 606. 655.  
 Kaltenbrunner, C. A. 503.  
 Kampf, K. Alb. Christ. Heinr. v. 12.  
   58. 73. 244.  
 Kantoffer, Ignaz, Benfor 466.  
 Karl, Joh. 631.  
 Karl August, Großherzog 8. 91. 100. 194.  
 Kaufmann, Jakob 486.  
 Kaulbach, Wilh. v. 655.

- Kayßler, Dr. Leopold 668.  
 Keil, Ernst 482. 521. 663. 673.  
 Kellner, Dr. Theod. 594.  
 Kiefer, Prof. 12.  
 Kieselbach, W. 429.  
 Kilisch von Horn 667.  
 Kind, Fr. 223. 299.  
 Kinkel, Gottfried 655.  
 Kircheisen, Justizminister v. 25. 28.  
 Kirchenpauer, Dr. 380.  
 Kirchmann, Jul. Herm. v. 546.  
 Kleeroth f. Weyrother.  
 Kleinsteuber, Herm. (nicht Kleinstreuer)  
     513.  
 Kleist, Ad. v. 562.  
 — — Nekow 562. 563. 575. 577.  
 Kintowström, A. v. 14.  
 Klopstock, Victor Ludwig 110.  
 Klüpfel, R. 435.  
 Klutschak, Franz 523. 650.  
 Knight, Charles 529.  
 Knorr, Julius 621.  
 Kobell, Franz v. 538.  
 Koberger, Anton 529.  
 Koch, P. Ch. 387.  
 Köhler, Ministerialdir. 31.  
 Kolb, Friedr. 621.  
 — — Gustav (nicht Georg) 457. 622.  
 — — G. F. 670.  
 König, Friedr., Erfinder der Schnell-  
     presse 269.  
 — — Heinrich 510. 513.  
 — — Robert 674.  
 Körsgen, Zensor 60.  
 Körner, Geh. Ober-Reg.-Rat 244.  
 Kossak, Ernst 553. 568. 663.  
 Köstlin, Reinh. 492.  
 Kozebue, August v. 11. 13. 102. 176.  
     226.  
 Krawani, A. 644.  
 Kretschmar, Ed. 532.  
 Krug, W. Erg. 7. 123. 231.  
 Kruse, Dr. Heinr. 429. 578.  
 Kugler, Franz 491.  
 Kuh, Dr. Emil 632.  
 Kuhn, Aug. 225.  
 Kühne, Gustav 498. 505. 513. 526.  
 Kuranda, Ignaz 483. 523. 632. 645.  
 Kurz, Heinr. 483.  
 — — Herm. 617.  
 Lachmann 339.  
 Landsteiner, Dr. Leopold 632. 641.  
 Lange, Friedr. 80.  
 Langermann, Geh. Ober-Medizinalrat  
     244.  
 Lassalle, Ferdinand 671.  
 Laube, Heinr. 300. 306. 317. 331.  
     459. 492. 498. 501. 508. 524.  
     622.  
 Laßler, Ed. 556.  
 Laun, Fr. 222. 224.  
 Lautenbacher, Dr. F. 310.  
 Lechner, R. 656.  
 Lehmann, Joseph 334. 515.  
 Lehne, Friedr. 142.  
 Leisching, Joh. Christian 110.  
 Leister, J. F. 110.  
 Leitner, R. G. R. v. 292.  
 Lenau, Nikol. 292.  
 Lenz, Ludwig, Med. 381.  
 Leo, Heinr. 320. 457. 489. 490. 493.  
 Lessing, C. F. 269.  
 — — Herm. 557.  
 Lessmann, Daniel 299.  
 Levysohn, Arthur 668.  
 Lewald, Aug. 485. 512.  
 — — Fanny 556.  
 Lex, Dr. 372.  
 Liesching, S. G. 282.  
 Lindau, Wilh. Ad. 394.  
 Lindenau, v., Minister 392.  
 Lindner, F. G. L. 105. 146. 176. 461.  
 List, Friedr. 365.  
 Loebell, Dr. 272.  
 Loeben, D. Graf v. 222.

- Voempe, Dr. 354. 573.  
 Vöbn, Anna 602.  
 Vöhner, Dr. L. v. 632.  
 Vorm, Hyronimus 513.  
 Vossow, F. 539.  
 Vosz, Georg 225.  
 Vöw, Dr. Heinr. 631.  
 Vöwenstein, Rudolf 662.  
 Vöwenthal, Jakob 647.  
 Vubasch, Dr. A. 547.  
 Vuden, Heinrich 106. 171. 228.  
 Vysler, Joh. Peter, Maler 505.
- M**  
 Mahler, Moriz 631. 638.  
 Mahlmann, Aug. 124. 223.  
 Majunke, Paul 668.  
 Mallindrodt, Arnold 54. 368.  
 Malten, Dr. F. 610.  
 Mann, C. C. v. 302.  
 Marbach, Dr. D. G. 492. 514. 598.  
 Marggraff, Herm. 240. 429. 655.  
 Marr, Wilh. 655.  
 Marx, Carl 365. 495. 579.  
 — — A. B. 492.  
 Mathy, Carl 417. 419. 425. 426.  
 435. 483.  
 Matthäi, Ewald 556.  
 Mautner, Ed. 319.  
 Mebold, C. A. 310. 622.  
 Medis, A. 656.  
 Meißner, Alfred 464. 485.  
 Melbold, C. A. 310. 622.  
 Mendelsjohn, Joseph 381.  
 Menzel, Wolfgang 296. 497.  
 Merkel, G. 225.  
 Messenhausen, B., 631.  
 Metsch, Franz 534.  
 Metternich; Fürst 5. 9. 14. 15. 16.  
 19. 32. 232. 256.  
 Mevißen, Gustav 362.  
 Meynert, Dr. Herm. 631.  
 Michaelis, Otto 556.  
 Mittermaier, R. 426.
- M**  
 Mohl, Rob. 435.  
 — — Jul., Orientalist 456.  
 Moltke, Helmuth v. 304. 457.  
 Mommsen, Theod. 591.  
 Montgelaß, bay. Minister 5. 146.  
 185.  
 Möring, Karl 624.  
 Rosen, Julius 510.  
 Mügge, Theod. 510. 553. 554. 554.  
 Müller, Adam 166. 287.  
 — — Friedr. 439.  
 — — Herm. 581.  
 — — Methusalem 127. 223. 524.  
 — — Otto 402. 405.  
 — — Wilhelm 224. 289. 297.  
 Müllner, Adolf 156. 217. 222. 223.  
 227. 290. 304.  
 Mundt, Theod. 317. 331. 498. 505.  
 513. 514.  
 Murhard, Friedr. 116. 212.
- N**  
 Nagels, Ludwig v. 539.  
 Napoleon I. 2. 35. 46.  
 — — III. 565.  
 Nathusius, Phil. v. 355.  
 Neubert, Dr. med., Censor 393.  
 Nicolovius. Ministerialdir. 31.  
 Niebuhr, B. G. 7. 74. 75. 76.  
 Niederhuber, Anton 637.  
 Niemann, Prof. 124.  
 Niemeier, Hofrat 389.  
 Nonne, Dr. Carl Ludwig 106.  
 Nordmann, Joh. 631.  
 Nübling, Ernst 440.
- O**  
 Oberländer, Adolf 539.  
 Obermüller, Wilh. 595.  
 Oelsner, R. G., Publizist 211.  
 Oetler, Fr. 510. 591. 670.  
 Oettinger, Ed. Maria 520.  
 Ofen, Lorenz (nicht Johann Adam)  
 11. 119. 174. 190.

Oldenburg, C. M. 548.  
 Olshausen, Theob. 386.  
 Oppenheim, Dagobert 362.  
 — — S. B. 548.  
 Oppermann, Julius 603.

Paoli, Betty 292.  
 Paulus, S. E. G. 101. 289. 500.  
 Pedretti, Lorenzo 598.  
 Pelz, C. 612.  
 Berthes, Fr. 35.  
 Perz, G. S. 339. 371.  
 Peschel, Oskar Ferd., Geograph 310.  
 Peter, bad. Abgeordneter 422.  
 Pfaff, Dr. Adam 593.  
 Pfeilschifter, Joh. Bapt. 92. 97. 98.  
 206.  
 Pfister, Sebastian 529.  
 Pfizer, Gustav 496.  
 — — Paul 616.  
 Philippi, Dr. Ferd. 399. 482.  
 Philipps, Herausg. d. hist. pol. Bl.  
 478.  
 Pichler, Karoline 221.  
 Pilat, Anton Edler von 152. 164.  
 Pindter, Emil 668.  
 Pinhas, Dr. J. 117. 389. 593.  
 Bocci, Franz 536.  
 Pongras, Dr. 630.  
 Börse, K. L. 45.  
 Portenschlag 225.  
 Poselt, C. L. 212.  
 Pott, F. 492.  
 Prechtler, O. 503.  
 Prella, L. 491.  
 Prince-Smith, John 551.  
 Prus, Rob. 365. 547. 663. 673.  
 Püdler, Fürst 505.  
 Büschel, Ph. Fr. 1.  
 Büttmann, Herausg. d. Rhein. Jahrb.  
 483.

Maabe, Wilhelm 674.  
 Radowiz, Jos. v. 457. 475.  
 Rabel, f. Barnhagen von Ense, Rabel.  
 Ramshorn, Dr., Historiker 399.  
 Rant, Josef 631. 632.  
 Rante, Leop. 478.  
 Rappaport, Moriz 466.  
 Raschmann, Fr. 225.  
 Raumer, v., Wirkl. Geh. Legations=  
 rat 244,  
 — — Friedrich v., Prof. 244.  
 Rave, Dr. B. 361. 367.  
 Rehfues, v., Geh. Reg.-Rat 324. 379.  
 Reichenbach, Moriz 588.  
 Reimer, G. A. 74. 75. 77.  
 Reilstab, Ludwig 270. 457. 552.  
 Renfner, Zensor 73.  
 Retzlag, Karl 548.  
 Rezer, Jos. Freiherr v. 258.  
 Reuter, Friz 316.  
 Richter, Jak. Ferd., Buchhändler 587.  
 Riddlef, F. R. 209.  
 Riehl, W. S. 407.  
 Riemann, Burschenschaftler 12.  
 Riesen, Jac. van 273.  
 Rießer, G. 483.  
 Riffert, Dr. Julius 600.  
 Ring, Max 570.  
 Ringler, M. 655.  
 Robert, Ludwig 297.  
 Rochau, A. v. 655.  
 Rodenberg, Julius 673.  
 Röder-Diersburg, Dr. Ernst Frei=  
 herr v. 402. 404.  
 Roller, C. 655.  
 Rollet, Hermann 464.  
 Ronge, Joh. 399.  
 Röpell, Rich., Historiker 405.  
 Rosenkranz, Karl 348. 492. 501. 505.  
 Rosenthal, S. B. 670.  
 Rötcher, Prof. S. L. 336. 551.  
 Roth, Fr. 157.  
 Röthe, Carl Gotthilf 273.

- Rotted, Carl v. 208. 281. 289. 414.  
 423.  
 Rudhart, Dr. Ign. 147. 259.  
 Ruge, Arnold 332. 424. 489. 514. 548.  
 Rüdert, Friedr. 213. 295.  
 Rüder, Friedr. Aug. 105.  
 Rühß, Fr. 95.  
 Rümelin, G. 615.  
 Runkel, Dr. Martin 367.  
 Ruppikus, Otto 522. 548.  
 Rutenberg, Dr. 364. 554.  
  
 Sachs, Dr., Herausgeb. d. „Cholera-  
 Btg.“ 339.  
 Sack, Generalgouverneur 59. 62. 63.  
 — — Geh. Justizrat, Mitgl. des Ober-  
 Zensur-Kollegiums 244.  
 Sammer, J. 656.  
 Sand, Ludwig 11. 13. 103. 228.  
 Saphir, M. G. 307. 524. 654.  
 Sartori, Franz v. 234. 258.  
 Saß, Dr., Herausg. d. „Ostseebl.“ 385.  
 Schaafhausen, Bankier 29  
 Schadeberg, Dr. Julius 355.  
 Schadow, Joh. G. 224.  
 Schädler, Red. 380.  
 Schall, Carl 272. 309. 345.  
 — — J. C. 656.  
 Schäßler, Dr. Max 547.  
 Scheel, Fr. 670.  
 Scheffel, Victor v. 538.  
 Schenkel, Daniel 492.  
 Scherzer, Karl 631.  
 Schich, Joh. 220. 291. 503.  
 Schilling, Gustav 224.  
 Schindler, Dr. C. C. 631.  
 Schirges, Georg 511.  
 Schlegel, Friedr. 157.  
 Schleiermacher 7. 76.  
 Schlesier, Gustav 568.  
 Schlittgen, Herm. 539.  
 Schmalz, Th. A. S. 5. 7. 52. 182.  
 Schmid, Prof. Carl Ernst 287. 291.  
 Schmidt, A. Adolf 627.  
 — — Alexis 545.  
 — — Julian 486. 557. 652. 668.  
 — — J. B., Hofrat 268.  
 — — Cabanis, Mich. 668.  
 Schneider, Friedr. 535.  
 — — J. 539.  
 — — Louis 524.  
 Schoell, Geh. Ober-Regierungsr. 83.  
 244. 263.  
 Scholz, Wilhelm, Zeichner 660.  
 Schönnemann, J. 654.  
 Schönlein, Herm. 674.  
 Schoppe, Amalie 523.  
 Schott, Sigmund 510.  
 Schrenvogel, Jos. 258.  
 Schröder, Fr. 547.  
 — — W. 373.  
 Schüding, Levin 356. 358. 511.  
 Schudmann, v., Minister 244  
 Schulz, Dr. Heinr. 58. 368.  
 — — Friedr. 267. 336.  
 Schulze, Joh. 36.  
 Schünemann, Gust. Bernh. 382.  
 Schurich, H. 620.  
 Schwab, Gustav 226. 496. 498.  
 Schwarz, A. 658. 663.  
 Schwarzenberg, Friedr. Fürst von 503.  
 Schwarzer, Ernst v. 629. 639.  
 Schweizer, Prof. 11  
 Schwetschke, Dr. Gustav 354. 573.  
 Schwind, Moriz v. 537.  
 Sedlnitzky, Josef v. 257.  
 Seidl, J. G. 292. 503.  
 Seidlich, Dr. Julius 632.  
 Senff, Bertholf, Buchhändler 658.  
 Senfft von Pilsach 563.  
 Severus, Joh. Joseph, Censor 131.  
 Senbold, Fr. 146. 282. 437.  
 Senfried, J. H. v. 225.  
 — — Ferd. 631. 632.  
 Eichenpfeifer, Dr. Ph. Jacob 452.  
 Siegel, Franz Ludwig 601.

Siechen, Dr. Karl 548.  
 Silberstein, Aug. 631.  
 Simrod, Carl 297. 655.  
 Singer, Dr. Ed. 479.  
 Smidt, Bürgermeister v. Bremen 381.  
 Solger, Dr. 548.  
 Sollinger, J. P. 506.  
 Sonnemann, Leopold 670.  
 Spener, Buchhändler 263.  
 Spiegel, Ferd. Aug. 78.  
 Spieler, Dr. S. S. 265. 336.  
 Spindler, Karl 359.  
 Spitzweg, Karl 539.  
 Springer, Anton 673.  
 Stadion, Graf 643.  
 Stagemann, F. A. v. 80. 83. 85. 267.  
 Stahl, Hofkammerrat 68.  
 — — Julius 339.  
 Stahr, Ad. 359. 492. 556.  
 St. Paul, v., Ministerialsekretär 365.  
 367.  
 Staub, Fritz 539.  
 Stauber, Karl 539.  
 Steffens, Fedor 523.  
 Steger, Friedr. 513.  
 Stegmann, R. J. 152. 153. 283. 459.  
 Stein, Freiherr vom 7. 36. 54. 57.  
 — — Dr. Julius 570.  
 Stelzhamer, Franz 503.  
 Sternberg, A. v. 510.  
 Stettenheim, Julius 588. 655.  
 Stieler, Karl 538.  
 Stifter, Adalbert 503.  
 Stinde, Julius 588.  
 Stolle, Ferd. 524.  
 Stord, Dr., Handelschul-Direktor 182.  
 Stöver, Dr., Legationsrat 110. 278.  
 Straube, S. 225.  
 Strauß, David, Fr. 483. 492. 500.  
 505. 614. 673.  
 Streit, Dr. F. W. 477.  
 Stromeyer, Franz 424.  
 Stroussberg, S. 668.

Strube, G. v. 425. 483.  
 Stud, Franz 539.  
 Stuhr, P. F. 491.  
 Sybel, Heinr. v. 235.  
 Symanski, J. D. 226.  
 Szeps, M. 669.  
 Tadden-Triglass 545.  
 Tarnowski, Ladislaus 472.  
 Tausenau, Dr. R. 631.  
 Tempelton, Ed. 556.  
 Thielmann, General v. 30. 36.  
 Thiersch, F. W. 157.  
 Tholuck, Aug. 490. 493.  
 Tiedt, Ludwig 302.  
 Tiestrunk, Joh. Heinr. 89. 276.  
 Tippelskirch, Friedr. v. 355.  
 Treitschke, Heinrich v. 81. 211. 234.  
 415. 673.  
 Trewendt, Ed. 570.  
 Trojan, Johannes 663.  
 Tromitz, A. v. 223.  
 Tschabuschnigg 502.  
 Tuvora, Jof. 631. 638.  
 Tzschoppe, Geh. Reg.-Rat 323. 327.  
 Uhl, F. 632.  
 Uhland, Lud. 216. 433. 616.  
 Ulrich, Titus 556.  
 Unger, Joh. Friedr. 530.  
 — — Joh. Georg 530.  
 Unzelmann, Friedr. 530.  
 Waerst, Freiherr Eugen von 345.  
 Wamhagen von Ense 338. 501. 505.  
 514. 539.  
 — — Rahel 37. 203. 205. 224.  
 Vecchioni, Aug. 621.  
 Velhagen u. Klasing 674.  
 Benedey, Jakob 655.  
 Vilmar, A. F. Ch. 595.  
 Vinde, Oberpräsident v. 182.  
 Vischer, Friedr. 492. 538. 614.

Bliess, Thomas 60.  
 Bogel, Herm. 539.  
 Bogl, J. N. 292. 503.  
 Bogt, N. 225.  
 Boigt, Ch. G. v. 46. 91.  
 Bolbeding, J. E. 531.  
 Bofz, Christ. Daniel 180.  
 — — Graf v. 563.  
  
 Wachsmuth, W. 479.  
 Wagener, Herm. 564.  
 Walbed, Benedikt 264.  
 Walebrode, Ludwig 348.  
 Waiz, Georg 427.  
 Warrens, Ed. 648.  
 Weber, Dr. Felix 534.  
 — — Johann Jakob 530.  
 Weber, Carl Maria v. 167.  
 Wehl, Feodor 523.  
 Wehrenpfennig, M. 673.  
 Weigelt, Carl 89.  
 Weil, Karl 483. 568.  
 Weill, Alex. 510.  
 Weissflog, Karl 223.  
 Weishaar, württemb. Schriftst. 226.  
 Weiß, Matthias 60.  
 Weiser, Ad. 617.  
 Weigel, Joh. 134. 225.  
 Welder, C. Theod. 85. 170. 415.  
 418. 423.  
 — — Gottl. 85.  
 Werburg, Adrian 624.  
 Werner, Zacharias 518.  
 Werthner, Adolf 669.  
 Wessel, kölnischer Publizist 655.  
 Westermann, George 672.  
 Westfalen, Minister von 661.  
 Weßel, Dr. R. F. G. 157.  
 Weyl, Dr. L. 548. 549.

Weyrother, Clemens v. 650.  
 Widemann, Dr. Ed. 310.  
 Wieland, Ludwig 97. 105. 177. 211.  
 231.  
 Wienberg, Rudolf 317. 331. 49.  
 500. 514.  
 Wihl, Ludwig 505. 510.  
 Wildner-Maitzstein, Dr. J. 630.  
 Wilhelm I., Kurfürst 9.  
 Wilhelm, Prinz v. Preußen 23.  
 Wilken, Prof. 244.  
 Wille, Fr., Redakteur 380.  
 Willemer, Joh. Jakob 203. 205.  
 Wimpffen, Major v. 547.  
 Winkler, R. G. Th. (Pseud. Th. Hell  
 223. 299.  
 Wirth, Aug. 447.  
 Witte, Carl, Prof. 355.  
 Wittgenstein, Fürst 7. 29. 31. 32.  
 58. 65.  
 Wittbauer, Friedr. 503.  
 Wisleben, C. D. v. 600. 601.  
 Wohlgemut, J. A. 547.  
 Wolff, Ad. 654.  
 — — Albert, Red. d. Pariser „Zigaro“  
 663.  
 — — Bernh. 554. 557.  
 — — D. L. B. 494.  
 Wolfsohn, Wilh. 673.  
 Woltmann, Ad. 557.  
  
 York, Feldmarschall 7.  
  
 Zabel, F. 553. 554.  
 Zabern, Theod. v. 606.  
 Zang, Aug. 631. 641.  
 Zedlig, Chr. v. 292. 456. 502.  
 Zeise, Heint. 588.  
 Zichy, Graf 13.





Über den in meinem Verlage erschienenen zweiten Band von  
Ludwig Salomons

## Geschichte des deutschen Zeitungswesens,

der die Lage der deutschen Presse während der Fremdherrschaft (1792—1814) schildert, liegen viele im hohen Grade anerkennende Urteile vor, von denen ich nur die folgenden wiedergebe:

**Deutsche Rundschau:** Das Buch ist sehr lebendig geschrieben, fesselt durch das Detail und ermüdet nirgends durch aufgehäuften Ballast. Der Beifall, der dem ersten Bande zu teil wurde, wird auch diesem zweiten nicht fehlen.

**Deutsche Revue:** Dem ersten Bande schließt sich der zweite mit den gleichen Vorzügen an. Beherrschung des weitschichtigen Materials verbindet sich mit fesselnder Form. Auch für sich genommen, bietet der zweite Band höchst anregenden, in sich geschlossenen Inhalt. Es ist ein wichtiger Beitrag zur allgemeinen politischen und kulturellen Geschichte Deutschlands in der Zeit Napoleons, dessen unerhörte Herrschermacht und grenzenlose Willkür aus diesen Blättern klarer erhellen, als aus mancher Kriegs- und Diplomaten-geschichte.

**Das literarische Echo** (am Schluß eines längeren Artikels von Dr. Paul Holzhausen): Die treffliche, klare und übersichtliche Anordnung und die fesselnde Darstellung machen das Buch zu einer angenehmen Lektüre, die den Leser über die Stunden hinwegtäuscht, bis er merkt, welche reiche Frucht sie ihm gebracht haben.

**Allgemeines Literaturblatt:** Von dem Lichte des Zeitungswesens aus nehmen sich mancherlei Zustände in den deutschen Staaten (während der Fremdherrschaft) noch weit erbärmlicher aus als sonst, und man wird gerade diese Beleuchtungseffekte bei der künftigen historischen Beurteilung beachten müssen.

**Illustrierte Zeitung (Leipziger):** Ludwig Salomon hat den von ihm angehäuften Stoff in lichtvoller und anregender Darstellung so künstlerisch gruppiert und so interessant gestaltet, daß sich sein Werk, obschon es auf streng wissenschaftlicher Grundlage beruht, wie ein spannender Roman liest. In sechs erschöpfenden Kapiteln entwirft der Verfasser ein anschauliches Bild von der deutschen Presse unter der Fremdherrschaft.

**Berliner Neueste Nachrichten:** Selten ist mir ein interessanteres Buch in die Hände gekommen, als dies auf drei Bände berechnete Werk Ludwig

